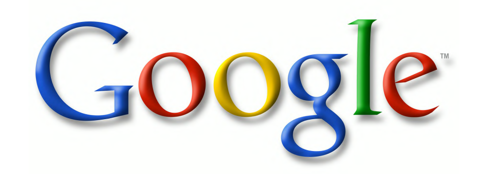


Roßbach und Jena.

Studien

über die Zustände und das geistige Leben

in der Preußischen Armee

rend der Uebergangszeit vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert

von

Colmar Frhr. v. d. Goltz,

Major im Generalstabe.

Motto: [illegible]

Mit 2 Schlachtplänen.

Berlin 1883.

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68. 70.





Roßbach und Jena.

Studien

über die Zustände und das geistige Leben

in der Preußischen Armee

während der Uebergangszeit vom XVIII. zum XIX. Jahrhundert

von

Colmar Frhr. v. d. Goltz,
Major im Generalstabe.

Motto: Es ist leichter, Alles ausschließlich einer höheren Fügung zuzuschreiben und zu überlassen, um ungestört in Schlummer fortzuwandeln, als die Vergangenheit zu prüfen, um zu erkennen, wodurch wir uns Unfälle zugezogen haben, und dieselben zu vermeiden, indem man die Gegenwart würdigt und für die Zukunft vorbereitet.

Erzherzog Karl.

Mit 2 Schlachtplänen.

Berlin 1883.
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Kochstraße 69. 70.

Besonderer Abdruck aus den Beiheften zum Militär-Wochenblatt 1882 u. 1883.

Seit einem Jahrzehnt war die Theilnahme der militärischen Welt fast ausschließlich den Vorgängen des Deutsch-Französischen Krieges zugewendet. Erst in neuerer Zeit kehrt das Interesse wieder zu älteren Zeiten zurück. Keine fesselt dabei den Blick so sehr, als die der schwersten Prüfung, welche dem Vaterlande bisher auferlegt war.

Die Katastrophe von 1806 folgte einer Periode, in welcher Preußen, ähnlich wie Deutschland heute, im höchsten Glanze dastand, in der sein Heer das Vorbild für Europa geworden war und sein Waffenruhm unauslöschlich erschien. Der jähe Wechsel des Glücks, welcher damals eintrat, erinnert daran, daß Rückschläge auch dem Starken nicht erspart bleiben, wenn er sich im Besitze bewährter Kraft allzu sicher fühlt.

Während die äußeren Ursachen der großen Niederlage vielfache Beleuchtung erfahren haben, regt sich jetzt das Bedürfniß, den geheimen Einflüssen nachzuspüren, welche den Staat Friedrichs des Einzigen in wenigen Jahrzehnten dem Abgrunde zuführten. Niemals sind bedeutende nationale Unfälle die Folge plötzlich eintretender Wirkungen gewesen; sie haben sich fast regelmäßig lange vorbereitet. Die Spuren vorangegangener Krankheiten lassen sich entdecken, und in ihrer Erforschung liegt das Lehrreiche für die Zukunft.

Die Periode von Jena und Auerstädt ist bisher nicht mit voller Leidenschaftslosigkeit betrachtet worden. Erst jetzt kann dies geschehen, wo die damals über das Vaterland hereingebrochene Schmach durch einen glänzenden Sieg getilgt worden ist, den es allein, ohne mächtige Bundesgenossen, wie sie ihm 1813—1815 zur Seite standen, über den alten Gegner erstritt.

*

Die Untersuchung führt dabei zugleich in die merkwürdige Vorgeschichte des nach dem Unglück von 1806 eintretenden Reformwerks hinein, welches sich schon seit dem Tode des großen Königs vorbereitete und nur durch den Einfall des Feindes unterbrochen wurde. In dieser Hinsicht fördern die vorliegenden Blätter zum ersten Male manche bislang noch nicht bekannte Thatsache ans Licht, welche dennoch beachtenswerth ist und zu einer gerechten Beurtheilung unserer dem Feinde unterlegenen Väter beitragen wird.

Nachtrag.

Seite 13 ist irrthümlich die Besetzung der Raschhausener Brücke durch die Franzosen auf den Abend des 12. Oktober 1806 verlegt, während dieselbe erst in der Nacht vom 13. zum 14. erfolgte.

Inhalt.

Seite

Anhang.

(Belagstücke.)

I.

Einleitung.

Nur die kurze Strecke von sechs Deutschen Meilen trennt die Wahlstatt von Roßbach und die von Jena.

Zeitlich liegen die beiden dort geschlagenen Schlachten ein halbes Jahrhundert auseinander, aber wie gering wird dieser Abstand dem rückwärts gekehrten Blick des Forschers erscheinen, wenn er einst den Wandel der Geschicke Preußens und seines Heeres von Roßbach über Jena bis Sedan verfolgt.

Zwischen diesen Marksteinen eines jähen Wechsels von Sieg und Niederlage sehen freilich **wir** noch alle die Stufen, welche solche Gegensätze vermitteln und erklären. Nicht die Kriege sind es, welche Preußen seit dem Tage vom Janushügel bis zu dem am Landgrafenberge geführt hat, sondern die Wirkungen des gewaltigen Umschwunges, welcher sich während dieses Zeitabschnitts außerhalb vollzog und dem unser Vaterland nicht gefolgt war.

Fast mühelos wurde mit schwachen Kräften bei Roßbach der glänzende Sieg errungen, und trotz günstigerer Stärkeverhältnisse erlag das Heer aus des großen Königs Schule bei Jena den neu gestalteten Schaaren desselben Gegners. Ja es wurde an einem einzigen Tage zertrümmert, so daß die Monarchie fast waffenlos zu den Füßen des übermüthigen Feindes lag.

Die Frage, wie dies möglich war, kann heute, wo so viel Sonnenschein der kurzen Nacht des nationalen Unglücks gefolgt ist, leichteren Herzens als früher erörtert werden.

Ist es doch, als sei von der einzigen Katastrophe, die Preußen erlebte, nur Segen ausgegangen; denn der Staat wurde durch sie von dem bedenklichen halbsarmatischen Karakter befreit, den er durch die Polnischen Erwerbungen gewonnen hatte, und zurückgeführt in die Bahnen rein Deutscher Entwicklung und Deutschnationaler Politik, in der er seither seine Aufgabe mit Glück und Ruhm gelöst hat. —

Allgemein geschichtlich ist die Frage, wie es zu dem tiefen Falle Preußens von 1806 gekommen, längst eingehend beantwortet. Vor Kurzem noch hat Heinrich v. Treitschke die Ursachen in trefflicher Entwicklung dargelegt.*)

*) Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert. Leipzig 1879.

Hinter dem trügerischen Schirm der Neutralität hatte das Preußische Volk mit philosophischer Ruhe den Veränderungen zugesehen, die sich seit 1796 in Europa vollzogen. Zufrieden mit einer materiell sehr glücklichen Lage, in seiner politischen Thatkraft gelähmt durch das Andenken alten Ruhms, der wie ein mühsam erworbener Schatz sorgsam gehütet wurde, wollte es wohl mit der Zeit mitgehen, aber in Züchten, ohne gewaltsamen Umsturz, ohne große Opfer, ohne kräftige Selbstthätigkeit, nur geleitet durch seinen Königlichen Reformator, der sich gleich nach der Thronbesteigung voll ernster Wünsche ans Werk gemacht. Die Rücksicht auf einen erschöpften Staatsschatz, eine Schuldenlast, welche man, die haushälterische Sparsamkeit alter Zeiten im Sinn, für sehr groß hielt, mäßigte den Fortschritt. So konnte es nur zu halben Maßregeln kommen, während draußen die Zeit auf Sturmesflügeln forteilte, ganz neue Gebilde schuf und gleichsam über Nacht ein Weltreich entstehen ließ, von dessen Kraft man sich nichts träumen ließ.

„Dergestalt war auf allen Gebieten des politischen Lebens das Alte noch nicht zerstört, das Neue noch nicht entwickelt. Der Staat hatte an Karakter verloren, was er an humaner Milde gewonnen, er schien wie ein noch im Verfalle mächtiger Gothischer Bau, dem zaghafte Hände da und dort ein niedliches zopfiges Thürmchen aufgesetzt hatten."*) Schon aber brach das Unheil wie eine Sturzwelle herein und brachte von außen die gewaltsame Umwälzung, welche man sorgsam vom Vaterhause hatte fern halten wollen, in dem es sich so bequem wohnte. Die besten Absichten und die nützlichsten Anfänge wurden mitten im Werden unerwartet vernichtet. Es hatte keineswegs die Empfänglichkeit für Neues gefehlt. „Im Einzelnen ist während dieses Jahrzehntes der halben Anläufe und der wohlgemeinten Versuche manches Gute geschehen."**) Aber die Täuschung war geblieben, daß es noch Zeit sei für den Genuß und für friedselige Weiterentwickelung. „Handel und Wissenschaften blühten —" so schildert Clausewitz jene Zeit, „eine gelinde liberale Regierung gestattete dem Einzelnen eine große Freiheit des Lebens, und die ganze Nationalthätigkeit schritt ruhig zu größerem Wohlstande fort...." „Hätte Preußen in beständigem Frieden fortvegetiren können, so würde man keine Mängel gespürt haben."***)

Dabei war die politische Aufgabe, welche der Staat hätte erfüllen müssen, um sich auf seiner Höhe zu halten, eine sehr schwierige, vielleicht eine unlösbare. Durch die Energie seiner Herrscher war Preußen aus einem Konglomerat von Gebietstrümmern zusammengefügt worden und hatte sich unter glücklichen Feldherren gegen überlegene Feinde behauptet. Mit Friedrich dem Großen

*) H. v. Treitschke, I. 160.

**) H. v. Treitschke I. 158.

***) Karl v. Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsarchiv des großen Generalstabes A. c. 9 II.

hatte es angefangen, eine Rolle unter den Mächten ersten Ranges zu spielen, während sein Flächenraum und seine Volksmenge kaum ein Viertel so groß war, wie die der anderen. Friedrichs Ruf als General, die Weisheit und Wirthschaftlichkeit seiner Staatsverwaltung, die Stärke und Geübtheit seines Heeres waren die eigentlichen Faktoren, mit denen er wirkte. Trotz seines Ansehens aber hatte er eine gewandte und schlaue Politik brauchen müssen, um sich in dieser künstlichen Stellung zu halten. Auch der große Kurfürst war ein ähnlicher Mann gewesen, und man kann wohl sagen, daß Preußen seine Größe einer solchen Politik verdankt. Allein diese ist ein gefährliches Ding. Sie setzt eine ungewöhnliche Entschlossenheit und Stärke voraus, „denn ohne uns zu fürchten, werden uns die Leute niemals erlauben, sie ungestraft zu überlisten." *)

Mit Friedrichs Tode schwanden nach und nach jene moralischen Faktoren, und es blieb am Ende nichts, als der Nimbus einer in allen militärischen Tugenden excellirenden Armee.

„Fragt man sich" — so erklärt Clausewitz — „was an die Stelle jener listigen und wechselvollen Politik hätte treten können, die allein von der Kraft und dem Talent unternehmender Fürsten mit Glück gebraucht werden konnte, um Preußen auf seiner Höhe zu erhalten und seine künstliche Stellung einigermaßen in eine natürliche zu verwandeln, so ist es große Sparsamkeit und Strenge in der Verwaltung, fortdauernde Aufmerksamkeit und Anstrengung im Militärstaat und nach außen hin ein offenes ehrliches aber kräftiges Benehmen, immer zeigend, daß man die Gefahr nicht scheut, unter der man groß geworden war."

„Preußen mit den 10 Millionen Einwohnern, welche es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts besaß, hätte von selbst aus der Reihe der Mächte zweiten Ranges hervorragen müssen, und es wäre ihm leichter geworden, seinen Platz unter den ersten zu behaupten, als Eifersucht und Neid durch die große Gefahr im Westen von ihm abgelenkt wurde."

Das ist sicherlich richtig. Aber die Französische Revolution schuf für die Großmächte der Zukunft eine neue Grundlage, die frei verfügbare nationale Kraft. Preußen hätte, um einigermaßen Schritt zu halten, auf diese Bahn folgen müssen, und das war im Augenblick ein übles Ding. Ein Drittheil seiner Bevölkerung bestand aus Polen, von denen die meisten erst seit Kurzem der Preußischen Krone angehörten. Es hätte also gerade jetzt der ungestörten Fortdauer des alten straffen autokratischen Regiments bedurft, um erst aus dem Ganzen eine Einheit zu machen.

Dann ist auch leicht zu ermessen, wie schwer es dem landesväterlichen Herzen fallen mußte, den blühenden Staat mit seinem glücklichen Volke den

*) Clausewitz, Nachrichten.

Wechselfällen einer solchen von Wagnissen begleiteten Politik preiszugeben, um so mehr, als diese doch nur die Möglichkeit, nicht die Sicherheit des Erfolges bot. Freilich hat die Geschichte gelehrt, daß die Kühnheit damals eine bessere Vorsicht gewesen wäre, als die Zurückhaltung der Neutralität, aber das hat doch erst eine spätere Zeit nach ganz überraschenden Erfahrungen erkennen können.

So war denn eine Staatsreform im großen Stile unterblieben und auch auf die thätige politische Rolle bald verzichtet worden.

Aehnliche Erscheinungen sind auf dem engeren Gebiete des Heerwesens wahrzunehmen.

Aber ehe wir dasselbe betreten, sei es gestattet, die Vorgänge der beiden Schlachten von Roßbach und Jena noch einmal vor unserem Blick vorüberziehen zu lassen. Sie sollen dabei nur so weit berührt werden, als sie den Karakter der im Kampfe stehenden Preußischen Heere mit auffälligen Strichen zeichnen.

II.

Die beiden Schlachten.

Eng zusammengedrängt, die Kompagniegassen seiner Zeltenstadt schmaler als sonst gereiht, lagerte König Friedrichs kleines Heer am 5. November 1757 zwischen Bedra und Roßbach, den Leiba-Bach mit seinen weichen Ufern schützend vor der Front. Es zählte nicht mehr als 21 600 Streiter, wovon 16 000 dem Fußvolk, 5600 der Reiterei angehörten. Die letzten Erinnerungen dieser Armee knüpften sich an die blutige Niederlage von Kolin, an den Rückzug aus Böhmen, an die spannungsvollen Tage von Zittau, die Eilmärsche, welche Haddicks Zug nach Berlin nothwendig gemacht, sowie an das lange vergebliche Harren auf die Wiederkehr des Glücks in Thüringen und an der Saale. Aus Schlesien kam gerade jetzt eine Unglücksbotschaft über die andere.

Gegenüber auf den beherrschenden Hügeln zwischen Mücheln und Branderode stand das Heer der Verbündeten, nach allen Entsendungen noch etwa 50 000 Mann stark. Seinen Kern bildeten 35 000 Franzosen, Truppen, die im Oesterreichischen Erbfolgekriege unter berühmten Generalen manchen Lorbeer errungen. Ihren Führer von Roßbach schildert die Galerie des Aristocrates militaires*) mit folgenden Worten: „Der Prinz von Soubise ist der Schwieger-

*) Neues militärisches Journal V, 131.

vater des Prinzen von Condé, Freund des Königs und der reichste Herr in Frankreich. Er ist großmüthig und hat mehrere bürgerliche Tugenden, die seiner Geburt Ehre machen. Als Befehlshaber ist er tapfer, unermüdet, uneigennützig, genau in der Disziplin, aber unwissend und für sich eingenommen. Seine Pläne greifen weit aus, aber sie sind nicht hinreichend durchdacht." Es stand also kein ausgezeichneter Feldherr, aber doch auch nicht die Spottfigur an der Spitze des Heeres, die der Volksmund nach der Niederlage aus dem Prinzen machte. Von dem andern Führer der Verbündeten, dem Prinzen von Hildburghausen, ist uns allerdings König Friedrichs herbes Urtheil bekannt, daß er ihn „vor einen Narren tractirte", aber die Seinen haben ihn für einen tapferen und umsichtigen Mann gehalten.

So darf man wohl sagen, daß am Morgen jenes 5. November die Verhältnisse für die Preußen sehr ernst waren. Zum wenigsten lagen keinerlei günstige Bedingungen für sie vor. Sie hatten alles nur von ihrem Muthe, ihrer Mannszucht und dem Glück des großen Königs zu erwarten.

Auf dem Schortauer Hügel, der Friedrichs Lager um etwa 60 Fuß überragt, von demselben nur 3000 Schritt entfernt, es vollkommen überblickend, stand General Graf St. Germain seit der neunten Morgenstunde mit einem Korps von 8000 Mann. Er hatte die Preußen zu beobachten und die Bewegungen der eigenen Armee zu sichern.

Diese begann um 11 Uhr vormittags ihren Rechtsabmarsch. In der Absicht ihrer Feldherrn lag es bekanntlich, des Königs schutzlose linke Flanke südlich Roßbach zu umgehen und einen glücklichen Augenblick zum Angriff auf das kleine Heer zu benutzen. Der Grund von Branderode wurde daher durchschritten, die Höhe von Pettstädt von der Kavallerie erstiegen und der Marsch in östlicher Richtung fortgesetzt.

Bald war der König von der Bewegung des Gegners unterrichtet. Aber er hielt sie anfangs für einen Rückzug gegen die Unstrut, wo die Verbündeten zahlreiche Vorkehrungen für den Schutz der Uebergänge getroffen hatten. St. Germains Korps sah er für eine Arrieregarde an. Sie sollte wenigstens nach des Königs Absicht die Kosten des Tages tragen, wenn auch die sehnlich erwünschte Gelegenheit zu einem großen Entscheidungsschlage abermals hinausgeschoben schien. 6000 Mann Infanterie und 3000 Preußische Reiter wurden bestimmt, St. Germain anzugreifen, sobald das Gros der verbündeten Armee weit genug war, um nicht mehr unterstützen zu können.

Während Friedrich sich in Roßbach zu Tisch setzte, hielt sein Adjutant, Kapitän Gaudi, auf dem Boden des Schlosses Wache, um den rechten Augenblick zu erspähen. Er sah die feindlichen Kolonnenspitzen nach vorübergehendem Halt auf den Höhen von Pettstädt auftauchen und sich, statt südlich zur Unstrut abzuziehen, östlich gegen Reichertswerben wenden. Mit nicht geringer

Sorge erkannte er seines Königs Lage; denn während die Masse des feindlichen Heeres diesen zu umklammern drohte, stand St. Germain noch immer vor der Front. Nur kurze Zeit und die kleine Armee mußte, wenn der Gegner zugriff, in bedenklicher Weise zwischen zwei Feuer gerathen.

Gaudis eilige Meldung fand beim Könige keinen Glauben. Friedrich stieg selbst auf den Schloßboden. Aber gerade jetzt war bei Pettstädt nur feindliche Reiterei zu erblicken, und Gaudi erzählt, daß er ob seiner Besorgniß die ungnädigsten Ausdrücke habe hören müssen. Erst nach einiger Zeit erschien auch die Infanterie auf der Höhe am Luftschiff.

Nun schwanden die Zweifel. Der sonst so langsame Gegner hatte mit seinem Entschlusse den König überrascht; die Gefahr war dringend, unverzügliches Handeln nothwendig. In der That verstrich auch kein Augenblick mehr ungenützt. Ebenso geschickt als schnell wußte Friedrich der bedrohlichen Absicht des Feindes zu begegnen. „An dem Tage dieser Bataille konnte man ihn in seiner wahren Größe sehen.“ *) Sein Entschluß stand sofort fest, nicht in der Vertheidigung abzuwarten, nicht sich nur aus der Schlinge zu ziehen, sondern St. Germain auf der Schortauer Höhe zu beobachten, der Bewegung der feindlichen Armee aber zuvorzukommen und sie durch einen überraschenden Schlag gegen ihre Tete über den Haufen zu werfen. Um 2¼ Uhr hatte die Scene auf dem Schloßboden gespielt, um 2½ Uhr brach die Preußische Armee auf. Bei Schortau blieben sieben Eskadrons Husaren und das Freibataillon Mayr stehen; 33 Schwadronen, in zwei Treffen formirt, nahmen unter Seydlitz' Führung die Spitze, die Armee folgte, divisionsweise links abschwenkend, hinter dem Janushügel fort nach Osten. Dieser Hügel hatte im Rücken des Lagers gelegen. Er ist nicht bedeutend, wenn auch Kayna und Braunsdorf an 60 Fuß tiefer liegen, als seine höchste Linie. Die Böschung dorthin senkt sich 2000 Schritt weit ganz flach hinab und die Neigung läßt sich kaum erkennen. Auch bewegte sich die Preußische Armee auf deren oberem Theile hin. Allein dies genügte doch, sie eben zu verdecken. Gegen die Einsicht des Feindes schützten außerdem 5 Schwadronen Husaren, welche vorwitzige Reiterpatrouillen zurückwiesen. Nur die Führer ritten auf der Krete entlang.

Südlich überragen die Höhen von Pettstädt den Janushügel um 80 Fuß. Von dort aus rekognoszirten die feindlichen Generale seit 2 Uhr nachmittags. Der Gedanke, einen Angriff zu wagen, für welchen erst noch das freiere Gelände zwischen Lunstädt und Reichertswerben gewonnen werden mußte, wurde im Französischen Hauptquartier schwankend. Er blieb aber fest bei dem Prinzen von Hildburghausen, der, schon weiter vorangeeilt, wieder zurückkehrte

---

*) Gaudis Journal.

und alle Zweifel mit den verletzenden Worten hob: „Da sieht man, wie Ihr Herren Franzosen seid! wenn der Feind vorrückt, zieht Ihr Euch zurück, und wenn es sich darum handelt, auf ihn loszugehen, macht Ihr Halt!" Weiter ging also der Marsch.

Drüben beim Preußischen Lager aber sah man Wunderbares sich ereignen. Die Reiterschaaren des Königs waren bald im welligen Gelände untergetaucht, die Zelte des Lagers verschwunden wie eine plötzlich niedergeworfene Theaterdekoration; die Infanterie folgte. Alles zog, wie man deutlich unterschied, ostwärts; das war der Weg nach Merseburg, zur Saale und zum Rückzuge. Dorthin dem König zuvorzukommen oder doch seine Arrieregarde beim Flußübergange in die äußerste Bedrängniß zu bringen, schien jetzt die Aufgabe der Verbündeten zu sein, die ihren Marsch beschleunigten. Bei Reichertswerben stiegen die Spitzen bereits ebenso tief hinab, als der Janushügel liegt. Nach Osten senkt sich das Gelände allmälig noch um 20 Fuß. Dort hat man dann die flache Welle des Pölzenhügel vor sich, der auf etwa 1000 Schritt Entfernung den Gesichtskreis abschließt.

Hier wollte Hildburghausen die an der Spitze der großen Kolonne vorrückende Kavallerie, 37 Eskadrons, aufmarschiren lassen, aber auf dem Janushügel waren nur noch einzelne Reiter zu entdecken. Ein hoher Französischer Offizier brachte die Nachricht: „daß vom Feinde keine Katze mehr sichtbar sei." Die Vorsichtsmaßregel unterblieb.

Urplötzlich jedoch änderte sich das Bild. Auf der sanften Abdachung vom Janus- gegen den Pölzenhügel hin*) tauchte unerwartet eine an 1300 bis 1400 Schritt breite Wand Preußischer Reiter auf und stürzte sich, „mit einer unglaublichen Geschwindigkeit", wie Französische Berichte versichern, den noch nicht entwickelten Kolonnen entgegen. Zugleich aber erschien zur Linken auf dem Janushügel, wenig über tausend Schritt entfernt, König Friedrichs schwere Artillerie, 18 Stücke zählend, und schleuderte ihre Geschosse in die überraschten feindlichen Schwadronen hinein.

Glücklich waren alle Vorbereitungen zu diesem Scenenwechsel verborgen geblieben.

Seydlitz hatte seine Reiter auf zwei Glieder gestellt, um längere Fronten bilden zu können. Die Infanterie war in zwei Treffen gefolgt. Neben der Kolonne des ersten Treffens, also auf der Frontseite, marschirte die schwere Artillerie unter dem Obersten Moller. So hatte sich der verdeckte Flankenmarsch hingezogen, bis Seydlitz gewahrte, daß seine Reitermasse schon im Stande sei, den Gegner zu umfassen. Dann waren beide Treffen eingeschwenkt und ohne Zögern zur Attacke angeritten, während Seydlitz selbst die Richtung

---

*) Der Pölzenhügel bildet keine Kuppe, sondern nur eine vorspringende Terrasse vor dem Ostende des Janushügels.

des Chocs bezeichnete. In demselben Augenblicke hatte auf des Königs Befehl auch die Artillerie ihr Feuer eröffnet.

Das glückliche Zusammentreffen beider Handlungen wurde von erstaunlicher Wirkung. Es entschied die Schlacht im Augenblicke ihrer Einleitung.

Die Kavalleriemasse der Verbündeten, jetzt ganz in der Tiefe befindlich, kam nicht mehr zur Entwickelung. Nur einige Schwadronen konnten aufmarschiren, und in wirrem Durcheinander wurde die unbehülfliche Masse von dem Stoße getroffen. Sechs Schwadronen Französischer Husaren, welche den Marsch gesichert, griffen zwar noch ein; zehn andere Eskadrons, die unter dem Herzoge von Broglie zwischen den Treffen der Infanterie marschirt waren, kamen heran. Aber Seydlitz' Schnelligkeit machte jeden Versuch der Rettung unfruchtbar. Nur vorübergehend sah sich sein erstes Treffen etwas zurückgedrängt; das zweite war gleich zur Hand, auch seine Husaren hatten sich angeschlossen, und der Sieg wurde schnell entschieden. Die auf 53 Schwadronen angewachsene verbündete Reiterei wurde geworfen und jagte, hitzig verfolgt, dicht westlich an Reichertswerben vorüber, der Unstrut zu. Noch führte Prinz Soubise vom linken Flügel her 8 Schwadronen Französischer Reiter im vollen Galopp heran, die entschlossen zum Angriff vorgingen. Aber auch sie konnten die günstige Wendung nicht mehr herbeiführen, sondern wurden nach kurzem Kampfe den Uebrigen nach ins Weite getrieben.

Inzwischen war auch die Bewegung der Preußischen Infanterie keinen Augenblick ins Stocken gerathen. Beide Treffen, 18 Bataillone im ersten, 6 im zweiten,*) waren zur Front eingeschwenkt, und der König ließ sie mit Bataillonsechelons vom linken Flügel gegen Reichertswerben vorrücken, während der rechte Flügel bei Lunstädt zurückgehalten wurde. So entstand aus der anfangs gegen Süden gekehrten Front allmälig eine in der Linie Lunstädt—Reichertswerben gegen Westen gewendete.

Wohl war die Französische schwere Artillerie, an 30 Geschütze stark, auf der Höhe südöstlich Nallendorf in Stellung gebracht worden, aber ihr Feuer blieb wirkungslos. Es schädigte weder die Preußische Artillerie, von der über den Kamm hinweg nur die Mündungen und die obersten Theile der Räder zu sehen waren, in ernsthafter Weise, noch hielt es die vorrückenden Bataillone auf. Deren Linie kam näher und näher heran, und selbst die schweren Stücke des Obersten Moller machten die Bewegung mit. Der Prinz von Hildburghausen ritt zur Französischen Infanterie zurück, welche auf 1200 Schritte Abstand der Reiterei gefolgt war. Ihre Offiziere versicherten, sie würden den Janushügel nunmehr mit dem Bajonett stürmen. Die vorderen Brigaden rückten auch entschlossen vor, die Bataillone zum Theil in Kolonne. Aber es fehlte an Ordnung, die Reserve schob sich zwischen das erste und zweite Treffen hinein und, obgleich die Teten ein wenig nach den Seiten hinausschwenkten,

*) Zwei in den Flanken.

fehlte es doch an Raum zur Entwickelung. Bald geriethen die dichten Massen in den Feuerkreis, den der linke Flügel der Preußischen Infanterie schon um sie zu bilden begann. Zwar rückten sie noch, ohne einen Schuß zu thun, bis auf 50 Schritt an die avancirenden Linien Friedrichs heran. Dann aber verloren auch sie den Halt, machten Kehrt und eilten zurück, die folgenden Truppen mit sich fortreißend.

Inzwischen hatten sich Seydlitz' Schwadronen bei Tagewerben wieder geordnet, Front gegen des Feindes Rücken. Von neuem ritten sie zur Attacke an, diesmal gegen die eben geworfene Infanterie. Einige Bataillone suchten vergeblich sie aufzuhalten. Unwiderstehlich brachen die Preußischen Reiter ein und vervollständigten die Niederlage. An Obschütz und Markröhlitz vorüber wurde das Französische Fußvolk der fliehenden Kavallerie nachgejagt.

Die Reichsinfanterie des verbündeten Heeres war neben den Franzosen südlich Lunstädt aufmarschirt, hatte sich aber zum Theile bald aus dem Staube gemacht; während eine Anzahl ihrer Bataillone auf dem Kampfplatze stehen blieb, ohne in das Gefecht einzugreifen. Sie sicherten schließlich die Flucht des Heeres.

Graf St. Germain sah eine Zeit lang die Bewegungen der Preußen von seiner Höhe aus mit an. Statt den Schortauer Hügel hinabzusteigen, das Freibataillon Mayr nebst den Husaren zu vertreiben und sich auf des Königs rechten Flügel zu werfen, war er hinter der eigenen Armee hermarschirt und hatte etwa ein Drittheil des Weges zurückgelegt, ehe der erste Kanonenschuß fiel. Dennoch kam er nur noch zeitig genug, um einiges für Deckung des Rückzuges zu thun. „Herr von St. Germain führte die Arrieregarde mit vieler Ordnung und Klugheit", sagt der Französische Bericht, aber St. Germain selbst setzte ehrlich die Bemerkung hinzu: „niemals war größere Unordnung und weniger guter Wille." Es ist bekannt und bedarf keiner weiteren Darstellung, wie vollkommen die Auflösung der geschlagenen Armee war. Sie verschwand vom Kriegsschauplatze.

„Eilen wir die Ehre der Nation zu retten und werfen wir alle Schuld auf die Reichsarmee", schrieb Prinz Soubise dem Kriegsminister. In der That hatten die Französischen Truppen mehr gethan und sich in weit besserer Haltung gezeigt, als die Kontingente der Deutschen Kreise, aber dennoch war auch ihr Widerstand kraftlos genug gewesen. Er hatte den König nur wenige Hundert Mann gekostet, während der Feind Tausende verlor und 72 Geschütze, 22 Feldzeichen sowie seinen reichen Troß dem Sieger überließ. Die Schlacht währte nicht anderthalb Stunden, das Infanteriegefecht nur 15 Minuten. Zwei Preußische Bataillone hatten 12 bis 15 Patronen verfeuert, fünf andere weniger, die übrigen gar nichts. Friedrichs weltberühmter Sieg hätte — nach heutigem Maße gemessen — kaum zwei Infanterie-Munitionswagen geleert.

Gewiß ward niemals ein Streit unter schwierigen Verhältnissen mit leichterem und glänzenderem Erfolge entschieden.

Wie anders ist das Bild von Jena.

Der am 24. und 25. September 1806 im Königlichen Hauptquartier zu Naumburg gefaßte Entschluß, das Mißverhältniß der Kräfte Preußens gegenüber denen Napoleons durch eine Offensive auszugleichen, war leider durch die Einschränkung unwirksam geworden, daß die Feindseligkeiten nicht vor dem 8. Oktober beginnen sollten. An diesem Tage erst verlangte das Preußische Ultimatum des Kaisers Entscheidung. Der schwache Schimmer einer Hoffnung, daß der Friede noch erhalten werden könne, hatte hingereicht, um den überlangen Aufschub herbeizuführen. Müffling erzählt, daß Lucchesini, aus Paris in Naumburg anlangend, dem Oberbefehlshaber, Herzog von Braunschweig, auf die Frage nach Napoleons Absichten antwortete: „Monseigneur il ne fera jamais l'agresseur, jamais, jamais!“ und daß bei diesen Worten der Ausdruck innerer Zufriedenheit des Feldherrn Antlitz überzogen habe. Sind nun auch Müfflings Erinnerungen lange nach dem Kriege niedergeschrieben, erheben sich gerade an dieser Stelle besondere Zweifel,*) so lassen doch zahlreiche andere Symptome, am meisten aber das ganze Verfahren des Herzogs deutlich erkennen, daß der Wunsch, den Krieg zu vermeiden, in ihm kräftiger war, als der Gedanke, ihn durch kühne Offensive in günstige Bahnen zu lenken. Ueberdies kostete die Absicht, die Armee nicht auf den kürzesten Wegen, sondern über den Thüringer Wald nach Franken debouchiren zu lassen, mehrere Tage. So kam es denn, daß Napoleon längst im Vormarsch über Hof nach Sachsen war, als die Preußische Armee noch am Nordfuß des Thüringer Waldes und nur mit den Spitzen in den Bergengen stand, durch welche sie zum Ueberfall des Feindes hatte vordringen wollen. Der von Hof aus vor dem Kaiser zurückweichende General Graf Tauenzien wurde, nur 8000 Mann stark, am 9. Oktober bei Schleiz geworfen. Am Tage darauf erlag Prinz Louis Ferdinand mit 9000 Mann von der Hohenloheschen Armee bei Saalfeld, und Napoleon setzte seine Bewegung in der allgemeinen Richtung auf Gera und Zeitz fort. Anfänglich sehr im Unklaren über die Maßnahmen seiner Gegner, erkannte er doch noch rechtzeitig, daß die Preußische Armee hinter der Saale zu suchen sei. Er vermuthete sie in voller Stärke von 150 000 Mann bei Jena, aber im Begriff auf Magdeburg abzumarschiren, und schwenkte nun gegen Naumburg und Jena hin links ein. Unter leichten Gefechten gelang es ihm, die Preußischen Vorposten bei Jena zurückzuwerfen, den Saale-Thalgrund zu gewinnen und den Landgrafenberg, einen das Saalethal um 400 Fuß überragenden Vorsprung, zu besetzen. In der Nacht vom 13. zum 14. Oktober standen die Marschälle Bernadotte und Davout in der Gegend von Naumburg, Marschall Lannes und die Garden unter Lefebvre bei Jena auf dem Land-

*) Vergl. die weiter unten folgenden Mittheilungen aus Lucchesinis amtlichen Berichten.

grafenberge, Augereau auf dem Galgenberge dicht an der Stadt, Ney und Soult am rechten Saale-Ufer, mit ihren Avantgarden bis an Jena reichend. Die beiden Heeresgruppen von Naumburg und Jena verband die Kavallerie des Großherzogs von Berg bei Camburg und Dornburg. Die Armee des Kaisers zählte mindestens 160 000 Streiter. Seine leitende Idee für den erwarteten Kampf entsprach ganz den einfachen Anordnungen, welche er beim Vormarsch getroffen. Er wollte mit den vier Korps Lannes, Augereau, Soult und Ney sowie mit den Garden über Jena in der Front angreifen, die Marschälle Davout, Bernadotte und den Großherzog von Berg aber gegen die linke Preußische Flanke vorgehen lassen.

Auf Preußischer Seite hatte man sich nach dem Verlust nach Naumburg in zwölfter Stunde zum Linksabmarsch entschlossen, um sich nicht von den natürlichen Verbindungen trennen zu lassen. Die Hauptarmee war, nur 50 000 Mann stark, am 13. gegen Mittag von Weimar aufgebrochen und hatte am Abend Auerstädt erreicht, um am 14. Oktober bei Freiburg und Laucha über die Unstrut zu gehen und sich mit dem gegen die Saale heranmarschirenden Reservekorps zu vereinigen. General Rüchel sollte mit 15 000 Mann bei Weimar bereitstehen, Fürst Hohenlohe aber auf dem Plateau bei Jena mit kaum 40 000 Mann den Abmarsch decken. Leider waren der Herzog von Weimar und General Winning noch im Thüringer Walde. Sie hatten des Kaisers Verbindungen in Franken bedrohen sollen, ein Versuch der bei der Stärke und Unabhängigkeit der Französischen Armee ohne Wirkung bleiben mußte.

Vielfach wird die strategische Lage der Preußischen Armee am Vorabende der Schlacht als eine so unglückliche angesehen, daß dadurch allein schon der Ausgang bestimmt worden sei. Napoleon hat durch seine Ansprache an die Divisionen Suchet und Gazan: „die Preußische Armee ist abgeschnitten, wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahr; diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen", jene Meinung gangbar gemacht.*) Sie verbreitete sich bald in der Literatur der Zeit. Freilich äußerte sie auch General Phull in einer dem Könige am 12. Oktober überreichten Denkschrift, und alle Schwarzseher des Hauptquartiers scheinen sie getheilt zu haben.**) Bei genauerer Betrachtung kann man sie keineswegs berechtigt finden.[1]***)

War einmal die Idee der Offensive nach Franken aufgegeben, so blieb eine Flankenstellung zwischen Saale und Ilm das Beste, was sich in der Defensive thun ließ. Der Raum zwischen der Saale und Böhmen ist nur

---

*) Man erzählte sich auch, daß Napoleon am 13. Oktober zu Savary gesagt habe: „Sie können schon heut Abend nach Paris schreiben, daß wir morgen wenigstens 30 000 Mann Preußen zu Gefangenen machen werden." Pol. Journal 1806. II. S. 1270.

**) Mémoires et Lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stoutgart 1841. 223—340.

***) Die Zahlen beziehen sich auf die Belagstücke des Anhanges.

10 Deutsche Meilen breit, und Napoleon konnte daher nicht wohl an der Preußischen Armee vorübermarschiren; er mußte ihre Flankenstellung honoriren und sie angreifen. Dabei hatte er das tiefeingeschnittene Saale-Thal zu durchschreiten und das Plateau auf schmalen Wegen zu ersteigen, während sich die Preußische Armee in gangbarem und ihrer Fechtart angemessenem Gelände auf der Höhe gegen diejenige seiner Kolonnen wenden konnte, deren Angriff am meisten Erfolg versprach. Die für ein solches Handeln nothwendige Kenntniß vom Feinde wäre durch Abtheilungen zu erlangen gewesen, welche den Saale-Uebergang der Franzosen beobachteten und dabei die beste Gelegenheit fanden, die Vertheilung ihrer Streitkräfte zu erspähen. Auch bei der Minderzahl der Armee im allgemeinen war es dann möglich, im Kampfe vor einem der Defileen zunächst mit bedeutender Ueberlegenheit aufzutreten. Diese günstige Lage hätte sich auch bei den wirklich getroffenen Maßnahmen fast noch herausgestellt. Wäre der Herzog von Braunschweig bei Weimar verblieben, so konnten am 14. Oktober früh 80 000 Mann gegen Lannes, Augereau und Lefebvre bei Jena vorrücken und sie mit Uebermacht angreifen, während die noch verfügbaren 25 000 Mann genügten, den rechten Flügel der Kaiserlichen Armee bei Naumburg und Camburg aufzuhalten. Hätte der Herzog, anders gesonnen, an dem Linksabmarsch festgehalten, aber Rüchel auf Auerstädt folgen und den Fürsten Hohenlohe über Apolda hinter die Ilm rücken lassen, so ist nicht abzusehen, wie Davout bei Auerstädt einer entscheidenden Niederlage entgehen konnte.

Clausewitz faßt seine Ansicht dahin zusammen, daß die Armee sich strategisch durchaus in einer so vortheilhaften Lage befand, als ihre physische und moralische Stärke es zuließ. Er urtheilt über die Flankenstellung an der Saale mit den Worten: „In der That ist in der Geschichte kaum ein Beispiel einer ähnlichen vortheilhaften Lage für eine auf die Vertheidigung beschränkte Armee aufzufinden.“ Uebereinstimmend hiermit spricht sich Scharnhorst aus,*) der nur die Durchführung, nicht die großen Einsichten des Herzogs von Braunschweig tadelt. Selbst wenn Napoleon, trotz aller Bedenken, sich entschlossen, die Bewegung auf Leipzig fortzusetzen, durfte man die Zuversicht noch keineswegs verlieren. Es blieb dann möglich, entweder ihn über die Saale hinweg in Flanke und Rücken anzugreifen, wie Scharnhorst rieth, oder ihm durch schnellen Abmarsch über Merseburg zuvorzukommen, wie es der Herzog wollte. So war denn strategisch am Vorabende der Schlacht noch nichts verloren, wenigstens wenn man von den „Hors d'œuvres von Saalfeld und der Fränkischen Expedition“**) absieht, von denen das erste unnöthig das Vertrauen der Armee erschüttert, das zweite sie für den Schlachttag um 11 000 Mann geschwächt hatte.

*) Ueber die Operationen von Sachsen nach Thüringen und Franken. Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß.

**) Clausewitz, Nachrichten.

Ebenso wie die Vorstellung von der hoffnungslosen Lage der Armee vor der Schlacht ist auch die historische Legende über den Verlust des Landgrafenberges, welcher angeblich das Schicksal von Jena bestimmt haben soll, auf das richtige Maß zurückzuführen. Der Hergang war in seinen Einzelheiten folgender gewesen.

Graf Tauenzien hatte mit der Arrieregarde der Hohenloheschen Armee am 12. Oktober noch bei Jena gestanden, seine Vorposten an der Saale von Dornburg bis Burgau,*) von wo sie sich landeinwärts gegen Magdala zurückbogen. Das Gros des Heeres stand dahinter im Lager zwischen Capellendorf und der Schnecke, aber, obwohl man die Hauptmassen des Feindes am rechten Saale-Ufer wußte, doch mit der Front nach Südwesten an der Chaussee von Weimar nach Jena, so daß künftig alle Abtheilungen, welche gegen den Feind geschickt wurden, nach rückwärts aus dem Lager abmarschirten.

Am 12. abends hatten die Franzosen die Abtheilungen bei Burgau zurückgedrängt, auch die Naschhausener Brücke bei Dornburg und weiter unterhalb die von Camburg besetzt. In der folgenden Nacht erhielt General Tauenzien vom Fürsten Hohenlohe den Befehl, wenn er gedrängt werde, in die Linie Lützeroda—Closwitz zurückzugehen. Er trat den Abmarsch dahin am 13. früh morgens an, weil seine Vorposten auch bei Jena bereits angegriffen, und vor seiner 2½ Meilen langen Linie, die er unmöglich mit einigen Tausend Mann halten konnte, überall in großer Nähe starke feindliche Kräfte gemeldet wurden, weil außerdem die Saale an vielen Stellen zu durchwaten war.

Die Abtheilungen des rechten Flügels zogen über die Papiermühle, durch die Schluchten von Cospeda und um den Cospedaer Berg herum auf Lützeroda, die des linken Flügels durch das Rau-Thal auf Closwitz ab. Den schwer zu ersteigenden Landgrafenberg zwischen diesen Wegen hielt das Sächsische 1. Bataillon Rechten besetzt. Es hatte sich dazu ganz zweckmäßig in Trupps aufgelöst. Allein die Französischen Tirailleurs erkletterten sehr bald überall die bedeckten Berghänge; sie umfaßten in dem ausgedehnten waldigen Terrain beide Flanken und drückten die schwache Abtheilung zurück. In der Linie Lützeroda—Closwitz, die kurz genug war, um von den Tauenzienschen Truppen hinreichend stark besetzt zu werden, kam das Gefecht zum Stehen.

Die Franzosen hatten festen Fuß auf dem Plateau gewonnen und thaten natürlich alles, um sich dort zu verstärken. Napoleon erhielt die Meldung davon, als er Jena nahe war, beschleunigte den Marsch seiner Truppen, eilte auf die Höhe voran, traf nachmittags 4 Uhr dort ein und ordnete selbst das Nöthige an, um noch im Laufe des Abends die beiden Divisionen des Lannesschen Korps, die Garde-Infanterie und einige Artillerie hinaufzubringen. Diese Leistung ist in der That eine erstaunliche; die Bergpfade hatten streckenweise

*) Südlich Jena.

erst ausgebessert werden müssen, ehe es gelang, Geschütze emporzuziehen. Daher auch das Aufsehen, welches das Ereigniß hervorrief. Kurz nach der Schlacht erzählten noch einige Nachrichten von blutigen Kämpfen um die steilen Thalränder bei Jena.[2] Dann folgten die Berichtigungen und überall der Ausdruck der Verwunderung und Entrüstung über die Sorglosigkeit der Preußen, welche uneinnehmbare Pässe ohne Vertheidigung dem Gegner überlassen.[3] Besucher des Schlachtfeldes, die wohl meist von Jena aus den steilen Rand des Landgrafenberges erstiegen, bestätigten diese Auffassung,[4] welche auch in neuester Zeit noch laut geworden ist.[5]

Selbst General v. Clausewitz hat sich ihr angeschlossen. Er sagt darüber: „General Tauenzien suchte mit einem Preußischen Instinkt die Ebene und glaubte nichts besseres thun zu können, als die garstigen, unbequemen Abhänge des Saale-Thales den Franzosen zu überlassen und in der Ebene des Plateaus so weit zurückzugehen, daß er mit Echelons, wie sich gebührt, den Feind wieder angreifen könne; denn das hatte man ja hundert Mal gelehrt, empfohlen und gepredigt, daß der Angriff im Kriege immer das Beste sei und große Vortheile gebe, daß den Preußischen Truppen diese Gefechtsform ganz besonders zusage; — ein Angriff mit Echelons aber war gewissermaßen die sublimirte Preußische Taktik, womit Friedrich II. die Oesterreicher bei Leuthen geschlagen hatte, ein solches Manöver mußte in den gefährlichsten Momenten gebraucht werden, ein solcher Moment war aber hier, also ließ der General Tauenzien die Saale Saale sein und zog sich den 13. abends*) zurück, um am 14. im dicken Nebel mit Echelons wieder vorzugehen, nachdem man dem Feinde, wie zu alter Zeit wohl zu geschehen pflegte, Zeit und Raum gegönnt hatte, sich in Schlachtordnung zu stellen."**)

Trotzdem sind einige Zweifel wohl erlaubt.

Zunächst ist zu bemerken, daß General Tauenzien nicht aus eigenem Entschlusse, sondern auf höheren Befehl handelte. Sodann hätte er auch nichts anderes thun können, als er that. Mit seinen wenigen schwachen Bataillonen vermochte er nimmermehr die eine Deutsche Meile lange Front von Zwaetzen bis zur Schnecke zu behaupten, zumal da der Fluß vor der Front dem Gegner kein ernstes Hinderniß bot. Der Feind war mit Uebermacht auf dem Fuße gefolgt, und es bleibt fraglich, ob die Preußischen Vortruppen überhaupt im Stande gewesen wären, noch einen geordneten Widerstand zu leisten. Wahrscheinlich hätte längeres Verweilen sie nur ins Verderben gestürzt.

Aber selbst mit einer stärkeren Truppenzahl würde die hartnäckige Vertheidigung, wie sie Clausewitz verlangt, weder leicht noch zweckmäßig gewesen sein. Ihre Schwierigkeit ist auch in jener Zeit anerkannt worden.[6] Die

*) Es geschah schon am Morgen.

**) Clausewitz, Nachrichten.

Höhen sind zwar steil, aber doch vielfach gegliedert. In den Schluchten finden sich Pfade genug, die emporführen; Gärten und Wald bedecken die Hänge. Nirgends bieten sich Ränder dar, die von Schützen gut zu besetzen sind und von denen aus man die Böschungen unter Feuer nehmen kann. Einheitliche Leitung wird unmöglich. Der Landgrafenberg ist eine niedrigere Terrasse des großen Plateaus und von den Wäldern von Closwitz und Cospeda umschlossen. Wenn man auf dem schmalen Pfade aus dem Mühlthal den schroffen Vorsprung ersteigt, so staunt man allerdings, wie es möglich gewesen ist, hier Truppen, Pferde und Geschütze im Angesicht eines Feindes hinaufzuschaffen. Steht man aber droben und blickt um sich, gewahrt man zur Seite und im Rücken Gehölz, vor sich die unübersichtliche Tiefe, so begreift man, daß der Vertheidiger es vorzog, in die für den Kampf ausgewählte Stellung am Dornberg zurückzugehen. Auch heute würde man so handeln und nur Posten an der Saale lassen.*)

So ist also auch die Besetzung des Landgrafenberges durch die Franzosen nicht das unerhörte Ereigniß gewesen, für welches man sie vielfach gehalten. Da General Tauenzien schon vor seinem Abmarsche von der Saale die Anwesenheit starker Französischer Streitkräfte entdeckt hatte, so ist das Unheil auch nicht aus seinem Rückzuge entsprungen.

Anders steht es mit der Frage, ob man die Franzosen, nachdem sie den Landgrafenberg einmal erstiegen, ruhig in dessen Besitz lassen durfte. Es lag in ihrem Benehmen eine Keckheit, welche der Gegner hätte bestrafen müssen. Auf engem Raume zusammengedrängt, die steile Bergwand hinter sich, standen sie herausfordernd dicht vor den Preußischen Linien und würden, mit Uebermacht und entschlossen angegriffen, in die schlimmste Lage gekommen sein. Bekanntlich war Fürst Hohenlohe gesonnen, einen solchen Schlag zu führen, und er hätte es thun müssen, nicht um den Landgrafenberg und den Saale-Thalrand wiederzugewinnen, sondern um die Gunst der Umstände zu einem taktischen Erfolge auszubeuten. Aber die kostbare Gelegenheit, über den Marschall Lannes am Nachmittage des 13. Oktober mit der ganzen Armeeabtheilung herzufallen, verstrich ungenützt, weil gerade im entscheidenden Augenblick Oberst v. Massenbach den unter anderen Voraussetzungen gegebenen Befehl des Herzogs von Braunschweig brachte, sich nicht zu engagiren. Doch wurde am Abend die Saale noch einmal von den Vortruppen erreicht. Eine Abtheilung aller drei Waffen unter General v. Holtzendorff ging gegen Dornburg vor; später sollte auch Camburg wieder besetzt werden. Beides hielt man für nothwendig, um den Flankenmarsch der Hauptarmee zu sichern.

Weder in der strategischen Lage der Armee vor der Schlacht, noch in dem schnellen Verlust der Saale-Thalränder wird die Ursache für das nun

*) Außerdem wäre die Ueberwachung der Straßen auf Naumburg und Leipzig östlich der Saale durch eine selbständige Kavalleriemasse und die Sicherung des Koesener Passes nothwendig gewesen.

folgende Unheil zu suchen sein. Sie liegt tiefer in den Lebensgewohnheiten, in der taktischen Verfassung der Preußischen Armee, in der Anschauungsweise ihrer leitenden Kreise. In dieser Hinsicht erregt Clausewitz' Betrachtung über Tauenziens Verfahren unser höchstes Interesse. Sie wirft ein Streiflicht auf den inneren Zustand des Heeres, das man bis dahin das Heer des großen Königs nannte.

Der nebelige Morgen des 14. Oktober brach an. Noch stand das Gros der Hohenloheschen Armee in seinem absonderlichen Lager zwischen Capellendorf und der Schnecke. General Tauenzien hatte mit 13 schwachen Bataillonen, 8 Schwadronen, 2 Batterien und einigen reitenden Geschützen*) die Nacht am Abhange des Dornberges zugebracht und rückte in der Morgendämmerung wieder in die Linie Lützeroda—Closwitz vor. Marschall Lannes, doppelt so stark als er, kam ihm entgegen. Es entspann sich ein stehendes Feuergefecht im dicken Nebel, das anfangs nicht zu Gunsten der Franzosen stand. General Tauenzien hörte drüben zum Angriff schlagen; auch er ließ antreten und schlagen. Plötzlich schwiegen die Französischen Trommeln wieder; auch die Preußische Linie stellte das Avanciren ein. Das Feuer dauerte weiter fort; die bedeutende Ueberlegenheit der feindlichen Artillerie begann fühlbar zu werden. Die Bataillone wurden durch immer lebhafteres und näheres Feuer von dichten Tirailleurschwärmen überschüttet, welche, in der Tiefe im Rau- und Lieskauer Thale wohl geborgen, nicht einmal sichtbar waren. Allmälig wurde bei Lützeroda der rechte Flügel umfaßt und zurückgedrückt. Der Nebel hellte sich zeitweise auf, die Schwäche der Tauenzienschen Infanterie konnte nicht länger verborgen bleiben; der Gegner begann heftiger zu drängen, und zwischen 8 und 9 Uhr mußte Graf Tauenzien nach dem Dornberge zurück. Die Verluste in dem dreistündigen Gefecht waren schon sehr groß, die Hälfte der Mannschaft soll todt oder verwundet gewesen sein. Der Nebel hatte mancherlei Verwirrung hervorgerufen. Es geschah bei den Verbündeten, daß man eigene Truppen beschoß. Andrerseits konnte Französische Infanterie, in ihren grauen Mänteln für Sachsen gehalten, sich den Preußischen Linien ungefährdet nähern.**) Mehrere Meldungen waren an den Fürsten abgegangen, da Tauenzien die linke Flanke der Armee nicht ohne Weiteres durch schnelleren Rückzug preisgeben wollte. Um 9 Uhr etwa erreichte ihn der Befehl, sich bei Klein-Romstädt neu zu formiren und Munition zu empfangen, an welcher es fast allen Bataillonen gebrach.

Bei Fortsetzung des Rückzuges wurde der rechte Flügel von den Franzosen an den Isserstädter Forst gedrängt und schließlich, da er sich gegen Tirailleurschwärme nicht zu schützen vermochte, gesprengt. Aehnlich kam ein Theil des linken Flügels, der eine Zeit lang das Pfarrholz gehalten, auf

*) Preußen und Sachsen.

**) Montbé, Die Kursächsischen Truppen im Feldzuge 1806. II. S. 10.

Alt-Gönne ab und wendete sich dann nach Apolda. Nur die Mitte unter der persönlichen Führung des Grafen erreichte, bei Krippendorf und Vierzehnheiligen vorüber, zwar arg gelichtet, doch noch in guter Ordnung Klein-Romstädt.

Der Fürst kam den braven Bataillonen entgegen und belobte sie; aber das änderte nichts an der Thatsache, daß in einem ganz isolirten Einleitungsakte der Schlacht bereits ein Viertheil des Heeres nutzlos vernichtet worden war.

Der Aufgang zum Plateau stand jetzt der ganzen Französischen Armee offen, und diese zögerte nicht, von Stunde zu Stunde ihre Ueberzahl in dem freien welligen Gelände mehr zu entwickeln.

Die Disposition des Kaisers besagte, daß Marschall Lannes nach Ersteigung der Hochebene das Centrum der Armee bilden sollte. Marschall Augereau hatte Befehl, die Höhe durch das Mühlthal zu gewinnen und den linken Flügel zu übernehmen, Marschall Soult, durch das Rau-Thal vorzugehen und sich rechts neben Lannes zu setzen. General Lefebvre war bestimmt, sich mit der Garde auf dem Plateau in Reserve aufzustellen, Marschall Ney als ein weiterer Rückhalt bis zum Fuße des Landgrafenberges zu folgen.

Weder der Fürst Hohenlohe, noch sein Generalquartiermeister Massenbach hatten eine richtige Vorstellung von der drohenden Gefahr. Sie erwarteten an diesem Tage keinen ernsten Kampf. Im Hauptquartier und im Lager der Armee herrschte am Morgen fast vollkommene Ruhe. Nur die Sächsische Division Niesemeuschel machte sich gefechtsbereit. Sie stellte sich um 6 Uhr früh an der Schnecke auf. Gegen den Schwabhäuser Grund waren einige leichte Truppen unter Oberst Boguslawski vorgeschoben. Vier Sächsische Bataillone, die nach der Eintheilung noch dem General Tauenzien angehörten, gingen in den Isserstädter Forst vor. Die übrigen Truppen, die Preußische Division Grawert und die Sächsische Brigade Dyherrn blieben in ihren Zelten.*) Fürst Hohenlohe fertigte Berichte an den König ab, und man beschäftigte sich im Hauptquartier mit dem Ausforschen eines vornehmen Gefangenen. Das Getöse des Gefechts von Closwitz und Lützeroda wurde indessen im Lager von Capellendorf hörbar. General Grawert glaubte wahrzunehmen, daß es sich gegen Apolda in den Rücken der Armee zöge. Bereits hatte er einen Adjutanten an Oberst Massenbach mit der Bitte gesendet, den General Tauenzien auf Vierzehnheiligen zurückzunehmen. Jetzt glaubte er nicht länger zögern zu dürfen und aus eigener Initiative seine Division in eine Lage bringen zu müssen, in der sie wenigstens die Front nach dem Feinde habe. Er ließ die Zelte abbrechen und marschirte links ab, zugleich mit der Tete noch einmal links schwenkend, so daß er sich mit der Front gegen Vierzehnheiligen vor

*) Die Kavallerie war bekanntlich — meist zu je 10 Schwadronen — in die Divisionen eingetheilt.

Klein- und Groß-Romstädt setzte. Im Augenblick, da diese Bewegung sich vollzog, war auch der Fürst auf dem rechten Flügel des Lagers bei Capellendorf eingetroffen, hatte anfangs den Abmarsch aufhalten wollen, da die Armee ruhen sollte, aber sich dennoch bald mit General Grawert verständigt. Der Abmarsch vollzog sich; das Gefecht bei der Avantgarde wurde lauter und ging um diese Zeit schon entschieden rückwärts.

Die Kavallerie — 19 Schwadronen, 1½ reitende Batterien — bewegte sich, sobald sie die neue Front erreicht hatte, gegen Vierzehnheiligen vor, um General Tauenzien aufzunehmen. Der Fürst setzte sich an ihre Spitze und sendete jetzt auch der Infanterie den Befehl, zu avanciren, sobald sie den Alignementsmarsch in die neue Front hinein vollendet hätte. Dies war etwa um 9½ Uhr geschehen, und die ganze Linie der Division trat nach vorwärts an. Damit waren die Truppen in ihrem Fahrwasser. „Im Geschwindschritt mit klingendem Spiel und in einer Ordnung wie nicht immer auf dem Uebungsplatze*) rückten die 10 Bataillone mit ihren 2 Batterien den flachgeböschten, aber an 60 Fuß hohen Hang gegen Vierzehnheiligen hinan. Sie zogen sich dabei etwas rechts, um mit der Stellung der Sachsen in Verbindung zu kommen. Deren Kavallerie — 15 Eskadrons**) und 1 reitende Batterie — hatte sich neben der Division Niesemeuschel gegen Isserstädt aufgestellt. Die Brigade Dyherrn, die bei Saalfeld stark gelitten, 4 Bataillone nebst 3 Eskadrons und 1 Batterie, setzte sich hinter den rechten Flügel Grawerts."

Als die Preußische Kavallerie bis in die Höhe von Vierzehnheiligen gelangt war, scheint sie bereits das erste Französische Geschützfeuer erhalten zu haben.***) Sie wurde hinter die südwestlich gelegene Terrainwelle zurückgenommen. Tauenzien kam gerade jetzt mit den Trümmern seiner Division heran; schon war das Feld gegen den Dornberg hin mit Versprengten und Verwundeten besäet. Gleichzeitig wurde aus der Gegend von Rödigen lebhaftes Gewehr- und Geschützfeuer hörbar, aber der Nebel und Schwärme von Tirailleurs, welche über das wellige Plateau gegen Hermstedt vordrangen, verhinderten eine nähere Aufklärung.

Schon hatte sich das Korps Lannes zwischen Krippendorf und Lützeroda entwickelt, rechts neben ihm Soult, durch das Rau-Thal emporsteigend, das Plateau erreicht. Sein Korps breitete sich in und zwischen den Waldstücken bei Rödigen aus. Die Entscheidung nahte heran.

Es ist nothwendig, sich in diesem Augenblicke die Vertheilung der etwa 55 000 Mann zu vergegenwärtigen, die nach dem Abmarsche der Preußischen Hauptarmee noch bei Weimar und Jena verfügbar, aber leider nicht versammelt, sondern weit zerstreut waren.

---

*) Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850. I. S. 380.

**) Nach verschiedenen Entsendungen.

***) Montbé, II. S. 30.

8000 Mann unter Tauenzien hatten bereits die isolirte Niederlage am Dornberge erlitten. Das Gros unter dem Fürsten — höchstens 25 000 Mann — marschirte eben in der 3/4 Meilen langen Linie gegen Krippendorf, Vierzehnheiligen, Isserstädt und an der Schnecke auf. General Holtzendorff, der in der Nacht mit dem linken Seitendetachement bei Rödigen und Dornburg zugebracht hatte, sammelte, durch Tauenziens Kämpfe aufgescheucht, seine 5000 Mann zum Theil aus sehr entfernten Quartieren bei Rödigen. Er war in gerader Linie mehr als eine halbe Meile vom Gros entfernt und durch das Korps Soult von diesem vollständig getrennt. General Rüchel endlich stand mit seiner selbständigen Heeresabtheilung von 15 000 Mann noch am Webicht-Holze bei Weimar.*)

So waren diese Streitkräfte, welche ein einziger in der Frühe unternommener Marsch hätte vereinigen können, noch über einen Raum zersplittert, der von Rödigen bis nahe an Weimar über 2 Meilen lang, von Hermstedt bis Groß-Schwabhausen eine Meile breit ist. Von Scharnhorsts, jener Zeit noch ketzerisch klingender Lehre, daß man nie konzentrirt stehen, aber sich immer konzentrirt schlagen müsse, war bisher augenscheinlich nur der erste Theil durchgedrungen. Zwar hatte Holtzendorff Befehl zum Eingreifen, Rüchel eine Aufforderung zum Heranrücken erhalten; beides aber kam nicht mehr zur Ausführung.

Der Kaiser stand gegen 10 Uhr vormittags bereits mit mehr als 30 000 Mann, nämlich mit dem ganzen Korps des Marschall Lannes, einer Division von Soult, den Garden und der Avantgarde Neys, die sich ohne Aufenthalt in die erste Linie geschoben hatte, zwischen der Division Grawert und den Truppen von Holtzendorff, während das Korps Augereau — gegen 20 000 Mann — sich theils über den Cospedaer Berg, theils in den Schluchten und im Mühl-Thale gegen die Sächsischen Stellungen an der Schnecke und bei Isserstädt entwickelte.

Noch war Napoleons Ueberlegenheit keine erdrückende, aber sie mußte eine solche werden, wenn von Mittag ab die zurückgebliebenen Divisionen von Ney und Soult auf dem Schlachtfelde eintrafen. Vielleicht wäre jetzt noch ein vorübergehender Umschlag möglich gewesen, hätten die Sächsisch-Preußischen Truppen die Kampfweise der Franzosen besser gekannt und wären sie einheitlich gebraucht worden.

General v. Holtzendorff übersah, als er sich zwischen Lehsten und dem Heilig-Holze formirt hatte, daß er durch einen überlegenen Feind, der die waldigen Höhen vor ihm besetzt hielt, vom Fürsten getrennt sei. Zur Wiedervereinigung gab es zwei Wege, den Rückzug über die 150 Fuß tiefe Schlucht von Nerkwitz und dann ein forcirter Marsch über Stobra und Hermstedt oder das gewaltsame Durchbrechen nach vorwärts. Ob der General

*) Etwa 2000 Mann darf man als entsendet annehmen.

das Letztere gewählt, oder sich nur Raum zum Abzuge hat schaffen wollen, mag zweifelhaft sein. Ein kurzer Angriff aber erfolgte.

Mit Bataillons-Echelons vom rechten Flügel — die Echelons mit 200 Schritt Abstand — trat die Infanterie an, den noch etwa 50 Fuß gegen das Lohholz emporsteigenden Hang hinauf. Es geschah „in großer Ordnung, wenngleich jedenfalls nur eine kurze Strecke weit." Aber die feindlichen Tirailleurs warfen sich in die Waldränder, wo nachkommende Abtheilungen sie verstärkten. Das Gefecht wurde ein stehendes. Die Preußische Infanterie feuerte „mit vieler Ruhe und Ordnung" gegen die Waldhöhe vor sich, doch ohne etwas zu erreichen. Von Vierzehnheiligen tönte gleichfalls Gefecht herüber und schien sich zu entfernen.*) General v. Holtzendorff trat den Rückzug über den nur an einzelnen Stellen passirbaren Nerkwitzer Grund an, als sein linker Flügel schon durch frische feindliche Kräfte, die von Zwätzen emporstiegen, ernsthaft bedroht ward. Von jener Seite her brach auch bald die leichte Französische Kavalleriebrigade Guyot in die kleine Truppenabtheilung ein, warf deren Reiterei und wurde erst von den Preußischen Grenadieren entschlossen zurückgewiesen. Hinter den Defileen sammelten sich die Truppen wieder, standen, statt an den linken Flügel der Armee nach der Windmühle von Krippendorf heranzurücken, eine Zeit lang unthätig wartend bei Stobra und marschirten endlich auf Apolda ab, wo sie um 2 Uhr nachmittags eintrafen.

Ein zweiter vereinzelter Akt der Schlacht war damit zu Ende geführt, aber schon hatte auch ein dritter und entscheidender begonnen.

Die Preußische Infanterielinie bei Vierzehnheiligen war im Vorrücken begriffen. Als sie gegen das Dorf herankam, gingen die vier Sächsischen Bataillone, die am Isserstädter Forst gestanden, ins 2. Treffen zurück. Tausend Schritt von Vierzehnheiligen entfernt, ließ der Fürst halten. Der Nebel senkte sich zwischen 10 und 11 Uhr, und man erkannte drüben Tirailleurketten von kleinen Infanteriekolonnen gefolgt, mit einigen reitenden Geschützen und einzelnen Eskadrons untermischt. Es war das erste Treffen Lannes und die Avantgarde von Ney. Von einer Höhe zwischen Romstädt und Vierzehnheiligen aus sah man die Massen der Französischen Armee am Dornberge aufmarschirt. Leider befand sich Fürst Hohenlohe an anderer Stelle und nahm sie nicht wahr. Die Kavallerie war wieder vorgegangen, um das Feld von den feindlichen Schützen zu säubern, aber sie kam ins Tirailleur- und Geschützfeuer und ging auf beiden Flügeln zurück. Auf dem rechten wurde dabei eine reitende Batterie vorübergehend von vorstürmenden Französischen Reitern genommen, auf dem linken Flügel eine 12-Pfdr.-Batterie ernstlich in Gefahr gebracht. Zwar wurde der Feind wieder zurückgescheucht und auf dem rechten Flügel sogar ein zweiter Angriff abgewiesen, indessen der Preußischen

*) Die letzten Gefechtsmomente von Tauenzien und das Kanonenfeuer gegen die Grawertsche Kavallerie.

Kavallerie hatte sich doch bemerkbare Unruhe mitgetheilt, und der Fürst verzichtete sowohl darauf, sie zum Angriffe zu verwenden, als auch sie nur unter einheitlichen Befehl zu stellen. Der Vorschlag eines Offiziers aus seinem Stabe, mit einem Theil der Kavallerie in Kolonne in die Französischen Tirailleurketten hineinzufahren und sie dann aufzurollen, während der andere sich gegen die sehr exponirten Batterien wendete, blieb unter diesen Umständen unbeachtet.

Der Feind gewann Zeit, sich nach Vierzehnheiligen hineinzuwerfen. Ein Voltigeurbataillon von Neys Avantgarde und ein Infanterieregiment des Marschall Lannes setzten sich in dem Dorfe fest, ein anderes Regiment folgte ebendahin, ein drittes dehnte sich rechts über Krippendorf aus. Man gewahrte auch weiterhin schon Kolonnen, die sich gegen Hermstedt vorschoben. Auch zwischen Vierzehnheiligen und Isserstädt breitete der Feind sich aus. Ein Grenadierkarree von Ney schob sich dort hinein, und gegen Isserstädt führte der Generalstabschef Neys, Oberst Jomini, ein Bataillon vor. Hinter dieser ersten, sich vor der Division Grawert entwickelnden Linie bis zum Dornberge hin aber fehlten noch immer stärkere Reserven. Das Gefecht von Rödigen, welches die Anwesenheit Preußischer Streitkräfte in der rechten Flanke des Französischen Aufmarsches verrathen hatte, scheint einigen Aufenthalt in den Bewegungen verursacht zu haben.

Der Gedanke, das weit vorgeschobene erste Treffen der Franzosen über den Haufen zu werfen, lag nahe. Fürst Hohenlohe schwankte auch nicht in seinem Entschluß, aber er schritt nicht unter gegenseitiger Unterstützung der drei Waffen zum Angriff, sondern lediglich mit der Infanterie, die sein Vertrauen noch am meisten besaß. Der Fürst ritt ihre Front vom linken Flügel herab, „er erinnerte sie an den alten Preußischen Ruhm, an die Thaten ihrer Väter und wurde überall mit Jubel, Vivat und Aufforderung zum Angriff empfangen."*) Um 10½ Uhr traten die 10 Bataillone der Division Grawert in Echelons zu 2 Bataillonen vom linken Flügel wieder an. Sie avancirten im lebhaften feindlichen Tirailleur- und Kartätschfeuer wie auf dem Exerzirplatze. Die Sachsen, die sich der Division angeschlossen, sowie die Brigade Dyherrn und Preußische Füsiliere und Jäger von Tauenziens Division setzten sich nach Isserstädt zu auf den rechten Flügel. Die Französischen Schützen, selbst die geschlossenen Abtheilungen, wichen dem Stoße aus. Isserstädt und zum Theil auch der Forst wurden vom Feinde gesäubert.

Unwillkürlich erinnert man sich in der Betrachtung dieser Szene an Clausewitz' Wort über die sublimirte Preußische Taktik, das Universalmittel für alle gefahrvollen Lagen, den Echelonangriff. Hier, wo es zuvörderst nur darauf ankam, das wichtige Dorf dem Feinde zu entreißen, lag an dem tadellosen Avanciren der ganzen Linie nichts, Alles aber an dem überlegenen Stoße

*) Höpfner, I. S. 303.

auf einer Stelle. Zu diesem fehlte jedoch die intensive Kraft, auch die Neigung und Gewohnheit. Auf Gewehrschußweite vom Dorfrande wurde wieder Halt gemacht. Die Echelons rückten in die Linie ein; der linke Flügel bog sich um das Dorf herum. Bei ihm fand sich auch eine kleine Abtheilung Holtzendorffscher Truppen ein. Die Preußischen Batterien eröffneten ein wirksames Feuer gegen die Französische Artillerie und gegen Vierzehnheiligen, schließlich wurde der Ort in Brand geschossen, aber der Feind behauptete sich im Innern.

Das Vorrücken hatte die Lebensgeister des Heeres wieder wachgerufen. General Grawert erschien beim Fürsten, um ihm zur gewonnenen Bataille zu gratuliren. Bescheiden lehnte Hohenlohe den Glückwunsch ab; jedoch schrieb er voll Hoffnung an den General Rüchel, der eben seinen Aufbruch gemeldet, daß es gut ginge, und daß der Feind aller Orten geschlagen werde. Vierzehnheiligen aber blieb unverändert in der Hand der Franzosen, hinter dem Dorfe drängten sich deren Massen, gegen das Feuer Schutz suchend, zusammen. Marschall Lannes entwickelte frisch herangeführte Infanterie zur Umfassung des Preußischen linken Flügels. Zwar schwenkte dieser vorwärts und wurde durch Sächsische Kavallerie rechtzeitig verlängert, so daß der Gegner wieder zurückwich, aber dennoch ward nichts entschieden und das Ausharren im Feuer mußte endlich sein Ende erreichen.

Der Fürst wollte mit einigen Bataillonen zum Bajonettangriff schreiten, General Grawert rieth, Rüchels Ankunft abzuwarten. Es scheint, daß man auch auf Holtzendorffs Eingreifen noch hoffte. Massenbach will den Vorschlag gemacht haben, die ganze Kavallerie einzusetzen, um den Feind zu durchbrechen und zu werfen. Er sagt nicht ohne Grund: „Stillstehen und Abwarten mußte uns den Tod bringen.“ Der Stoß unterblieb; man schaute weiter, jedoch vergeblich nach Rüchel aus, und Rüchel kam nicht.

Die Zeit verstrich, die Verluste wurden groß, die Munition begann zu mangeln. Die in Hecken und Baulichkeiten des Dorfes eingenisteten Französischen Tirailleurs feuerten in die als Scheiben nahe vor ihnen stehenden Preußischen Bataillone hinein. Diese hatten die vorgezogenen Schützen antworten lassen; dann folgten Bataillonssalven und Pelotonfeuer, beides gleich nutzlos. Die unselige Manier der Zeit, im wirksamen feindlichen Schußbereich Halt zu machen, sich zu aligniren, um durch regelmäßiges Massenfeuer zu wirken, machte sich zum Verderben der Truppen geltend. Schon frühzeitig war ein Regiment des linken Flügels vor dem heftigen Französischen Artilleriefeuer aus der Linie gewichen; Fürst Hohenlohe eilte persönlich herbei, und Stock und Degen brachte die Leute wieder auf ihren Platz, wo sie dann vollkommen ihre Schuldigkeit thaten.

Zwei Stunden lang hielt die brave Infanterie im Tirailleur- und Kartätschfeuer aus, ohne zu weichen. Rüchel war auch jetzt noch nicht zur Stelle; der Kaiser indeß hatte seine Massen mittlerweile herangezogen. Die Division

Desjardins vom Korps Augereau und noch eine verfügbare Brigade von Lannes waren vor Isserstädt erschienen, Marschall Soult hatte sich von Holtzendorffs Einwirkung frei gemacht und auf den rechten Flügel des Korps Lannes gesetzt. Die Garden rückten gegen Vierzehnheiligen an, auch die Division Marchand vom Korps Ney traf durch die Schluchten am Landgrafenberge auf dem Schlachtfelde ein, ebenso die Spitze der leichten Kavallerie des Großherzogs von Berg. Gegen die Schnecke hatte sich Augereaus Division Heudelet gewendet.

Damit war die Schlacht entschieden und für Preußen unrettbar verloren.

Der überlegene Druck der Französischen Massen machte sich nun um so schneller fühlbar, als die dünne Preußisch-Sächsische Linie, ohnehin schon stark gelichtet, dem Wanken nahe war.

Zuerst wurde Isserstädt von der Division Desjardins genommen und die dünne Schlachtlinie Hohenlohes in zwei Theile gerissen. Dann mußte der linke Kavallerieflügel zurück, gegen welchen die Truppen Soults in zwei großen Kolonnen anrückten. Auf der ganzen Front drängten dichte Tirailleurschwärme, gefolgt von Kolonnen unter Trommelschlag und Musik heran. Die Verluste der Preußen steigerten sich zu einem unerträglichen Maße, die Bataillone des linken Flügels gaben zuerst nach, dann theilte sich das Zurückgehen der ganzen Linie mit. Vergeblich suchten der Fürst und die Offiziere seiner Umgebung die Weichenden wieder zum Stehen zu bringen. Auch die Französische Kavallerie drängte heftig, obschon ihr einzelne Preußische Schwadronen glücklich entgegentraten. Zwar gelang es, dem linken Flügel bei Klein-Romstädt einen vorübergehenden Halt an Tauenziens dort wieder gesammelten und mit Munition versehenen Truppen zu geben. Indessen wurde nun auch der rechte Flügel zertrümmert und in die Flucht geschlagen. Nur das Sächsische Grenadierbataillon „Aus dem Winkel“, den Fürsten Hohenlohe in seiner Mitte, machte einen glänzenden Rückzug vor dem weit überlegenen, von allen Seiten angreifenden Feinde.

Der Schrecken, welcher sich der großen Mehrzahl der Truppen bemächtigte, ist leicht erklärlich. In dem würdigen Marschtempo jener Zeit waren die Bataillone tadellos avancirt und hatten ebenso mit der vorzüglichsten Ruhe und großer Schnelligkeit ihr Salvenfeuer abgegeben. Sie waren stets gelehrt worden, daß dieses Mittel unfehlbar zum Siege führen und jeden Feind aus dem Felde schlagen müsse. Jetzt erfuhren sie unerwartet, daß das eine bittere Täuschung gewesen, daß sie auf einen Gegner getroffen, bei dem es nicht anschlug, von dem sie die größten Verluste erlitten, ohne ihm ein Gleiches mit Gleichem vergelten zu können, ja, den sie nicht einmal recht sahen. „Die Unmöglichkeit, Etwas gegen das verheerende Feuer der feindlichen Tirailleurs zu thun, brachte die Mannschaft außer Fassung“, sagt der amtliche Bericht des Sächsischen Bataillons Lecoq. Viele Aeußerungen jener Tage stimmen damit vollkommen überein. Die Armee war um 2 Uhr schon

zu einem Strome von Flüchtlingen aufgelöst, als General v. Rüchel nunmehr bei Capellendorf eintraf. Das Unglück wollte es, daß Massenbach ihm entgegenkam und auf seine Frage, wo er helfen könne, in der Erregung antwortete: „Jetzt nur durch Capellendorf." Dies führte, nachdem eben der dritte verhängnißvollste Akt der Schlacht zu Ende gespielt, noch einen vierten, wiederum isolirten herbei. Nach Zurücklassung von drei kleinen Reserven auf den Höhen westlich Capellendorf stieg General Rüchel mit seinen Truppen in den tiefen Grund hinab und ging theils durch das Dorf, theils nördlich an demselben vorüber gegen die drüben ansteigende Bergwand von Groß-Romstädt vor. Diese ist an 200 Fuß hoch und steil geböscht. Auf ihrer Höhe aber erschienen bereits dichte Tirailleurschwärme der Franzosen nebst zahlreicher Artillerie, den Batterien des Korps Lannes und der Divisionen St. Hilaire und Desjardins, welche sofort ein mörderisches Feuer gegen die im Parade-schritt heranrückenden 18 schwachen Bataillone richteten.*) Diese gingen selbstverständlich in Echelons vor, auch hier ein jedes zwei Bataillone stark, aber aus der Mitte vorgezogen. Trotz der größten Verluste setzten sie das Avanciren fort, auf die Höhe zu, von ihrer Artillerie geschickt unterstützt. Französische Kavallerie griff sie an und wurde abgewiesen, dann die Höhe erstürmt. Die feindlichen Batterien und Schützenschwärme aber wichen aus, ohne den Kampf aufzugeben. General v. Rüchel traf Anordnungen, um Groß-Romstädt zu nehmen.

Der Normalangriff der Preußischen Infanterie hatte noch einmal ein glänzendes Schauspiel gewährt, welches auf dem Revueplatz vielleicht halb Europa mit Bewunderung erfüllt hätte, das aber hier ohne wirklichen Nutzen blieb und zum Verderben der tapferen Truppen ausschlug. Die Franzosen hatten die Höhenränder den Stürmenden überlassen; doch überschütteten sie dieselben nun — ohne selbst vom Salvenfeuer zu leiden — mit ihren Geschossen und ließen ihre Verstärkungen herankommen, um mit diesen vereint wieder vorzudringen. General Rüchel war in die Brust getroffen, die Mehrzahl der Führer niedergestreckt worden; die Reihen lichteten sich zusehends, auch an dieser Stelle kam, wie bei Vierzehnheiligen, der Augenblick, in welchem die Infanterie es nicht mehr aushielt, als Scheibe im Feuer zu stehen. Sie mußte den ruhmvoll errungenen Platz wieder verlassen, Infanterie, Artillerie und Kavallerie stürzten sich in das tiefgelegene Defilee zurück.

Ein halbstündiger blutiger Kampf hatte das Rüchelsche Korps vernichtet. So blieb auch der Erfolg, welchen rechts neben Rüchel General v. Zeschwitz II. mit der von ihm gesammelten Sächsischen Kavallerie errungen hatte, fruchtlos. Die Division Niesemeuschel aber hielt um diese Zeit noch immer die Schnecke besetzt, obgleich sie in der Front angegriffen war und der Kampf auch schon

*) General Rüchel hatte aus den Infanterieregimentern je drei zweigliedrige Bataillone formirt, so daß diese theilweise unter ganz neuen Kommandeuren standen.

in ihrem Rücken wogte. Sie konnte ihrem Schicksale nicht mehr entgehen, ward auf dem Rückzuge von allen Seiten umringt und gefangen genommen. Ihr Loos theilten auch die leichten Preußischen Truppen, die am Schwabhäuser Grund gestanden. Nur General v. Zeschwitz I., der Kommandirende des Sächsischen Kontingents, schlug sich an der Spitze einiger Schwadronen durch.

Die Schlacht war vollständig beendet, als ein letzter Ueberfall noch die vor Weimar kaum gesammelten Flüchtlinge sprengte.

Erst 8000, dann 5000, dann 20 000, dann 12—15 000 Mann hatten je eine kleine abgeschlossene Schlacht für sich geschlagen, ohne Zusammenhang, unter Ausführung einzelner ruhmvoller, aber nutzloser Bravourstücke. Sie waren — eine Gruppe nach der andern — einem übermächtigen Feinde erlegen, ohne ihm sehr große Verluste zuzufügen, ohne sein Vordringen auch nur einmal ernsthaft aufzuhalten. Sie wendeten die besten taktischen Mittel an, die sie kannten, um bald zu sehen, daß sie einer neuen Fechtweise des Feindes gegenüber ganz wehrlos seien. Diese erschütternde Ueberraschung hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß die Armee mit der einen Niederlage auch den Muth und das Vertrauen auf die Wiederkehr des Glückes überhaupt verlor. —

Wie hatten sich die Dinge seit Roßbach derart ändern können?

Man sagt, weil die Preußische Armee jener Zeit sich zwar noch die Armee Friedrichs nannte, aber der Geist des großen Königs aus ihr geschwunden war. Oder man wendet auch das Wort der unsterblichen Königin an: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen.“ Das schildert den Zustand sehr treffend, aber noch bleibt es übrig, ihn zu erklären.

III.

Allgemeine Betrachtungen über die Katastrophe.

„Wäre ich König von Preußen, diese Geschichte ließe ich sorgfältig bearbeiten, die größten Meister müßten ihre Kunst daran versuchen, die Quellen des Unglücks wären schonungslos aufzudecken, ihr Verlauf einleuchtend darzustellen.“ Das war die Aufzeichnung, welche Varnhagen v. Ense unter dem 25. August 1835 in sein Tagebuch machte, als er Rühle v. Liliensterns „Bericht eines Augenzeugen über den Krieg von 1806“ rasch wieder durchgelesen.

Sein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Wir besitzen heute eine treffliche Darstellung des unglücklichen Krieges. Der Zusammenhang der Ereignisse in jenen trübseligen Oktobertagen wird darin so eingehend geschildert, als

es nach dem vorhandenen Material überhaupt wohl möglich war. Die von der Heeresleitung begangenen Fehler sind aufgedeckt, die Mängel der Ausführung nachgewiesen, und bezüglich der unvermittelt während des Feldzuges wirkenden Ursachen bleiben wohl wenig Lücken zu füllen. Des Verfassers Urtheile gewinnen dabei besonderen Werth, weil sie sich meist auf Clausewitz stützen, der bis zu seiner Gefangennahme bei Prenzlau den kriegerischen Vorgängen als Augenzeuge beiwohnte.*)

Dennoch erscheint das Interesse nicht erschöpft.

Wie Politik und Kriegführung auf das innigste zusammenhängen und eine mattherzige, zaghafte Politik selten von einer energischen Kriegführung gefolgt sein wird, so bestehen auch die engsten Beziehungen zwischen den Leistungen eines Heeres im Felde und seiner Entwicklungsgeschichte in der vorangegangenen Friedenszeit. Gesunde Verhältnisse hier erzeugen tüchtige Thaten dort. Eine Katastrophe, wie die von 1806, trat niemals ein, ohne daß nicht ein schleichendes Uebel vorher die Kraft des Heeres untergraben hat. Gerade solche Zeiten aber sind die lehrreichen. Aus der Geschichte einer Niederlage ist oft mehr zu lernen, als aus einer Reihe von Siegen; denn unwillkürlich neigt man bei kriegshistorischen Studien dazu, im Erfolge einen Beweis für die Richtigkeit derjenigen Maßregeln zu erblicken, welche ihn herbeiführten. Schreiten ferner die Heere im allgemeinen siegreich fort, so werden die störenden Zwischenfälle leicht vergessen, die Irrthümer und Täuschungen kommen nicht zur Sprache, weil sie ohne verhängnißvolle Folgen geblieben sind. Den verlorenen Schlachten und Feldzügen folgt hingegen eine Polemik zwischen den Betheiligten. Die kleinen Umstände, denen der Eine oder Andere die Schuld beimißt, werden ans Licht gezogen, die Uebertreibungen bleiben nicht aus, und ihnen folgen in einer späteren Periode die Rettungen. So bietet sich dem Forscher hier die reichste Fülle von Material, um ein Urtheil zu gewinnen.

Aber noch ein andrer Grund läßt uns den Blick zurückwenden.

Vom allgemein historischen Gesichtspunkte aus kann man sich vielleicht mit dem Mißgeschick des Vaterlandes versöhnt erklären, vom rein militärischen ist dies unmöglich. Der Soldat wird das Andenken an die den Vätern vom übermüthigen Feinde zugefügte Unbill nimmermehr verwinden. Welches Preußische Herz regte sich nicht unwillig bei dem Tone, den Napoleons Siegesbülletins anschlagen. „Vermessener hatte der Glückliche noch nie geprahlt.“**) Wagte er es doch, dem Könige schon zwei Tage vor der Schlacht zu schreiben: „Sire, Votre Majesté sera vaincue.“***) Und an die Kaiserin nach Paris richtete er am 13. Oktober die unser Heer

*) v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850. — Nicht unwesentlich ergänzt durch: v. Montbé, Die Kursächsischen Truppen im Feldzuge 1806. Dresden 1860.

**) H. v. Treitschke, I. S. 248.

***) Correspondance de Napoléon I., publiée par ordre de l'empereur Napoléon III. Paris. Tome XIII. p. 343.

verhöhnenden Worte: „en peu de jours cela aura pris un caractère bien terrible, je crois, pour le pauvre roi de Prusse, que je plains personnellement parce qu'il est bon.“*) Dennoch sollte er Recht behalten, sollte die Wirklichkeit seine übermüthigen Prophezeiungen fast noch übertreffen. Dies alles aber geschah zwanzig Jahre nach des großen Friedrich Tode. Man muß sich das vergegenwärtigen, um ganz zu begreifen, was mit der Doppelschlacht vom 14. Oktober 1806 verloren ging.

Genau ein halbes Jahrhundert vorher hatte am nämlichen Tage eine überwundene Armee vor Friedrich die Fahnen gesenkt. Damit begann der Krieg, der die Preußischen Waffen mit einem Ruhme sonder Gleichen schmückte. Die Thatsache, daß ein kleiner, bis dahin wenig beachteter Staat sieben Jahre hindurch fast ganz Europa glücklich widerstand, war eine so erstaunliche, so unerwartete, daß sie die Welt mit Bewunderung erfüllen mußte. Die Zeiten der Spartaner unter Leonidas, der Macedonier unter Alexander und der Römer unter den Scipionen schienen zurückgekehrt zu sein. An schnelle Vergänglichkeit dieser Größe hatte Niemand geglaubt. Die besten Europäischen Heere nahmen Preußische Lehrmeister mit Freuden auf. Ueber den Ocean drang der Ruf von Friedrichs Thaten. Der Virginische Bauer feierte die Schlacht von Roßbach mit, setzte „den König von Preußen“ mit Vorliebe aufs Wirthshausschild und freute sich an dem Bilde, das einen Preußen darstellt, wie er ohne viel Federlesens einen Franzosen niederschlägt. Da standen die Worte darunter, „ein Franzose für einen Preußen bloß ein Mosquito“, und so stellte man sichs auch wirklich vor. Ein alter Genosse des Königs wars, der die Freiheitskämpfer George Washingtons disziplinirte. Als er 1792 auf seiner Farm am Oneidasee die Kunde vom Rückzuge der Preußen aus der Champagne vernahm, wollte er sie nicht für wahr halten und rief: „Es ist unmöglich; nie sah ich die Preußischen Adler weichen, es ist eine von den Franzosen erfundene Lüge.“ Selbst als die Bestätigung kam, glaubte er an eine diplomatische Intrigue und meinte unwillig: „Ich muß den Prinzen Heinrich über dieses unbegreifliche Verhalten befragen.“**)

So unerschütterlich fest stand das Vertrauen auf Preußens Unbesiegbarkeit. Etwas Gleiches war in der neuen Geschichte nicht zu finden. Das Alles wurde mit dem einen Schlage vernichtet.

Freilich, sechs Jahre nach der Niederlage erhob sich das Land zu neuem Glanze. Inmitten allen Elends der Fremdherrschaft hatte es die Mittel zur Wiederherstellung gefunden. Gerade das aber fesselt unsere Aufmerksamkeit an die Katastrophe. Der Schlacht von Jena waren zehn Friedensjahre vorangegangen. Die vielgeschmähte Zeit der Neutralität hatte die Möglichkeit zu einer Um-

---

*) Correspondance de Napoléon I., XIII, p. 344.

**) Friedrich Kapp, Leben des Amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm v. Steuben. Berlin 1858. S. 61, 588 und 589.

gestaltung des Heeres, zu einer hinreichenden Vorbereitung für den Entscheidungskampf geboten und war doch unbenutzt geblieben. Wie, wenn Preußen das Reorganisationswerk, welches es unter den schmerzlichsten Opfern von 1807 bis 1813 vollzog, schon 1795 begonnen und bis 1805 durchgeführt hätte? Seiner Volkszahl nach konnte es damals 300 000 Mann ins Feld stellen. Entwickelte doch Scharnhorst sogar in einer vor dem Kriege an Kleist und den Herzog von Braunschweig überreichten Denkschrift die Möglichkeit, unter Vermehrung des stehenden Heeres und Aufgebot einer allgemeinen Volksbewaffnung, 525 000 Mann gegen Frankreich ins Feld zu stellen.*) An den Mitteln fehlte es dem Staate nicht; denn er wußte sie ja zu finden, nachdem Krieg und jahrelange Fremdherrschaft das Volk auf beispiellose Weise ausgesogen. Mit einem so zahlreichen und dabei zeitgemäß ausgebildeten Heere würde es, wenn eine einigermaßen geschickte und kühne Politik dazu kam, der Fels geworden sein, an dem sich der Strom der Französischen Eroberung brach. Dann wäre, ohne den dazwischen liegenden Schatten, neues Licht dem alten hinzugefügt, schweres Leiden dem Volke erspart geblieben. Viel Gutes, noch heute Brauchbares aus der Fridericianischen Zeit, das man unter dem Eindruck der Niederlage mit dem Schlechten verwarf, hätte man weislich erhalten und in die jetzige Entwickelung mit hinübergenommen.

Die Erfahrung lehrt allerdings, daß die Völker wie die einzelnen Menschen der harten Prüfungen bedürfen, um sich zu bekehren und innere Wandlungen mit sich vorzunehmen.[7] Aber nur um so dringender wird die Frage, warum dem so ist. Auch hat unsere Zeit eine Ausnahme von der Regel gebracht. Die große Heeresreform, welche den letzten siegreichen Kriegen voranging, vollzog sich ohne den Druck äußerer Verhältnisse, nur aus der Voraussicht des Königlichen Kriegsherrn heraus. Es ist also möglich, anders als durch Unglück zu lernen, mag die Belehrung auch immerhin eine schwierige sein.

Die Betrachtung der Zeit vor Jena wird dazu beitragen, das Verständniß für sie zu fördern, damit niemals wieder, so lange das Vaterland besteht, die kostbaren Gelegenheiten versäumt und die Zeichen der Zeit verkannt werden. Die Niederlagen unserer Väter von damals sollen keinen Stoff für wohlfeile Krittelei abgeben, kein Anlaß zur Ueberhebung sein, wohl aber „allen kommenden Geschlechtern unvergeßlich wie selbsterlebtes Leid, allen eine Mahnung zur Wachsamkeit, zur Demuth und Treue."**)

Zunächst muß die Untersuchung sich den an hervorragender Stelle stehenden Personen zuwenden. Die Zeitgenossen schrieben das Unglück vornehmlich „den Federbüschen" zu.***) Daß sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren, daß

*) Kriegsarchiv des großen Generalstabes. Scharnhorsts Nachlaß.
**) Heinrich v. Treitschke, I. 246.
***) Ebenda S. 249.

sie gerade im entscheidenden Augenblick am 13. Oktober nachmittags und am 14. sehr unglücklich wirkten, lehrt der Hergang. Aber es fragt sich, ob andere Männer, die im Heere hinter ihnen standen, glücklicher hätten sein können, oder ob die Verhältnisse alle Gemüther in gleicher Art beherrschten, so daß selbst die besten unterliegen mußten. Man spricht so oft von den tüchtigen Heeren, die schlecht geführt wären. Das mag zutreffen unter Verhältnissen, wo im ganzen Heerwesen ein ursprünglicher Naturalismus herrscht, also bei wilden oder halbwilden Völkern. Dort kann eine angeborene Tapferkeit von fehlerhafter oder verständnißloser Leitung falsch verwendet werden. Nicht so bei Kulturstaaten. Dieselben Kräfte, welche hier gute Truppen heranbilden, bringen auch brauchbare Führer an die Spitze. Das Eine ist ohne das Andere nicht zu denken; denn wo sollten die unfähigen Generale herkommen, die doch vorher tapfere Soldaten erzogen. Das Genie macht wohl insofern eine Ausnahme, als es auch mit schlechten Mitteln Bedeutendes zu leisten versteht. Im allgemeinen aber darf die Regel gelten, daß eine gute Armee und gute Führung etwas Unzertrennliches sind, und daß sich die Verantwortlichkeit des einen Theils von der des andern nicht sondern läßt.

Dies führt zur Untersuchung der inneren Zustände der Preußischen Armee von 1806 hinüber, die vielfach falsch beurtheilt werden. Die Geschichte der Reformversuche vor Jena beansprucht dabei eine vornehmliche Beachtung.

Da jede Besserung von der Selbsterkenntniß ausgehen muß, so knüpft sich hieran die natürliche Frage: „wie dachte man in jener Zeit über die eigene Leistungsfähigkeit, wie über diejenige des Feindes, welches Bild hat man sich, ehe das Unheil kam, von dem Zusammenstoße mit Frankreich gemacht?" Es regt sich der Wunsch, zu ermitteln, welche Anstalten der Staat getroffen hatte, um die Fortschritte seiner Nachbarn zu beobachten, welche Stellung die freie militärische Forschung einnahm, welchen Standpunkt die zeitgenössische Literatur. Gewiß ist es nicht leicht, das Bild vergangener Zeiten treu wiederherzustellen. Gerade die Fülle des Materials und die Widersprüche erschweren die Arbeit. Doch soll der Versuch gewagt sein.

IV.

Die Führer von 1806.

Wir beginnen mit den „Federbüschen", — den Führern von 1806. Sie tragen vor den Augen der Welt die Verantwortung. In ihnen verkörperten sich die Tugenden und Fehler des Heeres. Ihre Entschlüsse setzten die Maschine in Bewegung, ehe sie zertrümmert wurde, und auf ihnen haftet also für den flüchtigen Blick der Schein der Schuld. Keiner von ihnen mag ohne Widersacher und ohne Neider gewesen sein, die sich selbst für fähiger hielten. Der Vorwurf, der die Feldherren traf, entlastete zugleich so viel Betheiligte, erleichterte manches Gewissen und gewährte eine Art Beruhigung, da man stillschweigend hinzufügte, unter anderer Leitung würden Volk und Heer auch Napoleon und den Franzosen mit Ruhm widerstanden haben.

Ein offener Brief an den Herzog von Braunschweig, der in Berlin am 4. November 1806 in der Spenerschen Zeitung erschien,*) eröffnete den Reigen der Anklagen. Der tödtlich verwundete Fürst wird unumwunden des Verraths beschuldigt und ihm der Vorwurf gemacht, er habe die Armee nur an der Saale konzentrirt, um Braunschweig zu decken. Eine Fluth von bitteren Kritiken und Schmähschriften folgte.

Dies Schauspiel wiederholt sich in der Geschichte nach großen nationalen Unglücksfällen nur zu oft, und es darf daher kaum Wunder nehmen, so widerwärtig auch der Eindruck jedesmal von neuem wirkt.

Uebrigens ist es auch am leichtesten, den Gang der Ereignisse lediglich aus dem Eingreifen der handelnden Personen zu erklären. Man kann sich mit dem wundersamen Gegensatze zwischen Roßbach und Jena schnell abfinden, wenn man darauf hinweist, daß bei Roßbach auf Preußischer Seite ein Friedrich, bei Jena auf Französischer ein Napoleon befehligte. Solche Männer pflegen auf dem Schlachtfelde, wenn die Umstände nicht gar zu arg gegen sie sind, mit den Größen zweiten und dritten Ranges immer fertig zu werden und sie vor den Blicken der großen Menge als Unfähige erscheinen zu lassen. Bezüglich der Thatsache, daß der Erfolg so oder so ausschlug, ist damit der Untersuchung Genüge gethan. Indessen wird kritisch nur wenig hierdurch gewonnen. Man überzeugt sich einmal mehr von der Macht einer genialen Persönlichkeit in der Kriegführung, und davon sprechen nicht nur diese, sondern alle Blätter der Geschichte.

---

*) Archenholz ließ sich verleiten, denselben auch in die Minerva von 1806 (IV. Band, S. 346) aufzunehmen. Er fügt hinzu: „Als die Zeitung, die diesen Brief enthielt, nach Hamburg kam, lag der Herzog bereits in den letzten Zügen und starb also, ohne ihn gelesen, ja, ohne von seiner Existenz gehört zu haben."

Wollte man die geschlagenen Feldherren lediglich um des Ausgangs ihrer Schlachten willen tadeln, so bliebe nichts übrig, als Soubise und Hildburghausen vorzuwerfen, daß sie einem Friedrich nicht gewachsen, Hohenlohe, daß er einem Napoleon nicht überlegen war. Bei Jena hätte auf Preußischer Seite nur ein überlegenes Feldherrntalent die Ungunst der Verhältnisse ausgleichen können. Den Vorwurf, Friedrich und Napoleon nachgestanden zu haben, tragen die Betroffenen mit allen Zeitgenossen gemeinsam.

Aber wie es uns interessirt, zu erfahren, auf welche Art es dahin hat kommen können, daß Preußen so wenig stark war, so kann es auch nur frommen, zu untersuchen, welche Gründe einen Herzog von Braunschweig, einen Hohenlohe, einen Rüchel ꝛc. an die Spitze der Heere gestellt hatten. Gewonnen würde für die Beurtheilung der Ereignisse etwas Erkleckliches, wenn nachzuweisen wäre, daß den unglücklichen Feldherren auch im Vergleich zur Masse der Mitlebenden ein untergeordneter Rang gebührte, daß Fürstengunst oder Zufall besonders unfähige Leute an die entscheidende Stelle gebracht hätte. Bezüglich der Männer von Jena muß dies bestritten, vielmehr darf behauptet werden, daß die Preußische Armee im Jahre 1806 die besten Kräfte an ihrer Spitze hatte, welche sie damals besaß.

Es sei zunächst daran erinnert, daß die damals Geschlagenen sieben Jahre später in großer Zahl als Retter des Vaterlandes und siegreiche Generale erschienen. Blücher, der ruhmgekrönte Feldherr der Befreiungskriege, führte auch 1806 schon ein bedeutendes Kommando. Generalstabschef während der unglücklichen Doppelschlacht war Niemand anders, als der treffliche Scharnhorst. Der bei Schleiz und dann am Dornberg von Lützerode unterliegende Tauenzien, den Clausewitz so herbe tadelt, ist der Tauenzien von Wittenberg des Jahres 1813. Kleist von Nollendorf war während des unglücklichen Krieges der befugteste Rathgeber des Königs. Würden Rüchel und Grawert, welche beide die Freiheitskriege noch erlebten, während derselben zum Handeln berufen worden sein, sie hätten gewiß eine ehrenvolle Rolle gespielt. — Jedermann ist mit seiner Zeit durch eine Schwachheit verbunden, und es wäre ungerecht, Persönlichkeiten losgetrennt von dieser Verbindung zu betrachten. Denken wir uns die Hohenlohe und Rüchel mit allen Eigenschaften, die sie wirklich besaßen, in eine glücklichere Epoche, in eine mit ihrer Zeit fortgeschrittene Armee, etwa in die siegreiche unserer Tage, versetzt, so ständen sie heut vor dem Urtheil der Welt als glänzende Führer da.

Uns sind von diesen Männern, soweit die Befreiungskriege sie nicht rehabilitirten, zumeist diejenigen Bilder erhalten geblieben, welche bald nach der Unglückszeit von ihnen entworfen wurden. Diese hatte sie zum Gegenstande der öffentlichen Besprechung gemacht, die Entrüstung war allgemein, und was von ihnen damals geredet und geschrieben wurde, kam durch die Ueberlieferung auf uns. Was man vorher von ihnen gedacht, ist vergessen worden. Bücher,

wie Buchholz' „Gallerie Preußischer Karaktere",*) die „Vertrauten Briefe über die inneren Verhältnisse am Preußischen Hofe"**) des Kriegsrathes v. Coelln, desselben Verfassers „Feuerbrände" und ähnliche gaben der öffentlichen Meinung eine bestimmte Richtung. Sie behielten lange das Wort, weil die gefallenen Größen keinen Vertheidiger fanden. Die in späteren Jahren folgende Memoiren-Literatur, welche sich mit der Katastrophe vorzugsweise beschäftigte, stand völlig unter dem Eindrucke der Erinnerung an die unseligen Tage. Sie hat fast durchweg grau in grau gemalt. Höchstens bezüglich einzelner Personen sind Berichtigungen erfolgt.***) Im allgemeinen ist durch sie das einmal erzeugte Urtheil über die Männer jener Zeit unberührt geblieben. Dies erzählt uns von des Herzogs von Braunschweig gänzlicher Schwäche und Entschlußlosigkeit, welche ihn selbst einen Massenbach kurz vor der Schlacht habe anrufen lassen: „Aber mein Gott, so helfen Sie doch; es gilt ja unsere Existenz!" Da hören wir von des Fürsten Hohenlohe Eitelkeit, unbegrenztem Ehrgeiz, seiner Neigung zum Ungehorsam, seinem Vertrauen auf Unwürdige; da wird Rüchels halbnärrische Selbstüberschätzung, des alten Möllendorf hochmüthige Beschränktheit, des Prinzen Louis Ferdinand leichtsinniger Uebermuth in lebhaften Farben geschildert. Kleist ist, ehe er Kleist von Nollendorf wurde, „nur ein militärischer Geschäftsmann, kein wirklicher Militär", Blücher, bevor man ihn als Blücher von Wahlstadt kennen lernte, „in eben dem Maße ein schlechter General, in welchem er ein vortrefflicher Pharaospieler genannt werden muß." Die übrigen hervorragenden Personen sind am gelindesten behandelt, wenn sie der Kritiker als engherzige Pedanten vorführt. Köckeritz, ein schlichter Mann, der niemals beanspruchte, Großes zu bedeuten, mußte seinen Kopf mit „einem ausgeschnittenen Kürbis ohne Licht im Innern" von einem Schriftsteller öffentlich vergleichen hören, der ihn kurz zuvor mit dem Ritter Bayard in Parallele gestellt. Zastrow kam gelegentlich ebenso schlech fort. Archenholz verfuhr am radikalsten, als er in den „Betrachtungen am Grabe der Preußischen Monarchie"†) den Stab über alle Generale brach. Sein patriotischer Schmerz, der in der Erinnerung an die Zeit des großen Königs keine Grenzen kannte, ließ ihn von der Führung nur in Ausdrücken wie: „strafbare Vernachlässigung", „militärische Todsünden", „höchste Unordnung", „elendeste Anstalten", „einfältigste Maßregeln, die man kaum bei den des Krieges unkundigsten Nationen voraussetzen konnte", „Uebermuth der siegesgewissen Feldherren" u. s. w. sprechen. Er machte in den nachfolgenden Veröffentlichungen allein eine Ausnahme zu Gunsten Blüchers.

Die Einseitigkeit einer solchen Beurtheilung fällt bei denjenigen Männern

---

*) Germanien 1808.

**) Amsterdamm und Coelln 1807. Ebenda, bei Peter Hammer, erschienen die „Neuen Feuerbrände".

***) Wie von der Marwitz Nachlaß (Berlin 1852) bezüglich Hohenlohes.

†) Minerva 1806, IV, S. 377 und 544.

ins Auge, welche 1813 noch Gelegenheit fanden, sich in anderem Licht zu zeigen. Sie waltet bezüglich Aller unstreitig vor. Verdächtig werden uns jene zeitgenössischen Schilderungen dadurch, daß sie meist in denjenigen Männern die verkannten Helden oder Genies erblicken, welche wir heute hart beurtheilen müssen, da sie sich durch ihre späteren Handlungen selbst verurtheilten. So sieht die Gallerie Preußischer Karaktere in Massenbach den Mann, der den Staat hätte retten können; denn „wäre es ihm gelungen, den Herzog von Braunschweig ebenso leicht zu begeistern wie den Fürsten Hohenlohe, so würde im Feldzuge alles wo nicht gut, so doch wenigstens erträglich geworden sein." Phüll wieder erscheint in den „Vertrauten Briefen" als „ein Mann von Kopf und Kenntnissen, der für Energie und Nachdruck stimmt, man ergreife eine Partei welche man wolle."

Hören wir nun dagegen die Stimmen, die sich vor der Niederlage haben vernehmen lassen, so stellt sich etwas ganz Anderes heraus. Im Lichte ihrer Zeit vor der Niederlage gesehen, glänzen die Führer von 1806 als leuchtende Erscheinungen am militärischen Himmel. Man versteht den alten Soldaten, der uns von einem Gastmahle beim Herzog von Braunschweig erzählt,*) wie er dort zu den versammelten hohen Offizieren, welche entweder in der Vergangenheit etwas Bedeutendes geleistet hatten, oder von denen man sich solches in der Zukunft versprach, emporgeblickt, wie zu unerreichbaren Sternen. Ja, noch mehr; Volk und Heer haben vor dem Kriege, so weit es sich heut noch feststellen läßt, bis auf wenige Ausnahmen, entschiedenes Vertrauen in die Feldherren gesetzt. Erst die Erfurter Berathungen und die unsichere Haltung des vielköpfigen Hauptquartiers in der der Doppelschlacht vorangehenden Woche erschütterten es. Bis dahin aber hoffte man im allgemeinen von der obersten Leitung das Beste. Der Herzog galt der großen Menge für den einzigen Mann, der Napoleon gewachsen sein könne. Die stürmische Begeisterung, welche sich kurz vor dem Kriege durchaus nicht allein in den jüngeren Kreisen der Armee, sondern in allen Schichten der Bevölkerung kund gab, zeugt von übertriebener Zuversicht auf die Führung des Heeres. Ganz unparteiische, aus nicht Preußischen Landen kommende Mittheilungen über die ins Feld rückende Armee sprechen mit besonderer Betonung von dem Vertrauen, welches die Truppen auf die Klugheit und Tapferkeit ihrer Befehlshaber setzten.**) Begeisterte Verse feierten die bewährten Feldherren.***) Noch im Jahre 1806 hatte Archenholz' „Minerva" die Ueberlegenheit der Preußischen Führung über die Französische hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß die erstere in den drei Rheinfeldzügen keine bedeutende Schlappe erlitten habe, während die Franzosen sich ihrer wiederholten Niederlagen bei Kaiserslautern und Pirmasenz

*) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser. Berlin 1877. S. 33, 34.

**) Aus Göttingen, den 6. Oktober 1806. Vergl. Hamburger Korrespondent vom 14. Oktober.

***) Minerva 1806. II. 562.

wohl noch lange erinnern würden.[8] Ja selbst in den „Betrachtungen am Grabe der Preußischen Monarchie" mußte der Herausgeber derselben Zeitschrift einräumen, daß der Herzog von Braunschweig und der Fürst v. Hohenlohe „zwei Männer von anerkannten Talenten und Fähigkeiten" gewesen seien. Schladens Tagebuch*) aus den Oktobertagen bestätigt in einer Notiz vom 11. Oktober das hohe Ansehen, in welchem die Preußischen Generale gestanden.[9] Es spiegelt sich dort nichts von den düsteren Vorahnungen wieder, von welchen Gentz erzählt, obschon beide Diplomaten gleichzeitig im Hauptquartier verweilten. Gentz' Auffassungen beruhen, nach seiner Angabe, auf Kalkreuths Mittheilungen, der sich vornehmlich über die Unzugänglichkeit des Herzogs von Braunschweig und die „ebenso verhaßte als lächerliche Tyrannei" beklagt haben soll, die „ein Oberst Scharnhorst, ein Hannoveraner", auf die Armee ausübte.[10] Diese Mißstände waren aber sicherlich nicht Schuld an der Niederlage. Scharnhorsts Briefe, welche uns erhalten geblieben sind, sprechen keine Zweifel gegen die obere Leitung aus. Clausewitz erging sich noch zu Ende September in enthusiastischen Hoffnungen. Er hielt den Augenblick für einen sehr beneidenswerthen für den König, rechnete bestimmt auf den Sieg und äußerte lediglich über die Konvenienzrücksichten im Hauptquartier und die Dreitheilung des Oberkommandos seine Bedenken.[11] Aehnlich und wohl am richtigsten urtheilte „ein vornehmer nichtpreußischer General" in seinen „Bemerkungen über den Preußischen Soldatenruhm", in denen er, allerdings schon nach der Niederlage, ausspricht, daß es der Armee nicht an erfahrenen und ausgezeichneten Generalen, an Generalstabsoffizieren von Kenntnissen und Wissenschaft gefehlt habe, wohl aber am Zusammenhange, an der Verbindung des Ganzen, an der Einheit Friedrichs II., an dem Willen Napoleons.**)

So muß man denn bei genauer Untersuchung zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Mehrzahl der Zeitgenossen vor der Niederlage mit der Wahl der Oberbefehlshaber ganz einverstanden war und sich in dieser Hinsicht wohl berathen glaubte. Selbst unmittelbar nach der Doppelschlacht, als die allgemeine Betäubung noch die Tadelsucht niederhielt, haben Augenzeugen den gefallenen Größen ihre Bewunderung nicht versagt.

Das Auftreten des Herzogs von Braunschweig bei Auerstädt begleitet eine ruhige Stimme aus den Unglückstagen mit den Worten: „Dieser erhabene heldenmüthige Feldherr führte selbst seine Truppen ins Feuer, ohne sich seines ruhmvollen Alters, seines hohen Berufes als Oberbefehlshaber und der Wichtigkeit seiner Erhaltung für das Ganze zu erinnern.***)

---

*) Preußen in den Jahren 1806 und 1807. Mainz 1845. — v. Schladen war Preußischer Gesandter in München gewesen.

**) Minerva 1807. IV. S. 304.

***) Politisches Journal 1806. 2. Band, 1146. (Herausgegeben von dem Dänischen Legationsrath Schirach.)

Die dem General v. Schütz zugeschriebene, bald nach dem Kriege erschienene „Kritik des Feldzugs in Deutschland im Jahre 1806" zollt sogar den Anordnungen des Herzogs zur Schlacht von Auerstädt eine unbedingte Anerkennung. Sie gelangt zu der Ueberzeugung, daß diese Schlacht, wäre der Feldherr nicht so früh tödtlich verwundet worden, mit einem großen Siege der Preußischen Waffen geendet hätte.[12] Buchholz sogar mußte eingestehen, daß man den Herzog ein halbes Jahrhundert hindurch für einen der ersten Krieger gehalten, dessen Andenken aller Verunglimpfung zum Trotze noch lange in Ehren bleiben werde. „Nie verlor er die nöthige Geistesgegenwart, nie vermochte die Gefahr, wie drohend sie auch bisweilen sein mochte, irgend etwas über sein Gemüth; und wenn die allzuweit getriebene Verachtung derselben bei einem Feldherrn ein Fehler ist, so kann man freilich von ihm sagen, daß er diesen Fehler hatte, wiewohl er dadurch nie zu einer Tollkühnheit hingerissen worden."*) Auch die „Vertrauten Briefe" gestehen, daß der Herzog „in früherer Zeit einiges Talent gehabt". In der That waren diese Talente sehr sichtbar hervorgetreten. Bei Hastenbeck am 26. Juli 1757 zeichnete er sich, damals 22 Jahre alt, als entschlossener Truppenführer aus. Er eroberte die große Batterie des Zentrums der Verbündeten wieder, die zuvor von den Franzosen genommen, und hätte der Schlacht eine günstige Wendung gegeben, wenn sich der Herzog von Cumberland nicht unglücklicherweise zu früh zum Rückzuge entschloß. Von den späteren Waffenthaten des Erbprinzen machte die Wegnahme von Hoya, sein Rheinübergang vor der Schlacht von Crefeld, das Gefecht gegen den Herzog v. Brissac am Morgen der Schlacht von Minden und sein Sieg bei Warburg am 31. Juli 1760 Aufsehen. Während des ganzen Krieges hatte er größere Kommandos geführt. 1773 trat er aus Braunschweigischen in Preußische Dienste, kommandirte während des Bayerischen Erbfolgekrieges selbständig in Oberschlesien und führte als Oberbefehlshaber 1787 den kecken Zug nach Holland aus, der seinen Ruhm außerordentlich erhöhte. „Diese That**) wird die Nachwelt bewundern, weil sie alle Erwartungen übertraf; und was kann der Preußische Staat nicht noch von einem solchen Helden erwarten, der sich ihm zum Schutz und Dienst gewidmet hat", so schließt eine der ersten im Jahre 1788 geschriebenen biographischen Skizzen. Die glänzende Zukunft, welche der große König ihm prophezeite, hatte er erreicht, und alle älteren Urtheile sind einstimmig im Lobe seiner bedeutenden Eigenschaften. Des Herzogs Sorgfalt für die Truppen, seine weisen Maßregeln, seine Unerschrockenheit, seine Umsicht hatten schon zu Lebzeiten Friedrichs II. öffentliche Anerkennung gefunden.***) Mirabeau berichtet von ihm, daß Volk und Heer ihn für den ersten General Europas gehalten.†)

*) Gallerie Preußischer Karaktere. S. 14 ff.

**) Der Zug nach Holland.

***) Genealogischer, militärischer Kalender auf das Schaltjahr 1784.

†) Neues militärisches Journal. II. S. 35.

Der Eindruck der Unentschlossenheit, den des Herzogs Auftreten bei Valmy gemacht, verschwand wieder, da die Revolutionskriege ihm einzelne nicht unbedeutende Erfolge brachten, wie Pirmasenz am 14. September 1793 und die Erstürmung der Weißenburger Linien im Jahre darauf. So stand sein Ansehen auch nach dieser Zeit noch unerschüttert da. Aus seinen Gutachten in Armeefragen und dem Schriftwechsel mit hervorragenden Militärs lernt man ihn als einen einsichtsvollen und vorurtheilsfreien Soldaten kennen. Als Regent besaß er die ungetheilte Verehrung seiner Unterthanen.*)

Das verständige Urtheil hat auch später die hervorragenden, ja ausgezeichneten Eigenschaften an dem Herzog sowohl als an den übrigen Führern der Unglückszeit anerkannt. „An Muth standen diese alten Männer gewiß nicht ihren jüngeren Gegnern nach, an passiver Bravour waren sie ihnen höchst wahrscheinlich überlegen", erklärt Scharnhorst in einer Denkschrift über die Niederlage.**) Clausewitz läßt bei seinen Schilderungen in den „Nachrichten", welche unter dem Eindruck der Katastrophe geschrieben sind, sehr scharf die schwachen Seiten erkennen, welche während derselben im Karakter jener Männer hervortraten. Aber er vergißt darüber auch die starken nicht, die sich bei früheren Gelegenheiten bewährten. Ueber den Herzog wird gesagt, daß er geistreich, voll Kenntniß und Kriegserfahrung gewesen sei, als weiser Verwalter seines kleinen Staates im höchsten Rufe, mehr als irgend ein anderer mit der Zeit fortgeschritten, so daß er das veränderte Kriegswesen hinreichend kannte, um sich im Geiste desselben zu bewegen. Eine große Uebung in der Führung der Truppen, Kriegserfahrung, persönliche Tapferkeit, ein lebhafter Geist, Ruhe im Augenblick der Gefahr, waren Eigenschaften, die, mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit verbunden, in gewöhnlichen Verhältnissen einen vortrefflichen Führer abgegeben hätten.

„Merkwürdige körperliche Rüstigkeit und Frische des Geistes" wird von Müffling, der in des Herzogs Stab war, an dem Feldherrn gerühmt.***) Soll man diesem Berichterstatter vertrauen, so war es eher ein Unglück, daß Karl von Braunschweig im Jahre 1806 die wirkliche Natur der Dinge zu genau übersah, wie, daß er sie verkannt hätte. Ompteda bestätigt, daß der Herzog seinen Gegner Bonaparte vollkommen richtig würdigte, seine und seiner Generale Ueberlegenheit anerkannte und sich auch von des Kaisers Kriegführung eine Vorstellung machte, welche Besorgniß für das Glück der Preußischen Waffen erregte.[13]

Gerade diese Einsicht erschwerte ihm im Feldzuge jeden Entschluß und brachte ihn zu dem Verfahren, das Lombard nicht unzutreffend mit den

*) Eylert, Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. 3 Theile. Magdeburg 1843—46. II, 177, Anmerkung.

**) Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß.

***) Müffling, Aus meinem Leben. S. 15 und 16.

Worten bezeichnete: „Er konnte sich nicht entschließen, den alten Weg zu verlassen, der aber nicht mehr zum alten Ruhme führte."*)

Graf Henckel v. Donnersmarck**) hat uns freilich eine wenig günstige Schilderung von der Person des alten Braunschweigers hinterlassen, aber sie rührt aus den Unglückstagen her, und der Verfasser, damals ein noch junger Offizier, stand dem Feldherrn nicht sehr nahe. Dafür bestätigt General v. Reiche,***) daß selbst die Stimme der Armee dem Herzoge, obschon man ihn angeblich für „überlebt" gehalten, doch Tapferkeit, Heldenmuth und ritterlichen Sinn nachgerühmt — drei herrliche Soldateneigenschaften.

Die körperliche Hinfälligkeit des Herzogs, die Folge seines Alters, ist sicherlich übertrieben worden. Neben Müfflings entgegenstehendem Zeugniß ist noch eines aus Wachholtz' Tagebuch zu nennen, dem zufolge der Herzog in den letzten Tagen vor der Katastrophe unermüdlich geschäftig war, es verschmähte, sich Nachts zu entkleiden und nach kurzer Ruhe am frühen Morgen wieder auf den Beinen war. Mehr wird Niemand von dem Oberbefehlshaber einer Armee verlangen dürfen; denn er hat nicht die Rolle des Vorpostenkommandeurs zu spielen.

Von Rüchel weiß man, daß Hardenberg ihn für den Mann hielt, der am meisten befähigt und berufen gewesen, an der Spitze des ganzen Heeres zu stehen. Blücher zählt ihn unter die „kraftvollsten Diener" des Königs.†) General v. Hüser, der seine Bekanntschaft im Jahre 1805 im Hauptquartier zu Gotha gemacht, zeichnete darüber in seinen Denkwürdigkeiten auf: „Der Herzog von Braunschweig war abwesend und der General v. Rüchel führte unterdessen das Kommando. Dieser machte mir den Eindruck eines sehr tüchtigen und bedeutenden Mannes. Er hatte etwas Imposantes und alle seine Befehle waren bestimmt und sachgemäß."††) Rüchels Ansehen war vor 1806 ein ungewöhnliches. General v. Reiche†††) fügt hinzu, daß namentlich alle jüngeren Offiziere seine warmen Verehrer gewesen. Der militärische Kalender von 1797 hatte ihm schon eine ausführliche Biographie gewidmet, und ein Zeitgenosse zog aus dem dort Erzählten den Schluß, daß Rüchel „bei glücklichen Kombinationen der Dinge es zum höchsten Rang unter den besten Feldherren aller Zeiten werde bringen können."*†) Friedrich Wilhelm III. stand ihm sehr nahe und schätzte ihn außerordentlich. „Preußen hat nicht Viele

*) Matériaux pour servir à l'Histoire des années 1805, 1806 et 1807; dédiés aux Prussiens par un ancien Compatriote. A Frankfort et à Leipzig chez Frédéric Nicolai 1808.

**) Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. S. 388.

***) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. Leipzig 1857. I. 147.

†) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt. Schwerin 1878. S. 315.

††) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser. S. 48.

†††) Memoiren, I. S. 150.

*†) Die Preußischen Staaten vor und seit dem 16. November 1797. Erstes Heft. Paris 1798.

aufzuweisen, die ihm gleichkommen" soll er in späteren Jahren noch über ihn geäußert haben.*) Auch bei einem weniger günstigen Ausspruch erkannte er doch „seine Umsicht und schönen militärischen Kenntnisse" an.**) Minutoli, der dies mittheilt, der oft mit dem Könige über Rüchel sprach und den General in dienstlichen Stellungen genauer kennen gelernt hatte, schildert denselben gleichfalls als einen zwar absonderlichen, aber doch sehr bedeutenden Mann.[14] Auch seine trefflichen menschlichen Eigenschaften werden von Zeitgenossen gerühmt. Die weniger vortheilhaften Meinungen sind, wie die Henckel v. Donnersmarks, von Fernerstehenden ausgegangen. Rüchels Widersacher und die Pamphletisten aus der Unglückszeit sprechen von seinen Eigenschaften mehrfach mit Respekt. Sein inneres Feuer riß selbst die Leute fort, denen er nicht sympathisch war. „Die glänzendste Partie in Rüchel blieb immer die Energie seines Gemüths" räumt Buchholz ein. Er war jedenfalls einer der seltenen Männer, welche über die große Menge eine natürliche und unbedingte Herrschaft üben. Daß er empfänglichen Sinnes war und den Neuerungen durchaus nicht so widerstrebte, als man ihm nach seinem Falle zuschrieb, beweist sein Wirken als Chef des Militärbildungswesens, seine Thätigkeit in den verschiedenen Reorganisationskommissionen und sein Kampf gegen die althergebrachten Ausnahmen von der Dienstpflicht. Die Verehrung und Freundschaft Gneisenaus und Blüchers, die sich bis in Tage fortsetzte, da diese Männer auf der Höhe des Ruhms standen und Rüchel fast vergessen war, sprechen für ihn. Scharnhorst sagte am 16. April 1806 in einem politisch höchst merkwürdigen Schreiben an den General: „Wir haben noch immer die Hoffnung genährt, daß Euer Excellenz statt der ersten militärischen Stelle im Osten die im Westen erhalten würden", und weiter: „Ich wünsche für den Preußischen Staat nichts dringender, als Ihre fernere Gesundheit — die Zeit wird unerwartet kommen, wo uns nur edle, tapfere, einsichts- und energievolle Männer retten können." Dem „seltenen Patriotismus und der Klugheit" Rüchels hatte er schon vorher seine Anerkennung gezollt. Clausewitz beurtheilt Rüchel nicht allzu günstig bezüglich der Uebung seines Denkvermögens, aber er rühmt doch zahlreiche treffliche oder wenigstens soldatische Gaben an ihm: die Lebhaftigkeit des Geistes, die dem Scheidewasser ähnliche Vehemenz des Karakters, die kühne Zuversicht, die Fähigkeit des Enthusiasmus, die Offenheit und die ausgezeichnete Bravour. Kecker, feuriger Entschluß belebten ihn. Er gehörte freilich zu den unbedingten Anhängern dessen, was man unter der Taktik des großen Königs verstand. Seiner Ueberzeugung nach konnte man mit Preußischen Truppen immer noch, wenn man es nicht an Muth und Energie fehlen ließ, alles über den Haufen werfen, was aus der unsoldatischen Französischen Revolution hervorgegangen war. „Man hätte den General

---

*) Preußische Jahrbücher, Februar 1881. S. 117.

**) v. Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm III. S. 28.

v. Rüchel eine aus lauter Preußenthum gezogene konzentrirte Säure nennen mögen."*) An Erfahrungen fehlte es ihm gleichfalls nicht. Schon in den dreißiger Lebensjahren war er am Rheine zu selbständigem Kommando gelangt. Als der „Johannes" des großen Königs angesehen, von diesem persönlich für die Feldherrnlaufbahn vorbereitet, hatte er eine reißende Karriere gemacht. In den sechs Jahren von 1787 bis 1793 stieg Rüchel vom Kapitän zum Generalmajor auf. Mit einer solchen Geschwindigkeit ist naturgemäß die Gefahr der Entgleisung verbunden. Sie hat gewiß dazu beigetragen, Rüchels ohnehin schon hohes Selbstvertrauen noch zu vermehren, ihn zur Geringschätzung seiner Gegner zu verleiten. Die zahlreichen Anekdoten, welche davon erzählt werden, sind sicherlich zum größten Theil hinterdrein erfunden. Wenn aber ein wahrer Kern darin liegt, so kann dies nur sehr begreiflich erscheinen. Hatte man doch gerade ihn bereits als den ebenbürtigen Gegner Napoleons öffentlich bezeichnet.[15] Selbst bei einem ruhigeren Manne würde die Nüchternheit des Urtheils durch so übertriebene Lobpreisung beeinträchtigt worden sein. Auch riß sein Temperament ihn oft zu einem Redeschwung fort, dessen Wirkung an das Komische gestreift haben mag. „Meine Herren! Wir sind versammelt, zu feiern den Stiftungstag, die Zusammenkunft der Glieder dieser Militärischen Gesellschaft, — zu beleuchten deren Zwecke, die Mittel, welche zu denselben führen, sowie die Pläne der Zukunft; — — an einem Tage, — wo der Geist eines der Sterblichen Größten von dem unsichtbaren Wohnsitz auf den Schauplatz seiner irdischen Güter herabschaut, und auf das Vaterland, das sein starker Arm zu einer Macht erhob, deren Namen alle lebenden Welten mit Ehrfurcht nennen, und die Nachwelten bewundern werden; auf den durch Thaten und Nachhall, in unserem Herzen, noch lebenden Beherrscher einer Nation, von der auch wir Theile des Ganzen sind, und seiner Größe Verehrer; — des Vaterlandes, dem auch wir im mühevollen Stande der Ehre dennoch alles gern gewidmet haben, was wir besitzen, — Blut und Leben zu dessen Vertheidigung — um einst — ist es möglich — den Siegeswagen des Ruhms in diesem preiswürdigen Heere, auch noch durch unsere Thaten zu bekränzen, wenn er aufs neue beginnt, der steile Weg zu der Unsterblichkeit Ehre!" So lautet der erste Satz aus seiner Festrede, mit welcher er die Militärische Gesellschaft am Geburtstage Friedrichs des Großen, dem 24. Januar, im Jahre 1803 begrüßte. Weiter „gesellet sich die allegorische Minerva mit ihrer Eule zu den Künsten des Krieges und des Friedens."**) Man darf indessen an solche Phrasen nicht den Maßstab unserer kritisch-verständigen Zeit legen. Philosophisch-pathetisch klingender Brustton war damals mehr im Schwange als heut.

Für bedeutende, wenn auch einseitige militärische Anlage Rüchels spricht

*) Clausewitz, Nachrichten.

**) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin. II. S. 1ff.

selbst das Gefecht von Capellendorf. Ohne Zweifel war er ein ungewöhnlich begabter Soldat.

Wie er, so ist auch der alte Möllendorf vielfach falsch geschildert worden. Bei näherer Betrachtung findet man nichts von dem schnarrenden Hochmuth an ihm, der ihm später nachgesagt worden ist. Mehrere seiner Verordnungen, von denen eine*) weiter unten ihre nähere Erwähnung findet, sind Muster von Milde und Menschenfreundlichkeit. Daß er jeden Neuerungsvorschlag mit einem „das ist vor mir zu hoch" zurückgewiesen,**) ist sicherlich nicht richtig. Nur Knesebecks weitgehenden Armeereorganisationsentwurf beantwortete er mit dieser geschichtlich gewordenen Bemerkung. Er fügte überdies hinzu: „jedoch unterwerfe ich gern meine begränzte Kenntniß erleuchteteren Beurtheilungen." Gewiß war er vollständig in den Traditionen der Fridericianischen Zeit befangen, der die glücklichen Jahre seines Lebens angehörten, aber der Nothwendigkeit, das Heer umzugestalten, verschloß er sich durchaus nicht grundsätzlich. Einem recht umfangreichen Plane Courbières für ein Reservesystem zollte er sogar seinen Beifall: „dagegen ist wohl weiter nichts zu erinnern, als daß zuletzt bei der großen Menge zurückzulassender Beurlaubten man ziemlich ganz Landmiliz in Betracht der Einländer werden wird."***) Als Gouverneur von Berlin stand er im Rufe großer Humanität und war bei den Truppen und der Bevölkerung gleich beliebt. Diese setzte in seine kriegerischen Eigenschaften ein ganz besonderes Vertrauen, das noch bis in die Unglückstage von 1806 hinein fortgedauert hat.†) Beim Ausmarsche im Dezember 1805 schildert ein Berliner Blatt „das unerschütterliche Jugendfeuer und die Thätigkeit des 80jährigen Helden." Bischof Eylert, der Biograph Friedrich Wilhelm III., der den Männern von 1806 im allgemeinen sehr übel mitspielt, läßt Möllendorf Gerechtigkeit widerfahren. Er nennt ihn einen seiner hohen Stellung würdigen Mann, ausgezeichnet durch Einsicht, militärische Kenntnisse und persönliche Tapferkeit.††) Reiche berichtet, daß man ihn für einen tapferen Degen, einen kühnen Reiter und einen großen Taktiker aus der früheren Schule erklärte.†††) Eine im Jahre 1785 über den Feldmarschall geschriebene biographische Skizze*†) schließt mit den Worten: „Er hat seit dem Jahre 1740 sämmtlichen Kriegen beigewohnt und sich die vorzügliche Gnade des Königs erworben, welches sein außerordentliches

---

*) Die Paroleverordnung vom 2. April 1788.

**) Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. I. S. 153.

***) L'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 146.

†) v. Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm III. S. 31.

††) Karakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. III. S. 60.

†††) Memoiren, S. 147.

*†) Genealogischer militärischer Kalender auf das Jahr 1785.

Avancement beweist. Auch hat er jederzeit in der Armee den Ruhm eines sehr herzhaften und sehr geschickten Offiziers gehabt; wobei ihm zugleich sein redlicher Karakter die Liebe und Achtung aller rechtschaffenen Leute zugezogen. Er hat verschiedene Korps mit Zufriedenheit des Königs und mit glücklichem Erfolge der Unternehmungen kommandirt; unter welchem vorzüglich die mit Herzhaftigkeit und Klugheit ausgeführte Expedition bei Burkersdorf zu rechnen ist.“ Clausewitz schiebt es der langjährigen Berührung mit dem Hofe zu, daß Möllendorfs ursprünglich derber und kraftvoller Karakter sich allmälig in diplomatischer Farblosigkeit verlor, doch giebt er zu, daß er ein „für das Kriegshandwerk von der Natur sehr wohl ausgerüsteter Mann“ gewesen sei, der „in einem Leben voll großer Begebenheiten“ viel Ruhm erworben haben würde.

An Kalkreuth werden von vielen Zeitgenossen ausgezeichnete Eigenschaften gerühmt. Nach Gentz' Mittheilungen besaß er das Vertrauen der Frondeurs, welche ihn für den Mann hielten, der den Staat retten könne. Seine Neigung zu Sarkasmen und zur Satyre scheint ihn aus Gewohnheit in einem oppositionellen Fahrwasser gehalten zu haben, vielleicht nur ein Erbtheil seines Herrn und Meisters, des Prinzen Heinrich von Preußen, dessen Adjutant er gewesen war. Reiche meint, es sei nicht leicht Jemand, der etwas galt, von ihm geschont worden.*) Aber „seine vornehme und hohe Gestalt imponirte den Truppen sehr, und da er ihnen seine Sorgfalt zu erkennen gab, so stand er bei ihnen in großem Ansehen.“ Die „Gallerie Preußischer Karaktere“ lobt an ihm, „daß er sich immer in einem inneren Gleichgewicht gehalten habe.“ Eine Biographie von 1791**) rühmt seine kühne Unternehmungslust. Bei der Vertheidigung von Danzig bewies er, daß es ihm an den Fähigkeiten zu bedeutenden kriegerischen Leistungen durchaus nicht fehlte.

Das herrliche Denkmal, das Clausewitz dem Prinzen Louis Ferdinand durch die Schilderung seiner Persönlichkeit gesetzt, ist hinlänglich bekannt.***) Sie gipfelt in den Worten: „Geboren mit so herrlichen Eigenschaften, in großen Verhältnissen, hätte er nothwendig ein großer Feldherr werden müssen, wenn ein langer Krieg ihn dazu erzogen.“ Völlig übereinstimmend damit urtheilt ein Zeitgenosse, der sonst einer ganz anderen geistigen Richtung zugehört. Friedrich von der Marwitz sagt von dem Prinzen: „Es lag Außerordentliches in ihm und es wäre etwas Außerordentliches aus ihm geworden, wenn der Krieg nicht durch den Frieden von Basel, wo er erst 23 Jahre alt war, beendet worden wäre.“†) Auch General v. Reiche††) giebt nach dem Urtheile der Zeitgenossen eine enthusiastische Schilderung „dieses hellleuchtenden Meteors am militärischen Sternenhimmel.“ In der „Minerva“

*) Memoiren, S. 148.
**) Militärisch-genealogischer Kalender.
***) Höpfner, I. S. 265–267.
†) Friedrich von der Marwitz, Nachlaß. I. S. 171.
††) Memoiren, S. 151.

wurde er dem großen Condé an die Seite gestellt und von ihm gesagt, daß dem Wesen nur weniger Menschen die Natur des Heldenkarakters so deutlich aufgeprägt gewesen, als dem seinen.[16] Unstreitig war er ein Mann, wie Preußen nicht viele besessen, ja, wie sie in den Heeren aller Zeiten selten gewesen sind. In den schwierigsten Lagen blieb Louis Ferdinand sich treu. „Eine große Seele ist reich an innerem Trost und setzt in gleichem Maße an innerer Kraft zu, als äußere Schwäche nachgiebt; sie kennt keine Verzweiflung und scherzt mit dem Leben, wenn in Zeiten der Erbärmlichkeit der Preis desselben sinkt. Er hatte, festen Sinnes, den Würfel über sich geworfen" — sagt Nostitz, sein Adjutant, von dem Prinzen mit Bezug auf die Tage kurz vor dessen Tode.*)

Grawert wäre der Preußische Lascy gewesen, wenn man ihm diese Wirksamkeit eingeräumt hätte. Ein kalter, berechnender, vernünftiger Verstand, eine große Gelassenheit und Ruhe, auch viel Festigkeit waren die ausgezeichneten Eigenschaften seines Geistes.**) Freilich war ihm große Vorsicht und eine Neigung zu starrer Theorie eigen. Bei Valmy hatte er als Oberst und thatsächlich, obwohl nicht dem Namen nach, auch als Oberquartiermeister gegen den Angriff gerathen. Bei Vierzehnheiligen that er das Gleiche.

Von Scharnhorst, der anfangs Rüchels, dann des Herzogs von Braunschweig Generalquartiermeister war, ist es überflüssig, die guten militärischen Eigenschaften zu rühmen; denn es war ihm vergönnt, sie noch vor aller Welt kund zu thun.

Massenbach hat sich am besten selbst durch seine Enthüllungen als einen Phantasten von zweifelhaftem Karakter gekennzeichnet.

Von Phull sagt Clausewitz, daß er sich ein sehr einseitiges und dürftiges System von Magazinalverpflegungsradien geschaffen habe, in welchem operirt werden sollte. An Bildung aber war auch er den Offizieren seiner Zeit weit überlegen. Gleich Massenbach und Scharnhorst fiel er durch Originalität des Geistes auf. Alle drei galten viel in der Meinung der Armee, Phull insbesondere für ein Genie, für etwas schrullenhaft und unbiegsam, aber von großer Stärke des Karakters. Müffling urtheilt von ihm,***) er wäre kalt, verschlossen von Natur, immer bitter, sarkastisch und ein großer Egoist, dem Soldatenleben und der Kameradschaft völlig fremd gewesen. Uebereinstimmend damit spricht sich die Gallerie Preußischer Karaktere aus, in der Massenbach seinen glühenden Vertheidiger findet.†)

Von Geusau, der, seiner Position nach, die Seele der Armeeführung hätte sein können, erzählt Clausewitz: „Er war ein dicker, lebhafter Mann,

*) Aus Karl v. Nostitz' Leben und Briefwechsel. Dresden und Leipzig 1848. S. 101.

**) Clausewitz, Nachrichten.

***) Aus meinem Leben. S. 7.

†) Massenbach wendete sich übrigens trotzdem mit einer öffentlichen Erklärung gegen den Verfasser und zieh ihn des Vertrauensmißbrauchs. Vergl. Minerva 1808. I. 430.

ein fleißiger, ordentlicher, gewissenhafter Arbeiter, nicht ohne innere Regsamkeit und nach alter Art sehr unterrichtet, aber einer großen leitenden Idee ganz unfähig, von der Masse der Papiere erdrückt, dabei eigensinnig und heftig. Als Chef des Kriegskollegiums war er am thätigsten; er mußte die Armee vier- bis fünfmal mobil und demobil machen, d. h. auf den Kriegsfuß und auf den Friedensfuß setzen, und da gab es etwas zu rechnen, zu revidiren, zu moniren! In diesem Berg von Papieren verschwanden die letzten Geistesspuren des Generalquartiermeisters und eigentlichen Kriegsministers."

Ausführlichere Schilderung gebührt dem Fürsten Hohenlohe, der als Napoleons Gegner bei Jena hier eine besondere Stelle einnehmen muß. Auch dieser Führer, „die Zierde seines Standes und Ranges in der Armee, aus der Rheinkampagne als ein entschieden tüchtiger, selbst kühner, dabei glücklicher Feldherr bekannt",*) galt sehr viel im Heere und hatte dessen Aufmerksamkeit frühzeitig erregt. Ein im Jahre 1790 über ihn geschriebener biographischer Aufsatz sagt: „Dieser Herr besitzt vortreffliche und liebenswürdige Eigenschaften, die ihn als Soldat und Mensch schätzbar machen, und schon im Bayerischen Erbfolgekriege zeigte es sich, daß man dereinst einen großen General von ihm zu erwarten hat." Der „Almanac militaire" von 1793 fügt hinzu: „On n'a guère vu se réunir avec plus de succès le naturel et la culture pour donner à un homme toutes les qualités, qui font sa perfection." Zedlitz**) beginnt die Karakteristik Hohenlohes mit den Worten: „Dieser Fürst, ausgestattet mit liebenswürdigen Eigenschaften und einem biederen, ritterlichen Sinne, zog mehr noch durch diesen seinen persönlichen Werth, der mit einer außerordentlichen Thätigkeit verbunden war, als durch seine hohe Geburt die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen auf sich, welcher ihm bei vielen Gelegenheiten Beweise seiner Werthschätzung gab; eine Auszeichnung, die sich der Fürst durch eine lange Reihe von Jahren, in verschiedenen Wirkungskreisen, auch unter den folgenden Monarchen zu erhalten wußte, bis die über Preußen im Jahre 1806 hereinbrechende Zeit des Unglücks den Abend seines ruhmvollen Lebens trübte."

Hohenlohe hatte zuerst im Jahre 1762 — damals 16 Jahre alt — gegen König Friedrich in der Reichsarmee gedient, war aber 1767 schon in das Preußische Heer übergetreten. Als der Bayerische Erbfolgekrieg ausbrach, war er Oberstlieutenant im Regiment Tauenzien und zeichnete sich bald sehr aus: „Un officier de nous, qui commence à se former, et dont Sa Majesté fait un grand cas c'est le prince de Hohenlohe",***) berichtet eine Korrespondenz jener Zeit, und der König ernannte den Fürsten, den er

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. Leipzig 1857. S. 148.

**) Pantheon des Preußischen Heeres. I. S. 119.

***) Lettres historiques, politiques et critiques sur les événements qui se sont passés depuis 1778 jusqu'à présent. I. S. 389. Einer Mittheilung aus den Fürstlich Hohenloheschen Familienpapieren entnommen.

anzusehen und mir dagegen die Beruhigung zu gönnen, daß Ihre Liebe für Meine Armee das Beste derselben fernerhin wahrnehmen werde."

Als der Fürst 1805 nach Berlin kam, wurden ihm, um ihn zu ehren, die Zimmer Friedrichs des Großen im Schlosse eingeräumt, und Alles suchte den Mann auf, der eben noch seiner Vaterlandsliebe eine Herrschaft geopfert.

Gewiß wird man in diesen Vorgängen mehr erblicken müssen, als nur die Königliche Gnade, welche jedem verdienten General zu Theil wird. Ebenso ist es sicherlich gerechtfertigt, einen anderen Akt als Ausdruck einer ungewöhnlichen Werthschätzung anzusehen, welcher dem Fürsten im Jahre 1795 widerfahren war. „Bürgermeister und Rath dieser des heiligen Reiches Stadt Frankfurt am Main" verliehen dem Fürsten feierlich das Ehrenbürgerrecht, weil er die erhabene Absicht des Königs, die Reichsstadt zu schützen, „mit einer Würde, Energie und Klugheit ausgeführt, welche die Bewunderung von ganz Deutschland ist."

Des Fürsten hervorragende Tapferkeit auf dem Schlachtfelde wird von Allen, die ihn kannten, einstimmig gerühmt, nicht minder sein großer Einfluß auf die Truppe. Diese hing mit Liebe und Vertrauen an ihm, wie verschiedene Scenen der düsteren Oktobertage es deutlich zeigten. Marwitz, der 1805 und 1806 sein Adjutant gewesen, sagt,*) daß er von seltenem Feuer, rasch in Entschlüssen und Handlungen, von wahrhaft vornehmer Tapferkeit, von unerschütterlichem Gleichmuth und in natürlicher Folge dieser Eigenschaften von mächtiger Einwirkung auf seine Untergebenen gewesen sei. Er erzählt auch, daß der Fürst es verstanden, „einen stillen, ernsten und edlen Geist im Hauptquartier zu erregen, zu erhalten und zu beleben", daß er „von Allen, die ihn umgaben, wahrhaft kindlich geliebt und hochgeschätzt wurde." Major Loucey, ein anderer Adjutant, hat sich ganz ähnlich über den Fürsten geäußert.[18] Auch der strenge York hielt viel von Hohenlohe, ehrte ihn, erkannte ihn als tapfer, edelmüthig, von fürstlicher Haltung. Valentini rühmt die Ruhe des Feldherrn an dem großen Unglückstage.**) Tauenzien ist ein Zeuge von Hohenlohes ausgezeichneter Tapferkeit,***) und ein hoher ungewöhnlicher Muth ist gewiß schon eine sehr werthvolle und keine alltägliche Eigenschaft. In den „Vertrauten Briefen" sogar heißt es: „Hohenlohe wurde von Friedrich geschätzt und vorgezogen. Dies brachte ihn in Ruf. Er hat Ueberblick, Feuer, Energie, Talent, Kenntnisse und Karakter." Heinrich v. Bülow nennt ihn einen ausgezeichneten General, Scharnhorst einen klugen und erfahrenen Feldherrn.†) Er hatte so großes Vertrauen zu dem Fürsten, daß er in einem Briefe an

*) Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig von der Marwitz. II. S. 58—67.

**) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Berlin 1851. I. 159.

***) v. Schoening, Geschichte des 5. Husarenregiments. S. 367.

†) Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß. Ueber den Operationsplan von 1806.

diesen vom 4. Januar 1806 sagte: „Wenn Euer Durchlaucht in den Konferenzen, die unser gnädigster und zu guter Monarch über die kriegerischen Angelegenheiten des Staates hat halten lassen, gewesen wären, so würde jetzt wahrscheinlich der bisher unbesiegbare Napoleon geschlagen, der König und die Armee mit Ruhm bedeckt und die Monarchie auf die Zukunft gesichert und respektirt sein.“*) Auch Clausewitz' kritisches Urtheil äußert sich dahin, daß Fürst Hohenlohe ein sehr gemüthlicher, frischer, thatenlustiger Mann gewesen, dessen ausgezeichnete Eigenschaft der Ehrgeiz war, dessen ganze Individualität sich zum Kriege geeignet. „Daß er bei Jena geschlagen wurde, war wahrlich kein großes Wunder, es würde dem Besten nicht besser gegangen sein.“

Ungünstig auf die Leistungen Hohenlohes wirkten zwei besondere Umstände. Er war kränklich und daher den Erschütterungen einer großen Katastrophe nicht gewachsen, dann auch kurzsichtig und schon deshalb sehr auf Massenbach angewiesen, der ihn bei Prenzlau in den eigenen Geistesbankerott verwickelte. Wer wollte trotzdem des Fürsten Recht zu den Worten bestreiten, die er in der trübsten Stunde seiner Laufbahn sprach: „Ich meine, daß mein bisheriges Leben mich von der Nothwendigkeit frei spricht, durch die unnütze Aufopferung von mehreren tausend Menschenleben meinen persönlichen Ruhm auf eine dennoch zweideutige Weise zu begründen.“ Kann auch der Tag von Prenzlau durch nichts gerechtfertigt werden, so wird ein billiges Urtheil in dem Preußischen Feldherrn von Jena dennoch einen in vieler Hinsicht ausgezeichneten Soldaten erblicken. Seine Fehler waren die Fehler seiner Zeit, die Mängel in seinen militärischen Eigenschaften mehr oder minder Gemeingut der Armee, ein Ergebniß der Schule jener wunderlichen Jahrzehnte nach des großen Friedrichs Tode.

Mustert man die Gallerie der während der Tage von Jena an hervorragender Stelle handelnden Personen, so kann man nur die Wahl Phulls und Massenbachs bedingungslos verwerfen. Sie waren in der That unheilvolle Männer an unheilvoller Stelle. Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß beide im weitverbreiteten Rufe geistreicher Köpfe standen, daß z. B. Phull selbst von Scharnhorst für die geeignete Persönlichkeit gehalten worden ist, um die erste Stelle in der Generaladjutantur einzunehmen.**) Rüchel empfahl ihn dem Könige als „einen vortrefflichen Analytiker zur Mithülfe der großen Operation.“***) Auch Zastrow muß man wohl diesen Männern beizählen, da nur wenige seiner Zeitgenossen sich für ihn erwärmen konnten, von anderen aber, wie von Stein und Clausewitz, sehr ungünstige Urtheile über ihn vorliegen. Nach Gentz' Mittheilungen wäre gerade 1806 sein Wirken verderblich gewesen. Wo aber finden sich unter einer großen Zahl von einflußreichen Männern nicht

---

*) Kriegsarchiv D. II. 50.

**) Scharnhorst an Knesebeck vom 16. April 1803. Kriegsarchiv des großen Generalstabes D. I. 36.

***) Preußische Jahrbücher. 1881. 2. Heft. S. 132.

mehrere, die man ungern an ihrem Platze sieht. Die beste Armee ist davon nicht frei gewesen.

Stand auch kein zweiter Cäsar, Alexander oder Friedrich dem Korsischen Eroberer gegenüber, so hat doch König Friedrich Wilhelm III. Recht, wenn er später einmal anerkannte, daß das zertrümmerte Heer „erfahrene Feldherren und geschickte Generalstabsoffiziere" besessen habe. Wir erkennen darunter sogar einige ganz bevorzugte Soldatennaturen. An einem absoluten Mangel geeigneter Kräfte lag es also gewiß nicht, daß der Feldzug so unglücklich verlief.

Man kann wohl sagen, daß wenn nur die Preußische Truppe der Französischen an taktischer Brauchbarkeit noch in demselben Maße vorangestanden hätte, wie einst bei Roßbach, sie auch unter Hohenlohes Führung Napoleon einen harten Strauß bereitet haben würde. Sie hätte dann Lannes erstes Treffen bei Vierzehnheiligen werfen, die Entwicklung St. Hilaires und Augereaus sehr erschweren müssen und wäre vielleicht erst zum Weichen gebracht worden, als Soult und Ney auf dem Plateau eintrafen. Viele der freilich sehr sichtbaren Mißgriffe der Führung würden bei besserer Qualität der Truppe gemildert worden sein. Wenn nur Tauenzien im Stande war, Lannes in den Morgenstunden aufzuhalten, so konnte es nicht fehlen, daß Holtzendorff und Grawert herankamen und Hohenlohe seine ganze Armee in der Stellung am Dornberge versammelte. Diese aber möchte Jedermann eine klug gewählte nennen, welche von neuem für des Fürsten militärischen Blick beredtes Zeugniß ablegte.

Die landläufigen Begriffe über die Untüchtigkeit der „Federbüsche" aus der Unglückszeit bedürfen daher der Berichtigung.

Aehnlich steht es, was die obersten Befehlshaber anbelangt, mit der Vorstellung von dem hohen Lebensalter, das allein schon ein Hinderniß für einen kräftigen Widerstand gewesen sein soll. Freilich zählte der Herzog von Braunschweig 71 Jahre, aber dafür war er von außergewöhnlicher Rüstigkeit. Unter den übrigen Generalen, die selbständig auf dem Schlachtfelde kommandirt haben, war Hohenlohe 60, Rüchel 52, Eugen von Württemberg 48, Graf Tauenzien 45, Prinz Louis Ferdinand 33 Jahre alt. Kaum jemals wieder dürfte die Armee unter so jungen Feldherren gegen den Feind marschiren. Von den Generalstabschefs hatte Scharnhorst 50 Jahr erreicht, Phull und Massenbach 48. Unter den Divisionskommandeuren oder in ähnlicher Stellung stehenden Generalen, welche die größeren Truppeneinheiten der Armee kommandirten, war Graf Kunheim 74 Jahre alt, Winning 70, Tschammer 68, Arnim 66, Holtzendorff und Plötz 65, Graf Schmettau 64, Larisch 63, Blücher 63, Pelet, Oswald und Natzmer 62, Graf Wartensleben 60, Grawert 59, Sanitz 59,*) Wobeser 57, Hinrichs 53, Lecoq 52, der Herzog

*) Vertrat den 72jährigen bald erkrankten Generallieutenant v. Prittwitz im Kommando der Reservedivision der Hohenloheschen Armee.

von Weimar 49, der Prinz von Oranien 34. General Graf Kalkreuth, der die Reserve der Hauptarmee führte, war ein Neunundsechziger; sein hohes Alter hatte als einer der Gründe gegolten, ihm kein selbständiges Kommando zu geben. Es ist schon erwähnt, daß er 1807 bei der Vertheidigung von Danzig große Anerkennung erwarb. Geusau, der immer nur „der alte Geusau" genannt wird, war ein Siebziger.

Richtig ist es gewiß, daß die Stabsoffiziere und Kapitäns ebenso wie die Mannschaften durchschnittlich in viel zu hohem Alter standen. In einigen Truppentheilen gab es noch Leute, welche den 7jährigen Krieg mitgemacht hatten. Die „weißen" Grenadiers besaßen sogar ein großes Ansehen und wurden bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet.

Das hohe Alter der Preußischen Generale von 1806 ist wohl deshalb so häufig als Ursache der Niederlage bezeichnet worden, weil ein Vergleich mit der Französischen Generalität allerdings einen auffallenden Kontrast ergab. In dieser war Lefebvre mit fast 51 Jahren der Nestor; dann folgten Augereau mit 48 und Bernadotte mit 42 Jahren, der Kaiser, Bessières, Ney, Soult und Lannes waren sämmtlich gleich alt, nämlich 37, Marmont und Davout 36, Mürat 35. Dagegen mögen sich allerdings die Preußischen Generale greisenhaft ausgenommen, und der 27jährige Oberst und Generalstabschef Jomini — der beinahe noch den Krieg von 1870 erlebte — vollends Verwunderung erregt haben.

Uebrigens war das Altersmißverhältniß in Deutschland nicht unbeachtet geblieben. Schon 1798 hatte Decken in einer sehr bemerkenswerthen Abhandlung öffentlich die Frage erörtert: „Sollen wir nur junge Generale haben?"*) Trotz der Revolutionskriege verneinte er dieselbe und kam zu dem Ergebniß, daß im allgemeinen Alter und Erfahrung zur Führung der Armee nothwendig seien, und daß ein entgegengesetztes Verhältniß für Deutschland unnatürlich, darum auch nicht vortheilhaft wäre. Nur wo jugendliche Monarchen oder Prinzen der regierenden Häuser an die Spitze treten könnten, hielt er es für anwendbar, weil zahlreiche Schwierigkeiten dann in Fortfall kämen, die sich einem noch jungen Manne aus den Reihen des Heeres unfehlbar entgegenstellen müssen.

V.

Das Heer von 1806.

Hat die Untersuchung bis hierher ergeben, daß Preußen, soweit es die Führung anbelangt, im Jahre 1806 keineswegs in einer ausnahmsweise üblen Lage war, so wendet sich der Blick naturgemäß zu den allgemeinen Zuständen

*) Militärische Denkwürdigkeiten. II. (Neues militärisches Journal. IX.) S. 100.

des Heeres hinüber, um dort die Ursache des Unglücks zu suchen. Sie sind nach der Niederlage oft genug als die denkbar traurigsten geschildert worden, und die dadurch erzeugte Ansicht hat sich bis auf die neueste Zeit erhalten. Im allgemeinen kommt dieselbe darauf hinaus, daß sich die Armee seit dem Tode des großen Königs von Jahr zu Jahr verschlechtert habe, daß sie in allen Stücken reißend zurückgegangen und so unaufhaltsam und Jedermann sichtbar ihrem Untergange entgegengeeilt sei. Von der großen Zahl der Schilderungen führen wir nur einige der bekanntesten an.

Sehr eingehend beschäftigt sich Bischof Eylert, der Biograph König Friedrich Wilhelm III., mit dem Heere vor der Unglückszeit.*) Er malt an vielen Stellen in den düstersten Farben den Mangel an Wohlwollen oben, den Mangel an Achtung unten. „Sind beide nicht mehr da, dann ist die innere Auflösung schon eingetreten und das Aeußere ist nur Schminke und Schein. Die Anwendung hiervon macht sich von selbst. So war es, so blieb es, so zog es sich krebsartig fort durch alle Glieder der Königlich Preußischen Armee bis zum Jahre 1806." Weiterhin erscheinen die anmaßenden Generale, die sich durch hochmüthige Verachtung aller nicht militärischen Kreise auszeichneten, die rohen unwissenden Offiziere, die unaufhörlich geprügelten und gestraften Soldaten, denen jegliches Ehrgefühl längst verloren gegangen war, auf der Scene. Die Garnisonen gleichen Gefängnissen. Die Kasernen sind Stätten des Elends. Ganz besonders schlecht kommt Potsdam zur Zeit von Rüchels Regiment fort. „Ueberall trat das Kasernenartige, dessen innere Armuth die äußere reiche Façade nicht verdecken konnte, entgegen; überall trat Zwang und die damit verbundene Beengung feindselig in den Weg. Dies hatte vorzüglich seinen Grund in der vorherrschenden Gewalt, die das Militär ausübte. Nur prächtig uniformirte Gardisten sah man, und diese sklavisch-devot gegen ihre Offiziere, die überall als Herren, die zu befehlen hatten, auftraten. In ihrem ganzen Wesen lag Etwas, was entfernte und abschreckte. Man ging ihnen aus dem Wege und war froh, wenn man mit ihnen nichts zu thun hatte. Potsdam war in seiner Armuth ein Soldatenort; und was das sagt, weiß Jeder, der in dieser Zeit das Militär gekannt und schweigend von ihm gelitten hat. Es war arg rc." Rüchel,**) dem, wie wir wissen, eine sonderbare Ausdrucksweise und eine bilderreiche Sprache eigen war, der aber doch ein gebildeter Mann von bedeutendem Urtheilsvermögen gewesen ist, muß in Bischof Eylerts Darstellung auftreten und seinen Offizieren „nach Mittheilung eines Ohrenzeugen" folgende lächerliche Rede halten: „Meine jungen Herren, Sie sind von edler Herkunft: ein heißes Ehrgefühl durchglüht Ihre Brust; machen Sie sich nicht gemein und geben sich mit Gemeinen nicht

*) Eylert, Karakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Magdeburg 1843—1846, 3 Theile.

**) Der Name ist nicht genannt, die Persönlichkeit aber so deutlich bezeichnet, daß kein *Zweifel obwalten* kann.

ab; bedenken Sie, daß Sie Offiziere werden, Offiziere der Königlich Preußischen Armee. Vor allen Dingen machen Sie sich von Allem, was Sie lernen und vornehmen, vorher ein Tableau. Aber dieses Tableau muß ein rechtes Tableau sein; denn ein Tableau ohne Tableau ist kein Tableau." Auch der Kurfürst von Hessen wird vorgeführt und macht es bei der Revue zu seiner Hauptbeschäftigung, die Soldatenzöpfe mit einem Normalmaße nachzumessen. Nichts als Kleinlichkeit, Pedanterie und gedankenlose Paradespielerei wird uns geschildert. Der Hochmuth der Offiziere und die Mißhandlung der armen Soldaten, die zwischen Verzweiflung, Lust zum Davonlaufen, Furcht vor der Fuchtel und Selbstmordgedanken hin und her schwanken, bilden den Gegenstand für seitenlange Abhandlungen. Die säbelschleifenden Gensdarmes vor dem Französischen Gesandtschaftspalais, der Oberst der dabei äußert: „es thut mir leid, daß die tapferen Preußen Säbel und Gewehre mitnehmen; Knüppel reichten hin, um die Hunde-Franzosen aus dem Lande zu jagen" — alle diese Figuren werden wieder ins Leben gerufen. „Der ritterliche Hochsinn war beim langen Frieden zum Hochmuth geworden; er war erborgter Schimmer, und nie hatte man weniger wahre Ehre als damals, wo das Wort „Auf Ehre!" am häufigsten im Munde war."

„Hochmuth geht dem Falle voran!" Die Niederlage von Jena folgte als gerechte Strafe des Himmels. „Wie der Sturm die zusammengewürfelte Spreu zerstreut, so zerstreute nach allen Winden der behende, jugendliche, tapfere Muth der Franzosen und die Sagacität ihres Anführers die fliehende Preußische Armee. Hier war mehr als Augen links, Augen rechts; 24 — 25 —; rechte Schulter vor u. s. f., hier war mehr als Kamaschendienst, und der Exerzirplatz war kein Schlachtfeld."

„Dressirte Sklaven waren es gewesen, die den 14. Oktober 1806 und seine gräßlichen Wirkungen verschuldeten." Kurz und gut: „Der Stock und seine Prügel regierte damals die Welt, wenigstens die nichtadlige, die bürgerliche...." „Kein honneter Mensch, der sonst noch Aussichten auf sein Fortkommen hatte, mochte den blauen Rock tragen, und der Abscheu davor war so groß, daß man lieber sein Vaterland heimlich verließ und sein Glück in der Fremde suchte. Es war ein Unglück, eine Strafe und Schande, der Preußischen Armee zu dienen; die an sich nicht entehrende Armuth wurde verdammende Schmach, in welcher man dem verhaßten Soldatenstande verfiel, von welcher der Wohlhabende durch sein Geld sich loszukaufen wußte."*)

Nicht viel besser lautet Pertz'**) Schilderung im Leben Steins. „Das Heer hatte wenig Kriegserfahrung", heißt es dort, „es war verweichlicht, veraltet, schwerfällig, die Unterordnung erschlafft durch die Nachsicht des Königs, die Unbeholfenheit und Leerheit der älteren, den Leichtsinn und die Ungezogenheit

---

*) Eylert, Karakterzüge. III. 1. Abtheilung an vielen Stellen.

**) Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein. Berlin 1852. I. S. 178.

der jüngeren Offiziere, die anmaßend dünkelvoll und prahlerisch wortreich allen Ständen lästig fielen, und als die große Stunde schlug, ihr ganzes Nichts zeigten."

Klippel, Scharnhorsts Biograph, stimmt etwa mit Pertz überein. Auch er berichtet, daß der verderbliche Geist des Eigendünkels und der Ueberhebung sich in allen Truppentheilen der damaligen Preußischen Armee kundgegeben. „Man braucht sich nur die damalige Preußische Armee zu vergegenwärtigen, um sich davon zu überzeugen, daß dieselbe nach dem Tode Friedrichs des Großen des Kriegs entwöhnt, veraltet, schwerfällig, verweichlicht und trotz der harten Behandlung des gemeinen Soldaten in der Disziplin erschlafft, immer noch von dem alten Ruhm ihrer Unbesiegbarkeit zehrte und in selbstgenügender Einbildung auch der neuen Zeit und ihren Kampfesmitteln sich vollkommen gewachsen, ja sogar überlegen wähnte. Ohne das geringste Bedenken rühmte sie sich fortwährend, die vortrefflichste und geachtetste zu sein, deren innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheischte, ungeachtet überall die geistige Leerheit und umständliche Förmlichkeit der älteren, die Anmaßung und Ueberhebung der jüngeren Offiziere, die mit ihrer dünkelvollen und wortreichen Prahlerei allen Ständen lästig fielen, mehr und mehr zu Tage traten."*)

Droysen im „Leben Yorks"**) nennt das Gefecht von Altenzaun das erste glückliche „nach unermeßlicher Schande Preußischer Waffen." „Generale und Kommandeure wetteiferten in Verzweiflung und Kopflosigkeit, Feigheit und Leichtsinn. Jetzt hatte man die Resultate jener Schlaffheit und Aufgeblasenheit, die man so lange geduldet; jetzt zeigte sich, was es bedeutet, daß man alten abgelebten Menschen Regimenter, Divisionen, Armeen anvertraut, daß man, zwischen dem geistlosen Paradedienst und dem geistreichen strategischen Dilettantismus her- und hintaumelnd, vergessen hatte, daß der Soldat vor allem ein Mann sein muß." Doch fügt der Verfasser hinzu, daß man bei der rechten Leitung mit den Truppen Alles hätte machen können — ein Urtheil, das sich demjenigen Varnhagen v. Enses***) nähert: „Es zeigte sich hier, daß auch die größten Kräfte und besten Gesinnungen, welche unleugbar in der Preußischen Kriegsmacht damals wie später vorhanden waren, doch einem Geschick erliegen können, das ihnen die Bahn ihres freien Wirkens verschlossen hielt." Vom schrankenlosen Uebermuth der jungen Offiziere ist aber selbst in dieser Quelle die Rede.

Noch viel übler ergeht es den bei Jena Geschlagenen in Johannes Scherrs „Blücher":†) „Und die Preußische Armee? Sie war ein altfritziges Caput mortuum oder auch, wenn man will, die groteske Blüthe des Junkerthums,

*) Klippel, Das Leben des Generals v. Scharnhorst. Leipzig 1869. III.

**) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York v. Wartenburg. Berlin 1851.

***) Varnhagen v. Ense, Biographische Denkmale. Leben des Fürsten Blücher von Wahlstatt. Berlin 1845. S. 85.

†) Johannes Scherr, Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Leipzig 1863. S. 222 ff.

Prachtentfaltung seiner Dummheit und Ueberhebung. Der Soldat, ungeachtet einiger schüchterner Anläufe Friedrich Wilhelms, die Offiziersbrutalität zu mildern, noch ganz auf dem Fuße der guten Altpreußischen Zeit behandelt, d. h. wie eine wilde Bestie, welcher nur mittelst Fuchtelei, Stockschlägen und Spießruthenlaufen die nöthige Dressur und Disziplin beigebracht werden könne. Verpflegung und Bekleidung elend . . ." „Die Exerzirplätze wiederhallten von wüsten Flüchen, und die grausame Rohheit der Drillmeister machte dieselben zu wahren Folterplätzen für die Rekruten. Wohl hatte sich eine kräftige Tradition von Altpreußischer Tapferkeit in dem Heer erhalten, aber trotzdem hieß also genährte, gekleidete und behandelte Truppen gegen Napoleonische ins Feld führen nicht viel anders, als mit Nürnberger Bleisoldaten gegen wirkliche streiten. Daß es sich so verhielt, verschuldete vornehmlich die Beschaffenheit des Offizierkorps, eine im Ganzen „wurmstichige Gesellschaft". Je höher aufwärts, um so wurmstichiger, während unten die krasse Unwissenheit lastete und unten und oben gleichermaßen der Horribilikribrifax und Daradiridatumdarides grassirte . . ." „Wo immer man die Preußischen Heersachen von damals ansehen mag, allenthalben erblickte man Verknöcherung, Verrottung, Moder und Wurmfraß."

Genug der zungenzerbrechenden Stilproben. Ein ganzes Kapitel ist der Verwahrlosung des Zeitalters im allgemeinen, des Heeres und des Offizierkorps im besonderen gewidmet.

In die allgemeinen geschichtlichen Darstellungen, selbst in die vortrefflichsten, sind diese Zeichnungen gleichfalls übergegangen. Fast gleichlautend wird da von dem völlig veralteten und versteiften Heerwesen erzählt, der jammervollen Lage des Soldaten, dem Stolz und der beispiellosen Selbstüberschätzung der Offiziere, der Geistlosigkeit der höheren Leitung in allen Heeresangelegenheiten. Man schlage z. B. Häussers Deutsche Geschichte*) über die Periode von 1806 nach. Da wird erzählt, wie der adelig-soldatische Uebermuth in den Garnisonstädten eine wahre Despotie ausübte, „wie kein Stand und keine Bildung, nicht Alter und nicht persönliche Ehrwürdigkeit kaum vor höhnischer Kränkung, geschweige denn vor der Geringschätzung schützte, die gegen alle Andern an den Tag zu legen ein Privilegium des Soldatenrockes war." Ueber das Kriegsfeuer, das vor der Unglückszeit im Heere herrschte, wird Steffens Wort**) angeführt: „Es war nicht die gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüths hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb." So geht es fort. Auch in Menzels „Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte"***) ist viel von dem

---

*) Berlin 1862. Band II. S. 713.

**) Aus „Was ich erlebte." V. 184.

***) Berlin 1849. S. 695 ff.

Bekannten über die vorjenaische Zeit enthalten, wenngleich hier im wesentlichen Schäden berührt sind, die in der That bestanden, nämlich die übertriebene Knappheit und der traurige materielle Zustand des Heeres. Einzelnes ist hinzugefügt, wie die dem Staatsanzeiger entnommene Anekdote, daß in jener Zeit der Reiter geprügelt worden sei, wenn sich das Remontepferd ungehorsam erwies. Auch ist ein großer Raum Dietrich Bülows geistvollem Spott über die damaligen Armeezustände gegönnt, der in den meisten Dingen sehr ergötzlich klingt und unstreitig viel Wahrheit enthält, aber doch nicht immer wörtlich genommen werden darf. Die Bitterkeit des Verfassers hat etwas zu viel Gallapfel in seine Tinte gemischt. Die treueste und maßvollste Darstellung der Schäden im alten Heerwesen giebt in ganz neuer Zeit Treitschkes Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.*) Hier ist auf das junge, frische Leben hingewiesen, das sich inmitten der alten perrückengezierten Umgebung schon regte. Hier wird gezeigt, daß die Armee namentlich deshalb zu Grunde gegangen ist, weil alle ihre Zustände sich durch Halbheit karakterisirten, weil sie von der Katastrophe mitten in einem Gährungsprozeß betroffen wurde. Uebergangsstadien, in denen das Alte noch äußerlich herrscht und das Neue sich bereits regt, aber aus dem flüssigen Zustande noch nicht zu festen widerstandsfähigen Körpern krystallisirt ist, sind für jedes Heerwesen die bedenklichsten.

In den militärischen Werken über den Krieg von 1806 ist die Armee nicht viel milder behandelt worden. Den Sächsischen Bruchtheil derselben hat Montbés Darstellung in mancher Hinsicht in Schutz genommen. Der Preußische erfährt in den meisten Dingen eine ungünstigere Beleuchtung. „Das ganze System der Preußischen Kriegführung paßte in keiner Art mehr auf die neueren Verhältnisse“ sagt die „Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1806.“**) „Die obere Leitung der Militärangelegenheiten war ohne Geist, die Generale waren des Krieges entwöhnt und veraltet, die höheren Offiziere, einschließlich der Kompagniechefs, alt und gebrochen. Mit Ausnahme der Subalternoffiziere war kein Individuum da, das nicht durch den Krieg seine halbe Existenz verlor, ohne hiergegen etwas zu gewinnen. Sogar die Soldaten kamen meist zu alt und geschwächt ins Feld. Der Geist des Heeres war im höchsten Grade unkriegerisch; die Ausrüstung für den Krieg war die der alten Zeit, d. h. überladen . . .“ „Die Friedensübungen waren völlig unzweckmäßig durch gleichförmige Fortbildung des Veralteten. Dazu kam nun ein ungeheurer Dünkel von dem, was man eigentlich sei, und dieser verhinderte es, sich um das zu kümmern, was außerhalb Preußens vorging. Man war in dieser Form Sieger gewesen und hoffte es stets zu sein.“

General v. Höpfner, dessen Werk über den Krieg natürlich am wichtigsten ist, hat die Vorstellung von der Verschlechterung der Armee von 1806 darauf

*) Band I. S. 153 ff.

**) *Darmstadt 1852.* S. 26.

eingeschränkt, daß er diese bei einem Vergleich mit derjenigen des siebenjährigen Krieges annimmt.*) „Es war in der That sehr vieles verfallen und morsch geworden. Die obere Leitung der Militärangelegenheiten war völlig ohne Geist. Die Führer waren des Krieges entwöhnt, in ihren Ansichten veraltet, die älteren Offiziere bis zu den Hauptleuten hinab mit wenig Ausnahmen alt und gebrechlich. Hatten aber die Führer, von denen die Reformen ausgehen mußten, die Siebziger überschritten, so war nicht zu verlangen, daß sie die nur wenig jüngeren, im Friedensdienst ergrauten Untergebenen für unbrauchbar erachten sollten. Mit Ausnahme der Subalternoffiziere war kein Individuum in der Armee, das nicht durch den Krieg seine halbe Einnahme verlor, ohne die Aussicht, etwas dafür zu gewinnen. Auch die Soldaten waren zu alt. Meist verheirathet, ließen sie Weib und Kind brotlos zurück und sahen daher gleich den höheren Offizieren dem Kriege mit Bangen entgegen, da er nur Entbehrungen aller Art und für den gemeinen Mann bei der großartigsten Tapferkeit keine Verbesserung der Lage in seinem Gefolge hatte." „Der Geist des Heeres war somit durch und durch unkriegerisch geworden . . ." „Das Material der Armee war bei Festhaltung des alten Etats und bei den sehr gesteigerten Preisen aller Bedürfnisse zum dürftigen und unbrauchbaren herabgesunken. Der Soldat wurde regelmäßig bezahlt und bekleidet, aber der Sold reichte nicht zu, um den Hunger zu stillen, und die Bekleidung bedeckte kaum die Blößen und sicherte in keiner Weise gegen die Einwirkung der Witterung . . ." „Der Stock regierte in größter Ausdehnung. Jeder Unteroffizier hatte das Recht, den gemeinen Soldaten schon für Unaufmerksamkeiten im Dienst mit dem Stocke zu züchtigen. Geringere Vergehen wurden mit 10—30 Stockschlägen, gröbere, besonders Desertion, mit Gassenlaufen, selbst bis auf Tod und Leben, bestraft, wobei der Prozeß nur kurz war. Der Soldat kannte den Offizier fast nur als Strafenden, den man lediglich zu fürchten habe, oder der das, was der König dem Soldaten gewährte, auf alle Weise zu verkümmern suchte. Die Masse der Offiziere verstand aber auch unter Disziplin nichts als Handhabung des Stockes. Daß der Soldat sich mehr vor dem Stocke als vor der feindlichen Kugel zu fürchten habe, war ein noch aus den Schlesischen Kriegen herstammender Sprachgebrauch geblieben."

Diese Beispiele werden genügen. Kaum dürfte man, bei solcher Uebereinstimmung, noch an der Richtigkeit der Schilderungen zweifeln. Spürt man aber den Quellen derselben nach, so findet man wieder, daß sie meist auf die nach dem Kriege erschienenen Streitschriften zurückführen. In diesen allerdings nimmt sich die Armee elend genug aus. „Das Militär arrogant, hochmüthig, prahlerisch, ohne Kenntnisse, mit Schulden überladen." „Die Preußische Armee die Hauptstütze, der Schlußstein des künstlichen Baues, seit 40 Jahren im

*) Der Krieg von 1806 und 1807. I. S. 45 ff.

Frieden; an eine alte verbrauchte Form gewöhnt, glänzt sie nur noch als ein Luftgebilde am Firmament. Sie ist auf den Korporalstock, auf eine dauerhafte Leibeskonstitution ihrer Generale und auf ein Phantom (den Rittersinn) gegründet, der schon lange nicht mehr vorhanden ist." So wissen die „Vertrauten Briefe" zu erzählen, die auch über den unkriegerischen Sinn des Heeres dasselbe sagen, was wir in den späteren Darstellungen wiederfinden. Sie vergleichen die Preußische Armee mit dem Heere Hannibals in Capua. „Von ihr erwarte man nichts! Sie hat von außen viel Schimmer, blendendes, lackirtes Wesen; dahinter ist wurmstichiges Holz."*) An anderer Stelle heißt es: „In der Armee war der größte Theil der Stabsoffiziere für den Frieden, da er ihnen mehr Einkünfte verschafft, und sie mehr die Rolle des Bürgers als des Soldaten spielen u. s. w."

„Ich habe Dir irgendwo in meinen vorigen Briefen bemerkbar gemacht, daß die Preußische Armee schon 1778 nicht mehr die von 1758 war; daß sie in Südpreußen und bei verschiedenen Gelegenheiten am Rhein 1792 und 1795 zeigte, daß sie ihrer Auflösung entgegengehe", heißt es in einem, angeblich aus Weimar, den 15. Oktober 1806, geschriebenen Briefe. Dann wird das Heer mit dem Römischen aus der Zeit des Verfalls unter Kaiser Sever verglichen, wie sie Gibbon schildert. Auch die „Studentenstreiche der Königlichen Haustruppen", die häufigen Exzesse der Offiziere, ihr Uebermuth gegen andere Stände, ihr unerhörter Müßiggang, ihr Mangel an allen Kenntnissen, ihre Lasterhaftigkeit, Spielsucht, ihre Schulden werden reichlich aufgetischt. „Es war wirklich so weit gekommen, daß das Militär selbst begriff, es sei eine unnütze Bürde für den Staat, es müsse einmal wieder zeigen, weshalb es vorhanden sei." Die Gemeinen, welche sonst als die beklagenswerthen Opfer der allgemeinen Prügelwuth geschildert werden, waren, den Coellnschen Briefen zufolge, gerade durch „erschlaffte Subordination, durch vernachlässigte Uebung und durch das ihnen ohne Einschränkung nachgegebene Heirathen" herabgekommen und unbrauchbar geworden. Die „Feuerbrände" wiederholen in Skizzen und Anekdoten, was in den „Vertrauten Briefen" gesagt ist.

In Buchholz' „Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen bis zum 14. Oktober des Jahres 1806", das zwei Jahre nach der Niederlage in Berlin erschien und großes Aufsehen erregte, finden wir beinahe dieselben Worte, die in der Darstellung Höpfners stehen: „der Sold, den die Soldaten erhielten, war allzu unbedeutend, als daß er ihnen in dem Lichte einer Entschädigung für ihre aufgeopferte Freiheit hätte erscheinen können; reichte er in der letzten Zeit doch nicht einmal hin, den Hunger zu stillen! Ihr Anzug bedeckte kaum die Blöße und mußte mit der äußersten Sorgfalt behandelt werden, wenn er die bestimmte Zeit vorhalten sollte. Um leben zu können, mußten sie mit Anstrengung arbeiten; und wenn sie das Nöthige erarbeiteten,

*) „Vertraute Briefe", I. S. 113.

wie konnten sie das Metier des Soldaten lieben?" Auch die Schilderungen Eylerts, Pertz', Klippels, Scherrs &c. vom Uebermuth, der Unbildung, dem Dünkel, der Strenge der Offiziere finden sich schon bei Buchholz vor, sowie das von der Sklaverei des gemeinen Mannes Berichtete. „Ich sage nichts von den Exzessen, welche beinahe täglich von den Gemeinen begangen wurden, und von den harten Strafen, die darauf folgten." „Der Geist der Kompagniechefs verderbte vollends alles Gute. In Wahrheit, diese Herren sahen in ihrem Verhältnisse zur Kompagnie nichts weiter, als das Verhältniß eines Eigenthümers zu seiner Plantage: sie sahen die sogenannten Gemeinen als ihre Sklaven an. Was sie diesen entziehen konnten, machte ihren Vortheil aus; und eben deswegen „knapseten" sie von allem, was der Staat zum Unterhalte dieser Gemeinen gab, so viel sie nur immer konnten ab." Dafür wurden denn auch manche Chefs von ihren Kompagnien als „Todfeinde" gehaßt. Der durch die adligen „Vorrechte" emporgetragene Sinn des Offizierkorps war der Beschäftigung mit den Wissenschaften abhold. „Centralpunkte für die militärische Intelligenz" fehlten; einen Generalstab für das ganze Heer hätte es wohl geben sollen. „Aber das, was davon vorhanden war, konnte, in Vergleichung mit dem Französischen, für nichts mehr als den Schatten eines Generalstabes gelten, denn viele von den Personen, die ihn ausmachten, hatten nie gelernt, wie man sich mit Bestimmtheit ausdrückt, und waren im Studium der militärischen Wissenschaften so sehr zurück, daß sie nicht einmal eine Karte zu gebrauchen verstanden."

Kurz und gut — Buchholz meint, aus seiner Schilderung werde man klar erkennen, daß das Preußische Heer jener Zeit nimmermehr einen hohen Grad von innerer Stärke hätte besitzen können, ja man müsse sich eigentlich wundern, wie ein solches System von Ungerechtigkeit überhaupt so lange noch vorgehalten habe. Wie sollte denn auch da auf innere Stärke zu rechnen sein, wo der Stock die Quelle der Energie für die Gemeinen, und die Achtung für das Phantom der feudalistischen Ehre das Entwicklungsprinzip für den Offizier gewesen sei.

Auch Militärs, wie Julius v. Voß*) und selbst Archenholz,**) setzten ähnliche Schilderungen in Umlauf. Dann folgten als weitere Belege die Memoiren, Denkwürdigkeiten, Erinnerungen, Tagebücher, Aufzeichnungen, Briefe aus der Kriegszeit***) und lieferten die Ausstattung der bei Jena untergegangenen Armee mit all' den lächerlichen Zuthaten, welche in Anekdoten volksthümlich geworden sind. Willibald Alexis hat sie im Jahre 1852 für seinen Roman „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" sehr geschickt verwerthet.

---

*) Julius v. Voß, Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des Preußischen Staats zu thun? Berlin 1807.

**) In der „Minerva", ein Journal historischen und politischen Inhalts.

***) Namentlich enthält: Graf Henkel v. Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. S. 379—395, eine reiche Sammlung von Anekdoten über die Armee von 1806.

Vor ihm schmiedete schon Julius v. Voß romantische Erzählungen desselben Stoffs.*) So hat sich die bekannte Vorstellung von dem veralteten, langsamen, schwerfälligen und überladenen Heere, dem unabsehbaren Troß, den bezopften, niedergedrückten Soldaten mit ihren ungebundenen verwahrlosten Offizieren und den rathlosen, altersschwachen Generalen gebildet. Wunderdinge kommen zum Vorschein. Ein Gastwirth weiß zu erzählen, daß Gneisenau mit den aufgeblasenen, prahlerischen Offizieren nicht mehr habe zusammen speisen wollen, sondern lieber den Tisch der Familie theilte, als den seiner Kameraden. Pertz hat uns diesen „Zug" erhalten, obschon in seinem Buche genau eine Seite vorher Gneisenaus eigene Worte von 1806 abgedruckt sind: „Der Geist der Offiziere ist vortrefflich."**) „Augenzeugen" hatten gesehen, daß bei Jena und Auerstädt ganze Regimenter von ihren Offizieren verlassen worden und auf diese Art nicht wußten, was sie thun sollten.***) „Unwiderleglich hat der 14. Oktober bewiesen, wie unüberwindlich Armeen sind, wo man keine andern Verdienste kennt, als Talent und Tapferkeit, und wie es mit jenen steht, wo Kabale, Konnexionen und besonders der lächerliche Erbadel alle wahren Verdienste verdrängen und anmaßend die Stellen anzunehmen wagen, die nur dem Muth und dem Talente gebühren."†) Das Verpflegungswesen bildete den Stoff für ein Pamphlet in Coellns Feuerbränden.††) Am meisten hat aber der altmodische Aufzug des Heeres herhalten müssen. Da hörte man von den Küchenwagen, die Blücher umstürzen ließ, von dem märchenhaften Gepäck, das die Offiziere ins Feld mitnahmen, von ihren Papageien, Feldbetten, Bettstellen, Sophas, ja selbst dem „historischen" Klavier, welches ein Lieutenant vom Regiment Möllendorf auf dem Handpferde bei sich führte, von den „Puten der Excellenz", von den Prinzlichen Karossen, die sich an der Spitze der Armee befanden, als man gegen den Feind rückte u. s. w. Während übermüthige Offiziere angeblich schon in Sachsen und Thüringen fragten, wo es nach Paris ginge, wissen Hunderte von Scherzen über die Konfusionen zu berichten, welche sich die Führung und insbesondere der Generalstab zu Schulden kommen ließen. Jedermann wollte zahllose Hin- und Hermärsche gemacht, kein Quartier, keine Verpflegung, keinerlei verständige Befehle erhalten haben. Die lächerlichsten Irrthümer sollten passirt sein. Ein Divisionsgeneral hatte sich beim Marsche aus Versehen hinter seine Bagage manövrirt

---

*) Geschichte eines bei Jena gefangenen Preußischen Offiziers, mit einem Gemälde von Berlin im Winter 1806 und 1807. Berlin 1807. — Begebenheiten einer Marketenderin, mit ihren kritischen Ansichten der Feldzüge 1806 und 1807. Berlin 1808. (Vergl. „Minerva" 1807, Band III, S. 186 und Band IV, S. 556.)

**) Pertz, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt v. Gneisenau. Berlin 1864. I. S. 113 und 114.

***) Brief über die Schlacht von Jena im „Freymüthigen" 1807. 1. Stück. „Minerva" 1807. III. 290.

†) Ebenda.

††) Neue Feuerbrände. Zehntes Heft. Amsterdam und Coelln 1808. S. 125 ff.

und erblickte sie, wie er gegen den Feind einschwenkte, plötzlich vor der Front. Ein anderer hoher Offizier besorgte auf dem Rückzug von Stettin nach Graudenz, die Franzosen von der Seeseite her erscheinen zu sehen. Das unbedeckte Hauptqnartier des Königs in Blankenhayn, in welches die alte Oberhofmeisterin v. Voß als Heeresspitze eingerückt sein soll, gab viel Stoff zu Glossen. Von einem Regimentskommandeur der Kavallerie erfährt man, daß er allein in Graudenz angekommen sei und sich entschuldigt habe, sein Pferd wäre zu starken Schritt gegangen. Neben diesen Hartschrittgeher wird ein anderer gestellt, der auch allein blieb, weil sein Regiment sich in Detachements auflöste und er sich nicht hatte entschließen können, mit welchem davon er selbst marschiren müsse. Meisterstücke von Pedanterie kommen zur Sprache. Noch am Tage des Gefechts von Saalfeld, als es kaum mehr Futter gab, erinnerte ein Befehl daran, „die Heurollen egaler zu spinnen.“ Auf dem Schlachtfelde von Auerstädt soll noch ein Feldjäger herumgeritten sein, um einem General seinen Abschied und den Schwarzen Adlerorden zu überbringen; während der Flucht nach Preußen beförderte das Militärkabinet Heirathsbewilligungen; alle aber übertraf das Kammergericht, das, als die Franzosen an der Weichsel standen, doch die Königsberger Kammer aufforderte, die Dominialeinnahmen pünktlich nach Berlin zu schicken. Die Unterschätzung des Gegners durch die Preußischen Generale erfuhr eine Fülle von Illustrationen. Meist sind sie Rüchel, dem Repräsentanten des alten Preußenthums, zugeschrieben worden, der einmal Napoleon nur den Rang eines Korporals in der Preußischen Armee zugebilligt, ein anderes Mal behauptet haben soll, daß Generale wie Bonaparte Seiner Majestät Armee mehrere aufweisen könne.*) Wer den Feldzug erlebt hatte, wußte irgend eine andere Ungeheuerlichkeit mitzutheilen. Wer hinterdrein in wenig Jahren eine ganz neue Armee erstehen sah, der wußte der dahingegangenen Zopfzeit auch irgend etwas Abenteuerliches oder Lächerliches anzuhängen. Da wurde dem heranwachsenden Geschlechte von den alten steifen Herren mit den Puderperrücken erzählt, die nur zu feierlichen Gelegenheiten den Sorgstuhl verließen, hinter denen Ordonnanzen mit Schemel oder Trittleiter herritten, um ihnen vom Pferde zu helfen, die ihre Gemüsegärten und Federviehzuchten vor den Thoren mehr achteten, als ihre Festungen. Von den laxen Lebensanschauungen vieler hoher und niederer Offiziere und ihren oft sehr zweifelhaften Finanzoperationen und Geldangelegenheiten hat sich gleichfalls eine breite Tradition erhalten.

Es kamen ferner die Aeußerungen angesehener Männer hinzu, welche für die Umwandlung der Armee nach der Niederlage, für die Beseitigung ihrer Schäden auftraten und die natürlich dem alten System nicht sehr günstig gesinnt sein konnten. Es sei nur an Gneisenaus bekannte „Denkschrift über den Krieg von 1806“ erinnert.**) „Die Unfähigkeit des Herzogs von Braun-

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. Leipzig 1857. S. 140.

**) Pertz, Das Leben des *Feldmarschalls* Grafen Neithardt v. Gneisenau. Berlin 1864. *S. 121.*

schweig, einen soliden Feldzugsplan zu entwerfen, die seinem Alter so gewöhnliche Unentschlossenheit, sein Feldherrnunglück, das Mißtrauen der Armee in ihn, die Uneinigkeit der Koryphäen des Generalstabes, die Neutralisirung einiger der fähigsten Mitglieder desselben, unsere des Krieges entwöhnte Armee, der beinahe in allen Zweigen sichtbare Mangel an Vorbereitung zu demselben, die in denen seitherigen Friedensjahren zur Tagesordnung gewordene Beschäftigung mit nichtswürdigen Kleinigkeiten der Elementartaktik, für die Schaulustigkeit des Publikums erfunden, unser Rekrutirungswesen mit allen seinen Exemtionen, das nur einen Theil der Nation zu den Waffen verpflichtete, dessen Dienstzeit über die Gebühr verlängerte, der folglich mit Widerwillen diente und nur noch durch Disziplin zusammengehalten wurde; unser Populationssystem, das dem Soldaten erlaubte, sich mit einer Familie zu belasten, deren Ernährung, wenn ihn der Krieg von seinem Heerd abrief, meist der Wohlthätigkeit des Publikums überlassen blieb, und deren Schicksal oft dem bekümmerten Vater das Ende des Krieges wünschenswerth machte; das Beurlaubungswesen, das den darauf mit seinen Einkünften angewiesenen Kompagniechef verleitete, den noch wenig disziplinirten Rekruten in seine Heimath zu entlassen; die schlechte Verfassung unserer Regimentsartillerie, die niemals der zahlreichen reitenden Artillerie der Franzosen sich entgegenstellen konnte, die schlechte Beschaffenheit unserer Waffen, die Untauglichkeit der meisten unserer Generale; und, um Alles zu umfassen, unser Eigendünkel, der uns nicht mit der Zeit fortschreiten ließ, preßten dem Patrioten stille Seufzer aus, und nur in den Geist der meisten unserer Offiziere ließen sich noch Hoffnungen setzen. Ueberdies ahmte man von denen Französischen Einrichtungen gerade diejenige nach, die man hätte vermeiden sollen, nämlich die Armeeeintheilung in Divisionen, ohne zu bedenken, daß man nicht fähige Generale genug hatte, diese Divisionen zu befehligen, und anstatt, wie die Franzosen, denen Divisionen nur wenig Kavallerie beizugeben, diese hingegen in großen Massen zusammenzuhalten, um damit irgendwo einen entscheidenden Schlag auszuführen, zerstückelte man auch selbige, so daß sie nachher nirgends eine kräftige Wirkung thun konnte. Unter diesen Auspizien begann der Krieg, wozu der Plan den übrigen Vorbereitungen entsprach."

Mehr war nicht nöthig, um endgültig die Armee von Jena als ein halbfabelhaftes, gravitätisches Spukwesen aus einer längst vergessenen Zeit erscheinen zu lassen, das, eine Anomalie inmitten ihrer Umgebung, dem Grabe entstiegen zu sein schien und bei der Berührung mit frischem und kraftvollem Leben in nichts zerfallen mußte. Schien doch den Zeitgenossen, welche die große Katastrophe erlebten, der ganze Preußische Kriegsruhm wie ein Nebelgebilde, an dessen Realität man nur vorübergehend habe glauben können, als ein großer Meister es mit seinem Zauberstabe vor der erstaunten Welt heraufbeschwor. So morsch und schattenhaft leer schilderte man jetzt das Innere des eben zusammengebrochenen Prachtbaues, daß man niemals mehr auf ein Wieder-

erstehen rechnen dürfe. Preußens kriegerische Größe war in den Augen der Mitlebenden für immer verloren,*) weil vom alten Heerwesen nichts Brauchbares übrig geblieben zu sein schien, an das sich Neues anknüpfen ließ. Die Armee war ja nicht nur geschlagen, sie war verschwunden, und wo sollte, so meinte man, das zur Unbedeutendheit verkleinerte, völlig erschöpfte Land die Mittel hernehmen, ein neues Heer aufzustellen. Nur wenige Männer dachten in der Stille daran; die Weisheit der Klugen hielt es für wissentlichen Selbstbetrug, darauf zu hoffen.

Gerade aus dieser Stimmung heraus erklärt sich der allgemeine Zorn über die Katastrophe, über die Männer, den Stand, die Organisation, welche sie verschuldet haben sollten. Vor kurzem noch hatte das Gebäude scheinbar unerschütterlich dagestanden; jetzt bildete es nicht einmal einen ansehnlichen Trümmerhaufen. Die älteren Leute hatten den großen König noch gekannt, und sein Heer gesehen, das erste der Welt, das unbezweifelt stärkste und beste, so weit es geordnete Heere gab. Um so greller erschien der Wechsel, um so strafbarer die Katastrophe. Daher die Schmähungen, die Beschimpfungen und der bittere Hohn. Selbst der Heldentod des Prinzen Louis Ferdinand erfuhr seine Verunglimpfung. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die erste militärische Zeitschrift jener Tage, von einem Altpreußischen Offizier herausgegeben, die versprengten, erschöpften Offiziere, welche aller Mittel beraubt, nach der Niederlage im Lande umherirrten, mit dem Spottgedicht begrüßte: „Rückkehr der Helden in bürgerlicher Kleidung und ohne Zopf."

> „Gott sei's gedankt! daß noch so gut
> Die lieben Herren weggekommen. —
> Hoch stand die Feder, hoch der Muth!
> Nun Feder fort und Gluth verglommen!
> Heil blieben Haut und Füß und Kopf:
> Denn Hieb und Schuß traf nur den — Zopf."   — R.

Die lebhafteste Entrüstung rief der allgemeine Glaube hervor, daß der Verfall erst seit des großen Königs Tode begonnen und allein von den in dieser Epoche leitenden Kreisen der Monarchie herbeigeführt worden sei.**) Man lese nur die „Geisterstimmen", welche Friedrich des Großen Erwachen im Jahre 1807 schildern.***) Der Genius, welcher den auferstandenen König von dem Vorgefallenen unterrichtet, hat Mühe, ihn verstehen zu lassen, daß dergleichen so schnell auf den Abschluß seiner Regierung gefolgt sei.

Umsonst erhoben sich einzelne Stimmen und mahnten zu ruhigerer Auffassung. Sie wiesen darauf hin, daß jenen Schriftstellern, welche jetzt im Preußischen Staate und Heere nichts als Verrottung und Elend erblicken

---

*) „Minerva" 1807. I. S. 170 ff.

**) Nur wenige Schriftsteller aus der Unglückszeit verlegen, wie Coelln in den „Vertrauten Briefen", den Beginn des allgemeinen Rückganges der Preußischen Armeeverfassung in die letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen.

***) „Minerva" 1807. II. 544 u. a. v. a. O.

wollten, eben derselbe Staat, dasselbe Heer als Muster von allen gegolten habe, daß ihnen der bloße Preußische Name eine vollwichtige Legitimation zum Anspruch auf Lob, Erhebung und Musterhaftigkeit gewesen sei.[19] Dergleichen wurde überhört, so richtig die Bemerkung auch war. Ein Vergleich von Mittheilungen der Presse aus der Zeit vor und nach den Schlachten ergiebt den sonderbarsten Widerspruch,*) in den sich viele Zeitgenossen verwickelten. Dieser Widerspruch liegt im größeren Maßstabe in der Verherrlichung des Fridericianischen Zeitalters und der Schmähung der Jenenser Periode überhaupt. Beides ist nicht in Einklang zu bringen.

Ein militärischer Forscher, dessen Lieblingsgebiet die Geschichte Friedrichs ist, hat vor kurzem, gestützt auf amtliche Quellen, des großen Königs Thätigkeit im Jahre 1780 geschildert und den Nachweis geliefert, daß diese noch ebenso kraftvoll und lebendig gewesen sei, wie in seinen jüngeren Jahren, daß wenigstens ein Rückgang, der Beginn des Verfalls noch keineswegs zu spüren war. „Nicht nur nach außen erschien Friedrichs Heer noch als mit dem alten Schrecken umkleidet; es stand auch in Wahrheit auf der Höhe damaliger Kriegstüchtigkeit."**) Daß dies in den letzten sechs Jahren seiner Regierung anders geworden sei, darf man gewiß nicht voraussetzen, vielmehr scheint es, daß auch in dieser Epoche kein Nachlassen stattfand. Schon die Kürze der Zeit macht eine solche Annahme unhaltbar.

Nun liegen aber zwischen dem Tode Friedrichs und der Schlacht von Jena nicht einmal doppelt so viel Jahre, als zwischen heute und den letzten glücklichen Kriegen Deutschlands. In so geringer Frist, welche nicht mehr beträgt, als eine einzige Soldatendienstzeit jener alten Tage, kann aber eine gute Heeresverfassung nicht völlig verfallen, selbst wenn wenig für sie geschieht. Nun standen jedoch seit 1786 zwei noch junge Monarchen an der Spitze des Heeres, welche beide lebhaftes Interesse für dieses hegten und sich persönlich bemühten, es zu heben. Beide waren zu Soldaten, beide noch in der strengen Schule des großen Königs erzogen worden. Daß sie eine völlige Stagnation hätten dulden können, ist darum schon nicht glaubhaft, und wo man auch nur flüchtig in die innere Heeresgeschichte der Zeit vor Jena hineinblickt, gewahrt man ein redliches Abmühen, einen vielleicht nicht richtig geleiteten, aber regen Eifer. Alle Spuren von recht hohen Anforderungen an die Truppe, ja von Ueberbürdung des Einzelnen, namentlich in den höheren Stellungen, sind sichtbar. Der Glaube, daß man sich nach Friedrichs Tode allgemein der Unthätigkeit hingegeben, und daß sich daraus die Niederlage bequem erklären ließe, ist ein sehr hinfälliger.

So darf es also nicht Wunder nehmen, daß man den abfälligen eine ganze Reihe sehr günstiger Urtheile über das alte Heer entgegenstellen kann.

---

*) Man vergleiche z. B. den Freimüthigen von 1805, 1806 und 1807.

**) v. Taysen, Die militärische Thätigkeit Friedrichs des Großen im Jahre 1780. Berlin 1880.

Wenn man nach der Niederlage allgemein so schwarz schilderte, regt sich unwillkürlich der Wunsch, zuzusehen, wie es kurz vorher darum stand. Im Jahre 1805 wurde die Armee mobil und rückte an die Grenze; 1806 dauerten die Vorbereitungen für den Krieg vom Monat August bis in den Anfang Oktober hinein. Es müssen sich Stimmen über den Zustand der Truppen haben vernehmen lassen. Unwillkürlich greift man, die heutigen Verhältnisse vor Augen, zur Presse jener Zeit. Sie ist freilich äußerst arm an interessanten Mittheilungen. Die Zensur und die obrigkeitliche Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande hielten offene Meinungsäußerungen zurück. Dann stand auch das Pfahlbürgerthum trotz aller kosmopolitischen Verschwommenheit in vollster Blüthe. Fürst Hatzfeld hat ihm in seinem bekannten Erlaß an die Berliner vom 19. Oktober 1806 ein unvergängliches Denkmal gesetzt. „Unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unseren Mauern vorgeht!“ Daher sucht man vergeblich nach etwas, was den Leitartikeln unserer großen Tagesblätter ähnlich sieht. Betrachtungen über die politische oder militärische Lage der verschiedenen Staaten, ihre Machtmittel, den Zustand ihrer Heere, ihre militärische Organisation fehlen vollständig. Das öffentliche Interesse drehte sich in hervorragender Weise um das Theater. Auch der Literatur ist ein stattlicher Raum gewidmet. Der politische Theil der öffentlichen Blätter ist streng erzählend. Im Vordergrunde stehen dabei nicht die Angelegenheiten des Kontinents, geschweige denn des eigenen Vaterlandes, sondern der See- und Kolonialkrieg zwischen Frankreich-Spanien und England. Die Schicksale der einzelnen Geschwader, die Heldenthaten der Kaper, die unbedeutenden Kämpfe in den Kolonien füllen viele Seiten. Nachrichten aus dem Englischen Parlament, ebenso die Vorgänge im gesetzgebenden Körper zu Paris, dessen widerlich servile Adressen an Napoleon treulich wiedergegeben werden, spielen die zweite Rolle. Manchmal kommt dann noch eine Neuigkeit dazwischen, die in den kleinlich beschränkten Verhältnissen der Zeit als etwas höchst Ergötzliches ihren Eindruck nicht verfehlt haben mag. So erzählen die „Berlinischen Nachrichten“ am 30. August 1806, als die Wolken des Gewitters schon am Horizont aufstiegen, daß ein junger Engländer in Margate auf einer Kuh geritten sei, und ein ander Mal, daß der Erzbischof von Palermo gegen die Anwesenheit der Bergschotten protestirt habe, weil „dem Sizilianischen Frauenzimmer“ ihre Tracht so sonderlich gefiele. Das Leben des eigenen Staats ist kaum hin und wieder mit einer Zeile berührt. Am 4. September 1806 brachte dasselbe Blatt die erste Nachricht, welche die Möglichkeit neuer politischer Verwickelungen wenigstens ahnen ließ. Aus Canstatt vom 24. August war ihm nämlich die höchst verdächtige Nachricht geschrieben worden, daß die Pferde „Seiner Durchlaucht des Fürsten Alexander Berthier“, die kürzlich, von München kommend, jene Stadt passirten, Kontreordre erhalten hätten. „Das verbreitete Gerücht von einer unbestimmten Verlängerung des Aufenthalts der Französischen Armee in

Deutschland scheint hierdurch einiges Gewicht zu bekommen", fügt die Redaktion hinzu.

Augenscheinlich war die vaterländische Presse noch keine Großmacht geworden.

Aber einige Meinungsäußerungen über den Zustand der Truppen lassen sich in den Tagesblättern doch entdecken. Am meisten davon enthält der „Freymüthige". Die Revuen glichen großen öffentlichen Festlichkeiten. So ist denn auch über sie ziemlich regelmäßig berichtet. Zur Revue bei Magdeburg*) im Mai 1805 war Marschall Bernadotte geladen, kam aber nicht, sondern ließ sich durch Krankheit entschuldigen. Der Herzog von Braunschweig kommandirte selbst, und die Zeitungen melden: „Die diesjährige Revue ist überaus glänzend gewesen." Die zehntägigen Exerzitien und Manöver hatten den König sehr zufrieden gestellt. Das Gleiche wird aus Fürth über die großen Manöver der Fränkischen Regimenter gesagt. Hardenberg, Lucchesini, Hohenlohe, Knobelsdorf waren in der Begleitung des Königs anwesend. Tauenzien führte mit den Truppen eine Gefechtsübung nach unterlegter Idee aus, wobei zwei Abtheilungen gegeneinander fochten. „Außer einigen auf dem Exerzirplatze vorgenommenen Avancements hat der König seine Zufriedenheit mit der Gewandtheit der Truppen auch dadurch bezeigt, daß er dem Obersten und Kommandeur des Grenadierbataillons v. Brandenstein den Orden pour le mérite ertheilte."

Im Herbst sammelten sich die mobilen Truppen gegen Frankreich in größerer Zahl als ein Jahr darauf vor dem Entscheidungskampfe. Drei Armeen bildeten sich in Niedersachsen, in Westfalen, in Thüringen, drei Reservearmeen bei Berlin, bei Küstrin und in der Lausitz, außerdem ein besonderes Observationskorps bei Glatz. Ganz Norddeutschland war mit Truppen bestreut, und nach der Stille von zehn Friedensjahren erregte dieser Umstand doppeltes Interesse. Die Theilnahme für die Armee wurde durch die allgemein verbreitete Auffassung erhöht, daß Preußen diesmal das Schwert nur ziehen werde, um Frieden zu stiften. Ein schwunghafter Nachruf sagte der abrückenden Armee in der Spenerschen Zeitung Lebewohl:

Noch schützt im Erben seines Throns
Uns, Brennen, Friedrichs Geist!

So lautet der Schluß dieses von Zuversicht erfüllten poetischen Ergusses.

Kaiser Alexander war in Potsdam gewesen, wo in der Nacht vor seiner Abreise die geschichtlich gewordene Szene am Sarge des großen Königs stattgefunden hatte. Die Marken verlassend,**) that er am 5. November — vier Wochen vor der Schlacht von Austerlitz — in Treuenbrietzen zum Steuerrath Ribbach die Aeußerung, „man könne nichts Schöneres sehen, als die Preußischen Truppen." Ueberall hatte er sich ähnlich ausgesprochen, und die Nachricht wurde eifrig in den Zeitungen verbreitet. Einstimmig ist das Lob über die Verfassung

*) Die Potsdamer Revue fiel 1805 aus.

**) Er ging über Weimar und Prag nach Olmütz zu seiner Armee.

der Truppen. Der Ausmarsch der Berliner Garnison gestaltete sich zu einer patriotischen Feier, an welcher sich der Hof und alle Notabilitäten betheiligten. Der alte Möllendorf führte persönlich sein Regiment beim Könige vorbei. Der „Freymüthige" entwirft eine enthusiastische Beschreibung davon, welche in andere Zeitungen überging.*) „Es war ein sehr imponirender Anblick, diese Masse muthiger, geübter, zum Streit gerüsteter Krieger, die zum Kern der ersten Armee der Welt gehören, auf dem Wilhelmsplatz neben den Statuen der Feldherren, die einst an der Spitze eben dieser Heldenschaaren die Unsterblichkeit erkämpften, versammelt oder vorüberziehen zu sehen. Jede weiche Rührung schweige! Auch der unkriegerischste Bürger zeige durch patriotische Entschlossenheit und Fassung, daß er die Ehre hat, dem Staate anzugehören, der dieses Heldenheer besitzt. Jede Nachricht von Kämpfen, die es bestand, wird uns zu einem Siegesfeste rufen!"

Als ein glückliches Omen wurde es angesehen, daß einst auch der große Friedrich seinen ersten Kriegszug im Dezember begonnen und daß die letzten Regimenter im Jahre 1805 Berlin gerade am 5. des Monats, am Gedenktage von Leuthen, verließen.

Bald kam freilich die Nachricht von Austerlitz und am 25. Dezember langte Haugwitz mit dem Schönbrunner Vertrage an. Die öffentliche Meinung, die den Kern desselben nicht kannte, hielt aber vorerst noch den naiven Glauben fest, das Erscheinen der Preußischen Armee an den Grenzen habe Napoleon zum Frieden genöthigt:

„Ein Schreckensjahr für mächt'ge Nachbarstaaten
Steht nun durchstrichen in des Schicksals Buch!
Im Sarkophag der Zeit deckt seine Thaten
Ein blut'ges Leichentuch!

Den Todesgöttern dampften Opferheerde,
Und Menschenopfer waren ihr Tribut!
Ergrimmte Völker färbten Meer und Erde
Mit anderer Völker Blut.

Doch Preußens Schutzgeist, mit Minervens Schilde,
Mit Mavors Schwert in kampfgeübter Hand,
Trat schirmend vor — und schied vom Schlachtgefilde
Sein schutzbefohlenes Land."
u. s. w.

So wurde die jüngste That der Haugwitzschen Politik in Berlin gepriesen.**) Im Jahre 1806 sprechen die Mittheilungen der Presse sich nicht weniger günstig über das Heer aus. „Die Königlich Preußische Armee im Hannovrischen", läßt sich der Hamburger Korrespondent vom 19. Oktober aus Göttingen

*) Hamburger Korrespondent vom 10. Dezember 1805.
**) Berlinische Nachrichten (Haude u. Spener) vom 2. Januar 1806.

schreiben, „eilt mit Schnelligkeit ihrer Bestimmung zu. Die Liebe zu ihrem Könige scheint in diesem Moment bis zur Begeisterung zu gehen. Das herrliche, in der Kriegsgeschichte so sehr berühmte Husarenregiment v. Köhler passirte heute unsere Gegend. Mannschaft und Pferde waren vortrefflich." Auch aus Dresden wird von den schnellen Märschen der Preußen berichtet, die mitunter Tagemärsche von sechs Meilen machten, keine Rasttage hielten und dabei alles mit großer Stille betrieben. Einem Leipziger Blatte*) wird in denselben Tagen von Berlin aus mitgetheilt: „Wir sind hier alle jetzt frohen Muths und ich kann Ihnen nicht genug von der auffallend schönen Stimmung der Soldaten sowohl, als auch des Bürgers und selbst der Frauen und Kinder sagen. Es scheint als wenn ein elektrischer Funke alle getroffen hat, und in den Provinzen, hauptsächlich in Pommern, scheint der alte Geist aus Friedrichs Zeit wieder aufgeflammt zu sein." Dann wird noch geschildert, wie gefährlich es gegenwärtig sei, diese Stimmung nicht zu theilen, und daß Mancher seinen Kleinmuth schon mit blutigem Kopfe oder blauem Rücken gebüßt habe. Beim Ausmarsche des Regiments Gensdarmes liefen ein paar junge Leute schon deshalb Gefahr, mißhandelt zu werden, weil der Eine zum Andern geäußert, die Pferde des Regiments seien schlechter, als diejenigen einer fremden Artillerie. Täglich erneuern sich die Berichte von dem herrschenden Kriegsfeuer und dem unbegrenzten Vertrauen auf das Heer. Es lief die Kunde durch die Zeitungen, daß die Hallenser Studenten sich verabredet, freiwillig unter die Husaren zu gehen, daß der Saalkreis 400 Jäger stellen wolle, und daß der König diese Hülfe angenommen habe.

Der „Freymüthige" brachte wieder die Schilderung der Truppendurchzüge. Er nennt sie „eines der schönsten Schauspiele — doppelt anziehend und erhebend für den Patriotismus durch die stolze Zuversicht, die es ihm geben muß." Das Dragonerregiment der Königin, das alte Regiment Bayreuth, wird besonders gelobt: „Lauter ausgesuchte kraftvolle Männer, vortrefflich beritten, voll Feuer, Entschlossenheit und Kriegsgewandtheit." Auch von den Grenadierbataillonen wird das beste gesagt. „Die kriegerische Haltung, der Muth und die Kampflust aller Preußischen Truppen ist unübertrefflich." Die Posener Zeitung meldet sogar aus Südpreußen allgemeinen Enthusiasmus für den Krieg, und in Hessen lebte man, einer Nachricht aus Hanau zufolge, „in einem Zustande beständiger Hoffnung." Aus dem ganzen Lande wird Begeisterung signalisirt. Das geht bis in die Gefechtstage des Oktober hinein so fort. Als der Losbruch unmittelbar bevorstand, erwog die Hanauer Zeitung**) die Aussichten und kam zu dem Schluß, daß man sich auf einen Kampf ohne Gleichen gefaßt machen müsse. „Die Streitmassen, die sich einander gegenüber

*) Vergl. im Hamburger Korrespondent vom 24. September den Abdruck aus der „Zeitung für die elegante Welt" vom 16.

**) Vom 3. Oktober.

drängen, sind ungewöhnlich groß, und der Muth der beiden Heere steht im fürchterlichsten Gleichgewichte. Jenes der Franzosen, angeführt von dem Geiste des großen Mannes, unter dem es in so vielen Feldzügen siegreich auftrat, wälzt sich wie ein ausgetretener Strom nach dem Kampfplatz hin, und jenseits steht das Heer der Preußen, dieses hochherzigen, tapferen Volks, das unter seinem großen Friedrich die Geschichte des siebenjährigen Krieges mit Thaten bezeichnete, die an Wunder grenzten. Alle Zeitschriften sind voll von dem Muthe, mit welchem es nach dem Felde der Ehre eilt." Noch am Tage der Unglücksschlacht finden wir die Notizen über das außerordentliche Vertrauen der Truppen auf die Führung, ihre Stimmung, „die nie muthiger gewesen", und über die vorzügliche Verfassung des Heeres. Aus Erfurt wird von den Truppendurchzügen unter dem 7. Oktober berichtet: „Die Schönheit und Ordnung, welche man bei diesen Truppen bemerkt, erregen allgemeine Bewunderung, und der ausgezeichnete kriegerische Geist, welcher in allen Korps mit einer gleichen Stimmung angetroffen wird, macht einen imposanten, feierlichen Eindruck auf jedes Gemüth." Die Grenadiere und die reitende Artillerie werden besonders günstig geschildert. Die beiden Batterien Neander und Heidenreich, die der Korrespondent gesehen, waren, seiner Angabe nach, neu montirt, die Mannschaft von auserlesener Schönheit, die Pferde in vortrefflichem Zustande. Daß die Feindseligkeiten begonnen, war am 14. Oktober in Berlin bekannt. „Jeder Preußische Patriot sieht den ferneren Ereignissen mit der Zuversicht entgegen, zu welcher ihn die allgemeine Stimmung, sein eigenes Gefühl und die Tapferkeit der Armee berechtigen." Ja selbst vom Gefechtsfelde von Saalfeld wird noch in der Presse berichtet, daß Preußen und Sachsen wie die Löwen gefochten.

Gewiß ist der Werth dieser Aeußerungen kein unbedingter, sondern noch geringer als derjenige gelegentlicher Aeußerungen unserer heutigen Tagesblätter. Aber ein mittelbares Ergebniß ist doch daraus zu ziehen, nämlich, daß die Befürchtung, die Armee werde den auf sie gesetzten Erwartungen nicht entsprechen, jedenfalls keine in weiteren Kreisen irgend verbreitete war. Es würde sonst die Besorgniß um das Geschick des Vaterlandes wenigstens in bescheidenen Andeutungen laut geworden sein. Die stürmische Begeisterung, welche sich in Preußen, vor allem in Berlin kund gab, kann um so eher als Zeichen des ungestörten Vertrauens auf die Tüchtigkeit der Armee gelten, als bekanntlich eine zahlreiche weitverbreitete Friedenspartei vorhanden gewesen war, die dem Kriege bis dahin mit aller Macht widerstrebt hatte.

Die Demonstrationen im Theater nahmen schon im Jahre 1805 ihren Anfang. Am 16. Oktober wurde Wallensteins Lager aufgeführt. Alle Offiziere, Wachtmeister und Quartiermeister, sowie zwölf Mann von jeder Kompagnie des Regiments Gensdarmes, auch viele Offiziere und Leute von der Infanterie waren anwesend, sämmtliche Räume gefüllt. Am Ende der Aufführung trat der Schauspieler Kaselitz vor und vertheilte ein gedrucktes Gedicht „Lob des Krieges"

vom Major von dem Knesebeck, das unter rauschendem Beifall abgesungen wurde und dem alsdann „Heil Dir im Siegerkranz" und ein donnerndes Hoch auf den König folgte. Dieselben Scenen wiederholten sich nur noch stürmischer im September und Oktober 1806. Kriegslieder und die Nationalhymne begleiteten die Aufführungen, bei denen Wallensteins Lager und die Jungfrau von Orleans einmal über das andere abwechselten. In der Jungfrau war es namentlich die Strophe:

„Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

welche stets ein langes enthusiastisches Beifallsklatschen erregte.

Auch bei diesen Demonstrationen hat sich kein öffentlicher Widerspruch vernehmen lassen. Es scheint vielmehr, daß, bis auf wenige Kassandragemüther, welche ihr Herzeleid in stiller Ergebenheit trugen, sich Alles in dem Strudel von Vertrauen und Siegeszuversicht fortreißen ließ.

Da aber regt sich mit Recht die Frage, ob eine solche allgemeine Strömung möglich sein konnte, wenn die Schäden des Heerwesens so offenkundige, so grobe und aller Welt bekannte gewesen wären, als die späteren Schilderungen wissen wollten. Im Gegentheil, man gelangt schon hier zu der Annahme, daß die Armee wenigstens äußerlich noch ebenso gesund, kräftig und glänzend erschien, als je eine Fridericianische Armee erschienen sein mag.

Doch unter der gleißenden Hülle konnte das Verderben im Verborgenen seine zerstörende Wirkung geübt haben, und es ist sicherlich nothwendig, nach Urtheilen von Leuten zu suchen, die das Heer aus dienstlichem Umgange genauer kannten.

Daß während der Revolutionskriege auch in diesen Kreisen die Meinung iene der Armee entschieden günstige war, mag deshalb als natürlich angesehen werden, weil der Feind ein untüchtiger war und die Preußische Truppe noch eine unzweifelhafte Ueberlegenheit besaß. Aus den Regiments- und Truppengeschichten jener Zeit spiegelt sich bis zum Jahre 1806 hin fast durchweg noch die vollkommenste Zufriedenheit mit dem inneren Zustande wieder.*) Knesebeck, der sich vor dem Unglück in hervorragender Weise für Armeereformen bethätigt hat, erklärte dennoch diesen Zustand für einen gesunden und guten.[20] Wenn Möllendorf, überzeugt, daß der Preußische Dienst von jeher der vollkommenste gewesen, daß Preußen durch die Furcht vor seinen Waffen der Schrecken seiner Feinde sei,**) dies Bekenntniß bis zum Schlachtfelde von Auerstädt getreulich festhielt, wo er mit Schwerins Worten „Frische

*) Vergl. z. B. v. Schöning, Geschichte des Königlich Preußischen 5. Husarenregiments, mit besonderer Rücksicht auf Gebhard Lebrecht v. Blücher. Berlin 1843 u. a. m.

**) Paroleverordnung vom 2. April 1788. Neues militärisches Journal III. S. 200, 201.

Fische, gute Fische!" die ersten Bataillone zum Angriff fortriß, so mag dies durch sein hohes Alter, seine Fridericianischen Erinnerungen leicht erklärt werden. Auch ist nicht viel Gewicht darauf zu legen, daß die Immediat-Militär-Organisationskommission, in welcher Möllendorf, Geusau, Manstein, Guionneau saßen, noch am 13. August 1803 die Armee für „die siegreiche, allen Nationen zum Muster dienende"*) erklärte; denn sie war den Neuerungen zwar nicht grundsätzlich abhold, aber doch auch nicht gerade gewogen. Sie scheute die großen Veränderungen, und es war ersichtlich ihr geheimer Wunsch, herauszufinden, daß im Ganzen genommen, Alles zum Besten stände.

Männern wie Blücher und Rüchel wird man es hingegen nicht absprechen können, daß sie erfahrene Soldaten gewesen sind und daß über ihr Urtheil nicht ohne weiteres als über ein Vorurtheil hinweggegangen werden darf. Ihre unbedingte Zuversicht kurz vor dem Kriege ist uns der Beweis dafür, wieviel sie vom Werthe der Preußischen Truppe noch im Jahre 1806 gehalten haben. Beide kannten die Zeiten des großen Königs, und man ist nicht berechtigt, anzunehmen, daß sie für den „Verfall", wenn er so reißend stattgefunden, blind gewesen sein würden.

Nun ist es ja aber bekannt, daß Blücher noch im Sommer 1806 hoffte, allen Franzosen diesseits des Rheins ihr Grab zu bereiten — „und die hinüberkommenden bringen angenehme Nachricht wie von Roßbach." Selbst in den mehr pessimistisch gefärbten Aeußerungen, die dem lebhaften Manne gelegentlich entfuhren, hielt er doch fest an dem Glauben: „Die Armee ist gut" und „hoffen wir alles von der ausdauernden Tapferkeit der Leute und dem Muthe und der Besonnenheit ihrer Führer."**) Dem Könige berichtete er: „Beginnen die Franzosen die Feindseligkeiten, dann weiß ich, was ich Ew. Königl. Majestät Allerhöchstem Dienst, der Ehre der Truppen und meiner eigenen schuldig bin. Die Truppen, so ich commandire, sind voller Muth, wie ich selbst Euer Königl. Majestät mit Leib und Seele ergeben." Der Nachricht vom Heranrücken der Franzosen fügt er hinzu, „ich fürchte ihre Ankunft nicht."***) Er hielt die Preußische Armee noch immer für „die unbesiegbare" und sprach dies ohne Bedenken aus.†) Wer hätte ferner nicht seine Freude an Rüchels frischen Worten, die dem befreundeten Blücher galten und eben jenen Tagen angehören: „Sei's wie ihm sei, das Heer ist brav, unsere Offiziere die besten auf der Welt, und ohne uns zu rühmen, wir beide sind auch nicht ganz schlecht. Wir schlagen uns mit Allen, denen wir gewachsen sind, und weichen nur der Unmöglichkeit."††) So spricht nur ein General,

*) Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 141.

**) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt. Schwerin 1878. S. 317.

***) Scherr, Blücher. Seine Zeit und sein Leben. Leipzig 1863. II. S. 227.

†) Treitschke, I. S. 153.

††) Varnhagen v. Ense, *Leben des Fürsten Blücher von Wahlstadt.* Berlin 1845. S. 77.

der wirklich im tiefsten Innern überzeugt ist, eine tüchtige Truppe hinter sich zu haben.

Wenden wir uns noch anderen Zeugen zu.

Clausewitz' Briefe aus den Tagen vor der Schlacht von Jena sind uns erhalten.*) Freilich waren sie an seine Braut Gräfin Marie Brühl gerichtet. Aber sie sind darum nicht minder rückhaltlos und wahr geschrieben. Der starken und großen Seele dieser ausgezeichneten Frau vertraute Clausewitz seine innersten Empfindungen an. Er scheute sich nicht, ihr auch von dem sicher und nahe bevorstehenden Entscheidungskampfe ganz unverhohlen zu schreiben. Die Annahme, daß er ihr absichtlich seine wahre Ansicht der Dinge verborgen habe, ist darum ausgeschlossen. Alle Briefe athmen Freudigkeit, Zuversicht, Lust am Kriege. „Es ist wirklich ein recht ästhetischer Eindruck, den das Vorüberziehen eines Kriegshaufens macht; wobei man nur nicht an unsere Revuen denken muß. Hier sind es nicht wie dort steife Truppenlinien, die sich dem Auge darbieten, sondern man unterscheidet in den geöffneten Reihen noch das Individuum in seiner Eigenthümlichkeit, und es herrscht neben der ruhig fortschreitenden Bewegung viel Mannigfaltigkeit und Ausdruck des Lebens. Jeder leuchtet mit seiner Rüstung einzeln durch die grünen Zweige des jungen Waldes, und wenn schon der Mann dem Auge entschwunden ist, blitzt noch seine Waffe durch die Wolke von Staub, die sich hoch über dem Rande des Thales erhebt und dem Entfernten des verborgenen Heeres Zug verkündet. Selbst die Mühseligkeit, die aus der Anstrengung spricht, wenn sich die Reihen mit ihrem Geschütz und Gepäck langsam den Berg hinaufziehen, giebt einen glücklichen Zug in dem Bilde. Die Menge der Individuen, welche selbst ein kleiner Kriegshaufe dem Auge darstellt, verbunden zu einer langen, mühevollen gemeinschaftlichen Reise, um endlich auf dem Schauplatze von tausend Lebensgefahren anzukommen, der große und heilige Zweck, dem sie alle folgen, legt diesem Bilde in meiner Seele eine Bedeutung unter, die mich tief ergreift . . .“ „Möchten wir bald den sicheren Schutz des Daches verlassen, der Unvernunft des wilden Elementes trotzen und durch den Schrecken unserer Waffen die Schrecken der Natur vergessen machen!“

So schreibt nur Jemand, der voll guten Muthes ist, und dieser wieder setzt bei einem so scharfblickenden Manne, der als Adjutant eines Königlichen Prinzen Gelegenheit hatte, sich in weiteren Kreisen zu unterrichten, die gegründete Ueberzeugung voraus, daß das Heer in seiner ganzen Verfassung brauchbar wäre.

Wie hätte sich ein Clausewitz anders der Entscheidung entgegengesehnt. Er fühlt durch die Anordnungen Scharnhorsts Geist wehen und bedauert nur, daß von den Wirkungen seines Talents viel verloren gehe.**) „Wenn

---

*) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz. Berlin 1878. S. 212—226.

**) Vergl. Anhang, Nr. 11.

ich aus allen den Betrachtungen, die ich anzustellen veranlaßt bin, ein Resultat ziehe, so bleibt mir immer noch die Wahrscheinlichkeit, daß in der nächsten großen Schlacht wir die Sieger sein werden", fügte er hinzu, und selbst das Gefecht von Saalfeld erschütterte seinen Glauben nicht. In einem Schreiben vom 11. Oktober 1806, das, obschon nicht ausdrücklich für die Oeffentlichkeit bestimmt, doch dieser übergeben wurde, versichert er: „Die Truppen haben zum Theil wie Löwen gefochten, und dies ganze Gefecht, obgleich dies Korps vom Feinde gänzlich besiegt worden, gereicht doch so wenig zur Schande unserer Truppen, daß wir vielmehr Ehre damit einlegen."[21] Eine Denkschrift, in der er am Tage darauf die Nothwendigkeit nachwies, den die Armee umgehenden Feind kühn über die Saale hinweg anzugreifen, ist ein redender Beweis dafür, wie viel er in jenem Zeitpunkte noch glaubte mit den Truppen unternehmen zu können.*) „Uebermorgen oder in zwei bis drei Tagen wird es zur großen Schlacht kommen, der die ganze Armee mit Verlangen entgegensieht. Ich selbst freue mich auf diesen Tag, wie ich mich auf meinen Hochzeitstag freuen würde, wenn er mich so glücklich machte, segnend jener Hand verbunden zu werden, von der ich den Ring trage."

„Ich hoffe auf den Sieg."**)

Scharnhorsts Briefe von 1805 und aus dem Feldzuge von 1806 bis zum 2. Oktober hin bekunden mehrfach ein ähnliches Vertrauen auf die Truppen: „Welch' einen Ruhm könnte sich jetzt die Preußische Armee erwerben, wenn sie die Franzosen über den Rhein zurückjüge", schrieb er im November 1805 an Knesebeck.***) 1806 verlangte er die Führung in dem gegen Frankreich zu bildenden Bunde für Preußen „wegen der Vorzüge seiner Armee."†) Bei einem Vergleich der Preußischen Armee mit der Französischen, welchen Scharnhorst im Frühjahr 1806 anstellte, räumte er den Preußen ein, daß sie Vorzüge in der Bewegung der großen Massen besäßen, daß ihre Disziplin fester und zuverlässiger sei, daß ihre Offiziere ein höheres Ehrgefühl beseele und daß sie ihren Gegnern auch in der Bravour überlegen wären.††) Erst am 2. Oktober 1806 findet sich in einem Briefe an seine Tochter Julie die Aeußerung vor: „Die Unbesorgtheit, die Andere haben, die Ruhe, die Zuversicht, mit der sie in die Zukunft hineinsehen, ist mir versagt, obgleich ich unsere Lage nicht übler finde, als ich sie immer mir vorstellte."†††)

Tauenzien meldete noch vom Gefechtsfelde von Schleiz aus: „Die Bravour und der Wille der Truppen ist unglaublich. Die Franzosen scheinen

---

*) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz. I. S. 45—48.

**) Ebenda S. 226.

***) Kriegsarchiv D. II. 72. 6.

†) Scharnhorst an Hohenlohe. Kriegsarchiv D. II. 50.

††) Kriegsarchiv. Denkschrift Scharnhorsts über Verstärkung der Armee und Aufstellung einer Nationalmiliz.

†††) Klippel, Das Leben des Generals v. Scharnhorst. III. S. 135.

den Unterschied vom vorigen Jahre zu merken, denn sie hüten sich, etwas Dreistes zu unternehmen."

Zahlreiche Aufzeichnungen aus den entscheidenden Tagen bestätigen dasselbe. Rauch berichtet,*) daß die Truppen der Hauptarmee, welche zu Anfang Oktober beim Durchmarsche durch Naumburg und Erfurt vom Könige besichtigt wurden, trotz des heftigen Regens, der die Wege bereits sehr verdorben hatte, sich noch im vortrefflichsten Zustande befanden.**)[22] Ganz ebenso wird über den Anblick der Reservedivisionen bei Erfurt am 10. Oktober geurtheilt.***) Er war ein so vorzüglicher, als ob die Truppen eben aus den Garnisonen zur Uebung ausgerückt seien. Höpfner hat diese Angaben in seine Darstellung aufgenommen: „Offizieren und Gemeinen sah man die Freudigkeit an, die sie beseelte, sich bald mit dem Feinde messen zu können." Mit der trostlosen Schilderung der inneren Verhältnisse des Heeres, welche derselbe Schriftsteller als Einleitung zu seinem Werke gegeben,†) sind diese Urtheile nicht völlig in Einklang zu bringen. Das über den Vorgang vom 10. Oktober Gesagte bestätigt auch Gentz durch folgende, auf diesen Tag bezügliche Notiz: „Ich gestehe, daß ich, beim Anblick dieser Truppen, welche so schön, so frisch aussahen, als ob sie zum ersten Male ihre Quartiere verließen, beim Anblick dieser von Enthusiasmus erfüllten Offiziere, dieser Mannschaften von prächtiger Haltung, der Pferde von größter Schönheit, trotz alledem, was ich schon wußte und was mich zittern machte, mich einen Augenblick lang dem trügerischen Zauber der Hoffnung hingab."††) Ein Unglücksprophet jener Tage ward also durch die Erscheinung der unaufhörlich geprügelten Soldateska, „deren Kleidung nicht hinreichte, die Blöße zu decken, deren Nahrung nicht genügend war, den Hunger zu stillen," noch so sehr gehoben, daß er wieder zu hoffen begann. Sicherlich liegt der Schluß nahe, daß eben die Uebelstände nicht so große gewesen sein können.

Noch günstiger spricht Gentz sich in einem aus Teplitz am 22. Oktober 1806 an den Fürsten Lobkowitz geschriebenen Briefe aus. Er lobt hier sogar die politischen Dispositionen des Preußischen Hauptquartiers. „Dies von der einen Seite, von der anderen die vortreffliche Verfassung der Armee, der große Geist, der sie belebte, die Vereinigung so vieler geschickten, entschlossenen, in jeder Rücksicht achtungswerthen Generale und Offiziere, die Festigkeit des Königs, der bewunderungswürdige Muth der Königin, die Thätigkeit und der Enthusiasmus so vieler Provinzen,

---

*) Kriegsarchiv E. I. 80a.

**) Vergl. auch: Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Berlin 1850. I. S. 182.

***) Ebenda S. 294.

†) Ebenda S. 45—91.

††) Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stoutgart 1841. S. 310. Auf Gentz' Aeußerungen über die Armee in dem bekannten Sendschreiben an König Friedrich Wilhelm III. geht die Darstellung später noch ein.

die echt militärische Physiognomie der ganzen Scene — hier waren Umstände genug, die auch dem Furchtsamsten das Herz erhoben hätten." So fährt er fort. Dann erwähnt er seiner Besorgnisse, welche hauptsächlich dem Operationsplane und der Wahl des Oberfeldherrn galten: „Wenn ich nachher aber wieder meine Augen auf die Armee richtete", heißt es weiter, „wenn ich mich mit so vielen muthvollen, klugen und vortrefflich denkenden Offizieren unterhielt; wenn ich die Minister, die Königin sprechen hörte, wenn ich sah, wie in dem zum Unglück nun einmal angenommenen Defensivplan wenigstens alles so gut geordnet schien, und wie fest entschlossen man war, so schnell als möglich zur Offensive überzugehen — so erschien mir das Ganze wieder im tröstlichen Lichte." Von dem bald folgenden Linksabmarsch der Armee wird erzählt: „Dieser Befehl wurde mit größter Promptheit vollzogen; den 8. und 9. Oktober war ein immerwährender Truppenmarsch durch Erfurt; am 10. ging das Zentrum und die Reserve des Zentrums, sowie der König, die Königin und das Hauptquartier von Erfurt ab, alles in der Direktion nach der Saale zu. An eben diesem Tage sah ich alle Hauptregimenter der Armee, die Garden, die Gardes du Corps, die Gendarmen, das Regiment des Königs u. s. w. in prachtvoller Ordnung und so frisch, als wenn sie eben vom Paradeplatze kämen, durch Erfurt paradiren."

Auch Hüser äußert über denselben Vorbeimarsch vor König und Königin: „Es war ein schöner stattlicher Anblick, den die alte Preußische Armee darbot."*) Am 13. Oktober noch bekundeten die Truppen bei Kapellendorf, als Hohenlohe in ihr Lager kam, und später, als er sie zu dem geplanten, aber leider wieder aufgegebenen Angriffe vorführte, die beste Haltung. Auf den Ruf „Freiwillige vor!" trat jubelnd des Fürsten ganzes Regiment aus der Linie heraus.**) Augenzeugen nennen jene Stunde eine Stunde der schönsten Hoffnungen, wo sich ihnen dargestellt, was eine Preußische Armee sein könne, wenn sie gut geführt und gut behandelt würde.***) Unter Anderen bestätigt auch Marwitz, daß noch an diesem Tage „ein unverkennbar guter Geist hervortrat."†)

Nur wo Anstrengungen und Mangel die physischen Kräfte erschöpft, Verwirrung oder Unglück den Muth der Truppen erschüttert hatte, da bekundeten sich die Wirkungen. So erzeugte der Hunger und die Kälte Unordnungen im Lager von Weimar, wenigstens Unordnungen nach damaligem Begriffe; denn die Leute entfernten sich, um nach Lebensmitteln zu suchen und Holz zu fällen. Ein sehr scharfer Parolebefehl am 12. Oktober, der mit den Worten beginnt: „da leider die ganze Disziplin aus den Regimentern heraus ist und förmlich

---

*) M. O., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie v. Hüser. Berlin 1877. S. 52, 53.

**) Höpfner, I. 340.

***) Höpfner, I. 337, 338.

†) v. d. Marwitz, Nachlaß. Berlin 1852. II. S. 22.

geplündert worden", war die Folge.[23] Auch ist an den mit Recht großes Aufsehen erregenden, falschen Alarm bei Jena am 11. Oktober zu erinnern, bei welchem ein Theil der Armee Hohenlohe von grundloser Panik ergriffen wurde. Aber dergleichen ist in vereinzelten Fällen auch bei anerkannt guten Armeen vorgekommen, und gerade die hier betheiligten Truppen hatten durch Noth und unaufhörliche Hin- und Hermärsche unsäglich gelitten. Sie standen am meisten unter dem Eindruck der Gefechte von Schleiz und Saalfeld. An dieser einen Stelle mag wohl Platz greifen, was ein Zeitgenosse aus Jena erzählt, nämlich, daß die durchziehenden Truppen den Eindruck gemacht hätten, als ob sie sich aus den Händen des Feindes „schleichen" wollten.*) Diese Augenblicke der Schwäche sind vor dem großen Unglück aber auch die einzigen gewesen. Am 13. war die Stimmung wiederhergestellt, und noch auf dem Anmarsche zur Schlacht von Auerstädt zeigten die Truppen sich in bester Verfassung. Blücher hatte an „ihrer durchaus guten Stimmung" seine Freude.**) Mit bestem Willen gingen sie dann ins Gefecht, und ein einstimmiges, unaufgefordertes Lebehoch begrüßte den König, als sie ihn erblickten.***)

Wir wenden uns nun den Zeugnissen zu, welche vor der nach dem Kriege eingesetzten Immediat-Untersuchungskommission abgelegt worden sind, und die sich meist gleichlautend auch in den Gefechtsberichten der Führer und Truppentheile vorfinden. Ihre Zahl ist natürlich eine sehr große, und es fehlt nicht an Widersprüchen. Je nach den persönlichen Erlebnissen der einzelnen Augenzeugen ist auch das Urtheil ausgefallen. Wo ein solches aber auf die Allgemeinheit der Armee Bezug nimmt, ist es fast immer günstig.

Seien hier die Aussagen Tauenziens, Grawerts und des Fürsten Hohenlohe angeführt. Alle drei waren an dem Unglück von Jena hervorragend betheiligt. Eine Ursache, den Truppen mehr Lob zu spenden, als sie es verdienten, lag für keinen dieser Männer vor. Im Gegentheil mußte es ihnen klar sein, daß dieses jedesmal eine indirekte Anklage gegen die Führung enthielt.

Tauenziens Meldung vom Gefechtsfelde von Schleiz ist schon bekannt. In seinem Berichte†) lobt er auch das Verhalten seiner Truppen bei dem nächtlichen Abmarsche von Hof zum 8. Oktober. Alle seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt, kein Mann fehlte. Wiederholt ist die Anerkennung an mehreren Stellen in der Erzählung des Gefechts vom 9. Oktober ausgesprochen. „Das Preußisch-Sächsische kleine kombinirte Korps schlug sich mit außerordentlicher Bravour und richtete das rothe Französische Husaren-

---

*) Dr. Klopfleisch, Die Schlacht bei Jena. Jena 1862. S. 22.

**) Soldatenfreund, 49. Jahrgang. 4. Heft. Oktober 1881. S. 221.

***) Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei 1740-1813. Berlin 1861. S. 216.

†) Kriegsarchiv E. I. 72.

regiment fast gänzlich zu Grunde“ heißt es da. „Ich kann denen Truppen nicht anders als das größte Lob beimessen“ steht in einem bald nachfolgenden Satze. „Alle Truppen fochten mit einer unbeschreiblichen Bravour und Ausdauer“ ist mit Bezug auf das Gefecht von Closwitz und Lützeroda gesagt. Tauenzien spricht von der großen Ruhe und Ordnung mit besonderer Achtung. „Das brave Regiment v. Zweiffel und das Grenadierbataillon Herwarth thaten Wunder.“ Ueber den Tag von Jena im allgemeinen faßt der General seine Ansicht dahin zusammen, daß die Truppen größtentheils die thätigsten Beweise der unerschütterlichsten Bravour gegeben.

Aehnlich Grawert.*) Auch er zollt der Ordnung und „Präzision“ seiner Bataillone und Batterien, der Tapferkeit seiner Brigadiers und Kommandeure eine unbedingte Anerkennung. Er behauptet, daß seine Kolonne auch während des Rückzuges in guter Haltung geblieben sei, und will sie „vom Schlachtfelde an über die Ilm und weiterhin in solcher Ordnung und Streitfähigkeit gesehen haben, daß der Feind es gar nicht gewagt, sie anzutasten.“[24]

Hohenlohe berichtet,**) daß im Beginne des Feldzuges der Muth, mit welchem Tauenziens Truppen, sowohl Sachsen als Preußen, gefochten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt habe. In der Schilderung seines Vorrückens gegen Vierzehnheiligen sagt er dann: „Wir waren schneller formirt als der Feind, alle Truppen waren vom besten Geiste beseelt, und es gewährt mir noch heute eine befriedigende Rückerinnerung, daß Alle mich mit lautem Jubel begrüßten und den Wunsch, sich mit dem Feinde zu messen, nicht unterdrücken konnten.“ Erst als die Uebermacht der Franzosen erdrückend geworden, „verließ unsere Infanterie auf einmal jene Kaltblütigkeit, mit der sie so lange, von Todten und Blessirten umringt, gefochten hatte.“ Eine zweite, der Untersuchungskommission unter dem 30. März 1808 aus Oehringen überreichte Denkschrift***) ehrt die Gesinnungsweise des Führers ebenso, wie sie zu Gunsten seiner Offiziere und Soldaten ausfällt. „Zur Steuer der reinsten Wahrheit“ bezeugt Hohenlohe der Armee im großen Ganzen, daß sie bei allen Gelegenheiten vom glücklichsten Geiste beseelt gewesen sei, daß wahrlich ihr Muth, ihre Ausdauer und ihre Beharrlichkeit wohl verdient hätten, mit besserem Erfolge gekrönt zu werden. Der Fürst giebt freilich zu, daß die unglückliche Doppelschlacht die Stimmung der Truppe so niedergedrückt habe, daß diese nicht mehr mit altem Maße zu messen gewesen sei. Indessen behauptet er, daß sie unter den widrigen Umständen, den beispiellosen Strapazen und Entbehrungen des Rückzuges immer noch mehr geleistet hätte, als irgend eine fremde Armee an ihrer Stelle gethan haben würde. Er schreibt es der physischen Erschöpfung zu, daß am Ende der Geist nicht mehr der alte kriegerische war.

---

*) Kriegsarchiv E. I. 72.
**) Ebenda.
***) Ebenda.

Der Infanterie ist die erste Stelle eingeräumt. „Sie hat einen Muth, eine Kaltblütigkeit bewiesen, die vielleicht ihres Gleichen nicht auffinden wird.“ Etwas weniger rückhaltlos ist die der Kavallerie gezollte Anerkennung. An ihr wird die Initiative der einzelnen Offiziere vermißt. Die Artillerie erklärt Hohenlohe für die beste, welche er kenne.[25]

Viele Angaben der unteren Führer und Offiziere stimmen damit überein. Aus dem Feldzuge des L'Estocqschen Korps hat ein „Ungenannter“, dem Anscheine nach ein Kavallerieoffizier dieses Heerestheils, eine Sammlung von braven Waffenthaten kleinerer Abtheilungen veranstaltet.*) Sie ist mit wenig Geschick bearbeitet, für den Gang der Ereignisse im Großen ohne Werth, erzählt aber manchen hübschen Zug, der die inneren Verhältnisse der Truppe in vortheilhaftem Lichte zeigt.

Auch von den in die Oeffentlichkeit gelangten Aufzeichnungen haben nach dem Kriege gar manche den Offizieren und Soldaten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Nur sind sie gegenüber der großen Anzahl der Tadler nicht zur Geltung gekommen.

Müffling war trotz der Niederlage der Meinung, daß die Armee von Jena in der Taktik von keiner übertroffen gewesen, daß sie erfahrene und berühmte Generale an der Spitze, eine außerordentliche Menge gebildeter Offiziere in ihren Reihen gesehen, und daß der gemeine Mann mit Enthusiasmus in den Krieg gegangen wäre. Er sagt, daß der lange Frieden die Truppen verschönert, sie geschickter, menschlicher, geselliger, als Bürger dem Staate brauchbarer gemacht habe, daß die Offiziere in den Wissenschaften vorgeschritten seien, daß der Krieg sich vor ihren Augen ausgebreitet habe, wie ein Spiel, dessen Ende bloß dem Kalkul unterworfen war. „In der Subordination scheint eine solche Armee alle andern zu übertreffen; denn die großen Prüfungen fallen weg. Die Sitten des bürgerlichen Lebens sind die der Armee. Das Alter wird geehrt; dem Alter und der Erfahrung wird getraut.“ **)

Rühle v. Lilienstern***) spricht sich, wenn auch nicht in so lebhafter Schilderung der Vorzüge, doch vielfach günstig aus. Glänzendes Lob spendet die „Kritik des Feldzuges von 1806“ den Preußischen Truppen, die im Stiche gelassen vom Glück, übel berathen in der höchsten Führung, allein von ihrem Muthe unterstützt, gegen unüberwindliche Hindernisse und doppelte und dreifache

---

*) Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß. Darstellung von tapferen, bis dahin noch unbekannten Karakterzügen im Korps des Generallieutenant v. l'Estocq Excellenz im Laufe der Kampagne 1806 und 1807.

**) C. v. W. (Müffling), Operationsplan der Preußisch-Sächsischen Armee im Jahre 1806. S. VI, VII.

***) In seinem Werke: Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge der während der Monate September und Oktober 1806 unter dem Kommando des Fürsten zu Hohenlohe-Ingelfingen gestandenen Königlich Preußischen und Kurfürstlich Sächsischen Truppen Von R. v. L. Tübingen 1807. S. 22.

Uebermacht mit einer Bravour und Ausdauer fochten, welche dem Feinde mehr denn einmal den Sieg zu entreißen drohte. Nur der natürliche kriegerische Geist des Preußischen Volkes, der Einfluß der Thaten Friedrich des Großen hielt diese Bravour aufrecht; jedes andere Motiv, das sonst den Soldaten zu großen Leistungen fortreißt, war ihnen entzogen, „und in dieser Hinsicht verdienen sie die Achtung der Nachwelt in einem noch höheren Grade, als jene tapferen Gallier, die allein der besseren Kriegskunst der Römer unterlagen, denen sie jedoch an Zahl beständig überlegen waren." Insbesondere widerfährt der Infanterie der Division Grawert Anerkennung für das Gefecht von Vierzehnheiligen. Schon hatte das mörderische Gewehr- und Kartätschfeuer die Hälfte der dünnen Linie dahin gerafft, und noch dachte kein Mann dieser tapferen Infanterie an den Rückzug, noch war kein Fuß breit Landes verloren. „Da das eingenommene Terrain auf keinem Punkte entblößt werden durfte, konnte man wegen Mangels an Truppen die Lücken der Gefallenen nicht schließen. Daher befand sich jeder Soldat noch auf demselben Platz, den er beim Anfang des Treffens einnahm, und öfters standen einzelne Männer, die rechts und links auf Sektionsweite nur Getödtete und Verwundete neben sich sahen, und fuhren unbekümmert fort zu feuern, bis auch sie die tödtliche Kugel traf." Die Infanterie verschoß dort viermal, die Artillerie zweimal ihre gewöhnliche Munition, und der entscheidende Stoß der Franzosen traf schließlich nicht mehr eine Aufstellung, sondern nur noch das Skelet einer solchen.

Die leichte Infanterie zeigte sich den Feinden gewachsen. Die mit Büchsen bewaffneten Schützen waren den Französischen Tirailleurs überlegen, wie dies im Gefecht von Winzerle hervortrat.*)

Von der Kavallerie sagt Höpfner, daß man annehmen dürfe, es habe in ihr der Geist des großen Königs gelebt, ihre Bewegungen seien noch immer schneller und entschlossener gewesen, als die der anderen Armeen. Ein Augenzeuge aus der Doppelschlacht urtheilt, daß sich die Preußische und Sächsische Kavallerie bei der Eröffnung des Feldzuges im trefflichsten Zustande befunden hätte. „Schön und kraftvoll die Leute und Pferde, zweckmäßig und gut ihre Ausrüstung, vollkommen ihre Geschicklichkeit im Reiten und Gebrauche ihrer Waffen, muthvoll und entschlossen zum Kampfe das Offizierkorps. Rasch und gut angeführt, konnte und mußte diese Kavallerie Wunder der Tapferkeit thun. Sie war überdies der Französischen vielleicht der Zahl, gewiß aber der Beschaffenheit nach sehr überlegen, welches selbst von dem Feinde nicht geleugnet, vielmehr dadurch zugestanden ist, daß bei der Französischen Reiterei große Vorsicht, Schutz durch Umhängung der gerollten Mäntel, Umwindung der Handgelenke mit Tüchern und dergleichen angeordnet worden ist."**)

*) Höpfner, I. S. 322.

**) Die wahrscheinlichen Hauptursachen der Unglücksfälle bei den Deutschen Waffen, im Jahre 1806. Aus den Bemerkungen eines Augenzeugen. Jena 1807. S. 31.

Freilich soll das Pferdematerial im Jahre 1806 infolge der Mobilmachung von 1805 etwas schlechter als gewöhnlich gewesen sein, doch konnte dieser geringfügige Umstand gewiß nicht viel entscheiden. Ledebur, der denselben zur Sprache bringt, fügt ausdrücklich hinzu, das sei in früheren Kriegen nicht anders gewesen und habe dennoch die Regimenter nicht verhindert, sich Ehre und Auszeichnung zu erwerben.*) Namentlich die Karabiniers und Unteroffiziere der damaligen Armee werden als „wahre Musterbilder von Soldaten" geschildert.**)

Auch für die Artillerie, besonders für die reitende, war gerade vor 1806 viel geschehen, und die einzelne Batterie war der Französischen wohl ebenbürtig.

In der Tagesliteratur und den Zeitschriften nach der Niederlage, welche sich allerdings fast durchweg gegen die Armee wendeten, hat es doch keineswegs vollständig an Vertheidigern gefehlt. Die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen in der Schlacht wird an ihren Verlusten, der Länge der Zeit nachgewiesen, welche sie im feindlichen Feuer ausharrten, ohne zu weichen.***) Der Hingebung und Opferwilligkeit ihrer Offiziere wird manches ehrende Wort gewidmet. Es würde ermüden, diese hier und dort zerstreuten Bemerkungen zu sammeln und sie alle den Schmähungen entgegenzuhalten.

Doch sollen noch einige der später aufgetretenen Entlastungszeugen, die durch ihren Karakter und ihre Stellung besondere Achtung verdienen, zum Schlusse vorgeführt werden.

Minutoli, ein klarer und maßvoller Mann, der die untergegangene Armee gründlich kannte, ist trotz des Unglücks der Meinung geblieben, daß jene, „ungeachtet einer dem Geiste des neuen Kriegssystems nicht angemessenen Organisation, doch kaum ihres Gleichen hatte, und überall da, wo sie gut geleitet war, sich tapfer schlug, Muth und Kraft entwickelte."†) Der General berichtet zugleich eine ähnliche Aeußerung König Friedrich Wilhelm III.††)

Marwitz stellt dem Geiste der Armee, namentlich im Gegensatze zur Verderbniß der Zeit und der in den höheren Regionen des Staatslebens herrschenden Korruption, das beste Zeugniß aus. „Ich hatte Gelegenheit viele Offiziere von verschiedenen Regimentern zu sprechen" — so verzeichnet er nach der ersten Mobilmachung gegen Frankreich von 1805 — „und ich fand bei Allen eine erstaunenswerth richtige Ansicht der Dinge, einen hohen Patriotismus, ein warmes und tiefes Gefühl der uns angethanen Schmach und ein brennendes Verlangen, sich mit den Franzosen zu messen, unbegrenztes

*) Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Berlin 1855. S. 14.

**) v. Schöning, Geschichte des Königlich Preußischen 5. Husarenregiments. Berlin 1843. S. 353.

***) Vergl. z. B. „Minerva" 1807. I. S. 201.

†) Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm III. Berlin, Posen und Bromberg, 1843. S. 31.

††) Ebenda S. 29.

Vertrauen auf erprobte Heerführer, und überall ward mir bestätigt, was ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, daß derselbe gute Geist unter dem gemeinen Mann geherrscht habe."*)

Am vortheilhaftesten über die Masse der Armee urtheilt General Reiche,**) und es verdient sein Wort deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil er alle einzelnen Schäden und Uebelstände, die freilich nur zum Theil Folge von Verschuldungen waren, mit großer Gewissenhaftigkeit daneben aufzählt. Auch er versichert, ähnlich wie Marwitz, daß die Armee vom besten Geiste beseelt, daß sie disziplinirt gewesen und daß das Band der Zucht und Ordnung unmittelbar vor dem Kriege nirgends vermißt worden sei. Er betont besonders, daß sie ihren König geliebt, verehrt und ihm diese Anhänglichkeit bei jeder Gelegenheit ausgedrückt habe. „Von dieser Armee ließ sich Alles erwarten!" Auch fügt er hinzu, daß bei den Offizieren, vom Hauptmann abwärts, große Kriegslust geherrscht hätte, daß sie im allgemeinen den Anforderungen ihres Standes entsprachen. „An ihrer Tapferkeit, und daß sie ihren Untergebenen in der Gefahr mit dem besten Beispiele vorangehen würden, ließ sich nicht zweifeln."

Das Offizierkorps findet einen Vertheidiger an Scharnhorst, der sich über dasselbe bei verschiedenen Gelegenheiten ausspricht. Er sagt unter anderem in der Besprechung eines 1810 erschienenen Buchs: „An militärischem Geist, an Bravour, an gutem Willen fehlte es dem Preußischen Offizier nicht — nur niederträchtige Verleumdung kann diese Beschuldigung aussprechen — aber an Geistes Muth, an Zutrauen zu außerordentlichen Hülfsmitteln, an Erfahrung — daran fehlte es." Wir wissen bereits, daß er kurz vor dem Kriege das Offizierkorps dem Französischen für überlegen hielt. Dabei waren Scharnhorsts Ansichten in diesem Punkte von außerordentlicher Strenge. Er ging schon vor der Katastrophe so weit, daß er ein straffes System von Belohnung und Strafe in der Truppenführung gehandhabt wissen wollte, und verlangte unter anderm nach jeder einigermaßen bedeutenden Affaire die Entfernung mehrerer Führer, welche Fehler gemacht. Dies System wollte er bis auf die niederen Grade ausdehnen und so die Verantwortlichkeit, je höher hinauf, desto mehr verschärfen. Ein halbweg mildes Urtheil Scharnhorsts ist deshalb immer schon als mehr anzusehen, wie freigebiges Lob Anderer.

Daß die vielgebrauchten Redewendungen von der Unwissenheit der Offiziere jener Zeit, allgemein ausgesprochen, von sehr fragwürdiger Bedeutung sind, unterliegt keinem Zweifel. Man lese nur eine der Schilderungen des Preußischen Offizierkorps, welche unbefangen, noch ohne den Eindruck der verlorenen Schlachten und der Kapitulationen, geschrieben worden sind.***) Es

---

*) v. d. Marwitz, Nachlaß. I. S. 154, 155.

**) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. I. 144.

***) In v. Schöning, Geschichte des 5. Husarenregiments, S. 293 findet sich eine solche, von einem Zeitgenossen niedergeschrieben.

zeugt ferner dagegen das rege literarische Leben, auch der verhältnißmäßig hohe Standpunkt, den die militärischen Zeitschriften einnahmen, die Zahl ihrer Leser, ihre materielle Blüthe. Für die militärischen Unterrichtsanstalten that man in jener Zeit erstaunlich viel.*) Daneben war die individuelle Thätigkeit eifrig bemüht. In fast allen größeren Garnisonen bestanden Vereine. „Ueberall, namentlich in Berlin und Potsdam" — erzählt Reiche**) —, „gab sich in dieser Zeit unter den Offizieren aller Grade ein so reges Streben nach wissenschaftlichen Forschungen in allen Zweigen des kriegerischen Berufs kund, daß eine reiche Ausbeute in dieser Beziehung zu erwarten stand." Die Spitze der verschiedenen gelehrten Vereinigungen war bekanntlich die Berliner Militärische Gesellschaft. Trotzdem jeder eintretende Offizier, Generale und Stabsoffiziere ausgenommen, sich mit einer selbständigen wissenschaftlichen Abhandlung einkaufen mußte, brachte sie es doch in den vier Jahren ihres Bestehens auf 188 Mitglieder. Ein regierender Herr, Prinzen des Königlichen und verschiedener Fürstenhäuser, viele Generale und hohe Offiziere gehörten zu den Mitgliedern. Scharnhorst stellt der Gesellschaft das rühmlichste Zeugniß aus.***) „Die Betriebsamkeit und Thätigkeit, welche sie bewiesen hat, geben einen vortheilhaften Begriff von dem Geist, welcher in unserer Armee herrscht", äußerte er gelegentlich der Stiftungsfeier von 1804.†) Was Fleiß und Eifer anbelangt, so verdiente diese Genossenschaft entschieden das ihr gespendete Lob im vollsten Maße. Sie hielt in der kurzen Zeitdauer bis zur Mobilmachung von 1805 nicht weniger als „einhundertsechzig" Sitzungen, wobei in einer jeden Aufsätze verlesen und besprochen, Vorträge gehalten und Diskussionen über wichtige Gegenstände vorgenommen wurden. Auch in Privatzirkeln, wie beim Prinzen Louis Ferdinand, fanden Vorlesungen statt. Phull machte dort den Lehrer. Selbst in dem kleinen Wesel hat es eine „Gesellschaft von Kriegskunstverehrern" gegeben;††) in allen Garnisonen wurde schon für wissenschaftliche Beschäftigung der Offiziere gesorgt, wenngleich, wie Wachholtz erzählt, auch mancher Widerwille dabei zu überwinden war.†††)

Eine gewisse Aeußerlichkeit und Oberflächlichkeit mag diesem Treiben hier und dort gewiß beigewohnt haben. Die Aufklärungsperiode brachte das mit sich. Immerhin ist der Pharisäerstolz, mit welchem spätere Geschlechter auf jenes alte zurückblickten, durchaus nicht berechtigt, und von einer allgemeinen Unbildung und Indolenz im Offizierkorps ist so wenig die Rede gewesen, als in irgend einer andern Periode. Vielmehr kann man sich sehr gut in die Abneigung hineindenken, welche in der Armee gegen die „gelehrten Herren"

*) Die Darstellung wird weiterhin näher auf diese Verhältnisse eingehen.

**) Memoiren, I. S. 118.

***) Denkwürdigkeiten der Militärischen Gesellschaft in Berlin. V. S. 1 ff.

†) Ebenda IV. S. 2.

††) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. I. S. 118.

†††) v. Vechelde, Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz. Braunschweig 1840. S. 89.

Platz griff und die auch der König ein wenig getheilt haben soll. Er zog die praktischen Soldaten von schlichtem Verstande vor.*) Ja, die Klage, daß von den Subalternoffizieren beinahe zu viel für die Theorie der Kriegskunst geschähe, daß die Schreibsucht und die kritischen Neigungen zu sehr um sich griffen, ist im Sommer 1806, noch ehe die Armee ins Feld zog, öffentlich laut geworden.[26] Die Leistungen des Offizierkorps und der Führer im Jahre 1813 fußen übrigens in wissenschaftlicher Hinsicht auf dem vor dem Kriege Geschaffenen; denn nach demselben, wo die Unterrichtsanstalten sich für geraume Zeit schlossen, die Vereine zerstört, alle Hände praktisch beschäftigt waren, kam es nicht mehr in der Weise, wie früher zum gemeinsamen geistigen Austausche. Wer also die Sieger der Befreiungskriege bezüglich ihrer Kenntnisse und ihrer Bildung schätzt, darf die Besiegten von Jena und Auerstädt nicht in derselben Hinsicht herabsetzen.

Den günstigen Urtheilen aus dem Vaterlande sollen sich noch ein paar fremde anreihen. Das eine findet sich in der „Revue philosophique littéraire et politique" von 1806**) und besagt: „Nie ist ein Krieg reißender geführt worden. In weniger als einem Monat wird Preußens Schicksal entschieden sein. Indessen haben sich die Preußischen Truppen keineswegs schlecht geschlagen. An der Zahl der getödteten Offiziere, den zwei Wunden, welche der König erhalten, an der Menge der Soldaten, welche umgekommen sind, sieht man wohl, daß sie das Aeußerste gethan haben, um der unvergleichlichen „valeur" der Franzosen zu widerstehen."

Marschall Davout, dessen Korrespondenz erst kürzlich durch seine Tochter veröffentlicht worden ist, schildert die Schlacht von Auerstädt als eine sehr ernste und blutige. Seine Auslassungen sind fern von jeder Uebertreibung bezüglich der eigenen Leistungen und derer seiner Truppen; sie erzählen die Dinge in schlichter Weise so, wie sie sich seinem Auge darstellten. Er versichert, daß der Sieg ihm sehr lebhaft streitig gemacht worden sei, daß der Kampf lange und blutig gewesen, und daß erst nachdem dieser von 7 Uhr früh bis 4 Uhr Nachmittag gedauert, der Vortheil sich entschieden auf seine Seite geneigt habe. Er schätzt danach die Preußische Armee, die ihm gegenüberstand, auf 80 000 Mann und spricht von dem unerhofften Erfolge, den ihm die Tapferkeit der Soldaten und das Glück zugewendet, das seines Kaisers Waffen begleite. Nun ist es bekannt, daß nur drei Divisionen der Preußischen Hauptarmee bei Hassenhausen wirklich ins Gefecht geführt wurden. Diese 30 000 Mann, welchen Davout eine etwa gleiche Truppenzahl entgegenstellen konnte, ließen ihn an dreifache Uebermacht glauben, sicherlich ein Zeichen für ihre Tapferkeit. Auch Kapitän Barby, einer der Adjutanten Davouts rühmte später Scharnhorst gegenüber sehr den Widerstand, den die Sieger bei Auerstädt gefunden.

*) v. Weltzien, Memoiren des Generals Ludwig v. Reiche. I. S. 148.
**) Band IV. S. 256.

Aehnliches ist vom Kaiser selbst bekannt, welcher der Angabe des bei Jena gefangenen Sächsischen Majors v. Funk,*) daß auf verbündeter Seite nur etwa 45 000 Mann gefochten, keinen Glauben schenkte, sondern bei der Behauptung blieb, er habe wenigstens 100 000 Mann vor sich gehabt.**) Auch diese Täuschung läßt ebenso deutlich, wie die Französischen Verluste auf ein tapferes Verhalten von Preußen und Sachsen schließen. Nach Französischen Quellen soll der Gesammtverlust in der Doppelschlacht 11 000 Todte und Verwundete betragen haben.***) Da jedoch auf das eine Korps Davout bei Auerstädt allein 270 Offiziere, 7000 Mann Einbuße entfallen, so dürfte jene Ziffer unzweifelhaft zu niedrig gegriffen sein. Immerhin ist dieselbe aber noch höher, als diejenige, mit welcher die Preußischen Heere die Zertrümmerung der gleichstarken Oesterreichischen Armee bei Königgrätz bezahlten.

Es dürfte überflüssig sein, weitere Meinungsäußerungen über die Heereszustände von 1806 aufzusuchen. Schon läßt sich erkennen, daß Ungunst und Gunst sich etwa mit gleichem Werthe gegenüberstehen, und daß die abfälligen Beurtheilungen nur populärer geworden sind. Es ist dies leicht zu erklären. Außer der Katastrophe haben noch drei wesentliche Umstände beigetragen, das der Geschichte überlieferte Bild der alten Armee unvortheilhaft zu gestalten. Es sind dies die weitverbreitete bürgerliche Opposition gegen den Adel, der Wunsch, das nach der Katastrophe beginnende Reformwerk zu verherrlichen, und der plötzliche Wechsel der an der Spitze des Heeres stehenden Altersklassen von höheren Offizieren.

Adel und Offizierkorps wurden nach dem Kriege einfach als dasselbe genommen. Vergeblich traten einzelne Schriftsteller dagegen auf und versuchten eine Berichtigung der Begriffe. In der „Minerva“†) wurde nachgewiesen, daß seit König Friedrich Wilhelm III. Regierung geeigneten Bürgerlichen die militärische Laufbahn völlig offen gestanden, und daß das Heer von 1806 nicht weniger als 695 Offiziere von bürgerlicher Abkunft besessen habe, welche auch ihren Stand beibehielten, nicht etwa geadelt worden sind. Selbst in den Rheinfeldzügen waren schon Gemeine und Unteroffiziere zu Offizieren befördert worden und blieben in dieser Stellung. Die Infanterie besaß 207, die Artillerie 289, die Kavallerie 84, die verschiedenen anderen Korps 37, die Invalidenkompagnie 82 bürgerliche Offiziere, und der Verfasser folgert daraus: „Die abgeschmackte Behauptung so vieler jetzigen Bücherschreiber, daß das Unglück des Feldzuges von 1806 dem Adel zuzurechnen sei, wird bei denkenden Menschen der Widerlegung nicht bedürfen.“[37] Dieser Schluß aber erwies sich als irrig. Gerade dem Adel wurde öffentlich Alles in die Schuhe geschoben.

*) Späteren Generallieutenant.

**) Montbé, I. S. 123.

***) Longuet, Analyse des Campagnes de 1806 et 1807. Metz und Paris 1840. S. 29.

†) „Minerva“ 1807. IV. S. 422 ff.

Schon im nächsten Band derselben Zeitschrift schleuderte ein Schriftsteller seine Pfeile gegen ihn. „Wodurch anders waren wir Deutsche gelähmt und kraftlos, wodurch sind wir geschändet vor den Augen der Welt, als dadurch, daß ein vielfach bevorrechteter Adel, der von blinden Fürsten verzogen, sich jeder Lüderlichkeit hingab und an Kultur hinter dem gebildeten Mittelstande um ein Jahrhundert zurückstand, im Besitz der wichtigsten Stellen im Staate war."*) Bald folgte eine Abhandlung über den Erbadel, welche denselben als eine politische Mißgeburt bezeichnete. Diese verdanke ihr Dasein — so hieß es — der Entwicklung des Feudalsystems; man könne sie wohl einem Volke, wie den Kaukasischen Tscherkessen verzeihen oder den Arabern, wenn sie dieselbe auf ihre Pferde übertrügen, aber nimmermehr den Germanen. Alles Unheil rühre daher, und künftig dürfe es nur „gleichgeborene Söhne und Töchter der Erde" geben.**) Buchholz leitet die Ursache alles Verderbens gerade aus der Uebertragung der Erbunterthänigkeit auf die Armee her. Er hat nicht Unrecht, wenn er meint, mit einem höheren Begriff vom Adel hätte man nicht umhin gekonnt das Heer zu reformiren und nach der Heeresreform wieder wäre die Fortdauer der Erbunterthänigkeit auf den Gütern unmöglich gewesen. Auch ihm erscheinen Offizierkorps und Adel noch als Einheit, und Alles, was sich gegen diesen einwenden ließ, traf jenes mit.***) Daß Coelln nicht schonender verfuhr, ist natürlich;†) doch wollte er einen Dienstadel bestehen lassen.

Es würde zu weit führen, hier die Gründe zu entwickeln, welche den allgemeinen Sturmlauf herbeiführten, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Stellung des Adels in Staat und Gesellschaft stattfand.††) Sie liegen tief in der gesammten politischen Bewegung jener Zeit. Auch deren Philosophie, welche auf die ursprünglichen Menschenrechte zurückgriff und darum jede Klassenunterscheidung schlechtweg als ein Unrecht ansah, trug Vieles bei. Wie weit sie alle Kreise durchdrang, mögen wir daraus entnehmen, daß selbst der Militärschriftsteller in einer von einem altpreußischen Edelmanne herausgegebenen Zeitschrift für den Begriff der „gleichgeborenen Söhne und Töchter der Erde" in die Schranken trat.

Eine längere Friedensperiode hatte auch vergessen lassen, wie viel der Adel dem Lande auf den Schlachtfeldern des siebenjährigen Krieges geleistet. Im Heere, wie in der Beamtenwelt, in der er nicht mindere Verdienste erworben, erschienen jetzt, wo ein mächtiger bürgerlicher Stand emporgewachsen,

*) „Minerva" 1808. I. S. 385.

**) „Minerva" 1808. II. S. 265 ff.

***) Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preußen bis zum 14. Oktober 1806. Von dem Verfasser des neuen Leviathan. Berlin und Leipzig 1808. S. 209.

†) Vertraute Briefe, I. S. 141.

††) Vergl. hierüber Clausewitz' treffliche Abhandlung „Umtriebe" bei: Schwartz, das Leben des Generals Karl v. Clausewitz. II. S. 200 ff.

seine Vorrechte als bloße Begünstigungen. Nur durch einen glorreichen Krieg hätte der Adel seine Stellung im Staate für eine Zeit lang wieder zu einer wohlbegründeten machen können. Die Niederlage bestätigte, was man längst gewußt haben wollte, daß seine ganze Position eine Anomalie oder eine „politische Mißgeburt" sei. Die Opposition gewann die Oberhand, und Alles, was sie an Anklagen gegen den Adel zu richten hatte, traf zugleich die Armee.

Die nach dem Unglück begonnene Reorganisation wendete im Heere Vieles zum Guten. Sie hatte nicht mehr mit althergebrachten Standesinteressen zu rechnen. Die Lage des gemeinen Mannes verbesserte sich nicht nur im Heere allein, sondern im ganzen Lande. Die Behandlung der Truppe konnte anders werden, weil die Ausländer verschwanden. Der Offizier wurde nach wenig Jahren der Befreier des Vaterlandes. Viele derjenigen Elemente, die früher der Opposition angehört, gesellten sich seiner Genossenschaft bei und nahmen nunmehr für diese Partei. Drei siegreiche Feldzüge folgten. Das Alles mehrte die Freude am neuen Zustande und ließ den früheren düsterer erscheinen, als er es verdiente.

Natürlich hatte das Reorganisationswerk zahlreiche Angriffe zu bestehen, und seine Vertheidigung erforderte gleichsam eine Herabsetzung des Vergangenen. Selbst Scharnhorst und Gneisenau sahen sich genöthigt, dem alten Systeme lebhafte Vorwürfe zu machen,*) um das neue zu rechtfertigen. Demselben Zuge folgten die Biographen König Friedrich Wilhelm III. Zwar versichert uns Bischof Eylert ausdrücklich, daß er nicht übertrieben habe,**) aber gerade das macht uns stutzig.

Zugleich wechselten die Personen. Die Klasse der alten Generale und Stabsoffiziere von 1806 verschwand plötzlich, da ohnehin eine bedeutende Verringerung des Heeres eintreten mußte. Selbst diejenigen Männer, welche 1813 noch in rüstigem Lebensalter standen, aber 1806 schon eine Rolle gespielt, wie Rüchel, traten ab. Während der Befreiungskriege gelangten vielfach sehr junge Leute in hohe Stellungen. Gneisenau, der 1806 als Füsilierkapitän ins Feld gegangen, stand 1813 als General und Stabschef neben Blücher an der Spitze des Heeres. Die Subalternoffiziere aus der Unglückszeit führten im Befreiungskriege Bataillone und Regimenter. Das schöne Vorrecht der Jugend ist es immer gewesen, frei zu denken und über den Stillstand der Zeiten ebenso zu klagen, wie das Alter über deren Hast und Verderbniß. Wie konnte es anders sein, als daß die jungen Leute im Stolze auf ihre frischen Lorbeeren den alten Herren, von denen sie ehemals zurückgehalten worden waren, mancherlei anhängten, das ihnen nicht in vollem Maße gebührte.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Umstände eine gerechte Beurtheilung beeinträchtigen, so werden wir uns mehr und mehr einer milderen Auffassung

*) Vergl. Klippel, Leben Scharnhorsts, III. S. 494 ff. und Kriegsarchiv F. I., Gneisenaus Bericht vom 5. Juni 1809.

**) Eylert, Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm III. III. S. 177.

der Heereszustände von 1806 zuneigen müssen. Jedenfalls darf schon nach dieser Betrachtung angenommen werden, daß die Armee von Jena in ihrer Masse keineswegs des inneren Vermögens zu großen Leistungen entbehrte. Es waren in ihr noch Grundlagen genug für eine kräftige Entwicklung vorhanden. Wo von diesen alten Truppen nur mit festem Willen Bedeutendes verlangt wurde, da entsprachen sie der Forderung. Die Riesenmärsche der hungernden Soldaten auf dem Rückzuge über und um den Harz herum, ihr Widerstand bei Blüchers Ausweichen nach Lübeck, der gesammte Preußische Feldzug von 1807 beweisen dies. Nicht erst Groß-Görschen und Bautzen wuschen die Schmach von den Preußischen Waffen, sondern vorher schon Lübeck, Wackern, Preußisch-Eylau, Heilsberg, Kolberg und Danzig. Diese Kämpfe haben die alte Armee rehabilitirt, soweit die Opfer es nicht vermochten, die sie auf den Thüringischen Schlachtfeldern dem Vaterlande dargebracht. Man hat auch auf diese zu wenig Gewicht gelegt, sonst hätte man eine Armee nimmermehr geschmäht, die an einem einzigen Tage, an dem sie nur gegen 80 000 Mann ins Gefecht führte, 19 Generale und 540 Offiziere*) todt oder verwundet vor dem Feinde verlor. „Immer mag die Preußische Armee gegen den in einem vierzehnjährigen Kriege gebildeteren und erfahreneren Feind Fehler mancher Art begangen haben; immer mögen die Zeitgenossen ihr Vorwürfe in mancher Hinsicht machen. Ihr vergossenes Blut und hoffentlich die Zukunft wird sie den Nachkommen versöhnen." Dies prophetische Wort Scharnhorsts darf man in unserer Zeit wohl als erfüllt ansehen.

Um so mehr Theilnahme erweckt uns das Schicksal jener Armee und der Wunsch zu erklären, warum ihr kein besseres Loos beschieden war. Der Gegenstand besitzt ein lebendiges, nicht bloß ein historisches Interesse.

Wer hätte nicht beim Durchlesen der Geschichte jener Tage das Ganze unbegreiflich gefunden und hinzugefügt, daß ohne schwere Schuld Einzelner dergleichen sich niemals wiederholen könne.

Ein alter Soldat ertheilt uns Bescheid darauf: „Was übrigens die Frage anbelangt, ob das Unglück des Jahres 1806 von der Preußischen Armee jetzt als etwas ihr Fremdes angesehen werden könne? so verstatte man hier die Bemerkung: daß jene Ansicht auf dem umgekehrten Wege zu einem ähnlichen Uebermuth führen würde, wie man ihn der alten Preußischen Armee häufig vorgeworfen hat. Wenn jene die Siege Friedrichs und den Ruhm des siebenjährigen Krieges als ihr selbst gehörig ansah und auf den alten Lorbeeren ruhend nur das todte Andenken ohne die lebendige Kraft jener Siege behalten hat, so mögen wir uns hüten, daß wir die herben Lehren der Niederlage, die

*) Einschließlich der Sachsen bei Jena. Von den Generalen blieben todt oder starben an den am 14. Oktober erhaltenen Wunden: Herzog von Braunschweig, Graf Schmettau, v. Quitzow und v. Greifenberg bei Auerstädt, v. Schönermark bei Jena. Außerdem war bekanntlich *bei Saalfeld am 10. Oktober* Prinz Louis Ferdinand gefallen.

uns näher liegen, als jenen die alten Trophäen,*) nicht vergessen, als gingen sie uns nichts an, wenn die im Frieden erwachsene Generation damals leicht sich mit dem Glauben täuschte „sie seien noch die Alten", so möge sich die Jugend jetzt vor dem weit übermüthigeren Glauben hüten: „sie seien besser als die Alten" und die Fortschritte der Kriegskunst sicherten uns vor ähnlichem Unglück."**)

Man darf nicht lange suchen, um bei geringer Freiheit der Voraussetzungen eine historische Parallele zu finden. Sei es einmal angenommen, daß das Werk der Armeereorganisation von 1860 vor dem allgemeinen Widerspruche, welches es im Lande fand, unterblieben, oder, einmal begonnen, wieder rückgängig gemacht worden wäre. Wir würden dann den kommenden Ereignissen mit der Armee entgegengegangen sein, wie wir sie aus den verschiedenen Mobilmachungen von 1848 bis 1851 kennen, d. h. mit 4 Garde-, 32 Linienregimentern, 1 Gardereserve- und 8 Reserveregimenter an Infanterie, mit zahlreicher frisch zusammengetretener Landwehr in der Feldarmee. „Auch dann hätten wir unsere Schuldigkeit gethan!" wird jeder Zeitgenosse jener Tage entschlossen antworten. Aber mit demselben Gelöbnisse zogen auch unsere Väter nach Jena, und sie haben es, wenigstens soweit es die Feldarmee anbetrifft, redlich gehalten. Darum konnten sie das Unheil dennoch nicht wenden, und ähnlich möchte die jüngere Armee aus der Zeit vor der großen Reorganisation trotz aller Tapferkeit erlegen sein, wenn die kriegerischen Verwickelungen mit ähnlicher Wucht wie 1866 und 1870 über sie hereingebrochen wären. Wer sich mit den kriegerischen Vorgängen von 1848—1850 beschäftigt, kann sich dieses Eindrucks nicht erwehren.

Noch wird sich ein Jeder, der vor zwanzig Jahren im Heere stand, der eigenthümlichen Stellung entsinnen, welche dieses der großen Masse des Volkes gegenüber in der Periode des Verfassungskonflikts und kurz vorher einnahm. Es war auch damals viel vom Uebermuth der Offiziere und der Selbstüberschätzung der Soldateska die Rede. Eine förmliche Agitation wurde für das Verbot des Waffentragens außer Dienst ins Werk gesetzt. Wenn nun diese viel angefeindete Armee ein Unglück auf dem Schlachtfelde erlebt hätte, würde sie nicht heute in der öffentlichen Meinung sehr dem Heere von Jena und Auerstädt gleichen? Fast möchten wir es glauben.

Wer den Lehren der Geschichte seine Aufmerksamkeit schenkt, soll sich stets gegenwärtig halten, daß Alles, was möglich ist, auch wirklich werden kann. Sie sind für keine Zeit verloren, und wähnen wir uns den Gefahren fern, von denen sie erzählen, so darf das nur ein Anlaß sein, sie leidenschaftloser, aber nicht weniger aufmerksam zu betrachten.

---

*) Geschrieben im Jahre 1822.

**) Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei. 1740—1813. Berlin 1861. S. 202, 203.

VI.

Ein Rückblick.

Man sagt: Das Heer von 1806 war nicht mehr das Heer des großen Königs.

Was aber war denn des großen Königs Heer?

Es war, was es sein konnte, ein Nothbehelf, seiner inneren Verfassung nach ein künstlicher Bau, recht verständlich nur, wenn man die geschichtliche Entwickelung, den Zwang der Lage Preußens betrachtet, welche stets erforderte, mit geringen Mitteln viel zu leisten.

Das Werbesystem hatte sich aus der Nothwendigkeit ergeben, die Kräfte des armen und nur spärlich bevölkerten Landes zu schonen, dem Ackerbau und dem Handwerk nicht zu viel Arme zu entziehen. Die geworbenen Ausländer stellten die stehende Armee dar. Sie waren die alten Troupiers, die Veteranen in des Wortes voller Bedeutung, Berufssoldaten, die lebenslänglich dienten. Aus welchen buntscheckigen Elementen sie sich zusammensetzten, ist hinlänglich bekannt. Gleichmäßigkeit ließ sich hier nur durch eiserne Zucht und sorgfältigen äußeren Zwang erreichen. Das Bedürfniß, die Armee auf eine hohe Zifferstärke zu bringen, führte nun zu dem eigenthümlichen Mittel, diesen Kern alter Soldaten mit einer Landmiliz zu mischen. Als etwas Anderes kann man die Einländer von damals nicht bezeichnen. Schon Behrenhorst *) hat darauf aufmerksam gemacht, daß das Preußische Heer jener Zeit die merkwürdige Beschaffenheit angenommen, halb ein stehendes, halb Miliz, d. h. ein Heer von wohlgeübten Landsoldaten, zu sein.**) Dem Namen nach dienten die kantonpflichtigen Einländer allerdings zwanzig Jahre. Aber nur das erste Jahr brachten sie bei der Fahne zu, und auch dieses

*) Betrachtungen über die Kriegskunst, 2. Aufl., Leipzig 1798, I. S. 124 — übergegangen in: Chronologische Uebersicht der Geschichte des Preußischen Heeres, von F. v. Ciriacy, Königl. Preuß. Hauptmann im Kriegsministerium, Berlin und Posen 1820. Zusätze S. 300.

**) Man könnte füglich auch schon von einem Landwehrsystem sprechen, da das Heer Linienkadres besaß, in denen die Wehrpflichtigen für den Krieg ausgebildet wurden.

wurde unter Friedrichs Nachfolgern oft recht erheblich, ja sogar bis auf drei Monate*) gekürzt. Zugleich zog man sie im höchsten Falle nur noch von zwei zu zwei Jahren zur Exerzirzeit ein. Der Infanterist kam sonach auf nicht mehr als 1¾ Jahre wirklicher Dienstzeit, wenn man sämmtliche Einberufungen zur Fahne mitrechnet,**) d. h. er diente im besten Falle etwa in derselben Weise wie heute der Einjährig-Freiwillige, der in das Reserve- und Landwehrverhältniß übertritt. Daß diese Dienstzeit bei der geringen Durchschnittsintelligenz der damaligen Rekruten sehr wenig war, bedarf keines Wortes. Das Heer von 1806 zählte 131 667 Königsurlauber und nur 108 133 Dienstthuer.***) Von diesen wieder gingen noch die Freiwächter ab, welche thatsächlich vom Dienste entbunden waren. So bestand die Armee aus Wach- und Pferdepfleger-Kommandos, welche für den Krieg durch Einstellung einer übermäßig hohen, nicht sehr gut vorbereiteten Augmentation auf die volle Stärke gebracht wurden. Zwischen den beiden Elementen der geworbenen Berufssoldaten und der einländischen Milizmänner lag natürlich in jeder Hinsicht ein großer Unterschied. Geradezu erstaunlich sind die technischen Leistungen, welche man trotzdem in der Revuetaktik zu Wege brachte. Sie sprechen sehr für den Fleiß der Truppe und die Erfahrung der Exerzirmeister.

Bei solcher inneren Zusammensetzung der Armee war die Ausbildung der Individualitäten allerdings eine Unmöglichkeit; es hätte ein nach allen Richtungen der Windrose auseinanderstrebendes Treiben daraus entstehen müssen. Vielmehr gab es kein besseres Mittel, als diese so unendlich verschiedenen Bestandtheile durch stramme Massendressur in ein lenkbares brauchbares Ganze zusammenzuschweißen. Man denke sich heute eine Kompagnie von höchstens 90 Mann, bei Beginn der Kaisermanöver durch ausgebildete Ersatzreservisten auf Kriegsstärke gesetzt, und man hat ein ungefähres Bild jener Truppen.†)

Wenn wir gegenwärtig dem Soldaten das Gefühl der unzertrennlichen Zusammengehörigkeit mit Kameraden und Vorgesetzten einflößen und dadurch die Disziplin ohne Anwendung harter Strafmittel in ihm erzeugen, so war das zu Friedrichs Zeiten schon wegen der widerstrebenden Elemente, welche Kantonpflicht und Werbung zusammenbrachten, einfach unmöglich. Dann aber muß man gerecht sein und berücksichtigen, daß eine ideale Auffassung von Disziplin und Pflicht jener Zeit überhaupt fremd war. Die Eltern, welche das Loos ihrer Kinder bestimmten, legten ebenso wenig Werth darauf,

*) Ueber die Nothwendigkeit einer Verminderung der Ausländer von v. Lecoq, Oberstlieutenant und General-Quartiermeisterlieutenant. Kriegsarchiv D. I. 23.

**) Der Kavallerist kam auf 2 Jahre, 7 Monate. Höpfner I. 77.

***) Höpfner I. 75. Unter den Dienstthuern sind Kantonisten und Geworbene, unter den Königlichen Beurlaubten nur Kantonisten zu verstehen.

†) Dabei noch mit dem Vorzug gleicher Wehrpflicht und Staatsangehörigkeit.

deren freie Uebereinstimmung zu erzielen, wie der Kapitän, der seine Leute dressirte.

Mauvillon*) schreibt: „Der Preußische Soldat gehorcht dem Zwang, er nimmt die Lasten des Kriegsdienstes auf sich, ohne daß ihm ein Antheil am Erfolge zufällt, ohne daß sein eigenes Interesse dabei auf irgend welche Art gefördert wird. Man reißt ihn aus dem Schooß seiner Familie und stellt ihn, ob er will oder nicht, ins Heer, in den Dienst seines Fürsten. Aus solchen Leuten könnten, so müßte man meinen, niemals gute Soldaten werden, vielmehr scheint es natürlich, wenn sie bei erster Gelegenheit auf und davon laufen. Aber die Erfahrung lehrt das Gegentheil. Fast alle Regimenter der Preußischen Armee bestehen zum größten Theil aus gezwungenen Leuten; dennoch dienen sie treu, tapfer und gut. Die Englischen Matrosen werden gewaltsam weggenommen, wo man sie gerade auftreiben kann.**) Man hat aber nie gehört, daß sie deshalb die Englische Flotte hätten schlagen lassen. Die Königlichen Grenadiere des alten Frankreich, welche das Loos zum Soldaten machte, waren darum nicht minder tapfer."

„Diese Beispiele indessen machen die Sache selbst noch nicht begreiflich; sie wird es aber, wenn man erwägt, daß das menschliche Herz von solcher Beschaffenheit ist, daß es immer in die Nothwendigkeit sich schickt. Durch die Gewohnheit werden ihm die Gegenstände, welche es anfänglich abscheulich findet, am Ende mehr als erträglich. Wie viele Mädchen, welche ihre Neigung aufopfern müssen oder aufopfern, um Männer zu nehmen, die ihrem Herzen ganz zuwider sind, werden nicht vortreffliche Weiber! Wenn das Band der Ehe ohne alle Hindernisse und Schwierigkeiten aufgelöst werden könnte, so würden wir täglich eine Menge Ehescheidungen sehen; jetzt, da dieses nicht statt hat, findet das schwächere Geschlecht sich in sein Schicksal, das stärkere läßt es sich gefallen, und im Grunde gehen die Sachen deswegen im Ganzen nur desto besser. . . . Und ebenso verhält es sich nun mit dem Handwerke des Soldaten, mit diesem Unterschiede, daß die mit dem Stande desselben verbundenen großen Unannehmlichkeiten vorübergehend und selten und die Unannehmlichkeiten eines übel gepaarten Ehestandes dauernd sind und sich über alle Augenblicke des Daseins erstrecken."

---

*) Nach Blankenburgs Uebersetzung: „Schilderung des Preußischen Kriegsheeres unter Friedrich II." Aus dem Mirabeau-Mauvillonschen Werke von der Preußischen Monarchie besonders abgedruckt. Leipzig 1795, S. 85.

**) Die Preußische Aushebung und das Matrosenpressen der Engländer können nicht wohl, wie es hier von Mauvillon geschieht, in Parallele gestellt werden. In Preußen wurden die Aushebungen durch Offiziere des Regiments, dem das Kanton gehörte, und von den Zivilbehörden unter den gesetzlich festgestellten Kategorien der Pflichtigen vorgenommen. Auch genossen die zum Eintritt in den Dienst Bezeichneten Privilegien dem Gutsherrn und dessen Voigt gegenüber.

Mit solchen praktisch-nüchternen Lebensanschauungen ist die idealistische Auffassung der Gegenwart über den Beruf, die Erziehung und das Loos des Soldaten nicht wohl vereinbar, und es wäre durchaus ungerecht, von der Armee jener Periode zu verlangen, daß sie sich über ihre Zeit hätte erheben und Grundsätze befolgen sollen, welche höher standen als deren ganze Empfindungsweise.

Das altspartanische Prinzip, daß der Soldat seine Führer mehr fürchten solle als den Feind,*) paßte deshalb nicht nur vortrefflich zur inneren Natur von Friedrichs Heer, sondern ebenso sehr zur pädagogischen Methode seiner Zeit.

Nur durch die Mischung von Ausländerwerbung und Landsoldatenthum hatten Friedrich Wilhelm I. und der große König Preußen das kriegerische Rüstzeug einer Großmacht geben können. Nur durch eiserne Disziplin war wiederum gerade ein solches Heer zum gefügigen Werkzeug in der Hand des Feldherrn zu machen. Die Preußische Heeresorganisation, die Preußische Disziplin waren von der Preußischen Politik der Fridericianischen Tage unzertrennlich. Sie sind gleichsam ad hoc geschaffen worden, und die Pietät, die den Schöpfungeu des großen Königs gezollt wurde, trug sie in Zeiten hinüber, inmitten deren sie als etwas Fremdartiges dastanden.

Die landläufige Annahme, daß in Friedrichs Heer ein förmliches Prügelregiment bestanden habe und der Stock noch bis zum Jahre 1806 der einzige Lehrmeister des jungen Soldaten gewesen sei,**) ist eine sehr irrige. Ihr hat nicht erst Lossows treffliche Abhandlung über die Preußische Disziplin,***) sondern schon zu Friedrichs Lebzeiten eine ganz unparteiische Stimme†) widersprochen.[28] Man verlangte auch damals Geduld von dem Vorgesetzten und entzog den jungen Offizieren und den Unteroffizieren das willkürliche Strafrecht. Sie wurden auch damals schon „hart mitgenommen", wo sie sich Mißhandlungen ihrer Untergebenen zu schulden kommen ließen. Der altgediente Soldat zumal genoß der Fuchtel gegenüber, wenn auch nicht durch Gesetz, so doch durch Gebrauch begründete Vorrechte. „Jeder Befehlshaber von oben an bis unten hin wußte es, daß es ein Frevel gewesen und einen solchen Bestraften zur Verweiflung hätte bringen können, wenn man ihn wegen eines Fehlers bei dem Exerziren oder auch wegen anderer gelinder Vergehen nur mit einem einzigen Hiebe hätte bestrafen wollen."††) Lesen wir nun gar, wie noch im Jahre 1803 der Königliche Stabsrittmeister vom Regiment Gardes du Corps,

---

*) Vergl. Mauvillon und Blankenburg, S. 89.

**) Siehe S. 55, und Höpfner I. 86: „Der Stock regierte in der größten Ausdehnung."

***) Denkwürdigkeiten zur Karakteristik der Preußischen Armee unter dem großen König Friedrich II., S. 194.

†) Bemerkungen über die Kriegsverfassung der Preußischen Armee. Coelln 1778.

††) Denkwürdigkeiten zur Karakteristik der Preußischen Armee, S. 204.

Graf Henkel v. Donnersmark,*) kurz nach seiner Verlobung und einem Empfange beim Könige von seiner Frau Mutter im Potsdamer Schloß mit „ein paar Ohrfeigen" regalirt wurde, als er ihr widersprach, so dürfen wir die Fuchtelhiebe, welche gelegentlich auf den Rücken eines trägen Rekruten fielen, noch weniger tragisch nehmen. Der Sittenmesser für jene Zeit muß eine ganz andere Gradeintheilung erhalten wie für die unserige. Unstreitig liegt etwas Wahres in Lossows Worten: „Wenn damals die körperlichen Strafen hätten wegfallen oder gemildert werden sollen, so würde an ihre Stelle etwas Anderes haben gesetzt werden müssen, während dort mit einer körperlichen Züchtigung in Fällen ausgereicht werden konnte, in welchen man heutzutage die Lebensstrafe annehmen muß.**) Es bleibe unentschieden, welche Art weniger eigentlich grausam ist; soviel aber scheint zu erhellen, daß die erstere gerader und schneller zum Ziele führte und dem Zustande der Armee angemessener war als die letzte."***)

Was die Humanität in der Behandlung der Untergebenen anbetrifft, hat aber die Armee von 1806 gegenüber der Fridericianischen die entschiedensten Fortschritte aufzuweisen. Friedrich Wilhelm II. schon besserte die Lage von Offizieren und Unteroffizieren und milderte den dienstlichen Ton im Heere. „Die Behandlung des gemeinen Mannes ward menschlicher, durch strenge Befehle mehr denn je vorher gegen ungesetzliche Willkür geschützt, des Prügelns weniger und sein Zustand dadurch in vieler Hinsicht erleichtert", berichtet Ciriacy.†) ††) Wo man auf einschlägige Dokumente aus jener Zeit stößt, ist man erstaunt über den humanen Grundzug, der darin vorherrscht.

Bei einer seiner ersten Breslauer Revuen versammelte König Friedrich Wilhelm II. die Stabsoffiziere und hielt an sie eine Ansprache, welche uns durch die periodische Presse jener Zeit erhalten worden ist.†††) „Ueberhaupt aber rekommandire ich Ihnen die Höflichkeit gegen die Subalternoffiziers. Man richtet dadurch mehr, wie durch Grobheit aus; denn durch letztere wird der Subalternoffizier dahin gebracht, den Oberen zu hassen und zu verachten. Begeht ein Offizier solche Fehler, die seinen Stand, der der schätzbarste in meinen Augen ist, nicht herabwürdigen, so suchen Sie solche Irrungen in der Stille abzumachen; wir haben Beispiele, daß aus solchen Leuten, die in der Jugend lustig und gutes Muths gewesen, die ersten Generale in der Armee

---

*) Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846, S. 37.

**) Geschrieben bald nach den Freiheitskriegen.

***) Denkwürdigkeiten zur Karakteristik u. s. w. S. 204.

†) Chronologische Uebersicht der Geschichte des Preußischen Heeres. Berlin und Posen 1820, S. 392.

††) Martin Philippson (Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. Leipzig 1880, I. S. 173) ist zu demselben Resultate gekommen.

†††) Neues militärisches *Journal III.* S. 203.

entstanden sind. Also, meine Herren, nur dahin gesehen, daß nicht sogleich ein junger Mensch unglücklich gemacht wird. Begehet aber ein Offizier niederträchtige Streiche, so muß er fortgeschafft werden, jedoch soll es mir auch lieb sein, wenn die Fortschaffung eines solchen Offiziers mit einer Art geschieht, die ihm den Weg zum zukünftigen Glück nicht benimmt."

Ueber die Behandlung der Mannschaften in jener Zeit sind des alten Möllendorf Worte bekannt, der kurz vor der Ankunft der Beurlaubten seine Offiziere ermahnt: *) „Ich darf Ihnen sämmtlich, meine Herren, wohl nicht erst menschliche Behandlung und Gelassenheit anempfehlen. Sie fühlen es mit mir, daß, wenn wir jeder in verschiedenen Verhältnissen geboren sein mußten, damit diese große Kette des Ganzen erhalten würde, daß doch in diesem Verhältniß selbst jeder seinen Werth hat und alle Schätzung verdient. Es erkennen, ist in jedem Stande nothwendig, und auch beim Soldatenstande muß es der Vorgesetzte beim Untergebenen nicht aus den Augen setzen, sondern durch sanfte Behandlung sich Liebe und Zutrauen zu erwerben suchen."

„Fangen Sie also damit an, sich nach den Gesundheitszuständen dieser Leute zu erkundigen. Lassen Sie Alles durch die dazu bestimmten Aerzte untersuchen. Geben Sie ferner einem jeden die ihm zukommenden Montirungsstücke in natura und nicht in Geld, damit er nicht beim Einkauf hintergangen wird" u. s. w. . . . . . . „Den 6ten also fängt unsere Exerzirzeit an, wobei ich Sie alle dringend bitte, die größte Gelassenheit zu beweisen, alles recht gründlich zu korrigiren und dem Burschen selbst die Ursache von diesem oder jenem begreiflich zu machen, weil der Grund von Allem in den ersten Anfangsgründen liegt."

Ganz ähnlich klingt ein Befehl, der einige Jahre danach von dem General Grafen Henkel**) zu Insterburg am 14. März 1791 erlassen ward und zufällig erhalten geblieben ist.***) Er ordnet an, daß die eingezogenen Urlauber Nachmittags nicht exerziren sollen, weil sie meistens das ganze Jahr hindurch bei der Fahne gewesen seien.†) Nur in den ersten vier bis fünf Tagen durfte es stattfinden, „wo der Bursche einzeln, ohne Gewehr durch Wendungen und Marsch gerade und adrett gemacht werden muß, ohne daß es den jungen Offizieren erlaubt wird, sie zu brouilliren noch zu prügeln, weil

---

*) Parolverordnung Sr. Excellenz des Generals von der Infanterie und Gouverneurs der Residenzstadt Berlin, Herrn v. Möllendorf, einige Tage vor Ankunft der Beurlaubten. April 1788. Aus der Berlinischen Monatsschrift abgedruckt im Neuen militärischen Journal III. Band, S. 200—202.

**) Der ältere Henkel, bekannt als Adjutant des Prinzen Heinrich.

***) Kriegsarchiv E. II. 27. General Graf Henkel war Inspekteur der Preußischen Infanterieinspektion, Gouverneur von Königsberg und kommandirte 1790 das bei Insterburg gegen Rußland zusammengezogene Korps.

†) Wegen der Mobilmachung und Zusammenziehung der Armee in Schlesien im Mai, Juni und Juli 1790 gegen Oesterreich, und, nachdem Oesterreich in der Konvention von Reichenbach sich Preußens Forderungen gefügt, gegen Rußland in Ostpreußen.

unsere Landeskinder der Kern von unsrer Armee sind, voll gutem Willen und Treue."

Daß König Friedrich Wilhelm III. auf demselben Wege fortschritt, ist bekannt genug.*) Da zugleich äußerlich, wenn auch nicht in großem Stile, so doch fleißig an der Verbesserung der Heeresmaschine gearbeitet wurde, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn bei einem Vergleiche der Armee von Jena mit derjenigen des großen Königs die erstere mehrfach den Vorzug erhielt. „Und hat nicht gerade die Schlacht von Jena und Auerstedt gelehrt, daß Friedrich II. nicht durch seine Schaaren — die waren dort zahlreicher und besser exerzirt, als zu seiner Zeit — sondern durch seinen Geist die großen Thaten vollbracht, mit welchen er ewig in der Geschichte glänzen wird", ruft ein Zeitgenosse der Unglückstage aus.**) „Vor dem 10. Oktober glaubten wir hier in Jena nicht an die Möglichkeit, daß eine Preußische Armee wie diese je geschlagen werden könne." „Schöner war nie eine Armee", schreibt ein Anderer.***) Es scheint, daß auch Scharnhorst diese Meinung theilte. In seinen Bemerkungen zu Knesebecks Denkschrift über das Französisch-Preußische Kriegstheater, welche 1805 geschrieben wurde, sucht er wenigstens die Ansicht zu widerlegen, daß Preußen künftig Frankreich nur unter ungünstigeren Verhältnissen entgegentreten könne, als im siebenjährigen Kriege.[29] —

Eine Verschlimmerung im Vergleich zur Fridericianischen Periode mag vielleicht in der Dürftigkeit der Erhaltung, Ausrüstung und Ernährung der Armee gefunden werden können. Zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts stiegen die Preise aller Erzeugnisse sehr erheblich und das Militärbudget hielt damit nicht gleichen Schritt. Immer schwieriger wurde es, die einmal gegebenen Normen aufrecht zu erhalten; es mußte an der Beschaffenheit aller Heeresbedürfnisse gespart werden. „Im Zeughause zu Berlin wurde die Ausrüstung der Artillerie mit einer Sorgfalt aufbewahrt, daß jeder Strick und jeder Nagel vorräthig waren, aber Stricke und Nägel waren gleich unbrauchbar", erzählt Clausewitz in seinen Nachrichten.†) „Die

---

*) Bei der Kompagnie v. Wienskowski vom ersten Bataillon Garde erhielten während der fünf Monate vom September 1805 bis Ende Januar 1806, in welche die Mobilmachung und der Ausmarsch gegen die Franzosen fällt, im Ganzen 25 Grenadiere Fuchtelhiebe, welche vom Chef als Disziplinarstrafe verfügt wurden. Die meisten dieser Bestrafungen beschränken sich auf drei bis vier Hiebe mit einer dazu eigens bestimmten Degenklinge. Seltener kommen sechs bis acht, einmal zehn, zweimal zwölf, einmal vierundzwanzig Fuchtelhiebe vor.

**) Einige Briefe geschrieben vor und nach der Schlacht von Jena und Auerstedt. 1807. S. 30.

***) Neue Feuerbrände. Heft I. S. 6.

†) Kriegsarchiv A. C. 9, I.

Waffe des Soldaten wurde immer blank erhalten,*) die Gewehrläufe mit dem Ladestock fleißig polirt, die Schäfte alljährlich gefirnißt, aber die Gewehre waren die schlechtesten in Europa." **) Mag darin auch Uebertreibung liegen, ein Theil ist sicherlich richtig.***) Aber in beschränktem Maße sind ähnliche Uebelstände immer dagewesen.

Bei näherer Untersuchung nimmt man wahr, daß die Vorwürfe, welche gegen das Heer von 1806 erhoben wurden, sich auch schon gegen dasjenige des großen Königs richteten. Daß sie zu Friedrichs Zeiten nur vereinzelt auftraten und sich erst später mehren, ist natürlich, weil sein Ruhm die Stimmen der Tadler zurückhielt. Wer mochte an der Trefflichkeit einer Verfassung zweifeln, welche sich auf so vielen Schlachtfeldern bewährt hatte? Die Welt urtheilt nach dem Erfolge. Ein Versuch, den König, der unbestritten als der größte Krieger des Jahrhunderts galt, auf dem eigensten Boden seiner Wirksamkeit kritisiren zu wollen, schien Vermessenheit. Nur im Auslande, wo man weniger unter dem Eindruck seiner gewaltigen Persönlichkeit stand, wird unumwundener auch von den Schwächen gesprochen, welche sich dem Trefflichen beigesellten.

Man kann dabei in ziemlich alte Zeit zurückgreifen. 1772 schrieb Guibert seinen allgemeinen Versuch einer Taktik.†)

Er beginnt denselben mit einer Uebersicht über die Heereszustände der verschiedenen Völker und wendet sich natürlich in hervorragender Weise unserem Vaterlande zu. Seit dem siebenjährigen Kriege waren kaum zehn Jahre verflossen und der Preußische Ruhm erfüllte die Welt noch mit frischem Glanze. Dennoch äußert der Verfasser: „Selbst in diesem Staate, den wir den Militärstaat nennen, weil sein König ein geschickter Krieger ist, in diesem Staate,

---

*) Am 25. November 1805 befahl der König, daß bei den neuen Gewehren weder der Stock stark aufgestoßen, noch die Läufe oder Schäfte polirt werden sollten, sondern nur die Eisentheile rostfrei zu erhalten seien (Kriegsarchiv D. II. 2).

**) In Höpfner I. S. 52, 53 übergegangen.

***) Jedenfalls stand die Armee in der Bewaffnung der Infanterie der Französischen bei weitem nach. Diese hatte damals das beste Gewehr, welches, wie ihre Kadres, aus der Zeit Ludwig XVI. stammte. Es war ein Modell von 1787.

Im Jahre 1805 mußten — wenigstens steht dies von der Garde fest — die Kompagnien der Preußischen Armee ihre Gewehre vor dem Ausmarsche erproben. Eine Kompagnie, welche auf 100 Schritt, 150 Schritt, 200 Schritt mit halben Pelotons und einzeln nach einer sechs Fuß hohen, zwölf Fuß breiten Scheibe feuern ließ, erzielte auf 564 Schuß 220 Treffer. Die Gewehre, welche „nicht gut gethan", wurden sodann gegen neue ausgetauscht; die betreffende Kompagnie erhielt deren 28. Da diese von Königlichen Jägern angeschossen und die besten für die Schützen ausgesucht wurden, so scheint es übrigens, daß diese nicht durchweg mit gezogenen Büchsen bewaffnet gewesen seien. (Kriegsarchiv D. II. 2.)

†) Guibert: Essai général de Tactique. Londres MDCCLXXII, Discours préliminaire. S. C. I. u. C. II.

der sich durch die Waffen vergrößert hat, der sich nicht schmeicheln darf, seine Eroberungen anders als durch die Waffen zu behaupten, sind die Truppen nicht kräftiger konstituirt, wie überall. Sie sind keine Staatsangehörigen; sie sind mehr als in einem andern Lande eine Versammlung von Söldnern, Vagabunden, Fremden, welche die Unbeständigkeit und die Noth unter die Fahnen treibt, und welche die Disziplin dort zurückhält.*) Diese Disziplin, fest und wachsam in einigen Punkten, ist schlaff und verwerflich in vielen andern. Sie ist, im Vergleich mit der der Römer, nur eine Verkettung formeller Dinge, von halben Maßregeln, von Korrektiven fehlerhafter Zustände. Diese schlecht beschaffenen Truppen haben glückliche Kriege geführt, aber sie verdanken ihre Erfolge der Unwissenheit der Feinde, der Geschicklichkeit ihres Königs und einer Wissenschaft ganz neuer Bewegungen, deren Schöpfer er war. Wenn nach dem Tode dieses Fürsten, dessen Genie allein das unvollkommene Gebäude seiner Heeresverfassung aufrecht erhält, ein schwacher König ohne Talente kommen sollte, so wird man diese ephemere Macht in die Sphäre zurücksinken sehen, welche ihre wirklichen Mittel ihr anweisen, und vielleicht wird sie dann einige Jahre des Ruhmes theuer bezahlen.“**)

Vor Kurzem ist aus jener Zeit auch das Urtheil Choiseuls***) bekannt geworden,†) der, ein Bewunderer Friedrichs, als Kriegsminister von Frankreich sein Nachahmer ward. Auf einer Reise nach Deutschland lernte er sein Vorbild kennen.

Er lobt die Einfachheit und Nützlichkeit der Preußischen Exerzitien, die Zweckmäßigkeit der Instruktion, die Kriegsmäßigkeit der Uebungen, das Einheitliche der Ausbildung. „Alle Preußischen Regimenter werden mit der äußersten Gleichmäßigkeit exerzirt; man würde darin nicht den geringsten Unterschied finden. Einige davon manövriren, einzeln genommen, mit mehr Grazie und Schnelligkeit, was allein von ihrem Chef abhängt. Aber dieselben Regimenter, vom Standpunkte der Verwendbarkeit aus betrachtet, also in einer Linie oder in einem Armeekorps, und dem allgemeinen Manöver untergeordnet, haben keinen Vortheil vor denjenigen, welche sich auf das nothwendige Maß von Präzision beschränken.“

Die Schnelligkeit, mit der die Truppen im Lager bereit sein mußten, erregt des Herzogs Bewunderung, ebenso die unfehlbare Verständigung zwischen

---

*) Hiergegen muß bemerkt werden, daß der stärkere Theil des Heeres aus kantonpflichtigen Landeskindern bestand — in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges hatten dieselben drei Viertel der Armee ausgemacht. Selbst unter den dienstlich als Ausländer bezeichneten Soldaten befanden sich viele Landeskinder.

**) Guibert war trotzdem einer der ersten Lobredner Friedrichs, nach dessen Tode er eine „Eloge“ auf den großen König schrieb.

***) Etienne François, Duc de Choiseul-Amboise, geb. 1719, gest. 1785, Kriegsminister von 1761—1770.

†) L'armée française vom 27. März 1879.

den Führern, die Sicherheit, mit welcher das ganze Heer auftrat und sich bewegte.

Dann aber wendet auch er sich den Unvollkommenheiten im Artillerie- und Ingenieurkorps, der schlechten Eintheilung der Bataillone zu fünf Kompagnien und acht Pelotons, sowie der geringen Besoldung und ungenügenden Ernährung zu, welche den Soldaten oft zwinge, die niedrigste Arbeit zu suchen, oder gar zu betteln. Er findet die für die Kranken, Verwundeten, Gebrechlichen und Invaliden getroffene Fürsorge nicht ausreichend, das Invalidenhaus unzulänglich. Er tadelt die übergroße Strenge gegen Mannschaft und Offiziere, auch das geringe Maß der ihnen gelassenen persönlichen Freiheit. Ferner will er bemerkt haben, daß der König sich bei den Manövers oft von derjenigen Einfachheit entferne, welche er bei der Ausbildung grundsätzlich obwalten ließe.

„Diese verschiedenen Schäden“ — schließt seine Schrift — „nämlich: eine verwerfliche Disziplin, welche man nur mit der äußersten Härte aufrecht erhalten kann, die aber durch die Vereinigung einer Menge von Fremden und von widerwilligen, allein durch die Furcht zusammengehaltenen Leuten nothwendig gemacht wird, Mangel an Verpflichtungen gegen diese Fremden, an Verbindlichkeiten, welche man ihnen gegenüber eingegangen, die Gewißheit, daß sie zeitlebens Soldat sein werden, ohne auch nur zum Grade eines Unteroffiziers aufzusteigen, die Perspektive einer ewigen Sklaverei*), das sind die Mittel, welche die Grundlage dieses Heerwesens bilden, und welche dessen inneren Halt wenig dauerhaft machen, wenn einmal die fortwährende Aufmerksamkeit des Meisters nicht mehr da ist, um die Prinzipien, auf denen es beruht, mit eben so viel Genauigkeit als Härte zu schützen.“

Wie sehr sich hier Uebertreibung der Wahrheit beigesellt, bedarf keines Wortes. Von Werth für die Untersuchung ist auch nur der Nachweis, daß die an dem geschlagenen Heere von Jena und Auerstedt gerügten Uebelstände schon an dem siegreichen des großen Königs getadelt worden sind.

Auch Mirabeau's bekanntes Werk über die Preußische Monarchie**), welches kurz nach dem Tode Friedrichs erschien und aus des Verfassers Sendung an den Preußischen Hof von 1786 erwuchs, muß hier genannt werden. Trotzdem die Beurtheilung im Allgemeinen eine günstige ist, sind mancherlei Schwächen der Preußischen Heeresverfassung hervorgehoben, so die Schattenseiten der Ausländerwerbung, welche die große Strenge und die lästigen Vor-

---

*) Auch Choiseul übersieht hier das Verhältniß, in welchem der zahlreiche Bestand an Einländern diente.

**) Sur la monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand. Paris 1787. Der militärische Theil des Buchs beruht auf den Sammlungen des Majors Mauvillon, der damals in Braunschweigischen Diensten stand und, schriftstellerisch vielfach thätig, mit Mirabeau befreundet wurde.

kehrungen gegen die Fahnenflucht nöthig machte, ferner die Knappheit des Soldes, die Kargheit der Invalidenversorgung und Aehnliches.*)

Interessant ist auch der Reisebericht eines Französischen Offiziers, der nach dem siebenjährigen Kriege in Deutschland war, wo er die Schlachtfelder besuchte.**) Der König empfing ihn in Potsdam sehr freundlich und nahm ihn zu den Revuen mit. Er war erstaunt über die Schönheit des Menschenschlages, die Manövers und die Haltung des Regiments Garde. Die übrigen Truppen fand er „assez ordinaires“. Aber die Alignementsmärsche von zwei Treffen Infanterie zu 18 bis 24 Bataillonen von 800 Mann, im Feuer ausgeführt, erfüllten ihn mit Bewunderung. 23 Eskadrons sah er 1500 Schritt galoppiren und dann ohne jede Unordnung mit guter Richtung Halt machen. Auch die Bekleidung fand er gut und nicht knapp, wie man in Frankreich glaube. Dann aber führt er weiter aus, der König thue schlechterdings Alles selbst; seine Minister hätten wenig zu bedeuten, ihnen sowohl als den Generalen mangele Selbständigkeit und Geist, so scheine der König, der wenig Werth auf ihre Heranbildung lege, den Staat dem Rande eines Abgrundes für denjenigen Augenblick zuzuführen, da er einmal nicht mehr sein werde.[30]***)

Noch andere fremde Urtheile stehen uns zu Gebote. Eine Gesellschaft Französischer Offiziere befand sich gleichzeitig mit Mirabeau in Preußen, um das Heerwesen des großen Königs zu studiren. Der bekannte Custine, nachmals General der Republik, war darunter. Erst in unseren Tagen ist über diese interessante Mission ein Bericht veröffentlicht worden, dessen Urschrift fast ein Jahrhundert lang unbeachtet unter Bücherstaub gelegen. Im Jahre 1881 wurde dieselbe aus der Bibliothek zu Vesoul ans Licht gezogen. Er rührt her von Hippolyte Jean René d'Emskerque de Toulongeon, der im Jahre 1786 maréchal de camp im Dienste des Königs von Frankreich war.†)††)

---

*) Zu derselben Klasse gehört auch das „Memoire sur l'armée prussienne fait en 1783“, dessen Behrenhorst in den „Betrachtungen über die Kriegskunst“ erwähnt. (Th. II, S. 337, 2. Auflage, Leipzig 1798.) Auch diese Schrift hebt die Schwächen des alten Preußischen Heerwesens deutlich und klar hervor.

**) Kriegsarchiv E. II. 32.

***) Den Prinzen Heinrich bezeichnet der Verfasser als den einzigen Mann, der den König vielleicht ersetzen könne, doch habe er augenblicklich kein Ansehen bei Hofe.

†) Starb als Generallieutenant im Jahre 1801 in der Verbannung zu Wien.

††) Die Arbeit theilt sich in einen Reisebericht und Notizen über die Preußische Armee, an welche ein Vergleich mit Französischen Verhältnissen geknüpft ist. Marquis de Toulongeon kam über Speier, Frankfurt, Gotha, Dresden am 14. April 1786 nach Berlin, nachdem er zuvor die Umgebung von Dresden und das Lager von Pirna besichtigt. In Mittenwalde sah er die ersten Preußischen Truppen: „J'eus un vray plaisir, en trouvant à Mittelwald le premier corps de ces fameuses troupes prussiennes, que je venois chercher de si loin. La moitié des soldats de ce régiments sont de véritables chasseurs „gelernet“, armés de carabines rayés à double détente. L'autre moitié ne sont que des soldats armés de mêmes fusils et bayonnettes que le reste de l'armée, mais qu'on instruit avec plus de soin dans l'art de *tirer.*“ *Die Berichte vom Preußischen Hofe und seinen öffent-*

Toulongeon bildet zu den übrigen fremden Beobachtern insofern einen Gegensatz, als er die Preußische Heeresverfassung unbedingt anerkennt. Er empfiehlt sie, zumal das Beurlaubungssystem, zur Nachahmung in Frankreich.*) Mit der ausländischen Werbung ist er einverstanden.**) Das Entreprise-verfahren und ganz insbesondere die Stellung der Kapitäns heißt er gut. In dieser Hinsicht steht er auf Rüchels Standpunkt, der gerade an der Lage dieser Offiziersklasse nicht rücken und rühren lassen wollte. Toulongeon berechnet die Kompagnie auf 8000, die Eskadron auf 10 000 Livres***) Einkommen. Dadurch, sagt er, sei den sehr kärglich bezahlten Subalternen eine Aussicht geboten, welche ihren Diensteifer ansporne. Der Kapitän ist ein gemachter Mann, und diese Stellung kann jeder Offizier durch Fleiß und Tüchtigkeit erwerben. Die Ueberzeugung davon fesselt die Subalternen um so mehr an das Wohl und Wehe der Kompagnie, als der Kompagniechef verbunden ist, für sie zu sorgen. Meistens erleichtert er, wenn es gut geht, ihre harte Lage durch Zuschüsse.

„La baze fondamentale sur laquelle repose le grand édifice de la puissance militaire en Prusse, c'est l'exemple mesme du maître et celui des chefs; la subordination de ceux-cy et graduellement de tout le

---

lichen Geheimnissen müssen hier übergangen werden, so eigenthümlichen Reiz sie im Munde des Fremden gewinnen. Manche wichtige Beobachtung wird verzeichnet. So bleibt der steigende Luxus in den höheren Armeekreisen nicht unbemerkt, ebensowenig die beginnende Isolirung und Verschiedenheit im Offizierkorps. Das Wohlleben der Begüterten unter den Generalen und Offizieren sticht lebhaft gegen die Einfachheit und Kärglichkeit unter den Subalternen ab. Diese herrscht auch am Hofe, namentlich an dem der Königin. Die Aristokratie übertraf denselben bei weitem. „Nous sommes bien dans l'erreur sur la frugalité et l'extrême simplicité que nous supposons aux généraux prussiens. Rien n'est à cet égard prescrit, ny mesme d'un usage reçu. Chacun vist selon son goust et sa fortune." Möllendorf besonders hält großartig offenes Haus und offene Tafel. In den sechs Wochen, welche der Marquis in Berlin zubrachte, hätte er täglich ein großes Mittagsmahl und ein sehr üppiges Abendessen mitmachen können, würde er nicht öfter abgesagt haben, um Kopf und Magen auszuruhen. Er bewundert die ganze Lebensweise. Den Vormittag über ist Jedermann völlig vom Staatsdienste in Anspruch genommen; aber Abends werden Stiefeln und Gamaschen fortgeworfen. Man läßt sich „à outrance" frisiren, legt seidene Strümpfe, Manschetten und lange Spitzen-Jabots an und ergießt sich, den Hut unter dem Arm, in die Gesellschaft. „C'est une métamorphose vraiment singulière." Wenn sie in Frankreich vorgenommen würde, möchte sie bald keine Grenze mehr haben, meint der Marquis, die Soireen ließen sehr schnell die Sorgen des nächsten Morgens vergessen. „En Prusse chaque chose a son temps et il est également bien rempli."

*) Die Nachahmung des Preußischen Heerwesens war übrigens auch durch das Ministerium St. Germain 10 Jahre früher schon ernsthaft versucht worden.

**) Dies erklärt sich um so eher, als auch die Französische Armee, wenn man die Schweizer Regimenter einrechnet, eine große Zahl Ausländer enthielt.

***) Etwa gleich einem Franken, oder 80 Pfennigen heutiger Währung.

reste constituant l'armée, j'avance que la force est dans les capitaines."*)

Die Infanterie erklärt der Marquis für „superbe", die Kavallerie sehr gut; nur die Artillerie bemängelt er, da der König zu sparsam wäre, um ihr genug Pulver für die Schießübungen zu bewilligen. Wachsthum, Aussehen, Gesundheitszustand der Leute, die Ordnung und Ruhe bei den großen Truppenzusammenziehungen — kurz Alles findet er zum Besten bestellt.**) Auch berichtet er von der Revue bei Magdeburg, welche er Kompagnie für Kompagnie mitgemacht, daß die Zahl der Deserteure verschwindend gering gewesen sei. Er erzählt von der trefflichen Ausführung der Manöver und ist erstaunt über die den Leuten zugemutheten Anstrengungen, denen dieselben bei der kärglichen Ernährung erliegen müssen, wenn die Kommandeure nicht Manches aus ihrer Tasche gäben.

Aber auch Toulongeon endet mit dem Schlusse, den schon Guibert macht. Wenn die äußeren Einrichtungen Preußens in Frankreich eingeführt sein werden, muß die Infanterie der Franzosen besser werden, als diejenige der Preußen „elle sera nationale, la leur ne le sera pas."

Dem Bericht des Marquis haben die Herausgeber eine andere Denkschrift über die Preußische Armee beigefügt, welche aus derselben Zeit herrührt.***) Sie fand sich im Nachlasse des General Hülin vor, der zu den Vertrauensmännern Napoleon I. gehörte, dem Kriegsgericht über Enghien präsidirte, 1805 Gouverneur von Wien, 1806—1808 von Berlin, 1812 und 1815 von Paris war. Vielleicht diente sie dem Kaiser und seinen Marschällen während des Preußischen Krieges zur Orientirung, denn die Jahreszahl 1807 ist darauf verzeichnet. Sie bringt alle Uebelstände und Schwächen zur Sprache. Das durch die Kompagniewirthschaft einreißende Unwesen der Beurlaubung für Geld, die oft vorkommende Benachtheiligung des gemeinen Mannes, die allzu knappe Bezahlung, Verpflegung und Versorgung, der schlechte Zustand der Kasernen und Lazarethe, der Mangel an Invalidenversorgung, das oft zu harte Strafverfahren sind als Mißstände gerügt. Die Ausländerwerbung ist aus den bekannten Gründen getadelt. Kurz, man glaubt eine der nach der Katastrophe von Jena entstandenen Schriften zu lesen; nur hält sich der Verfasser strenger an das Sachliche und erkennt auch die großen Vorzüge der Fridericianischen Heeresverfassung freimüthig an, was die Tadler im eigenen Vaterlande späterhin nicht über sich gewannen. Namentlich die Infanterie wird als vorzügliche Truppe gerühmt. Mit sehr richtiger Beobachtungsgabe ist am Schluß nachgewiesen, daß Preußen nur durch die so eigenthümliche

---

*) Une mission militaire en Prusse. S. 166.

**) Mit Ausnahme der zu karg bemessenen Invalidenversorgung.

***) Sie spricht ausschließlich von der Armee Friedrichs, ist aber vollendet worden, als der König schon todt war; sie fällt also voraussichtlich in den Beginn der Regierung Friedrich Wilhelm II.

Zusammensetzung ein Heer habe schaffen können, dessen Größe weit über die natürlichen Kräfte des Landes hinausgehe. Auch erkennt der Berichterstatter, daß Preußen durch Ordnung, Sparsamkeit und Disziplin eine wirkliche Kraft besitze, welche seinen inneren Hülfsquellen noch fehle.[31*]) **)

Soweit die ausländischen Urtheile.

Einen Blick in Friedrichs persönliche Einwirkung auf sein Heer eröffnen uns Kaltenborns Briefe.***) „Eine Revue zu Friedrichs Zeiten war ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick, das Schicksal ganzer Familien hing oft davon ab, die äußersten Wünsche stiegen von Frauen, Müttern, Kindern und Freunden in diesen dreien fürchterlichen Tagen mit Inbrunst zum Himmel: daß ihre Männer, Väter, Söhne und Freunde nicht, wie es nur zu oft der Fall war, während denselben unglücklich werden möchten." †) Die unnachsichtliche Strenge des Königs traf zunächst den Offizier, aber sie pflanzte sich durch die oberen auf die unteren Schichten des Heeres fort.

Lossow's Denkwürdigkeiten ††) wieder, welche zu Ehren der alten Armee

---

*) In dem Bulletin de la réunion des officiers 1879—1880 ist nach einem Manuskript der Bibliothek von Dijon gleichfalls der Bericht eines der mit Marquis de Toulongeon in Berlin anwesenden Offiziere über die Manöver von 1786 veröffentlicht worden.

**) Einige der im Auslande gegen die Armee Friedrichs erhobenen Anklagen, wie die vom Oberst v. Höpfner angeführte Schrift „Die Preußen vor Europas Richterstuhle" (Coeln im November 1789), verdienen wenig Beachtung, denn sie sind vom Hasse oder der Furcht diktirt. „In der That stellt diese Miliz (die Kavallerie ausgenommen) ein Bild der entsetzlichsten Dürftigkeit dar", so beschreibt jenes Pamphlet die Preußische Armee von 1787. „Die mageren, hageren Soldaten, mit Schultern, welche sich unter den Stockschlägen krümmen, sehen eher enrollirten Galeerensklaven als Kriegsleuten ähnlich. Man hat ihre Kleidung hier zu Lande mit der Kleidung der Affen verglichen, welche die Bärenführer auf den Straßen tanzen lassen: eine Vergleichung, die freilich nichts weniger als edel ist, die aber doch den angemessensten Begriff darbietet, wie diese Infanterie gehalten wird. Vermuthlich hatte man dabei, daß man dieselbe nach Holland schickte, die gute Absicht, daß sie sich mit der Beute dieser Provinz bereichern und sich ihres Schadens wegen der gezwungenen Hunger-Diät, welche ihr der höchst bettelhafte tägliche Sold von sechs Liards unserer Münze zum Unterhalte für jeden einzelnen Mann, der nicht die Schärpe, oder wenigstens den Stock trägt, zum Gesetze macht, so gut als möglich erholen sollte."

Der Ton der Schilderung verräth deutlich, daß sich der Ingrimm der 1787 niedergeworfenen Holländischen Patrioten, d. h. der Französischen antioranischen Partei, in dieser werthlosen Schmähschrift Luft machte.

Der Herzog von Braunschweig berichtete an den König, daß die Truppen im Ganzen bei jeder Gelegenheit Unverdrossenheit und Tapferkeit in ausnehmendem Grade bewiesen hätten. Oekonomie, Feld-Kriegskommissariat und Lazaretheinrichtungen seien sehr gut gewesen; dagegen habe er bei den Soldaten nicht immer die nöthige Genügsamkeit und Zucht, bei den Offizieren zu viel Toleranz gegen Ausschreitungen wahrgenommen.

***) Briefe eines alten Preußischen Offiziers, verschiedene Karakterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend. Hohenzollern 1790.

†) Briefe eines alten Preußischen Offiziers S. 18.

††) Denkwürdigkeiten zur Karakteristik der Preußischen Armee unter dem großen König Friedrich II. Aus dem Nachlasse eines alten Preußischen Offiziers. Glogau 1826.

geschrieben sind und deren Herausgeber die „bodenlose Meinung“ des Verfassers der „Geschichte des Preußischen Heeres“ lebhaft bekämpft, daß jene Armee eine Zwangsanstalt gewesen sei, geben doch die mit dem Ausländersystem, mit den Werbungen verknüpften Fehler zu. Sie schildern die geringe materielle Sorge für den Soldaten, für den Invaliden besonders. Was Behrenhorst über die Fridericianische Zeit erzählt, kommt auf dasselbe hinaus: zu hohe äußere Anforderungen bei zu geringen Gegenleistungen, allzu karge Aussichten für den Einzelnen, zu geringe Entwicklung der moralischen Eigenschaften, unerschütterlicher Glaube an die Allmacht der Massendressur, Mangel an individueller Ausbildung, an Erziehung des Einzelnen zur Selbständigkeit — endlich eine Auffassung der Disziplin, die wenig Rücksicht auf freies Entgegenkommen, alle aber auf Gewöhnung an unerschütterlichen Gehorsam nahm!

Nichts Anderes ist auch der unglücklichen Armee von Jena vorgeworfen worden, und so hat man guten Grund zu glauben, daß die Schattenseiten, welche dem Wesen derselben unverkennbar anhafteten, eben nichts Anderes gewesen sind, als die Schattenseiten, welche sich von der Fridericianischen Heeresverfassung überhaupt nicht trennen lassen.

Jedenfalls sind die Schäden und Mängel keine neu entstandenen. Sie waren kein Ergebniß von Schlaffheit und Vernachlässigung, wie es so vielfach angenommen wird. Sie sind auch dem Fridericianischen Heere schon eigen gewesen und haben wesentlich in dessen Natur gelegen. Mit derselben hängen Ausländerwerbung und Beurlaubtensystem, hängt die außerordentliche Strenge und wiederum auch die übertriebene Kargheit in allen Zweigen des soldatischen Lebens unauflöslich zusammen. Diese Schwächen mußten in den Kauf genommen werden, als der kleine Staat eine über die materiellen Kräfte des Landes hinausgehende Heeresstärke zu erhalten gezwungen ward, um ein selbständiges Deutsches Staatswesen Oesterreich gegenüber herzustellen und die errungene Machtstellung zu behaupten. Die Gebrechen hatten auch zur Zeit der Siege nicht gefehlt; die Menge war ihrer nur nicht inne geworden, weil eine kräftige und geschickte Hand das Werkzeug mit Meisterschaft führte.

Beseitigt konnten sie nicht anders werden, als wenn man eine radikale Veränderung der bis dahin bewährten Heeresverfassung vornahm. Und für diese traten ganz vorurtheilsfreie Männer noch immer ein.*)

In der That, je eingehender man die Heereszustände von 1806 mit denen zur Zeit Friedrichs vergleicht, desto mehr begreift man, daß die Armee sich bis zu Jena hin immer noch das Heer des großen Königs nannte. Ja, man gelangt zu der Ueberzeugung, daß sie es auch wirklich noch war. Wenn auf den Höhen von Capellendorf die Oesterreicher von Leuthen mit ihrem

---

*) F. von der Decken. Betrachtungen über das Verhältniß des Kriegsstandes zum Zwecke der Staaten. Hannover bei Helwing. 1800. S. 196 ff. Freilich verlangt der Verfasser eine bedeutende Herabsetzung der Dienstzeit, Ausbildung aller Wehrfähigen rc.

linken Flügel gestanden hätten, sie wären durch Rüchels Echelonangriff ebenso-gut über den Haufen geworfen worden, wie einst am Sagschützer Hügel durch des großen Königs stürmende Bataillone.

Aber man hatte nicht mehr die Oesterreicher von Leuthen vor sich, sondern die Franzosen von Austerlitz, und man unterlag. Hier nun ist die wichtige Beschränkung für das Ergebniß aller bisher geführten Untersuchungen vorweg ins Auge zu fassen. Die Preußische Armee von 1806 stand noch immer auf der alten Höhe, war noch immer im trefflichsten Zustande, — aber doch nur, wenn man sie mit sich selbst aus früheren Tagen verglich, wenn man sie vom rein Preußischen Standpunkte aus beurtheilt. Die schweren Aufgaben, welche sie sich auf Revueplätzen und Manöverfeldern stellte, erfüllte sie jedesmal aufs beste; keine andere hätte es ihr dort gleichgethan. Aber der eigenthümlichen Probe, welche ihr die Franzosen an der Saale stellten, war sie nicht gewachsen. Nur die Preußische, nicht aber die internationale Kritik hielt sie aus, welche Napoleon, freilich mit der besten Armee, die er jemals geführt,*) bei Jena fällte.

VII.

Verbesserungsversuche und Bestrebungen vor der Katastrophe.

1. König Friedrich Wilhelm II. Regierungsbeginn.

(Kleist's, Kalkreuths u. a. Vorschläge. Das Ober-Kriegskollegium.)

Wenn man der Geschichte das eben gesprochene Urtheil entnimmt, ist es wunderbar zu sehen, wie es trotzdem während des ganzen Abschnitts zwischen des großen Königs Tode und der Niederlage in der Armee gährte und brodelte, wie oft sie nahe daran war, sich gänzlich umzugestalten und ihrer Zeit voranzueilen. Durchblättert man die vergilbten Aktenbände aus jener Periode, so ruft man unwillkürlich aus: „Wie war es möglich, daß eine Armee zu Grunde ging, in der so viel gedacht und gestrebt worden ist."

Die Versuche, am Heerwesen zu bessern und umzubilden, begannen schon bei Friedrichs Lebzeiten. Von des Königs eigener rastloser Thätigkeit, die bis zu seinem Tode fortdauerte, kann man absehen; sie ist bekannt genug. Interessanter für uns ist, daß auch an ihn aus den Kreisen der Armee Vorschläge zu Reformen herantraten. Einige davon sind noch erhalten. Vom

*) Man wird dies von der Armee des Kaisers im Jahre 1806 sagen dürfen. Napoleon hatte dieselbe fast drei Jahre lang im Lager von Boulogne geschult, sie dann nach Deutschland geführt, wo sie 1805 ohne schwere Gefechtsverluste große Erfolge errungen, seitdem in Süddeutschland gut gelebt hatte und auf dem Kriegsfuß geblieben war. Billig ist auch immer zu berücksichtigen, daß Napoleon bei Jena doppelt so stark war als seine Gegner.

Beginn des Jahres 1766 rührt ein „Idealistisches Projekt zur Einrichtung der Armee"*) her, welches dem Könige vorschlägt, die Infanterieregimenter auf 14 Kompagnien zu setzen, und gute, leichte Truppen aus den Landregimentern zu ziehen. Die alten Freibataillone, meint der Verfasser, hätten aus „execrablem Geschmeiß" bestanden, nur gut zum Plündern und Rauben, „wozu sie gleichsam ein habendes Recht wegen des verdammten Namens der Frei-Korps oder Frei-Bataillons sich eingebildet und angemaßet haben".[32] Auch will er bereits den Kompagniechefs die Oekonomie abnehmen. „Freymüthige Gedanken über verschiedene Gegenstände der Königlich Preußischen Kriegsverfassung"**) stammen gleichfalls aus Friedrichs Regierungszeit. Sie schlagen die Abschaffung der lebenslänglichen und die Einführung einer zwanzigjährigen Dienstzeit***) vor, um die Auswanderung zu vermindern und die Lust zum Soldatenstande zu heben. Auch wird der Plan angedeutet, die Ausgedienten im Kriegsfalle für Besatzungszwecke zu verwenden.[33] Die Klage über die vielen Ausnahmen von der Gestellungspflicht, welche es herbeiführten, daß nur die Hefe des Volks noch diene und die Armee an innerer Güte verliere, wurde in einer „Einleitung zur Abhandlung über das Kriegswesen der Preußischen Monarchie" laut.†) Bezeichnend sind an diesen Schriftstücken, die sonst nur geringen Werth haben und ohne weitere Folgen blieben, zwei Dinge.

Die „freymüthigen Gedanken" entschuldigen gleichsam ihr Dasein. Sie beginnen mit der Versicherung, daß der Ruhm der Preußischen Waffen „grenzenlos" sei, daß das Heer fortwährend an Vervollkommnung arbeite, ja, daß es niemals von einem fremden erreicht werden würde.[34] Dann erst treten schüchtern die Andeutungen über die Mängel hervor.

Die „Einleitung" meint, daß, abgesehen von den vielen Ausnahmen von der Dienstpflicht, auch die zu hohen Anforderungen die Tüchtigkeit der Armee beeinträchtigten; die fremden Staaten ahmten Preußen nach, und dieses, um seinen Vorsprung zu behaupten, führte allerlei äußere Verbesserungen ohne Zusammenhang mit dem Ganzen ein. „Dies konnte aber nicht wohl geschehen, ohne unsere Kräfte zu übertreiben und höher zu spannen, als sie beim ernstlichen Gebrauch auszudauern vermögen."

Sicherlich sind viele ähnliche Wünsche, Hoffnungen, Pläne zu des großen Königs Ohr gedrungen, der aber des fremden Raths nicht bedurfte und,

---

*) Kriegsarchiv E. II. 37.

**) Kriegsarchiv E. II. 10.

***) Für die Kantonisten galt dem Namen nach schon die zwanzigjährige Dienstzeit, indessen eben nur dem Namen nach. Die Leute waren berechtigt, nach Ablauf derselben ihre Entlassung zu beantragen; die Bewilligung hing jedoch dann noch von Erfüllung verschiedener Bedingungen ab, so daß thatsächlich in den meisten Fällen die Dienstzeit bis zur Invalidität fortwährte.

†) Kriegsarchiv E. II. 37.

Führer und Bildner seines Heeres in eigener Person, noch seinem Ermessen handelte.*) **)

Friedrichs strenge Hand lastete in den letzten Jahren seiner Regierung schwer auf Volk und Heer. Der König kannte keine Rücksicht gegen die eigene Person, aber auch nicht gegen Andere. Was in seinen Augen ein Fehler war, fand niemals Verzeihung. So kam es, daß seine Größe zwar willig anerkannt wurde, man sich aber doch nach anderen Zeiten und einem milderen Regimente sehnte. Mit großen Erwartungen sah auch die Armee dem Beginn der neuen Regierung entgegen, und dieser Beginn war ein sehr verheißungsvoller.

König Friedrich Wilhelm II. hatte sich im Bayerischen Erbfolgekriege als tüchtiger Soldat gezeigt. Selbst Marquis Toulongeon hörte, als er 1786 nach Berlin kam, seinen Ruhm preisen. General v. Prittwitz, der den Prinzen bei jener Gelegenheit gesehen, lobte dem Französischen Gaste dessen Ruhe, Besonnenheit und kaltes Blut.***) Der Marquis zeichnet in seinem Reisebericht vom damaligen Thronfolger auf: „Les Prussiens luy accordent ou plutôt luy présument toutes les plus grandes qualités, car jusqu'à présent il ne les a pas fait éclater." Dabei war er von viel natürlichem Verstande und einer ritterlichen und humanen Sinnesart.†) Auch hierüber erzählt Toulongeon eine hübsche Anekdote.††) So kam es, daß Friedrich Wilhelms Thronbesteigung freudig begrüßt wurde. Es scheint,

---

*) Eine vollständige Aufzählung aller dieser Bestrebungen ist heutzutage unmöglich, gehört aber auch nicht in den Rahmen dieser Arbeit. Ich habe mich damit begnügt, einige, besonders kennzeichnende Versuche hervorzusuchen, welche ein Schlaglicht auf die Zustände jener Zeit werfen. Der Verf.

**) Von den interessanteren Neuerungsvorschlägen ist noch derjenige eines ungenannten Regimentschefs zu erwähnen, welcher die Errichtung von 30 000 Mann leichter Truppen verlangte. 12 000 Mann sollten bei Ausbruch des Krieges geworbene Ausländer-Freiregimenter als enfants perdus der Armee stellen. 18 000 Mann hingegen hoffte der Verfasser aus kantonfreien Bezirken im Schlesischen Gebirge, Kolonisten, eximirten Bauern, den Wilddieben in Ostpreußen, die auch 1757 im Verein mit einigen Landleuten den Weg von Tilsit nach Labiau und Wehlau im Baumwalde vertheidigt hätten, sowie endlich aus Soldatensöhnen unter fünf Zoll aufzubringen, welche letztere, sonst nicht in die Armee gestellt, meist verwahrlosten. Diese Soldatensöhne sollen zu den Förstern in die Lehre gegeben, während der Schonzeit aber zusammengezogen und im Dienst der leichten Infanterie geübt werden. Ständige Kadres sind für nothwendig erklärt, doch könnten die Subalternoffiziere auf ihren Gütern leben.

***) Une mission militaire en Prusse, en 1786. S. 117.

†) „Mit Friedrich Wilhelm II. bestieg den Thron ein Fürst, dem zwar nicht der starke, unbeugsame, Alles durchdringende und allein leitende Geist des großen Vorgängers, aber doch viel natürlicher Verstand und dabei überaus edle Gesinnung, ein reiches nur für Begründung von Menschenwohl gestimmtes Gemüth und ein lebhaftes Pflichtgefühl eigen war." A. F. Riedel, Der Brandenburgisch-Preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten. Berlin 1866. S. 135.

††) Une mission militaire en Prusse, en 1786. S. 115.

daß sich auch bald die strebsamen Geister aus der Armee an ihn wendeten, um ihn zur Ausführung ihrer Gedanken zu bewegen. Das Zeitalter der Memoirenschreiberei begann. Mirabeau, der aufrichtige Bewunderer des Kunstwerkes der Preußischen Monarchie, hielt sich berechtigt, dem neuen Könige in einem offenen Briefe ein Reformprogramm vorzulegen.*) Eine weitläufige Denkschrift des durch die Kapitulation von Magdeburg zu trauriger Berühmtheit gelangten Kleist eröffnete den Reigen. Sie enthielt eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen für die einzelnen Waffen;**) dem Kapitän sollen 30 Urlauber, dem Subalternoffizier eine Zulage bewilligt werden. Bemerkenswerth für die Stimmung der Zeit ist der Schluß des in Magdeburg am 24. September 1786 verfaßten Schriftstücks: „Glücklich schätze ich mich, den Augenblick erlebt zu haben, wo der Rechtschaffene hoffen kann, gehört und geschätzt zu werden, den Augenblick zu sehen, wo der König Wahrheit liebt und mit Wahrheit behandelt sein will. Glücklich ist das Volk, das einen solchen Regenten hat.“ „Viel falsch und obenhin behandelt“, fügte Möllendorf der Arbeit als sein Urtheil an. Sie blieb nicht die einzige. Eine beträchtliche Anzahl über fast alle Zweige des Heerwesens folgte nach,***) dieselben enthalten jedoch keinen höheren Gesichtspunkt für den Zusammenhang des Ganzen, welcher der Erwähnung werth wäre. Wichtig ist indessen ein Memoire jener Tage um der Person seines Verfassers willen. Es rührt von Kalkreuth her, vormals Adjutant des Prinzen Heinrich, nachmals Feldmarschall und Vertheidiger von Danzig, einem der originellsten und geistreichsten Köpfe des Heeres. Seine bekannte Neigung zur Satyre †) tritt in dieser Arbeit nirgends hervor. Leider kann man nicht ersehen, welches Schicksal ihr geworden ist. In Scharnhorsts Nachlaß,††) in dem sie sich vorfand, kann sie nur aus den Papieren des General-Quartiermeister-Stabes gerathen sein. Die Art der äußeren Ausstattung läßt annehmen, daß sie zur Einreichung an hoher oder höchster Stelle bestimmt war. Alles ist sorgsam durchdacht und ausgeführt.

Kalkreuth, damals schon als Chef seines Regiments bekannt,†††) leitet die in Salzwedel am 15. Januar 1787 geschriebenen „Bemerkungen über die Preußische Kriegs-Verfassung, besonders in Rücksicht auf die Kavallerie“ *†) mit dem

---

*) Lettre remise à Frédéric-Guillaume roi régnant de Prusse le jour de son avénement au trône. Par le comte de Mirabeau. Berlin 1787. Ein Auszug des Briefes befindet sich in: „Mirabeau, Mémoires biographiques, littéraires et politiques.“ Paris 1841. IV. S. 351.

**) Kriegsarchiv E. II. 37.

***) Kriegsarchiv E. II. 37. Das Aktenstück enthält 27 Memoires dieser Art.

†) Siehe S. 41.

††) Nr. 95.

†††) Auch die 1786 in Preußen anwesenden Französischen Offiziere erwähnen lobend seines Regiments, welches sie bei der Magdeburger Revue kennen lernten.

*†) Kriegsarchiv, Scharnhorsts Nachlaß. 95.

gewöhnlichen Glaubensbekenntniß ein: „Das Uebergewicht der Preußischen Truppen über alle anderen Armeen ist weltkundig.“ Dann bringt er viele Aenderungen im Dienstbetriebe und im Ersatzwesen des Heeres in Vorschlag. Vielfach empfiehlt er die Rückkehr zu den Zuständen vor 1763. So tadelt er sehr lebhaft, daß die Einkünfte der Kompagniechefs beschränkt worden seien; dadurch höre der Trieb im niederen Offizierkorps auf. Der Kompagniechef könne nichts mehr in Friedenszeiten erübrigen, um, an Ersparnissen reich, einem Kriege getrost entgegenzusehen. Selbständigkeit der Kompagnien erklärt er für den wichtigsten Grundpfeiler der Tüchtigkeit der Truppe. Durchaus will er die alte glänzende Lage des Kapitäns wiederherstellen,*) worin er mit Rüchel und den Beobachtungen des Marquis de Toulongeon übereinstimmt. Privatwerbung, keine Generalwerbung verlangt er mit Entschiedenheit, um den individuellen Eifer aller Chefs anzuspornen. Diesen zu fördern, ist er durchweg bedacht.

Sehr scharf wendet er sich gegen die Behauptung, daß die Behandlung des gemeinen Mannes zu streng sei. „Die Französischen Schwätzer, die sich mitunter für militärische Schriftsteller halten, unter Anderen der Verfasser des „Essai sur la tactique prussienne“ denunziren die Preußischen Offiziere dem Monarchen und Publico als grausame Tyrannen ihrer Soldaten. Es können zwar einzelne harte Fälle, die ich nicht gut heiße, vorgefallen sein, aber im Ganzen ist man im Preußischen Dienst sehr milde.“ Namentlich außer Dienst verlangt er mehr Aufsicht, damit die Leute nicht Trinker und Spieler würden, wodurch viele Selbstmorde zu erklären seien. Auch sollen die Wirthe überwacht werden, damit sie die Soldaten nicht zum Trinken verleiten. „In Preußen, wenn sich einer meiner Dragoner betrunken hatte, ließ ich dem Wirth alle Fenster entzwei schlagen.**) Es hatte die Frucht, daß in meinem Revier kein Bierwirth dem Soldaten das Betrinken gestattete, und meine Eskadron ward gesitteter“, so erzählt er aus seinen Erfahrungen.

Für die Kantoneinrichtungen, bezüglich welcher er gründliche Kenntnisse besaß, sowie für das Remontewesen regt er eine Reihe von Neuerungen an. Unter denselben befindet sich auch die Anlage von Landgestüten, Ueberlassung des Remonte-Ankaufs und des Verkaufs unbrauchbarer Pferde an die Regimentskommandeure. Scharf geht es über das Kontrolverfahren der Ober-Rechnungskammer her. „Nichts ist den Regimentern lästiger und für den Königlichen Dienst unbedeutender, als die seit einigen Jahren eingeführte Vormundschaft der Ober-Rechnungskammer. Ist bei irgend einem Belag die größte Kleinigkeit nicht mit der Idee der Herren der Ober-Rechnungskammer passend, so kommt ein großes monitum, als wenn die Chefs der Regimenter, die ihre

*) Daher sollen auch die Kompagnien bei den Kürassieren als zu schwach ganz in Fortfall kommen.

**) Ein freilich sehr drastisches Mittel.

Pflicht treulich erfüllen, Alles in der strictesten Ordnung halten, nicht wichtigere Geschäfte für den Staat hätten, als diese unbedeutenden Schreibereien, wo sich zuweilen ein ganzer Bogen auf einen Groschen beziehet, durchzulesen, und als wenn es möglich wäre, daß Männer, die 40 und 50 Jahre Recht-schaffenheit vor sich haben, Seine Königliche Majestät um etliche Thaler und Groschen hintergehen könnten."

Die Einrichtung des großen Invalidenhauses in Berlin hält Kalkreuth für unzweckmäßig, da der Invalide lieber für sich im kleinen Ort in eigener Behausung lebe. Solche Invalidenwohnungen könne man überall leicht her-richten, auch die Ertheilung von Konzessionen benutzen, um ihre Anlagen in Stadt und Land zu fördern. Ueberhaupt wendet er dem Invalidenwesen, an dem er Manches auszusetzen hat, ein reges Interesse zu.

Entwickelt Kalkreuth auch keine Reformideen im Großen, so verrathen seine sehr treffenden Bemerkungen doch das Auge eines vorurtheilsfreien und scharfen Beobachters. Sicherlich sind sie nicht ohne Einfluß geblieben.

König Friedrich Wilhelms Thätigkeit nahm eine weit bedeutsamere Rich-tung, als sie diese und ähnliche Eingaben vorzeichneten. Er brachte in seine Regierung augenscheinlich ein festes militärisches Programm mit, das sich während der letzten Jahre von Friedrichs Regierung bei ihm herausgebildet hatte. Jedenfalls wurde ein großes Uebel sofort an der Wurzel gefaßt, als der neue König eine Reihe von Maßnahmen traf, um die materielle Lage der Armee zu bessern. Ein allgemeines außerordentliches Avancement hatte zunächst diese Bestimmung und sollte belebend wirken.*) Unter Vorsitz des Ministers Heinitz trat ferner eine besondere Kommission zusammen, zu welcher auch Möllendorf und Wartenberg gehörten, die den Zustand der Bekleidung der Armee, die Vorräthe der Lieferanten und ihr Verfahren untersuchen sollte. „Der größte Theil des Militärs wird mit dieser Kommission sehr zufrieden sein, welche die möglichste Güte der Bekleidung der Soldaten und der ihnen nöthigen Dinge zur Ansicht hat, wenn auch künftig alles bis dahin ersparte Surplus in der Königlichen Kasse schwinden sollte."**) Schon am 19. No-vember 1786 legte die Kommission in einem gedruckten „Avertissement" die Grundsätze öffentlich dar, nach denen sie fernerhin handeln wollte und die Armee sich zu richten habe. Der König hatte das ausführliche Gutachten mit eigenhändigen Randbemerkungen versehen, welche seine rege Theilnahme bekunden. Alle alten Lieferungsverträge sollten aufgehoben, neue bessere ge-schlossen, wenn nöthig auch ganz andere Industrielle herangezogen werden. „Die älteren Konzessionisten, sonderlich die großen Lieferanten, müssen nicht Vorzüge haben, weil sonsten die neuen und kleinen nicht aufkommen können",

---

*) Martin Philippson. Geschichte des Preußischen Staatswesens vom Tode Friedrichs des Großen bis zu den Freiheitskriegen. I. S. 177.

**) Politisches Journal von 1786. II. S. 1183.

bemerkt der König dazu. „Bei der geringsten erweislichen Klage eines Regiments muß der Lieferant fort und hart bestraft werden", schreibt er an anderer Stelle und ordnet bei Bestellung der Sachverständigen, welche zu prüfen hatten, an: „Die Schaumeister muß man gut bezahlen, damit sie nicht bestochen werden."*)

Gehaltsverbesserungen traten ein, und namentlich wurde die Stellung der Kompagniechefs dadurch gehoben, daß man ihnen die Ersparnisse wieder gänzlich überließ, eine Einrichtung, für welche nicht nur Kalkreuth und Rüchel, sondern viele erfahrene Offiziere stimmten. Dafür setzte der König die Zahl der Urlauber, die unter Friedrich verschieden gewesen, durchweg gleichmäßig fest, da die Ungleichheit „zu Neid und Jalousien leicht Anlaß geben könne." Die Kompagnien bei den Kürassieren gingen ein; bei der gesammten Kavallerie bildete nun die Schwadron,**) ein doppelt so starker Körper, die geringste Einheit, und die Schwadronchefs erlangten eine wirklich gute Einnahme. Die Ausländerwerbung wurde wieder den Regimentern überlassen.***) Der König verzichtete auf die großen Leute, deren Anwerbung die vielen Gewaltthaten veranlaßt hatten. Ein Werbemanifest verhieß strenge Ordnung und Erfüllung der Bedingungen. Auch band der Werbevertrag den Mann bei der Infanterie fernerhin nur zehn, bei der Kavallerie zwölf Jahre. Ein neues Werbereglement ordnete die Art der Werbung, um die Ausschreitungen zu verhüten.†) Strenge Strafen wurden auf jeden Vertrauensbruch der Werber gesetzt. Für den Krieg übernahm der König später die Werbung auf seine Kosten und erleichterte sie dadurch bedeutend.††)

Ebenso wurde eine Neubearbeitung des Kantonreglements schon 1788 in Angriff genommen. Minister v. Gaudi und General v. Möllendorf übernahmen den Vorsitz der hierfür eingesetzten Kommission.†††)

Besserte Friedrich Wilhelm einerseits die Lage der Offiziere, so suchte er auf der andern den Unterschleifen und Mißbräuchen, die sich in der letzten Zeit eingeschlichen, ernstlich zu steuern. Sein hierauf bezüglicher Erlaß an die

---

*) Bibliothek des Generalstabes B. 2221.

**) L'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. S. 127 ff. Das kleine Werkchen erweist sich als eine höchst zuverlässige Quelle.

***) Da auch diese Einrichtungen in Kalkreuths Denkschrift empfohlen sind, so läßt sich deren Einfluß, wenn er auch nicht bestimmt nachzuweisen ist, doch mit aller Wahrscheinlichkeit annehmen. Vergl. in Kalkreuths Denkschrift (Scharnhorsts Nachlaß Nr. 95) die Abschnitte: „Von der Werbung" und „Unglückliche Verfassung der Kürassiere auf Compagnien zu stehn," mit den thatsächlich nachher getroffenen Einrichtungen.

†) Es ist 16 Tage nach Kalkreuths Denkschrift, nämlich am 1. Februar 1787, datirt.

††) Courbière, S. 128.

†††) Nach Philippson, I, S. 175 im Geh. Staatsarchiv, Gen. Dep. Tit. XXXII, Nr. 2, Vol. 1.

Generalinspekteure ist bekannt.*) Bemerkenswerth ist es, wie auch der König, ehe er dem Uebel zu Leibe geht und davon spricht, daß im Heere die Wahrheit aus dem Listenwesen verbannt worden sei, daß häufige Denunziationen und schmutzige Prozesse „ein höchst widriges Licht vor der Welt verbreitet haben," sich seines Schrittes halber rechtfertigt. Es wird zwischen den aufrichtigen Bitterkeiten viel Erhebendes gesagt; es werden in den Tadel reiche Spenden an Lob eingestreut, als fühle Friedrich Wilhelm den Zwang, das Andenken seines großen Vorfahrs und zugleich die Eigenliebe der Armee zu schonen. Das Rundschreiben nennt diese „ruhmvoll und siegreich", spricht von ihrer „großen und selbst bei Vergleichung aller Zeiten seltenen Vortrefflichkeit" und erklärt, daß „sie bis zur höchsten Vollkommenheit, dem von allen Kriegsvölkern noch nicht erreichten Ziele, nur noch wenig Schritte zurückzulegen habe."

So sehr es Friedrich Wilhelm II. ehrt, der Schöpfung Friedrichs Achtung zu zollen, war doch zuviel Anerkennung kaum geeignet, Selbsterkenntniß und vorurtheilslose Kritik in den Reihen des Heeres zu fördern.

Der König blieb übrigens nicht bei diesen ersten Schritten stehen. Eine ganze Reihe von ähnlichen Verfügungen folgte. Am 27. Februar 1787 regelte er auch das Freiwächterwesen. Am 6. Juli desselben Jahres wurde den Kompagniechefs ausdrücklich verboten, den Beurlaubten für die zu liefernden kleinen Montirungsstücke Geld abzunehmen. „Seine Königliche Majestät wollen auch zugleich alle übrigen Arten, welche noch existiren möchten, um den Beurlaubten um sein sauer erworbenes Geld zu bringen, gänzlich abgeschafft wissen." **) Erlasse an das Offizierkorps verboten Schuldenmachen, Ausschweifungen, insonderheit das Spiel. Der König nahm sogar Strafversetzungen vor und drohte andere strenge Maßregeln an, um dem üppigen Leben Einzelner, namentlich in Berlin, zu steuern. Er gebot ferner eine menschliche Behandlung der Untergebenen, machte es den Offizieren geradezu zur Pflicht, sich die „für den Krieg so unentbehrliche Liebe des gemeinen Mannes zu erwerben." Fortwährend war Friedrich Wilhelm durch Verfügungen um die sittliche Hebung des Offizierkorps bemüht. Er verhieß, was Friedrich meist verweigerte, Jedem den Abschied zu bewilligen, der ihn begehre, warnte aber vor leichtsinnigem Austritt aus der Armee, da er für die so Geschiedenen, wenn sie in Elend gerathen sollten, nicht sorgen könne. Jeder Offizier, der den Dienst freiwillig verließ, mußte einen Schein unterschreiben, daß er sich selbst aller Ansprüche begebe.***) Auch strebte der König danach, dem Offizier-

*) Courbière, S. 116.

**) Kriegs-Ministerialarchiv. „Verordnungen aus der reponirten Registratur des vormaligen Infanterie-Regiments v. Möllendorf, de 28. Dezember 1786 ad 7. Dezember 1798" — eine für die Geschichte des Heeres höchst wichtige Sammlung.

***) Kriegs-Ministerialarchiv. „Verordnungen" 2c.

korps einen entschieden nationalen Karakter wiederzugeben; denn er verbot,*) ausländische Junker ohne besondere Erlaubniß anzunehmen. Freilich war die Homogenität schon zu arg erschüttert, um darin sofort etwas bessern zu können. Friedrich der Große hatte nach den Verlusten des siebenjährigen Krieges zahlreiche Ausländer als Offiziere in das Heer aufgenommen. Dadurch mußte sich die innere Beschaffenheit des Offizierkorps erheblich ändern. Auch die gesellschaftliche Verschiedenartigkeit desselben, das Vereinzeln seiner Mitglieder je nach den Lebensumständen erregte Friedrich Wilhelms Aufmerksamkeit. Er legte den höheren Offizieren ans Herz, sich der niederen anzunehmen. Zumal, so sprach er in einem Erlaß aus,**) habe er die Stellung der Kapitäns auch darum aufgebessert, daß sie wieder im Stande sein sollten, „mit den Subalternoffizieren mehr zu conversiren und ihnen Gelegenheit zu einem anständigen Umgang geben zu können, damit sie nicht nöthig haben, sich in schlechte Gesellschaft einzulassen, von welchem sie keinen andern als nachtheiligen Einfluß auf ihre Conduite und Denkungsart erwarten können."

Dem Invalidenwesen, das beinahe in allen Schilderungen der damaligen Heereszustände als ungenügend bezeichnet wird, wandte der König gleich im Jahre 1787 seine Theilnahme zu und erklärte sich Willens, die Vorsorge für die alten Krieger „auf einen besseren und festeren Fuß zu setzen."***)

Als eine seiner wichtigsten Schöpfungen ist das am 25. Juni 1787 errichtete „Ober-Kriegskollegium" zu nennen. Die Armee war zu groß geworden, als daß sich Alles noch weiterhin durch den König persönlich erledigen ließ. Kaum hatte Friedrichs Genie dies bewältigt. Es war eine weise Maßnahme seines Nachfolgers, sich ein Ministerium beizuordnen.†)

Wie der Monarch, so hat auch das Ober-Kriegskollegium in diesen ersten Jahren des neuen Regiments eine erstaunliche Thätigkeit gezeigt; der König wohnte gelegentlich seinen Sitzungen bei. Zu den frühesten Maßnahmen, welche getroffen wurden, zählt die Gründung der Invalidenversorgungskasse, deren Einführung mit den menschenfreundlichen Worten erfolgte: „Seine Königliche Majestät haben mit gerührtem Herzen und landesväterlichem Beileid schon seit langer Zeit wahrgenommen, daß eine Menge Invalidensoldaten sich im Lande befinden, die aus Mangel an Versorgung theils ein höchst elendes Leben führen, theils ihren nöthigen Unterhalt erbetteln und dadurch

---

*) Am 2. März 1792.

**) Allerhöchste Kabinetsordre vom 23. Oktober 1789.

***) Nach Philippson, I, S. 174 im Geh. Staatsarchiv, Gen. Dep., Tit. LVI, Nr. 4, Vol. 1.

†) Der Herzog von Braunschweig wurde mit dem Oberpräsidium, Möllendorf mit dem Vize-Oberpräsidium des Ober-Kriegskollegiums, d. h. des neuen Kriegsministeriums beauftragt, welches die gesammte Kriegsverwaltung zu führen hatte. Die geschäftliche Leitung als dirigirender erster Kriegsminister übernahm der treffliche General v. Rohdich. (Philippson, I, S. 175.)

dem Staate, insbesondere aber dem platten Lande zur drückendsten Last fallen müssen, und daß ein ähnliches beklagenswürdiges Schicksal nicht selten sogar wohlverdiente Offiziere getroffen. Allerhöchstdieselben haben demnach, um die aus Noth entspringende Unanständigkeit von jedem invaliden Soldaten entfernen und die geleisteten Kriegsdienste in gehörigem Verhältniß belohnen zu können, eine allgemeine Invalidenversorgungsanstalt anzuordnen geruhet, durch welche der erwähnte große Endzweck gewiß erreicht werden wird." Der König gab jährlich 100 000 Thaler zu dieser Kasse und forderte die Offiziere zu einem monatlichen Beitrage auf, der dann nach den Stellungen stufenweise festgesetzt wurde. Später*) trat der Avancementsabzug hinzu.

In dieser Richtung hauptsächlich bewegt sich die Thätigkeit des Ober-Kriegskollegiums fort. Die Ansprüche der Versorgungsberechtigten wurden genau geregelt.**) Eine große Anzahl Bestimmungen über denselben Gegenstand,***) ferner über Pflege und Erziehung der Soldatenkinder, Sicherstellung von Wittwen und Waisen folgten nach.†) Am 5. November 1790 erweiterte der König die Befugnisse der Behörde, zumal bezüglich der Geld- und Naturalverpflegungs-Angelegenheiten. Das bisherige Militärdepartement „der General-Oberfinanz-, Krieges- und Domänendirektion" trat zu derselben über. Diese zweckmäßige Maßnahme hatte nur aus rein persönlichen Gründen einige Künsteleien in der Leitung zur Folge, da der mitübernommene Chef des Departements, Graf Schulenburg-Kehnert, vom Lieutenant außer Diensten zum Generallieutenant befördert, gewissermaßen gleichberechtigt neben Rohdich gestellt wurde.††)

Auch die Vermehrung des Heeres nahm sofort ihren Anfang. König Friedrich hatte die Nothwendigkeit, mehr und bessere leichte Truppen zu

*) Am 25. Juni 1789.

**) Am 1. Juli 1788.

***) Der König ließ auch zwölf Provinzial-Invalidenkompagnien zu 150 und bei jedem Regiment eine Invalidenkompagnie zu 50 Mann errichten.

†) Um diese Angelegenheiten hat sich Rüchel ein bedeutendes Verdienst erworben, der dem Könige in den ersten Jahren seiner Regierung einen Entwurf zu besserer Versorgung der Wittwen, der Invaliden und zur Unterstützung der Soldatenkinder einreichte. Rüchel schlug zur Beschaffung der Mittel den Pensionsfonds-Beitrag der Offiziere vor. Er wollte ferner, daß das Forstdepartement 50 000 Thaler jährlich beisteuere und daß im Interesse der Sache einige Ausländer-Manquements erlaubt werden sollten. „Kein Unterthan des Staats darf einen Pfennig Onus mehr als jetzt bezahlen."

Auch dieser Entwurf beginnt übrigens mit den Worten: „Euer Königlichen Majestät sieggewohnte Armee ist das anerkannte Muster von Europa."

††) Die ersten Verfügungen des Ober-Kriegskollegiums sind von einem humanen und verständigen Geiste durchweht, und nur selten wird man beim Durchlesen an die weit abliegende Art jener Zeit erinnert, so, wenn daran gemahnt wird, daß die Truppentheile die unverbesserlichen Festungssträflinge bei ihrer Entlassung mit einem W. zu brennen hätten, damit sie nicht anderweitig geworben würden. Freilich erwehrt man sich nicht ganz dem Eindruck, daß des guten Willens etwas zu viel vorhanden war und vielleicht eben deshalb nicht genug erreicht wurde.

Höchstes hingestellt wird. Selbst Beredsamkeit und schöne Künste, Rechte, Staatsrechte und Philosophie sind unter den Lehrgegenständen vertreten. Loke, Wolf und Kant, namentlich dessen Werk „Ueber die Kritik der reinen Vernunft" werden empfohlen; ebenso Plato, Cicero, Grotius, Thomasius, Pufendorf, Montesqieu und last not least Rousseaus „Contrat Social". Eine Fülle verschiedentlicher Wissenschaften wurde betrieben und allen Professoren philosophische Auffassung, Vergeistigung des Stoffes empfohlen. „Der Professor der Geschichte muß nicht das Gedächtniß der jungen Leute mit leeren Namen und Handlungen überladen, sondern bei der Geschichte selbst zugleich in die Ursachen der Weltbegebenheiten und ihre Folgen dringen, durch philosophischen Geist und Reflexionen die Beurtheilung der jungen Leute schärfen und sie durch große Beispiele zur Vaterlandsliebe und zu heroischen Tugenden leiten." Die Mathematik wird als der „Triumph der menschlichen Vernunft" und „allen Ständen der Menschen nothwendig" bezeichnet.

Gewiß, diese Königliche Verordnung stellte sich auf keinen engherzigen Standpunkt; sie umfaßt vielmehr das Studium der großen und kleinen Welt im weitesten Sinne. Scharnhorst mag nicht ganz unrecht gehabt haben, wenn er schon 1789 unumwunden aussprach: „Man unterrichtet in der Ecole militaire in den schönen Wissenschaften, in der Philosophie und in manchen anderen Wissenschaften. Friedrich schien hier den Stamm für die eigentlichen Gelehrten und für die Armee zugleich bilden zu wollen. Allein nur wenige Menschen können zugleich in mehreren Zweigen der menschlichen Kenntnisse es wozu bringen — das sicherste Mittel, in einer etwas zu erhalten, ist, die andern nicht zu verlangen." *) Das ist noch vor Erlaß jener Instruktion gesagt.

Allein die „aufgeklärte" freisinnige Vielseitigkeit entsprach ganz dem Geschmack der Zeit. Der Andrang wurde sehr groß.

Schon am 27. September 1791 folgte die Begründung einer neuen „Militärakademie der Artillerie", an deren Spitze der bekannte Tempelhoff trat. Auch hier wurde neben den Fachwissenschaften Philosophie und Deutscher Stil gelehrt.

Die Auffindung von Mitteln für die geistige Erziehung des Offizierkorps beschäftigte die Gemüther außerordentlich. Scharnhorst war 1782 in der Militärbibliothek**) mit bestimmten Anforderungen in dieser Richtung hervorgetreten. Man machte sich von der Offizierbildung und Aufklärung ein hohes Ideal. Das Fortbildungsschulwesen für die Offiziere in den Garnisonen erhielt deshalb mehrfach neuen Anstoß. An die Spitze der Königsberger Schule trat ein neuer Direktor. Die von Wesel, welche mit dem dortigen Gymnasium verbunden wurde, scheint in jener Zeit gegründet worden zu sein. 1792 be-

---

*) Militärisches Journal, II, 40.

**) Militärbibliothek, I. Stück, S. 5 ff. Siehe auch Militärische Klassiker, IX. Heft, Berlin 1881. Scharnhorst, S. 64 ff.

richteten die ersten Leiter derselben an den König.*) In Glatz entstand eine Art Akademie für die Schlesische Inspektion. Die Berliner Garnisonschule wurde frisch belebt. Die Regimentsschulen für die Soldatenkinder waren gleichfalls ein Gegenstand von Friedrich Wilhelms umfassender Fürsorge.

In jene Jahre des rührigsten Eifers fällt auch die Errichtung der Thierarzeneischule. Ueberall, wohin man in der Armee blicken mochte, wurde etwas gethan, eine Verbesserung der Zustände versucht. So erklärt es sich, daß gerade jene Zeit vor Beginn der kriegerischen Wirren von 1792 einen enthusiastischen Lobredner fand. Franz v. Kleist schrieb „Ueber die eigenthümlichen Vollkommenheiten des Preußischen Heeres".**) Seine Untersuchungen bringen freilich nicht in die Tiefe; seine Bewunderung aber ist sicherlich eine aufrichtige gewesen. „Wo findet man so viel Ordnung, so viel Genauigkeit, so viel Bestimmtheit?" ruft er aus. „Der König scheint allgegenwärtig zu wirken, so regelmäßig wird jedes Geschäft vollendet."***)

Inzwischen hatte endlich, nicht ohne schwierige Auseinandersetzungen mit den Verwaltungsbehörden, auch die Kommission für die Regelung der Kantonverhältnisse ihre Arbeiten vollendet.†)

Das neue Kantonreglement vom 12. Februar 1792 beruht auf dem Grundsatze der allgemeinen Wehrpflicht.††) „Die Verbindlichkeit zu Kriegdiensten ist eine Obliegenheit Unserer treuen Unterthanen, die mit der Erhaltung des Staates, zu dessen Wohlstand Wir eine zahlreiche Armee gebrauchen, und mit der Sicherstellung ihrer eigenen Habe und Güter in der allergenauesten Verbindung steht", heißt es im Eingange. Weiter ist gesagt, daß Niemand, der des Staates Schutz genösse, sich der Pflicht, ihn zu vertheidigen, entziehen dürfe. Dann aber folgen die leider noch sehr zahlreichen Ausnahmen, welche ganze Berufsklassen, Bezirke und eine Reihe größerer Städte umfassen. Für Schlesien hatte der Minister der Provinz, Graf Hoym, besondere Bestimmungen durchgesetzt, so daß es hier eine Art Staat im Staate

---

*) Stifter war General v. Schlieffen, der in Wesel auch den Verein der Kriegskunstverehrer gegründet hatte. Friedländer, 182.

**) Berlin 1791.

***) F. v. Kleist, S. 58.

†) In einem Gutachten über das Kantonreglement sprach der Herzog von Braunschweig die Meinung aus, daß Preußen mit seiner geringen Bevölkerung sich zwischen den großen Nachbarn nur durch ausgezeichnete Staatseinrichtungen, durch Muth und Vaterlandsliebe aller Stände und durch Sicherheit und innere Stärke des Heeres erhalten könne. Er schlägt daher vor, allgemein auf Belebung des Patriotismus, namentlich des militärischen zu wirken, daher die lebenslängliche Dienstzeit in eine zwanzigjährige zu verwandeln (vergl. S. 108 Anmerkung ***), ein tadelfreies Dienstjahr doppelt zu rechnen und eine Reihe von niederen Aemtern in Stadt und Land nur an ausgediente Soldaten zu verleihen, — das werde die Liebe zum Kriegerstande, zum Berufe des Vaterlandsvertheidigers steigern. (Courbière, S. 132.)

††) Derselbe ist übrigens schon im Kantonreglement von 1733 ausgedrückt.

gab. Ebenso bewahrte das am 28. Januar 1792 erworbene Anspach und Bayreuth seine besondere Kriegsverfassung.

Diese enthielt die merkwürdige Einrichtung eines im Frieden schon organisirten Massenaufgebots unter der umfassendsten Anwendung der allgemeinen Wehrpflicht. Das etwa 350 000 Einwohner zählende Markgrafenthum besaß nämlich einen Landausschuß, der in Regimenter und Kompagnien eingetheilt, regelrecht geordnet, mit Befehlshabern versehen war und im Kriege, wenn er aufgeboten ward, bis zu 59 000 Mann wachsen konnte. Die Bevölkerung hing sehr an diesem alten Herkommen, und der König bestätigte es, setzte aber den für dasselbe ausgeworfenen Etat wesentlich herab. Das ganze Institut gerieth in Verfall, wurde eine Formsache und nicht benutzt, als der Feind das Land bedrohte;*) auch mag es schwerlich brauchbar gewesen sein.

Den Ideen von Volksbewaffnung war König Friedrich Wilhelm, der strengen Ausbildungsmethode seines großen Vorfahrs eingedenk, entschieden abhold. Die Armee stand gerade in der Blüthezeit der elementar-taktischen Gewandtheit, und neben den tadellos exerzirenden und manövrirenden Bataillonen mag freilich das Bild eines allgemeinen Aufgebots nur als Karrikatur des Soldatenthums erschienen sein. So erfolglos die Feldzüge von 1792 bis 1795 politisch auch waren, sie bestätigten doch die herrschende Meinung von der unbedingten Ueberlegenheit Preußischer Mannszucht und Geschicklichkeit über alle Gegner von der Art der Französischen Massenaufgebote. Es genügt, an die Schlacht von Kaiserslautern vom 29. und 30. November 1793 zu erinnern, in welcher der Herzog von Braunschweig, von großer Ueberlegenheit in Front und Flanke angegriffen, seine Stellung unter dem Feuer veränderte und die zum entscheidenden Stoße vorgehenden Umfassungskolonnen der Franzosen mit leichter Mühe glänzend zurückwarf. Als daher der Kaiserliche Hof im Jahre 1794 eine allgemeine Volksbewaffnung am Rhein anregte**) und der Herzog von Sachsen-Teschen die ersten Schritte that, den Niederrheinisch-Westfälischen Kreis aufzurufen, fand er im Preußischen Heerlager lebhaften Widerspruch. Namentlich war Möllendorf dagegen, weil er den Versuch für muthlos und überdies politisch gefährlich hielt. Der König schrieb über dieselbe Angelegenheit an Hohenlohe:***) „Ich höre, daß der Landgraf von Hessen und der Markgraf von Baden eine Miliz bilden und daß die geistlichen Kurfürsten dieselbe Absicht haben, um eine Vertheidigung den Rhein entlang zu organisiren — je crains que cela sera de la mauvaise drogue, aussi mal armée que commandée.“†)

---

*) Courbière, S. 136. Die neue Erwerbung zog auch eine unbedeutende Vermehrung des Heeres durch Uebernahme der stehenden Bayreuthischen Truppen nach sich.

**) Courbière, S. 136.

***) Vom 1. Oktober 1794, im Besitz der Hohenloheschen Familie. Siehe Anhang Nr. 17.

†) Nur zur Sicherung der Festung Wesel wurde die Aufstellung einer Westfälischen Miliz ernstlicher in Betracht gezogen, doch waren Schulenburg, welcher den Sinn der

Noch blieb die Volkskraft, welche Frankreich in jenen Tagen, wenn auch wenig geschickt, so doch im Ganzen mit Erfolg schon brauchte, auf Deutscher Seite ungenützt. Nur das Gesetz stellte sie für die Vertheidigung des Vaterlandes zur Verfügung. Der Gedanke, von dieser Stufe der staatsrechtlichen zu einer praktischen Gestaltung überzugehen, regte sich freilich schon in weiten Kreisen.

Die nächste Zeit sollte immer mächtigeren Anstoß geben. Allein es gelang ihm nicht, der Besorgnisse Herr zu werdeu, welche noch einen mächtigen Rückhalt in der Anschauungsweise besaßen, die im Preußischen Heere seit König Friedrich Wilhelm I. Zeit bestand, und aus der die Thaten eines unvergleichlichen Krieges entsprungen waren.

---

2. Die Zeit der Polnischen Erwerbungen.

(Minister v. Schroetter und der Landsturm. Die Immediat-Militär-Organisationskommission.)

Die großen Polnischen Erwerbungen von 1793 bis 1795 brachten neues Leben in alle Heeresangelegenheiten. Rein äußerlich genommen, that Preußen einen mächtigen Schritt vorwärts. Der Zuwachs von 2000 Quadratmeilen mit 2 Millionen Menschen betrug mehr, als einst Schlesien dem Staate gebracht hatte. Wer heute auf eine Karte aus jener Zeit blickt und unsere Grenze bis zum Bug und der Pilica vorgeschoben sieht, bangt unwillkürlich vor dem Gedanken, was aus Preußen hätte werden sollen, wenn später keine Aenderung eingetreten wäre — ein Reich, theils Polnisch, theils Deutsch, weder recht das eine noch das andere, und heute wahrscheinlich durch einen unheilvollen Dualismus in politische Ohnmacht versunken. Aber damals faßte man die Verhältnisse anders auf. Noch gab es kein Nationalitätsprinzip, das der Verschmelzung mit den alten Provinzen hinderlich entgegentrat. Wie man fremde Ueberläufer und Kriegsgefangene durch die Preußische Mannszucht zu guten Soldaten machte, so hoffte man auch, die Polen durch die tüchtige Staatszucht bald zu guten Preußen umzuwandeln. Rüchel nannte sie Kinder, die mit Zucker und der Ruthe gezogen werden müßten.*) Minister Schroetter setzte viel Vertrauen auf sie. Uebrigens fügten sie sich damals gern. Bei seinem ersten Besuch der neuen Provinzen im Herbst 1793 war der König enthusiastisch empfangen worden.**) Alles ließ sich gut an. Nicht nur der

---

dortigen Einwohner kannte, und nicht minder der Reichsfreiherr v. Stein, damals Clevescher Kammerpräsident, dem Plane entschieden abgeneigt, so daß auch hier schließlich die Ausführung unterblieb.

*) Kriegsarchiv D. I. 23.

**) K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte. S. 231.

Zuwachs an Land und Leuten, sondern auch die begründete Sorge wegen eines Russischen Angriffs gab übrigens Anlaß zum Entwurf von neuen Plänen.*)

Am 20. November 1795 ward dem Könige eine ausführliche Denkschrift überreicht,**) welche, nach einer Bemerkung des Kronprinzen,***) vom Minister v. Schroetter herzurühren scheint. Sie legt die ganz veränderten politischen Rücksichten klar.†)

Oesterreich hat die Niederlande verloren — sagt sie —; es ist an Geld, an Menschen, an Kredit, an innerem Zutrauen der Nation zur Regierung ärmer geworden und nicht mehr gefährlich. Dafür hat sich „die furchtbarste Macht der Erde" bis an die Preußischen Grenzen vorgeschoben, nämlich Rußland. Polen, das bisher Preußen und das Zarenreich trennte, ist verschwunden. Die gefährdete Lage der Provinzen am rechten Weichselufer läßt sich schon bei flüchtigem Blick auf die Karte erkennen. Alle von Rußland in Polen gemachten Erwerbungen haben keinen Werth, so lange die Memel- und Weichselmündung in unseren Händen sind; Rußlands äußere Politik muß daher nothwendigerweise auf Gewinnung der Weichselgrenze hinauslaufen; sein Handelssystem drängt ebendahin, seine Armee aber, stets mobil und im Sommer in Lagern vereinigt, ist völlig geeignet und bereit, Preußen jederzeit zu überraschen. Sie darf nur in Uebereinstimmung mit dem Angriffsplane auf unscheinbare Art gruppenweise an der Grenze versammelt werden und ist in der Lage, die in Ostpreußen stehenden Regimenter in ihren Quartieren anzufallen und nach der Weichsel zurückzutreiben, ehe sie Marschordre erhalten haben. Die Grenze bietet keinerlei Schutz.††) „Bliebe Ostpreußen in der jetzigen Lage, so kann es einst in den Fall der alten Britten kommen, die, von den Picten gedrängt, an den Aëtius schrieben: „die Barbaren treiben uns nach der See, das Meer aber treibt uns gegen die Barbaren zurück. Uns bleibt bloß die harte Wahl übrig, ob wir durchs Schwert fallen, oder in der Tiefe ertrinken wollen."

Aus dieser Ansicht heraus sind die Verbesserungsvorschläge für Heer und Landesvertheidigung gemacht. Ostpreußen soll systematisch durch einen Fort-

---

*) Wie bekannt, hatten Oesterreich und Rußland die dritte Theilung Polens gegen Preußen beschlossen und, falls dieses sich nicht fügen wollte, das Trutzbündniß vom Januar 1795 gezeichnet. Seitdem mußte man in Preußen in der That auf Alles gefaßt sein und hatte sehr nöthig, auf Abwehr zu denken. Der erste Schritt zu derselben war der Frieden von Basel.

**) Kriegsarchiv D. I. 23.

***) Vom 11. Dezember 1795. Vergl. Kriegsarchiv D. I. 23.

†) Der Gewohnheit der Zeit entsprechend, enthält das Schriftstück weder Datum noch Namensunterschrift.

††) Schon Friedrich der Große hatte lange vor dem siebenjährigen Kriege bestimmte Vorkehrungen gegen einen Ueberfall durch die Russen getroffen und den Feldmarschall Lehwald für einen solchen Fall mit besonderen Weisungen versehen.

gürtel und größere Waffenplätze befestigt werden.*) Wehlau ist zum Zentralpunkte ausersehen, die Alle schiffbar zu machen.**) Auch der Küstenvertheidigung wird gedacht, wobei Kanonenboote mit einzelnen Geschützen schweren Kalibers eine Rolle spielen. Die Truppen am rechten Weichselufer sollen auf 60—70 000 Mann gebracht, ihre Mobilmachung aber aufs sorgfältigste vorbereitet, ihre Vertheilung so geordnet werden, daß 50 000 Mann innerhalb 14 Tagen bis 3 Wochen nach Eintreffen des Befehls an der Memel oder dem Narew versammelt sein können. Den Regimentern werden nur 8 Tage zur Einziehung der Urlauber und Marschbereitschaft zugemessen. Die Kavallerie rechts der Weichsel soll zahlreich sein, nämlich 100 Eskadrons betragen. Eine dem Kriegszwecke entsprechende Bestimmung der Friedensgarnisonen ist geplant. In die neuen Erwerbungen, an die Memel und an den Narew, wären danach die leichten Kavallerieregimenter, hinter sie die Füsilierbataillone zu legen. Mitten im Lande quartiert sich die Infanterie und die noch übrige Kavallerie ein. Alle Regimenter haben ihre Kanonen, Munition, Ausrüstung bei sich, Beurlaubte und Pferde in der Nähe.

Für Organisation der Verpflegung und der Geldversorgung sind besondere Vorschläge gemacht. Die Vermehrung der ganzen Armee wird als wahrscheinlich bezeichnet.

Diese Denkschrift veranlaßte den König, die Anleitung für einen Reorganisationsplan der ganzen Armee zu entwerfen, welche schon am 28. November 1795 vollendet vorlag.***)

Das Eigenthümlichste daran ist der Gedanke einer dauernden Eintheilung in vier Armeekorps, das Ostpreußische, Südpreußische, Schlesische und Reservekorps. „Bei dieser Abtheilung liegt hauptsächlich die Absicht zu Grunde, Alles das, was zu einer schleunigen Mobilmachung der Armee gehöret, in den Provinzen, in welchen die zusammengehörigen Truppen stehen, gehörig besorgen und alle die dazu erforderlichen Requisitionen dergestalt in der Nähe in Bereitschaft setzen zu lassen, daß auf den Fall eines schleunigen Marsches keine andere Verfügung erforderlich wird, als nur den Befehl zu ertheilen, welches von diesen Korps entweder ganz oder zum Theil auf den Kriegsfuß gesetzt werden und wohin es seine Direktion nehmen solle."

Dann folgt der Entwurf zu einer mäßigen Vermehrung und der neuen Dislokation des Heeres und zur Regelung der beschleunigten Mobilmachung.

Denkschrift und Anleitung gingen mit einer Kabinetsordre vom 30. No-

---

*) Das Memoire gedenkt hierbei der Absicht des Generallieutenant v. Anhalt, die Teufelsinsel im Spirdingsee, sonst Fort Lyk genannt, zu befestigen.

**) An einer anderen Stelle wird auch die Schiffbarmachung der Drewenz vorgeschlagen. Diese Arbeiten haben den Zweck, Magazine auf dem Wasserwege vorschieben zu können.

***) Kriegsarchiv D. I. 23. Die Anleitung ist von dem damaligen Generaladjutanten v. Zastrow bearbeitet.

vember 1795 zur Aufstellung eines vollständigen Planes an den Feldmarschall v. Möllendorf. Dieser sollte zu seiner Hülfe aus dem Ober-Kriegskollegium diejenigen Männer heranziehen, welche in ihren Departements die einzelnen Gegenstände schon bearbeiteten. So entstand die Immediat-Militär-Organisationskommission. Geusau, Manstein, Guionneau traten in dieselbe ein. Sie machte sich sogleich an ihre Arbeit. Der König genehmigte auch im Allgemeinen ihre Vorschläge,*) doch außer der Dislokationsveränderung und Kantonabgrenzung kam bis zu seinem Tode nur wenig zu Stande. Die dritten Musketierbataillone und das Regiment Courbière wurden errichtet, das Bataillon Steensen in ein Regiment verwandelt, drei neue Füsilierbataillone, Puttlitz, York und Bülow, und endlich ein neues Artilleriebataillon aufgestellt.**)

In mancher Hinsicht merkwürdiger noch als das erste wahrscheinlich von Schroetter herrührende Memoire ist ein zweites, welches in derselben Zeit verfaßt und nach einer Aufschrift mit Sicherheit jenem Minister zuzuschreiben ist.***)

Diese zweite Schrift geht ebenfalls von den Gefahren aus, welche ein schneller überraschender Angriff durch die Russen dem ganzen Lande bringen müsse. Dieselben, so heißt es, könnten sich bequem zu 6000 bis 8000 Mann in ihren Sommerlagern nahe der Grenze versammeln, dann in mehreren Kolonnen einbrechen, die unfertigen Preußischen Regimenter aufscheuchen, sie zerstreuen, die Trümmer nach der Weichsel treiben, die Beurlaubten abhalten, sich zu ihren Truppentheilen zu begeben, die Kassen wegnehmen, die Magazine zerstören, die Land-Gestütspferde fortführen, die fruchtbare Provinz verwüsten und den Schrecken und die Entmuthigung ins ganze Land tragen. Schroetter wendet sich trotzdem leidenschaftlich gegen den Gedanken, die Provinzen rechts der Weichsel aufzugeben, und weist nach, wie sehr seit des großen Königs Zeiten, wo dies geschehen mußte, sich die Verhältnisse geändert hätten.

Die Vorschläge zur Abhülfe beziehen sich zunächst wieder auf eine beschleunigte Mobilmachung, der gemäß die Regimenter und Bataillone in höchstens fünf bis sechs, der Artillerietrain in zehn bis zwölf Tagen zum Abmarsch bereit sein müßten. Um dies zu ermöglichen, sollen die Pferde so auf das Land vertheilt werden, daß jeder Einsasse weiß, wohin er beim Ausbruch der Mobilmachung die seinigen zu gestellen hat. Mit den Pferden werden zugleich die Knechte im Voraus vertheilt, mit ihrem Gestellungsort bekannt gemacht und darauf hin vereidigt.†) Alle Regimenter müssen ihr Geschütz bei sich haben. Die Mobilmachungsgelder liegen bei den Regimentern

*) Kriegsarchiv D. I. 54.

**) Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852, S. 138.

***) Kriegsarchiv D. I. 104. Beide Arbeiten enthalten übrigens viele auffallend übereinstimmende Sätze.

†) Für jede Garnison sollte dabei ein Ueberschuß berechnet werden, um Ausfälle zu decken.

bereit, sowie bei Infanterie und Artillerie eine Kriegschargirung. Auch ist die Art der Mobilisirung auf äußerste Schnelligkeit einzurichten. Bei den Grenzdörfern stehen Fanale, welche angezündet werden, sobald der Feind kommt. Darauf eilen, nach bestimmter Ordnung von Amt zu Amt, von Gut zu Gut reitende Boten.*) „Diese haben gedruckte Ordres bei sich, die stets fertig und in Bereitschaft zu halten sind. Sowie dieselben abgehen und aufs schnellste weiter geschickt werden, wird in jedem Kirchdorf von Stunde zu Stunde, Tag und Nacht durch eine Viertelstunde geläutet, und nun werden aus jedem Dorfe ohne den geringsten Aufenthalt alle zur Mobilmachung besten Pferde nach ihrem Bestimmungsort und alle Beurlaubte und Knechte zu Pferde nach den Regimentern geschafft. Der Beurlaubte, der Knecht, so nicht höchstens den dritten Tag beim Regiment oder Train ist, läuft zwanzigmal Spießruthen, der sogar ausbleibt und sich nicht durch eine große Krankheit legitimiren kann, wird in der Folge vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen."

Den Regimentern will Minister Schroetter bestimmte Sammelpunkte anweisen, wohin sie so schnell als möglich aus ihren Garnisonen abrücken. Einige dieser Punkte sollen unter allen Umständen befestigt und mit Magazinen versehen werden.

Sobald sich die Regimenter in Bewegung setzen, rücken die dritten Bataillone und Kavalleriedepots nach den schon bestimmten Punkten ab; ein Theil besetzt das Samland zur Küstenbewachung.

Außer diesen Vorkehrungen bringt Schroetter für Ost-, Westpreußen und Litthauen noch eine „Landmiliz" in Vorschlag. Er nennt sie „Landsturm". 50—60 000 Mann soll derselbe stark sein, ein Reglement für seine Organisation und seinen Gebrauch dem Könige baldigst vorgelegt werden. Die Gewehre für den Landsturm sind in den Aemtern und befestigten Orten niederzulegen. Derselbe dient aber nur in der Provinz, um diese gegen Plünderung und Verwüstung durch die Kasaken zu schützen. Der Landsturm des Samlandes, sowie der Aemter Mehlauken und Ruß nimmt an der Küstenvertheidigung Theil; auch kann Königsberg in solcher Weise besetzt und gegen einen Handstreich gesichert werden. Im Laufe des Krieges aber dient der Landsturm noch zur Ergänzung des stehenden Heeres.**)

„Wenn Neu-Ostpreußen noch drei Jahre unter Preußischer Hoheit steht und Rußland in seinem Administrationssystem fortfährt, so mache ich mich verbindlich, daselbst eine solche Miliz von wenigstens 40—50 000 Mann zu organisiren, von der auch ein Theil zu Pferde dienen wird."

*) Eine Bemerkung zu der Denkschrift sagt: „Boten sind zu langsam, auch dies müssen Fanale thun, wie in der Schweiz."

**) Eine Bemerkung zur Denkschrift sagt: „Halte ich nicht für gut. Der strengen Disziplin nicht gewöhnt, werden sie schlechte Dienste thun, und um den eingesessenen Bürger, den Eigenthümer zur Landmiliz zu bewegen, halte ich es für besser, daß es ein Prärogativ derselben bleibt, nicht anders als im höchsten Nothfall eingestellt zu werden."

„Diese Miliz soll vielleicht die erste ihrer Art sein und sie wird nicht bloß ihr eigenes Land, sondern auch die alten Gränzen decken und vielleicht gar in Feindes Land Streifereien wagen können. Damit sie der Feind aber auch respectirt, muß sie eine Art von Uniform haben, in Pulks eingetheilt und vereidigt sein."

Schroetter hofft durch diese Organisation zugleich dem Mangel der Armee an leichten Truppen abzuhelfen. Er weist schließlich noch darauf hin, daß sich im Jahre 1757 in Litthauen aus eigenem Antriebe eine solche Miliz organisirt und den Russen bei ihrem Rückmarsche viel Abbruch gethan habe.[35]

Es war dieser Vorschlag, die Wehrkraft des Volkes im größeren Maßstabe zu organisiren, der erste, der von hoher Stelle ausging. Freilich tritt auch er noch in der rohen Form eines einfachen Aufgebotes hervor, indessen enthalten die Andeutungen über Niederlegung der Waffen und reglementarische Feststellung in Friedenszeiten doch schon die ersten Spuren der später in den Tagen der Wiedererhebung mühevoll hergestellten Organisation.

Schroetters Landsturm, anscheinend anfangs 1796 geplant,*) hätte, inzwischen vervollkommnet und vielleicht schon zu einer Landwehr umgestaltet, zehn Jahre später, wenn auch nicht gegen die Russen, so doch zur Weichselvertheidigung gegen die Franzosen wirksame Hülfe leisten können.

Seinem Projekte nähert sich ein Vorschlag des Herzogs von Braunschweig, der sich nur in viel geringeren Dimensionen bewegt, auch aus späterer Zeit herzurühren scheint.**) Der Herzog will in Ostpreußen Nationalregimenter aus den Kantons aufstellen, vorzüglich durch Einreihung der ausgedienten Einländer, „worüber der Major v. Wangenheim, vom Regiment Seiner Majestät des Königs, ein sehr einleuchtendes Memoire aufgesetzt hat." Er rechnet darauf, im Ganzen 15 Bataillone zu 4 Kompagnien bilden zu können, wobei jede Kompagnie 150, das Bataillon also 600 Mann unter dem Gewehr hat. Als Kommandeure wünscht er Kapitäns aus der Linie gewählt zu sehen, welche zugleich befördert werden. Für die Aufstellung dieser Bataillone soll Alles im Frieden vorbereitet sein und bei Kriegsgefahr die Grenze besetzt werden, um die Mobilmachung der Preußischen Truppentheile vor Ueberraschungen durch die starke Russische Kavallerie sicher zu stellen.***)

---

*) Daß das zweite Memoire jünger als das erste ist, lassen einzelne Stellen bestimmt erkennen. Im zweiten wird z. B. auf die im ersten enthaltenen Vorschläge für die Landbefestigung indirekt Bezug genommen. Auch spricht Schroetter von den dritten Musketierbataillonen, die erst 1796 entstanden.

**) Kriegsarchiv D. I. 92. Die Besorgnisse vor Rußland währten vom Januar 1795 bis zum Ende 1801. Der Vorschlag des Herzogs von Braunschweig rührt jedenfalls aus dieser Zeit her.

***) Die Besorgnisse vor Rußland waren damals nicht nur gerechtfertigte (siehe S. 118, Anm. *), sondern auch weit verbreitete. Abgesehen davon bestand aber bei einer Anzahl hervorragender Männer im Staate die Ueberzeugung, daß es klug wäre, um Frankreichs

Bei längerer Regierung König Friedrich Wilhelms II. würde vielleicht der Plan einer systematischen Befestigung der Ostgrenze sowie überhaupt ein Mehreres von den Vorschlägen Schroetters zur Ausführung gekommen sein. Allein die finanziellen Rücksichten*) nöthigten um diese Zeit schon zu langsamem Vorgehen, und so ereilte der Tod den Monarchen, während die Truppenvermehrungen und die neue Ordnung der Kantons noch im Gange waren. König Friedrich Wilhelm III. übernahm die Vollendung dieser Arbeit als Erbschaft.

Wenn auch die elfjährige Regierung seines Vorgängers keine große grundsätzliche Veränderung im Heerwesen gebracht hatte, so ist doch sehr Vieles

---

Freundschaft zu werben. Massenbach, der diesem System bis zum Ende seiner Laufbahn treu blieb, empfahl es schon 1794 in den „Betrachtungen über die gegenwärtige politische Lage Europas." „Preußen" — schließt er sein Phantasiegebilde — „kann und wird seine wichtigen Acquisitionen in Polen ohne den Beistand, ohne den Schutz, ohne die Allianz mit der Französischen Republik und mit der Ottomanischen Pforte nicht erhalten." (Kriegsarchiv D. I. 15.)

*) Wir können diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne den falschen Vorstellungen entgegenzutreten, welche gemeinhin von der Preußischen Finanzwirthschaft unter König Friedrich Wilhelm II. herrschen, und die leider ihre Ursache in berühmten, trotzdem aber unzuverlässigen geschichtlichen Darstellungen finden. A. F. Riedel sagt in seiner Schrift: „Der Brandenburgisch-Preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten." Berlin 1866, S. 188, 189:

„Ueberhaupt stand das Staatseinkommen Friedrich Wilhelms II., das sich auch in seinem zuletzt erreichten höchsten Betrage kaum um eine Million Thaler dem Einkommen der letzten Regierungsjahre Friedrichs des Großen überhob und bis dahin gewöhnlich geringer gewesen war, zu den Lasten des Staates in einem viel ungünstigeren Verhältnisse; denn diese hatten sich nach allen Richtungen hin vergrößert, nicht nur dadurch, daß der Hofaufwand wie der Militäraufwand gewachsen war und die Administrationskosten in allen Zweigen der Verwaltung ungleich reichlicher bemessen waren als früher, sondern besonders durch die große Erweiterung des Staatsgebiets auf uneinträgliche Landestheile, in denen Alles erst neu mit großen Kosten zu organisiren war. Gleichwohl sind unter Friedrich Wilhelms II. Herrschaft zur Deckung der Ausgaben der Staatsverwaltung, des Hofaufwandes oder des ordentlichen Militäraufwandes niemals außerordentliche Mittel in Anspruch genommen, weder durch Zuschüsse aus dem Staatsschatze, noch durch Aufnahme von Darlehen, und schloß nie eine Rechnung mit einem Defizit ab. Die Ausgaben, welche der König gestattete, wurden bei sorgfältig vorher erwogenen Voranschlägen nach dem sicher zu erwartenden Einkommen eingeschränkt; es wurden die Bedürfnisse der Gegenwart weder der Vergangenheit noch der Zukunft aufgebürdet und also die Grundsätze eines verständigen Staatshaushalts immer gewahrt."

„Mit dieser aktenmäßigen Darstellung, bei welcher dem Verfasser alle Rechnungen jener Zeit offen liegen, sind freilich so alberne Behauptungen über Friedrich Wilhelms II. Haushaltung, wie Geschichtschreiber sie mit ihren berühmten Namen verbürgen, nicht zu vereinigen. Hoffentlich wird einmal die Preußische Geschichte auch für diesen Zeitraum wohlverdiente Aufklärung finden! Wir denken hierbei z. B. an „das ganz zerrüttete Finanzwesen" und „das Vergeuden von Hunderten von Millionen Thalern", das Schlosser dem Könige Friedrich Wilhelm II. mit frecher Unwissenheit zur Last legt. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, Bd. VI. S. 133."

während derselben gebessert worden. Eine Vermehrung um 35 000 Mann war eingetreten, welche fast ausschließlich der Feldarmee, zumal den bis dahin so sehr mangelnden leichten Truppen zu Gute kam. Die neue Eintheilung bei der Infanterie muß als eine zweckmäßige anerkannt werden. Alle organisatorischen Verhältnisse waren gerechter und gleichartiger geordnet worden. Die Lehranstalten hatten eine wesentliche Erweiterung erfahren; das wissenschaftliche Leben im Heere nahm lebhafteren Aufschwung. In seinen eifrigen Bemühungen, die materielle Lage der Armee günstiger zu gestalten, ihre Sitten zu mildern und so ihre Moral zu heben und ihr mehr innere Stärke zu verleihen, bekundete der König, daß er den Sitz der wesentlichsten Uebel in der alten Verfassung richtig erkannt hatte. Seine Thätigkeit ist keine großartige zu nennen, aber sie war rührig, von humanem Geiste durchdrungen und von vielen sehr treffenden Gesichtspunkten geleitet. Gewiß darf man ein solches Regiment nicht obenhin als eine Zeit des Verfalls betrachten. Dasselbe hat keinen erheblichen Mißgriff in der Heeresverwaltung begangen, keinen, den man als verhängnißvoll für die Zukunft bezeichnen könnte.

Manche Regierung, welche in der Geschichte mit Ehren genannt wird, hat weniger gethan als diese.

---

3. Die ersten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelms III.

(Rüchels, Lecoqs, Courbières u. A. Reformvorschläge. Köhlers Denkschrift. Des Königs Absichten.)

König Friedrich Wilhelm III. kam fast in demselben Lebensalter zur Regierung, in welchem Friedrich II. den Thron seiner Väter bestieg, und die Meinung war allgemein verbreitet, er werde sich nach seinem unsterblichen Großoheim nur Friedrich nennen. Angeblich soll ein Zufall, die voreilige Vereidigung eines Regiments auf den später gültigen Namen, die Entscheidung herbeigeführt haben. Trotzdem wurden die Vergleiche emsig angestellt. Der junge Monarch hatte eine streng soldatische Erziehung genossen, die Friedrich der Große persönlich anordnete und überwachte. Als Jüngling bildete er selbst eine Rekrutenabtheilung aus, und Marquis Toulongeon, der davon erzählt, meint, der jugendliche Prinz habe einen stolzen und harten Karakter verrathen.*) General v. Backhoff, ein alter Soldat aus Friedrichs Schule, war bis 1787 sein Oberhofmeister und unterwies ihn vornehmlich in der niederen Truppenführung.[36] Eine hervorstechende Neigung für den Waffendienst war ihm schon als Kronprinz eigen. Er machte die Feldzüge am Rhein und in Polen in seines Vaters Begleitung mit**) und beschäftigte sich auch

*) Une mission militaire en Prusse en 1786. S. 114.

**) Vor Mainz und Landau führte er 1793 ein erstes selbständiges Kommando über eine als „Corps de réserve“ bezeichnete Brigade.

nach dem Friedensschlusse eifrig mit den Heeresangelegenheiten. Im Jahre 1795 nahm er Antheil an den Arbeiten der Immediat-Organisationskommission, befaßte sich auch mit den Schroetterschen Entwürfen und sandte Möllendorf eigene Arbeiten zu. „Das nachsichtige und gütige Urtheil, welches Euer Excellenz über die Ihnen von mir zugeschickten Aufsätze gefällt haben, verbindet mich zu dem vollkommensten Dank und freuet es mich ungemein zu sehen, daß Sie mit mir hierüber einerley Meinung sind", heißt es in einem Briefe an den General, der am 11. Dezember 1795 geschrieben ist.*) Nach der Thronbesteigung widmete Friedrich Wilhelm III. seine Interessen so vorwiegend dem Heere, daß ihm vielfach ein Vorwurf daraus gemacht worden ist. Die bekannte Schmähschrift „Das gepriesene Preußen", als deren Verfasser Kriegsrath v. Held gilt,**) greift ihn gerade in diesem Punkte an. Sie erzählt, daß er nur Sinn für seine Truppen, zumal für seine Garde habe, „die er persönlich übe, table und strafe."***) In der That befehligte der König sehr oft in eigener Person. Bei den Manövern übernahm er meist das „Corps de bataille" und führte es gegen den markirten Feind. Auch Duroc berichtet den 5. Dezember 1799 an den Konsul Bonaparte, daß Friedrich Wilhelm III. sich allein mit der Ausbildung seines Heeres beschäftigte.†)

Held hat Rüchels Einfluß auf Friedrich Wilhelm III. gleichsam als Entschuldigung angeführt.††) In der That mag der „Johannes des großen Königs" viel beigetragen haben, das Streben des Monarchen in dieser Richtung zu befestigen. Nur die kurzsichtige Pedanterie eines eingefleischten Bureaukraten konnte ihn darum tadeln. Die Zeit war wahrlich angethan, mit allem Ernste die Waffen zu schmieden. Friedrich Wilhelms Freundschaft für Rüchel beruhte auf nahen Beziehungen, welche sich im Feldzuge von 1793 geknüpft hatten, und fand ihren tieferen Grund in der Erkenntniß des großen Werthes, der in des Generals Persönlichkeit lag.†††) Man kann es vielleicht im

*) Kriegsarchiv D. I. 23.

**) K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte, S. 558.

***) Das gepriesene Preußen oder Beleuchtung der gegenwärtigen Regierung, Parallelen, Anekdoten und Erzählungen. Zu haben in den vorzüglichsten Buchhandlungen Deutschlands. S. 75—76.

†) Bailleu, Preußen und Frankreich, S. 514.

††) Friedrich Wilhelm III. berief bei seiner Thronbesteigung Rüchel in seine Nähe und ernannte ihn zum Chef des Regiments Garde, zum Kommandanten von Potsdam und zum Inspekteur der dortigen Inspektion.

†††) Rüchels Natur war gerade geschaffen, lebhaft aufzunehmen, aber dem Bestehenden doch seine Rechte zu lassen. Scharnhorst schrieb am 9. August 1802 an ihn: „Frei von der Vorliebe des Alten, sind Sie doch kein Anhänger des Neuen. Sie haben den Vortheil, zwischen beiden in der Mitte zu stehn. Kleinliche Rücksichten, die sonst auch seltenen Männern ankleben, standen nie Ihrer Beurtheilung im Wege, gutgemeinte Vorschläge werden daher von Ihnen mit Wohlwollen aufgenommen." (Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878, S. 16.)

Gegensatz zu Helds Auffassung bedauern, daß es Rüchel nicht gegeben war, nachhaltigeren Einfluß auf Friedrich Wilhelm III. zu gewinnen; denn in seinem feurigen, kühnen Wesen lagen viele Eigenschaften, welche die Natur des Königs trefflich hätten ergänzen können. Helds Angriffe bestätigen uns wunderbarerweise, daß Rüchel wenigstens versucht hat, auf einem sehr wichtigen Gebiete der Wehrverfassung sein Ansehen bei dem Monarchen geltend zu machen, nämlich für Aufhebung der zahlreichen Befreiungen von der Dienstpflicht. Sein Vorschlag soll zumal die großen Städte Berlin, Breslau, Stettin, Königsberg und einige andere betroffen haben, die bis dahin keinen Mann zum Heere stellten. Daß die segensreiche Maßnahme nicht zur Durchführung gelangte, wird dem „entschlossenen Muthe" des Kabinetsraths Menken zugeschrieben.[37]

Daß der König eine sehr richtige Einsicht in allen kriegerischen Dingen besaß, versichert uns eine Reihe von Augenzeugen, die in nähere Beziehungen zu ihm traten. Boyens, Marwitz', Henkels, Minutolis Aufzeichnungen, Massenbachs Memoiren, viele Aussprüche von Scharnhorst rühmen des Königs einfaches, klares und stets treffendes Urtheil. Ganz besonders thut Scharnhorst es in einer Abhandlung über die Operationen von Sachsen nach Thüringen und Franken im Jahre 1806.[38] Bischof Eylert hat viele ähnliche Aussprüche über Friedrich Wilhelm III. zusammengestellt. Am bezeichnendsten ist die dem Prinzen Louis Ferdinand in den Mund gelegte Bemerkung, „er kenne nur Einen Mann im Preußischen Staate, der durch seine Einsichten und seine Talente denselben zu retten im Stande wäre, wenn er sich nur selbst vertrauen wolle, und dies sei der König."*)

Man hatte also jedenfalls guten Grund, von dieser Regierung in militärischer Hinsicht Fortschritte zu erwarten.

Bekanntlich richtete Friedrich v. Gentz, nach dem Vorgange Mirabeaus, an den jungen Monarchen bei dessen Thronbesteigung ein offenes Sendschreiben. Dasselbe entwickelt eine Uebersicht über die Lage des Staats und einen Entwurf für die zukünftige Thätigkeit der Regierung.

„Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes. Euer Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein Europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heere. Unsere Fürsten standen und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staats erlaubt, und die

*) Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm III. Berlin, Posen und Bromberg 1843. S. 11.

innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disziplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dieses kostbare und ehrwürdige Werkzeug unserer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modifiziren, wird es aber nicht leicht umgestalten."

„Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höheren wie den niedrigeren, beiwohnt, kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur anderen Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig- nach fünfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegsnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich, als sein Ruhm."*)

Es leuchtet ein, daß eine solche Meinung, von einem höheren Staatsbeamten,**) einem als scharfsichtig bekannten Manne ausgesprochen und ganz allgemein getheilt, die Scheu vermehrte, am Bestehenden zu rütteln, oder gar vom Lande für Neuerungen Opfer zu verlangen. Es gehörte große Klarheit dazu, sich durch solches Lob nicht blenden zu lassen, sondern offenen Blick für die Nothwendigkeit weiteren Fortschritts zu behalten.

Kein seltsamerer Kontrast kann gedacht werden, als derjenige, den Gentz' Sendschreiben gegen eine gleichzeitig verfaßte Denkschrift des Königs bildet.

Friedrich Wilhelm war mit der Organisationskommission in dauernder Verbindung geblieben; er hatte Möllendorf ersucht, ihn von den weiteren Erfolgen der 1795 begonnenen Arbeiten in Kenntniß zu setzen.

Im Jahre 1796 waren ihm vom Oberstlieutenant v. Lecoq***) verschiedene Vorschläge über Verbesserung der Lage der Armee unterbreitet worden. Im Herbst 1797 fand zwischen ihm und Courbière eine längere Unterredung über den nämlichen Gegenstand statt, und dieser beschäftigte ihn so sehr, daß er inmitten aller Sorgen der Regierungsübernahme, im November 1797, ein Memoire aufsetzte, das seiner eigenen Thätigkeit im Heerwesen als Norm zu dienen bestimmt war.†)

---

*) Friedrich v. Gentz, Sendschreiben, Seiner Königlichen Majestät Friedrich Wilhelm III. bei der Thronbesteigung allerunterthänigst überreicht.

**) Gentz war Kriegsrath.

***) General-Quartiermeister-Lieutenant.

†) Kriegsarchiv D. I. 23.

Genaue Erwägung der örtlichen Verhältnisse aller Regimenter, Zurückverlegung der alten „Kernregimenter" in die altpreußischen Provinzen,*) sorgfältige Prüfung der Ausländer-Rekrutirung und wennmöglich Vermehrung der Einländer, Erhöhung des Kriegsstandes der Bataillone, die besonders wichtig ist, größere Gleichmäßigkeit im kleinen Dienste, ganz allgemeine Einführung des Unterrichts für Junker und junge Offiziere bei den Regimentern, das waren die Punkte, denen König Friedrich Wilhelm III. sein Augenmerk zuwenden wollte. Dann aber faßt er mit besonderer Wärme noch den Gedanken besserer Versorgung des gemeinen Mannes auf, um diesen „für die dringendsten Nahrungssorgen zu sichern und dem Soldaten mehr Anhänglichkeit für seinen Stand zu verschaffen." Er erklärt die tägliche Zulage von einem halben Pfunde Brot neben der gewöhnlichen Löhnung für durchaus nothwendig. Mit großem Freimuthe wird die traurige Lage des gemeinen Mannes geschildert, die der Würde seines Standes nicht entspreche, welche zu ändern Billigkeit und Klugheit gebiete. Bescheiden fügt der König hinzu: „Ich bin nicht der Erste, wenn Ich auch nicht der Letzte gewesen, der an einen solchen Fall gedacht."[39]

Am Schlusse stehen dann die merkwürdigen Worte:

„Der innere Trieb, die Lust zum Dienst haben seit einer Reihe von Jahren unter dem größten Theil der Offiziere gar sehr abgenommen. Was kann anders hiervon die Folge sein, als daß die innere Dressur, die Disziplin und Ordnung bei den Regimentern gleichmäßig abgenommen hat. Was dieses für Folgen haben muß, ist wohl nicht erst nöthig zu sagen, nehmlich keine andere als die, daß die sonst so allgemein geachtete, musterhafte und schöne Armée, die zum Exempel von ganz Europa diente, in sich selbst zusammenstürzen und keine andere Vorzüge übrig behalten wird, als die der Rückerinnerung an ihre brillante Epoque. Aber dafür sei Gott. Bis dahin soll es nicht kommen. Vielmehr muß jetzt mit allen Kräften daran gearbeitet werden, dem kranken Körper wieder aufzuhelfen; denn noch ist es Zeit, noch ist mancher gute Stoff vorhanden, um der Sache wieder den gehörigen Schwung, die gehörige Energie zu geben. Wenn auch hierüber einige ernsthafte Betrachtungen angestellt und sodann zweckmäßige Maßregeln in Vorschlag gebracht würden, um die schlummernden Kräfte wieder zu beleben; so wäre dieses noch ein Gegenstand von gar nicht minderer Wichtigkeit, als die vorhergehenden."

Mit eigener Hand setzte der König seinen Namen auf die Reinschrift, welche später der Organisationskommission zuging. Vorerst scheint er sein Werk dem Vertrauten jener Zeit, Rüchel, vorgelegt zu haben, der danach eine Instruktion für die Kommission entwarf. Erst im folgenden Jahre gelangte es an seine Bestimmung.

---

*) Der Frieden von Campo Formio sowie der darauf folgende Zusammentritt des Kongresses von Rastatt ließ diese Zurückverlegung in Aussicht nehmen.

„Mein lieber Generalfeldmarschall v. Möllendorf! mein lieber Generallieutenant v. Geusau! mein lieber Generalmajor v. Rüchel! mein lieber Obrist und Generaladjutant v. Zastrow! und mein lieber Major v. Guionneau! Ich habe über den Zustand und über das wahre Wohl Meiner braven Armee reiflich nachgedacht, und wie Ich nach Meiner Pflicht und nach aller Meiner Kraft das Beste Meines Staates jederzeit möglichst beherzigen werde; so wird auch Meine vorzüglichste Aufmerksamkeit darauf gerichtet bleiben, daß Meine Armee sowohl in ihrem Inneren als Aeußeren nicht allein ihre alten Vorzüge behaupte, welche sie sich bei allen Gelegenheiten rühmlichst erworben hat, sondern auch durch die möglichste Beseelung jeder verdienten und denen Staatskräften angemessenen Fürsorge, ihrer erreichbaren Vollkommenheit näher geführet werde", so lauten die Einleitungsworte.*)

Die ersten vier Gegenstände seines Programms erklärte der König für besonders dringlich, fügte übrigens noch einen neuen hinzu. Er beschäftigte sich zur Zeit viel mit der Errichtung eines Grenadierkorps, das eine wirkliche Elitetruppe werden und seine Verwendung zur Besetzung wichtiger Punkte oder als Schlachtenreserve finden sollte. Schon unter Friedrich II., so führte er aus, seien die Grenadiere, von denen jedes Regiment zwei Kompagnien aufgestellt habe, ihrer großen Zahl halber keine wirklich gewählten Leute gewesen; augenblicklich wäre vollends keine Rede davon.**) Nur eine Kompagnie könne in jedem Regiment aus Mustersoldaten gebildet werden, künftig dürfe es also auch nur eine Grenadierkompagnie geben. Alle Bataillone, auch die dritten Musketierbataillone, sollten ferner gleichmäßig fünf Kompagnien erhalten, um in sich recht stark zu sein. Hiermit traf der König einen Lieblingsgedanken Möllendorfs, der wiederholt auf die Schwäche der von Friedrich Wilhelm II. geschaffenen Bataillone von vier Kompagnien hinwies, welche trotzdem des vollen Trosses an Pferden und Wagen bedürften. Ersparnißrücksichten waren hierbei für den alten Feldmarschall maßgebend, und auch Friedrich Wilhelm betonte mehrfach, daß die äußerste Sparsamkeit vorherrschen müsse. Zugleich gab er seinen Entschluß kund, daß die neu geregelte Unterbringung der Regimenter und die Kantoneintheilung eine endgültige sein sollte, „weil Ich keine neue Truppen zu errichten in Willens bin."

Der Gedanke, ein Grenadierkorps zu schaffen, war kein glücklicher; er lenkte die Aufmerksamkeit von ungleich wichtigeren Dingen ab und führte schließlich im Jahre 1800 die Wiederbelebung der alten unzweckmäßigen Einrichtung herbei, wonach jedes Regiment nur zwei Grenadierkompagnien aufstellte und diese von je zwei Regimentern zu einem Bataillon zusammenstießen.***) Die dritten Musketierbataillone beließ man auf dem alten Fuß

*) Kriegsarchiv D. I. 23. Kabinetsordre vom 14. Januar 1798.

**) Da, wie oben (S. 112) bemerkt, zur Zeit jedes Regiment ein ganzes Grenadierbataillon besaß.

***) Sie blieben jedoch auch im Frieden vereinigt.

von vier Kompagnien; die beiden ersten hingegen erhielten deren fünf. Auch entschloß sich der König, trotz seiner anfänglichen Abneigung, noch dazu, das Heer um Einiges zu vermehren, als der Reichsdeputations-Hauptschluß vom 23. März 1803 dem Preußischen Staate Münster, Paderborn, das Eichsfeld, Erfurt, Mühlhausen und Nordhausen als Entschädigungsländer für die aufgegebenen linksrheinischen Besitzungen eintrug und sich ein Zuwachs an Land und Leuten ergab. Es blieb freilich bei wenigen Tausend Mann, die nicht ins Gewicht fielen.

Inzwischen hatten die Federn der Immediat-Organisationskommission rüstig weiter gearbeitet. Es lagen Fragen von ganz anderer Bedeutung vor, als diejenige, ob die Grenadiere wirklich „choisirte" Mannschaft wären oder nicht. Die Kommission beschäftigte sich mit nichts Geringerem, als mit ernsthaften Plänen, die Wehrkraft des Landes auf ganz neuer, erweiterter und veredelter Grundlage zu gestalten.

Der König hatte in seiner Denkschrift darauf hingewiesen, daß man Lecoq und Courbière, „diese erfahrenen Männer", nochmals hören sollte.

Die Folge davon war eine Aufforderung Möllendorfs an Lecoq, welcher dem Rufe auf das schnellste Folge leistete.

Er reichte eine sehr ausführliche Denkschrift ein, in welcher er vorschlug, die Zahl der Ausländer zu vermindern und den Sold durch Geld und Brot zu erhöhen.*) „Beide Gegenstände scheinen mir gleich wichtig und die Aufmerksamkeit des Generals und Staatsmannes zu verdienen", sagt er in seiner aus Minden den 1. Februar 1798 an den Feldmarschall gerichteten Zuschrift, „denn wenn auch der zweite aus Menschenliebe allein nothwendig wird, so verdienen beide noch aus einem für unsere Zeiten sehr wichtigen Gesichtspunkte beurtheilt zu werden, nämlich von Seiten der Erhaltung der Verfassung des Staats gegen die Bemühungen äußerer und innerer Feinde, einen Umsturz zu bewirken. Alles, was dahin abzweckt, dieses Uebel zu verhüten, ist Heil für den Staat, ist Heil für die Menschheit, und ich gestehe, daß ich jene beiden Gegenstände hauptsächlich dazu rechne."

Möllendorf setzte die Denkschrift sofort bei Geusau, Rüchel, Zastrow und Guionneau in Umlauf.

Lecoq war in derselben den Gebrechen der alten Heeresverfassung mit Schärfe und Klarheit zu Leibe gegangen. Er nahm dabei aber auf die inneren Verhältnisse des Staates gebührende Rücksicht. Für besonders nothwendig erachtete er es gerade in jenem Augenblick und gerade für einen monarchischen Staat, sein Heer auf einen Fuß zu setzen, daß es sich gern

*) Kriegsarchiv D. I. 23. Ueber die Nothwendigkeit einer Verminderung der Ausländer und eines besseren Soldes der Subalternoffiziere, Unteroffiziere und Gemeinen bei der Königlichen Preußischen Infanterie.

und willig dem äußeren und inneren Feinde entgegenstelle, weil die große republikanische Bewegung im Westen die Neigung zu Umsturz und Neuerung verbreite. Daß Ruhe und Ordnung bei einem durch Strenge allein zusammengehaltenen Haufen „oft am seidenen Faden hingen", wies er an dem Beispiel des auf der Englischen Flotte Jahrs zuvor entstandenen Matrosenaufruhrs nach. Die Preußische Armee hat sich bisher durch Tapferkeit und Treue ausgezeichnet, sagt er dann weiter, aber die Klugheit erfordert, alle Hindernisse der Erhaltung dieses Geistes zu beseitigen. Daher ist zuvörderst die Zahl der Ausländer herabzusetzen, welche zur Zeit noch fast die Hälfte der Heeresstärke ausmachen.*)

Ganz in unserem Sinne führt er aus, daß Friedrich der Große einer künstlichen Heeresverfassung bedurfte, um die politische Rolle, welche die wahren Kräfte des Staats weit überstieg, aufrecht zu halten; sein Genie sei ihm dabei zu Hülfe gekommen. „Eine erzwungene, nicht auf die Natur gegründete Einrichtung erhält sich aber nur einige Zeit", fährt er fort. „Die damit verbundenen Uebel äußern sich zwar oft nur langsam, aber an dem Fundament des Staatskörpers und bewirken endlich dessen Umsturz, wenn nicht bei günstigen Gelegenheiten zuverlässige Mittel gegen das Uebel angewendet werden, und die einzigen wahren radikalen Mittel sind wie bei den Krankheiten des Körpers — Wegschaffung der Ursachen, welche sie hervorbrachten." Er meint, man dürfe kein scharfer Beobachter sein, um alle Schäden des Ausländersystems zu erkennen. Sie machten die vielen demoralisirenden Mittel nothwendig, um die Desertion zu verhüten. Sie führten die Verbrechen und Strafen, die erschreckende Wirksamkeit des Scharfrichters herbei, vor allen Dingen aber wirke der Geist der Ausländer allmälig auch auf die Einländer, ja somit auf die ganze Masse des niederen Volkes in unheilvoller Art zurück. Freilich thue auch der Geist der Zeit dazu das seinige.

Sehr richtig bemerkt die Denkschrift, daß die besten Bezirke der Ausländerwerbung im Reiche durch die politische Umwälzung Deutschlands verloren gegangen seien, daß man künftig noch weniger wählerisch bei der Anwerbung werde zu Werke gehen müssen, als bisher. Es sei deshalb erforderlich, die Hälfte aller Ausländer zu entlassen, die Lage der Zurückbleibenden aber zu verbessern, um sie zu wirklichen Bürgern des Staates zu machen.

---

*) Lecoq weist hierbei darauf hin, daß zu den Ausländern nicht nur die wirklich im Auslande geworbenen Mannschaften, sondern auch bestimmte Kategorien von Einländern gerechnet würden, wie Soldatensöhne, außerhalb der Regimentskantons Geworbene, unsichere Kantonisten 2c. Vergl. hierüber „Schilderung des Preußischen Kriegsheeres unter Friedrich II." — Mirabeau-Mauvillon übersetzt von Blankenburg, S. 80 ff. und „Denkwürdigkeiten zur Karakteristik der Preußischen Armee unter dem großen König Friedrich II." S. 5.

Sehr besorgt zeigt sich Lecoq darüber, daß man während der Beurlaubungszeit bei eintretenden Unruhen ausschließlich auf die unzufriedenen Ausländer angewiesen sei, welche bei dem Ausbruche eines Volksaufstandes nur gewinnen könnten. „Eben die Menschen, welche den Aufruhr in der Geburt ersticken sollen, deren Händen die Polizei, Ruhe und innere Ordnung anvertraut sind, sind es, welche die Zerstörung dieser Ordnung wünschen, und, man darf es sich nicht verbergen, auch wünschen müssen." Er erinnert an den Breslauer Krawall,*) trotzdem sich gerade dort die Garnison durchaus gehorsam erwiesen hatte. Die Revolutionsfurcht tritt in der Darlegung stark hervor, vielleicht nur gebraucht, um die Argumente wirksamer zu machen.

Dadurch, daß man den Bürger früher für den bei ihm einquartierten Soldaten verantwortlich gemacht habe, sei — so führt Lecoq aus — eine jetzt gefährliche Gemeinschaft zwischen Beiden entstanden. Wie leicht hätte die Beilegung des Aufruhrs mißlingen können. Ein einziger den Tod verachtender Empörer würde die Soldaten möglicherweise mit sich fortgerissen haben. „Man erblickt freilich bei einem in Reih und Glied gestellten Haufen solcher Menschen nichts als die durch Strenge hervorgebrachte äußere Ordnung, welche es unmöglich macht, den guten vom bösen Menschen zu unterscheiden. Die inneren Gemüthsbewegungen sind dadurch keineswegs erstickt, das Ganze, so maschinenmäßig es aussieht, behält eine Seele und zwar eine Seele, die nach Rache und Freiheit dürstet." Vor zwanzig Jahren, fügt er hinzu, sei der Soldat nicht besser gewesen, aber die öffentliche Meinung habe damals noch nicht gewirkt, auch habe noch kein Beispiel von Zerstörung einer Staatsverfassung den großen Haufen seine Kraft erkennen lassen.

So übertrieben diese Besorgnisse, so gerechtfertigt war die Forderung, die Disziplin auf moralische Fundamente ebenso sehr, wie auf die Strenge zu gründen. Jenes Fundament sollte sein: „Zufriedenheit mit dem Zustande, Liebe für König, Staat und Offiziere."

Lecoq beantwortet die Frage, ob die Verminderung der Ausländer um die Hälfte, welche die Mittel für Verbesserung der Lage der Anderen liefern sollte, möglich wäre, mit unbedingtem „Ja!" „Eine Verbesserung im inneren Geist des Soldaten ist ein reellerer Vortheil, als eine Augmentation." Zudem könne der König für den Krieg eine Vermehrung durch Einländer ganz nach Belieben vornehmen.

Ein dreifacher Stand müßte bei der Preußischen Armee eingeführt werden, der Friedensfuß, der Kriegsfuß bei einem Kriege gegen nur einen der mächtigen Nachbarn, endlich ein höchster Stand „bei einem für die Wohlfahrt und die Erhaltung des Staats äußerst wichtigen Fall, nämlich bei einem Kriege gegen mehrere verbundene Mächte, z. B. gegen Rußland und Oester-

---

*) Im April 1793 und Oktober 1796. K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte. Berlin 1849. S. 419 ff.

reich, oder gegen Oesterreich und Frankreich, ein Fall, den die Politik zwar zu verhüten suchen wird, der aber doch nicht aus der Reihe der Möglichkeiten liegt." Danach sollte jede Kompagnie entweder mit 10, 20 oder 30 Mann durch Gestellung aus dem Kanton vermehrt werden. Eine hinreichende Mannschaftszahl sei im Frieden derart auszubilden, „daß sie nach einer 14tägigen Uebung zum Felde in Reih und Glied gestellt werden könne."

Den Beweis, daß die entlassenen Ausländer aus dem Vaterlande ersetzt werden können, ohne dieses zu sehr zu belasten, leitet Lecoq aus Berechnungen her, welche ergeben, daß zu Friedrichs Zeiten der 54. Mann der Bevölkerung gestellt wurde, im Jahre 1798 nur noch der 66. Bei der Rückkehr zu dem alten Verhältnisse bliebe die einmal bestehende Stärke des Heeres erhalten; im Nothfalle sei sie um 20000 Mann zu verringern.

Die zurückbleibenden Ausländer beabsichtigt er durch materielle Vortheile und bessere Behandlung an den Staat und den König zu fesseln. „Der Preußische Ausländer müßte, wenn es möglich wäre, überzeugt werden, daß sein Loos in keinem anderen Dienste glücklicher sein würde." Außer einer Geld- und Brotzulage soll ihm, um dies zu erreichen, mehr Freiheit gewährt, dann beim Ausscheiden aus dem Dienste ein für ihn gesammelter Fond übergeben werden.

Unter der größeren Freiheit ist die Erlaubniß verstanden, sich außerhalb der Stadtthore zu bewegen. Der Belohnungsfond soll sich aus den ersparten Werbegeldern bilden und für den Mann 80 Thaler betragen, ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Kapital. Die Verminderung könne allmälig geschehen, so daß für die entlassenen Ausländer zunächst kein Ersatz geworben wird, bis das richtige Verhältniß erreicht ist. Auch schlägt Lecoq vor, die Freiheiten sogleich zu gewähren; die unzuverlässigen Soldaten würden dann nicht säumen, auf und davon zu laufen, während man die zurückbleibenden als gute Mannschaft ansehen und behalten dürfe — in der That ein eigenthümliches Mittel.*) Die Ausländerverminderung, meint er, würde auch erlauben, die Einländer länger bei der Fahne zu behalten, so daß sie durchweg wenigstens das Rekrutenjahr über ganz im Dienste blieben. Bei den gegenwärtigen Verhältnissen, wo sie oft schon nach der ohnehin kurzen Exerzirzeit entlassen würden, nähmen sie nur die Erinnerung an die ersten schweren Tage des Dienstes mit, ohne den neuen Stand liebgewonnen zu haben, sie vergäßen bald wieder das Erlernte, blieben Stümper für die ganze Dienstzeit, würden stets geplagt, plagten auch stets ihre Offiziere. „Der

---

*) Entgegen der allgemeinen Annahme, daß die Geworbenen das größte Kontingent zur Desertion gestellt, erzählt Lossow, wie im siebenjährigen Kriege von einzelnen Truppentheilen mehr Einländer als Ausländer desertirten. (Denkwürdigkeiten zur Karakteristik der Preußischen Armee, S. 3.)

Schuster ist drei Jahre in der Lehre, und der Soldat sollte sein Handwerk in drei Monaten lernen!"

Die Nothwendigkeit der Solderhöhung wies Lecoq eingehend nach. Die gültigen Sätze waren ehemals so bestimmt worden, daß der Soldat dem Bürger gleich kam, der sich durch seiner Hände Arbeit ernährte. Alles in Allem stand er ursprünglich besser als die mit durchschnittlich drei Groschen bezahlten Tagelöhner. Das hatte sich mittlerweile geändert. Der Soldat war jetzt auf Nebenverdienst angewiesen, Zu diesem aber fehlte an vielen Stellen die Gelegenheit. „Gewiß ist es also", sagt die Denkschrift, „daß es Zeiten und Umstände giebt, unter welchen der Soldat genöthigt ist, von seiner Löhnung zu leben, d. h. zu hungern." Sie erklärt daher einen nach Maßgabe der Preise wechselnden Verpflegungszuschuß für die zweckmäßigste Art der Aufbesserung. Zu den am meisten Bedürftigen zählt Lecoq übrigens die Offiziere vom Stabskapitän abwärts. „Außer der Ehre ist ein höheres Traktament dasjenige, was einem Avancement Werth giebt. Es wäre daher zu wünschen, daß jede Klasse der Offiziers verschiedenen Gehalt bekäme." Den Fähnrich will Lecoq beim alten Satze lassen, den Sekondlieutenant aber bis auf 15, den Premierlieutenant auf 17, den Adjutanten auf 18, den Stabskapitän auf 20 oder 25 Thaler erhöhen. „Soll der Offizier gute Gesellschaft sehen, soll er sich nicht verbergen, ganz isolirt leben, oder zum Umgang mit niedrigen ungebildeten Menschen gezwungen sein, so ist eine Erhöhung seines Soldes unumgänglich nöthig. Will man, bei der herrschenden Meinung, alle angeborenen Privilegien, den geerbten Adel noch einige Zeit aufrecht erhalten (gewiß kein leichtes Unternehmen), so muß im Preußischen Staate der Offizierstand, der den größten Theil des Adels ausmacht, gehoben werden. Man wird hierin nicht glücklich sein, wenn man seine Geistesbildung verabsäumt. Außer mehreren dahin einschlagenden Mitteln aber, als Regiments- und Inspektionsschulen u. s. w., gehört wesentlich hierzu ein erhöhter Gehalt, damit er selbst auf seine Bildung etwas wenden und die Gesellschaft gebildeter Menschen suchen könne."

„Da die Junker oder Gefreitenkorporals die Pflanzschule der Offiziers sind, so sind sie um so mehr in dem nämlichen Fall, als die in diesen zarten Jahren angenommenen Gewohnheiten oft auf die ganze Lebenszeit wirken. Jetzt hängt das Glück dieses Jünglings von der Denkungart des Regiments- und Kompagniechefs ab; er muß mit einem monatlichen Gehalt von 3 Thaler 1 Sgr. 6 Pf. mit dem Unteroffizier oder Musquetier Menage machen; er kommt also nicht aus der Gesellschaft von niederen Leuten und muß nothwendig ihre Art zu denken annehmen."

Ihm will Lecoq sechs Thaler monatlich zubilligen; auch plaidirt er für Erleichterung des Dienstes der Junker. So gut es sei, sie die Beschwerden kennen lernen zu lassen, welche der Unteroffizier und Gemeine zu ertragen habe, sollte man sie doch nicht mit diesen auf gleichem Fuße behandeln, da

ihr Körper darunter leide und ihnen keine Zeit zur Bildung des Geistes bleibe.

Auch für Feldprediger und Auditeure verwendet er sich und berechnet am Schluß, daß die Staatseinnahmen die auf nur 800 000 Thaler jährlich steigende Aufbesserung sehr wohl zu tragen im Stande seien, nun gar, wenn die vorgeschlagene Reduktion einträte.

Die Nachbarschaft Frankreichs, welches bis an den Rhein vorgerückt sei und viele Deutsche beherrsche, die eine Art Vermittelung auch über den Rhein hinweg übernehmen würden, mache die Reform doppelt nothwendig, schließt der Verfasser; denn drüben wäre der Soldat weit besser daran und der Vergleich könne nicht lange mehr ausbleiben.

Von diesem letzten Gedanken ging auch eine erste Studie Knesebecks*) über die Preußischen Heeresverhältnisse aus, welche Lecoq mit warmer Empfehlung der Kommission vorlegte. Knesebeck besaß die Kühnheit, einen Vergleich mit der Kriegsmacht der Französischen, daneben auch der Batavischen Republik zu ziehen und nachzuweisen, daß dieselben bei viel reichlicheren Etats weit glücklicher daran seien. Er meint, daß bei einem Zusammenstoße Preußens mit ihnen sämmtliche Ausländer desertiren würden, „denn was anderes, als das Interesse, führt dem Staat diese Menschen zu." Preußen, sagt er, kann höchstens 200 000 Mann unterhalten, wenn es seine Soldaten ähnlich stellen wolle, wie die Nachbarn, dafür könne man die Armee in Kriegszeiten vermehren und innerlich stärken. Vor Allem solle der Mann mit seiner Lage zufrieden gemacht werden. Wie Lecoq, so will auch Knesebeck die Ausländer um die Hälfte vermindern, die Einländer vermehren, sie nicht ausschließlich nach dem Zollmaß, sondern vorzüglich nach Abkömmlichkeit wählen. Zählt die Armee 80 000 Ausländer, 120 000 Einländer, wie zu Friedrichs Zeiten, so genügt dies vollkommen und wird nach den neuen Erwerbungen und der Erhöhung der Einkünfte zugleich innere Verbesserung und Kräftigung erlauben. Für den Krieg sind noch 40 000 Einländer zur Verstärkung in den Listen zu führen. Die Ausrüstung für diese Mannschaften wird im Frieden dauernd bereit gehalten. Sie bilden die Reserve der Armee, dienen jedoch nicht zur Aufstellung neuer Truppentheile, sondern zur Vermehrung aller schon bestehenden Infanterieregimenter.**)

Außerdem schlägt er noch vor: Anlage von Festungen und Magazinen an Weser und Weichsel, Abschaffung der Kasernen, Vermehrung des Soldes, bessere Sorge für die Soldatenkinder, mehr Bildung des jungen Offiziers in Königlichen Regimentsschulen, Vermehrung des Generalstabes und des Geniekorps, ein stehendes Kommissariat zur Beaufsichtigung der Militärverwaltung,

*) Kriegsarchiv D. I. 28. Vol. I. Lecoq, Empfehlungsschreiben vom 1. Februar 1798 befindet sich in D. I. 23.

**) 1000 Mann sind an die Artillerie abzugeben.

rückhaltlose Eröffnung der Offizierstellen für den gebildeten Bürgerstand. „Nur dadurch wird man es in der Monarchie dahin bringen, daß ein Jeder sich als Vaterlandsvertheidiger betrachten, der Soldatenstand dem Bürger nicht mehr verhaßt sein wird. Nur dadurch wird man die adeligen Offiziers zwingen, sich auch zu bilden, um nicht zurückzubleiben, und dadurch gute Offiziere bekommen." Ferner soll das Avancement nur bis zum Stabsoffizier nach der Anciennetät gehen; Obersten, Kommandeure, Chefs erhalten keine Kompagnien, sondern ein festes Gehalt; der Rations- und Portionsetat aller Generale vom Generalmajor an wird gründlich verringert. Die Kleidung von Offizieren und Soldaten ist besser und zweckmäßiger zu machen. Auch Rangirung auf zwei Glieder oder Bewaffnung des dritten mit der Pike, Verbesserung der Gewehre und Bajonette, Fortfall des Säbels, selbst die Einrichtung einer Scheerenflotte zur Küstenvertheidigung wird angeregt. Die Mittel dazu, hofft Knesebeck, werden vorhanden sein, wenn der Staat trotz seiner Vergrößerung den Friedensstand des Heeres nicht vermehrt, sondern um 20 000 Mann herabsetzt.

An Wünschen und Plänen fehlte es also durchaus nicht.

Courbière, zu gleicher Zeit mit Lecoq, nämlich am 18. Januar 1798, von Möllendorf aufgefordert, antwortete noch einen Tag früher als Jener. Er wendete sich ganz besonders der Brotfrage zu. Am 31. Januar sandte er aus Bartenstein eine Berechnung an die Kommission ab, derzufolge er für jeden Mann des Dienststandes 1½ Pfund Brot täglich und außerdem die Ansammlung eines kleines Vorraths verlangte, um auch die Urlauber in der Exerzirzeit zu bedenken. 827 607 Thaler jährlich werde diese Zubuße dem Staat kosten. „Was den Fond zu dieser Ausgabe betrifft, so wagt man es nicht, hierüber Vorschläge zu thun. Da aber diese Ausgabe zur Conservation der Armee, indirecte also zur Conservation der jetzigen Constitution des Staats unumgänglich nothwendig ist, so wird kein Gutsbesitzer, deren Wohlergehen mit der Conservation des Staates so genau verbunden ist, so unpatriotisch denken, daß er nicht gern zu dieser Abgabe etwas beitrüge, umsomehr, da die Einnahme aller Gutsbesitzer in weniger als dreißig Jahren sich verdoppelt und verdreifacht, ihre Abgabe dagegen sich um nichts vermehrt hat und in vielen Königlichen Provinzen unbedeutend ist." Für den Fall, daß wider Erwarten sich doch eine Opposition gegen die Einführung erhöbe, meint Courbière, sei der Staat im Hinblick auf die außergewöhnlichen Zeitumstände vollauf berechtigt, aus eigener Machtvollkommenheit den Gütern die Bürde aufzuerlegen. Daß diese nicht unbedeutend sei, erkannte er in seinem an Möllendorf gerichteten Schreiben unumwunden an. „Da aber die Armee auf dem jetzigen Fuße nicht mehr subsistiren kann", fügte er hinzu, „und sich kein traurigerer Gedanke denken läßt, als der, daß von einer Armee von mehr als 200 000 Mann keiner glücklich ist und keiner sich einmal satt essen kann, wenn er sonst keine Nebenressourcen hat, so bin ich überzeugt, daß es

unumgänglich nothwendig ist, daß hierin eine Aenderung getroffen werde." Das, fährt er dann fort, habe er freimüthig dem Könige gesagt, und er werde sich äußerst glücklich schätzen, wenn es ihm beschieden sei, den Monarchen in dem „glückseligen Vornehmen" zu bestärken, nämlich das „namenlose Elend" des gemeinen Soldaten zu heben. Freilich werde er sich durch seinen Vorschlag, die Güter zu besteuern, bei vielen Besitzern, „denen das Wohl des Staates nicht so sehr als das ihrige am Herzen liegt", durchaus nicht beliebt machen, ja man könne ihm antworten, wer keinen Grundbesitz habe, für den sei es leicht, dergleichen Gedanken zu hegen. „Aber ich bin bereit", schließt er diese Betrachtung, „das Wenige, so ich habe, sogleich zum Ankauf von Gütern anzuwenden und von solchen pro rata das Meinige beizutragen."

Der König, Lecoq, Knesebeck, Courbière, Alle waren in dem Punkte einig, daß man der Truppe helfen, ihre Lage erleichtern, ihr Loos verbessern müsse. Alle ergehen sich mit Wärme über diesen Gegenstand. König Friedrich Wilhelms Wohlwollen überwand seine Sparsamkeit. Man kann sogar nicht verkennen, daß des Eifers ein wenig zu viel war und die Schilderungen in allzu düsteren Farben malten.

Als gar Courbière vom „namenlosen Elend" des Heeres sprach, riß dem Vorkämpfer der Fridericianischen Ueberlieferungen, dem echtesten unter allen echten Preußen, die Geduld. Rüchel setzte sich nieder und schrieb schon am 16. Februar 1798 eine „Kurze Beantwortung einiger sonderbarer Zweifel."*) Freilich war diese Beantwortung das Sonderbarste von Allem. Courbières Vorschlag ist „ein superficieller Gedanke, der noch näher beleuchtet werden muß", dem „sonst so würdigen, vortrefflichen" Generalstabsoffizier Lecoq hat die „interieure Preußische Kenntniß" gemangelt, und aus diesem „wahrscheinlichen Grunde" ist er „in jene traurige Hypochondrie verfallen, die seine Arbeit bezeichnet." „Der Baron v. Knesebeck aber befindet sich in einem großen Irrthum, wenn er glaubt, man wünsche seinen Rath, um daraus zu erlernen, ob die Preußische Armee also bestehen kann oder reducirt werden solle." Friedrich der Einzige hat ja der Welt bewiesen, was Preußen kann. Friedrich Wilhelm II., der „verehrungswürdige, edle, aber politisch gemißleitete, unstandhafte und unfinanzmäßige Regent", zeigte bei dem besten Willen die Nichtigkeit der menschlichen Handlungen, wo kein System dem menschlichen Verstande oder der Leidenschaft den Zügel anlegt, und der schöne Tresor, der den Neid und die Bewunderung der Welt erregte, ward zersplittert durch ewige Mobilmachungen und Kriege ohne Ende, ein Werk seiner Rathgeber und der gefährlichen Politik der ehedem sogenannten großen Katharina. „Da liegt der Knoten begraben!"

Rüchel sieht die Preußischen Verlegenheiten nur für etwas Vorübergehendes an. Er hofft auf schnelle Entwickelung der neuen Erwerbungen, namentlich

*) Kriegsarchiv D. I. 23.

der Polnischen Landestheile, sobald „der Preußische Geist sich näher mit dieser Wildniß vermählt haben wird." Dadurch muß sich auch die Finanznoth heben. Welcher andere große Staat ist glücklicher? fragt er, — etwa Rußland, „dessen tiefes unabsehbares Elend anjetzt den stolzen Ehrgeiz Katharinens erst lebhaft fühlt"; ist es Oesterreich, „das unter der Ohnmacht seiner Kassen seufzt?" ist es England, „dessen Nationalschuld das erste Rechnungsproblem bildet?" oder das faule Spanien, oder „der Reichthum Hollands, den die patriotische Modekrankheit noch unter das Meer dereinst begraben wird?" „Oder ist es dieses so merkwürdige Frankreich, das die Conjunctur seiner Zeit und die Sottise der puissancen mit einem temporellen Glück überladen hat, was erst die Probe in der Zukunft aushalten muß und bei vernünftigeren Gegenmaßregeln zu beschränken nur lächerlich gewesen wäre! Ein eingebildetes Glück, eine eingebildete Freiheit, man frage sie, wie glücklich sie sind, und erwarte doch von der Zukunft und von der Analogie der Geschichte der Welt ihr endliches Prognostikon. Es wäre Beleidigung für die Preußische Nation, ihren Werth zu verkennen und sie unter andere herabwürdigen zu wollen. Der Französische Enthusiasmus? War der Preußische Enthusiasmus nicht mehr werth, da er im siebenjährigen Kriege der Verbindung einer Welt trotzte und Roms und Griechenlands glänzendste Epochen vernichtete. Sind wir jetzt nicht dasselbe noch, fürchtet sich der Preußische Soldat für einen Franzosen? Wo haben sie denn mit den Preußischen Kriegsheeren gespielt, sind sie wohl fähig gewesen, uns einmal zu schlagen, oder sind sie nicht vielmehr jedesmal von uns geschlagen worden. Wo sitzt die Furcht vor einer Revolution im Preußischen Staate? Ein paar elende Vagabonden und einige Handwerksburschen zu Breslau werden sie doch nicht formiren?"

Preußen, meint Rüchel weiter, wird unter einer kräftigen Regierung bald wieder erstehen und mit ihm der alte Enthusiasmus seiner Einwohner. Nicht das überflüssige Geld mache den Menschen, sondern der Geist, und der Geist des Preußischen Heeres „sitzt in seinen Offiziers."

Die Verringerung der Ausländerzahl hält Rüchel für selbstverständlich, aber das habe die Kommission ja auch schon in die Wege geleitet, nur nach besserer Einsicht. Courbière wolle die ganze Last auf den Adel legen, darüber müsse man erst die Departementsministerien hören, Lecoq wolle reduziren „und mit einem Worte, das soll er nicht." Nur bei gänzlichem Bankerott könne davon die Rede sein und soweit wäre es noch lange nicht. Die Hälfte der Ausländer zu entlassen, sei ganz unstatthaft. Das würde auch die Kapitäns in ihren Einkünften sehr heruntersetzen und dies dürfe durchaus nicht geschehen. Auch wären die Ausländer bei weitem nicht so schlecht, als der Oberstlieutenant sie hinstelle. „Ich kenne viele würdige, sichere und redliche Leute dieser Klasse." Den ausländischen Rekruten gleich vor das Thor gehen zu lassen, ist nicht „probat." Allmälig erst, „wenn seine Moralität durch die Disziplin veredelt ist", dürfe davon die Rede sein.

Nun geht Rüchel zu einer Vergleichung der Lage des Preußischen Soldaten mit der des Tagelöhners oder Arbeiters im Lande über und findet, daß die erste wegen der Altersversorgung, der Krankenpflege, der Bekleidung, die dem Manne im Heere zu Theil werde, entschieden den Vorzug verdiene.

„Man erlaube mir nun einmal die Wahrheit couleur de rose zu malen, da die ganze Welt durchaus schwarz sehen will, und das schwarz sehen ist die häßlichste Empfindung aller häßlichen Empfindungen auf der ganzen Welt."

Zulagen verlangt er für die Stabskapitäns und die Auditeurs, „für allen Dingen aber Zulagen denen armen Unteroffiziers; sie haben den sauersten Dienst, und ihre Ambition gestattet die Handarbeit nicht."

Die Brotzulage für die ganze Armee erklärt jedoch auch Rüchel für äußerst wünschenswerth. Er berechnet sie einschließlich der neuen Unterstützung für die Soldatenkinder auf 900 000 Thaler.

Er spricht in seiner Denkschrift auch von einem Schulenburgschen Projekt zur Besserung der Lage des Heeres. Kein Zweifel, daß noch viele Andere daneben bestanden. Des Königs freisinniges Regiment weckte die Geister im Staate.

Sogar ein schlichter Kleinbürger, Christian Traugott Köhler aus Pudewitz, der sich durch Rekrutenwachen, Sand- und Steinefahren nährte, dabei aber ein wohlunterrichteter Mann gewesen sein muß, befaßte sich mit Armeereorganisationsplänen. *) Seine Gedanken knüpfen an den Ausspruch Friedrichs, daß es ihm an guten Generals gefehlt habe, an, und sie führen dazu, die Offizierslaufbahn verschieden zu ordnen, um jüngeren Männern den Weg zu höheren Stellen zu öffnen. Zugleich will er die rein praktische Heranbildung der Offiziere in eine wissenschaftliche und praktische verwandeln. Die besten Elemente unter den jungen Edelleuten sollen eine große militärische Universität besuchen, um sich auf die höhere Laufbahn vorzubereiten. Hierzu wird von Köhler namentlich kritisches und vergleichendes Studium der Kriegsgeschichte empfohlen. Von der Universität aus treten die jungen Leute als Aide-Majors in die Armee. Jedes Bataillon von einem Major kommandirt, hat zwei Aide-Majors als Adjutanten, welche später zu Majors und von dieser Stellung aus unvermittelt zu Generals avanciren. Diese befehligen die aus vier Bataillonen bestehenden Regimenter.

Sollen, der Denkschrift zufolge, nur Edelleute die Stabsoffizier-Karriere machen, so stehen die Subaltern-Offizierstellen bis zum Kapitän hinauf den Bürgerlichen offen, von denen Köhler sich gute Dienste verspricht, zumal, wenn die Exemptionen in den Städten aufgehoben und die gut erzogenen unterrichteten Bürgersöhne Soldat werden müssen. Er will sie übrigens geringer bezahlen, wenn nöthig degradiren können, und endlich zu Fuß

---

*) Kriegsarchiv D. I. 36

gehen lassen. Die hierdurch erzielten Ersparnisse sollen die Militär-Universität unterhalten. Auch hofft er, den Theil des Adels, der in der Armee künftig kein Unterkommen mehr findet, für die Verwaltung und den Richterstand zu gewinnen. Im Nothfall stehe demselben die Subalternkarriere offen; allein die Kapitänsstellen dürften fürder keine Sinekuren sein, sondern die Freiwächtergelder für den Staat erspart werden. Gerade dieser letzte Punkt, die Beschränkung der Einkünfte des Kompagniechefs auf etwa 800 Thaler, erregte das Bedenken der hochgestellten Persönlichkeit, an welche die Eingabe gerichtet ist. Sie äußerte, daß alsdann dem Subalternoffizier die Triebfeder mangeln werde, die ihn bisher strebsam gemacht. Der Glaubenssatz von der Nothwendigkeit der Kompagniechefs-Industrie hatte sich felsenfest in der Armee eingebürgert. Erst der Sturm von 1806 konnte ihn hinwegfegen.

Ein Jeder wollte helfen, rathen, am Reorganisationswerke Theil nehmen. Es war eine schreibselige Zeit. In wenig Tagen sind weitschweifige Denkschriften entstanden und vom fernsten Osten oder Westen der Monarchie nach Berlin eingesandt. Damit erleichterte man das Herz, kam den Pflichten des Freimuths auf nicht allzu lästige Weise nach und meinte, dem Könige und dem Staate genützt zu haben. Unter dem Memoirenwust jener letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich auch ein sehr merkwürdiges Schriftstück erhalten: „Freymüthige Bemerkungen über die in der Gegenwart verborgene zukünftige Lage Preußens.“*) Es ist von einem Preußen geschrieben, der viel im Auslande gelebt hat und seine Erfahrungen zum Heile des Vaterlandes zu verwerthen wünschte.

Er lobt alle Einrichtungen der Verwaltung mit Ausnahme des Postwesens, findet aber, daß die Finanzkraft des Staates dennoch im Zurückgehen sei, daß Preußen als Geldmacht sich im Sinken befinde, hauptsächlich, weil das Steuer- und Zollsystem „äußerst wenig Geld aus fremden Ländern bringt.“ Er tadelt ferner die Politik, welche fortwährend bedacht wäre, Preußen eine Mittlerrolle zuzuweisen. Für bedenklich hält er den in der herrschenden Klasse einreißenden Egoismus.

Dann wendet er sich der Heeresverfassung zu.

Es ist natürlich, sagt er, daß die Vorzüge, welche Preußen früher in dieser Hinsicht hatte, von den anderen Staaten mehr und mehr ausgeglichen wurden. Friedrich Wilhelm II. traf viele wichtige, zweck- und zeitgemäße Einrichtungen; die Erziehung der Krieger hat „an äußerer Form, an Feinheit“ gewonnen; aber die zum Kriegsdienst bestimmte Jugend wird nicht gewöhnt, diesen als eine „Pflicht der Vaterlandsliebe“ aufzufassen. Die Versorgungsanstalten, die Krankenpflege haben sich gehoben, aber nicht in dem Maße, wie es die allgemeinen Zeitverhältnisse erheischen. Die Bekleidung ist zu

*) Kriegsarchiv D. I. 15.

ökonomisch. „Das Abnehmen der Westen erregt fortdauernd Mißvergnügen.“ Es wird zu viel exerzirt, der Dienst ist zu schwer im Vergleich zur materiellen Lage des Mannes; im Kriege wird die Armee zu stark durch Desertion leiden. Das Gewehr ist verbessert, aber die Kriegführung drängt mehr auf Bewegung großer Massen und Bajonettangriffe hin. Bei der Artillerie wird zu viel Werth auf große Schnelligkeit gelegt. Die Rekrutirung im Innern ist vortrefflich, die Ausländerwerbung aber zu verwerfen, weil die Werber mehr oder weniger moralisch zu Grunde gehen. Von den Offizieren kann noch eher abgesehen werden; bei den Unteroffizieren aber trifft es immer zu: „Waren sie auch noch so gute Wirthe, gut im Anzuge, exakt im Dienste, ordentlich und still im häuslichen Leben, so kommen sie, wenn sie auch nur etwas lange auf Werbung gestanden haben, entweder als Windbeutel, oder als Trinker, oder als Spieler, nachlässig im Anzuge oder im Dienste, als Raisonneurs, als Herumlaufer, oder sonst mit Fehlern zurück.“

Die gesellschaftliche Bildung der Offiziere hat sehr gewonnen, aber die Erfahrungsgrundsätze werden vernachlässigt. Man vergeudet mit Künsteleien zu viel Zeit, ehe man zum Aufmarsch kommt.*) „Man sucht in der labyrinthischen Verwickelung und Auflösung der Manöver eine Stärke, die dem Wesen des Kriegführens gänzlich entgegenläuft, die Zeitverschwendung wird und einen determinirten, mit Sicherheit vorwärts gehenden Feind schöne Gelegenheit zu glänzenden Unternehmungen bereitet.“ Dem Geist des Heeres schadet die seichte theoretische Spekulation, welche sich in Widerspruch mit den Errungenschaften der älteren Generationen befindet und viel Eigendünkel erzeugt.

Das „Resultat über die Kriegsmacht Preußens“ lautet: „Die Preußische Kriegsmacht hat als Friedensstand gewonnen, der Soldat sowie der Offizier hat an Kultur und Sitten zugenommen. Preußens Militär hat mancherlei sehr vervollkommnete, sehr zweckmäßige und schöne Einrichtungen, aber sie sind bei alledem entweder für das Bedürfniß der Zeit nicht hinreichend, oder noch, in Rücksicht ihrer Auflösung durch schwere Kriege, nicht gesichert genug. Aber man kann auch nicht leugnen, daß Preußens Heere manches Zweckwidrige und selbst schädliche haben; man kann nicht leugnen, daß der Keim des Verfalls der Kriegsmacht wirklich schon vorhanden ist; man kann ebensowenig leugnen, daß, obgleich Preußens Heere ansehnlich sind und das Mark des Landes sehr leicht aufzehren können, sie doch nicht gegen mögliche, ja wahrscheinliche Feinde hinreichen.“

„Die Kultur der Militärpersonen trägt viel zum Verfall der Subordination bei! nicht minder die Begünstigungen Einzelner, so sich in besondere Liaisons befanden. Die Richtung, welche der kriegerische Geist genommen hat, eine

*) Damit soll wohl gesagt werden, daß man zuviel in den Evolutionen suchte, mit denen die Truppenmassen an den Feind herangebracht werden.

Vervollkommnung hervorzubringen, scheint falsch und ohne Erfahrungsgrundsätze zu sein. Dadurch werden Preußens Heere einst ihre Zeit verschwenden, unthätig thätig sein und auf dem Wege bitterer Belehrung erst von neuem sich belehren müssen."

Merkwürdiger noch als die treffende Beobachtung über die unthätige Thätigkeit der Armee ist, was der Verfasser auf Grund seiner Wahrnehmungen von dem öffentlichen Geiste im Lande sagt. Er meint, daß diejenige Macht, welche in der Anhänglichkeit des Volkes an den König, an den Staat, an die Verfassung bestände, in Preußen zur Zeit nicht vorhanden sei. Neben vielen Absonderlichkeiten, wie die Klage, daß Niemand, „selbst Offiziere nicht ausgenommen, gegen grobe Beleidigungen durch den Pöbel und die Straßenjugend sicher sei", finden sich hier doch auch recht scharfe Wahrnehmungen. So tadelt der Verfasser die allgemeine Böswilligkeit jedes Niedrigstehenden gegen den Höheren, den einreißenden Egoismus, die Gleichgültigkeit gegen gemeinsame Zwecke. Er behauptet ferner, daß die Erziehung im Lande nur noch darauf hinausgehe, den Kopf, die geselligen Sitten, höchstens den Körper der Jugend zu bilden, daß es aber versäumt werde, auf Herz und Karakter zu wirken. „Aus diesem Allen geht deutlich hervor, daß die Regierung allgemeine freiwillige Aufopferungen auch dann schwerlich von dem Gros der Nation zu erwarten hätte, wenn die Nation auch selbst in dem Zustande wäre, Aufopferungen und Hülfeleistungen gewähren zu können."

„Nach allem Vorhergehenden nun", so warnt der Patriot zuletzt, „mache ich den endlichen Schluß: daß mein Vaterland, wenn nicht schnellwirkende Mittel ergriffen werden — seine bedeutende Rolle bald ausgespielt haben wird und sich seinem Untergange nähert! Wollte Gott, ich sähe unrichtig!"

Die Mittel, welche er für die geeigneten hält, um dem allgemeinen Niedergange zu steuern, giebt er freilich nicht an. Sie hätten, da er die Ursachen in weit verbreiteten Uebelständen sieht, auch sehr weitgreifender Art sein müssen.

Nur in einem Punkte spricht er sich ganz bestimmt aus. Er bittet den König, Selbstvertrauen zu fassen und selbständiger zu handeln: „Die Nation verliert durch die Bescheidenheit des Monarchen."

Die Jahre vergingen. Frankreich wuchs weiter und weiter. Die volle Verfügung über die Volkskraft, welche die Revolution den Regierenden beigelegt, konsolidirte sich fest und fester in der Hand Bonapartes. Aber nur stückweise erfolgte der Fortschritt im Heerwesen Preußens. Das Wichtigste war die Ertheilung einer Zulage an Geld oder Brot*) für die ganze Armee,

*) 12 Groschen monatlich oder 6 Pfund Brot auf 5 Tage.

die einzige Maßnahme, für welche die Autoritäten, die Friedrich Wilhelm III. befragt hatte, mit Einstimmigkeit sprachen. Alle umfassenderen Pläne, Verminderung der Ausländer, Herabsetzung der Friedens-Heeresstärke nebst Ausbildung eines Ueberschusses an Mannschaft für den Krieg, Aufhebung der Kantonfreiheiten, Milderung der Strafgesetze, Gehaltserhöhungen, Zulassung von Bürgerlichen in die Offizierslaufbahn hatten stets von irgend einer Stelle her Widerspruch erfahren — und unterblieben, oder kamen nur halb zur Ausführung.

Die Reformen, welche vor dem völligen Ablaufe des alten Jahrhunderts noch zu verzeichnen sind, erstreckten sich hauptsächlich auf das Gebiet des Militärbildungswesens. Die Garnison- und die Junkerschulen wurden allgemeiner eingeführt, an den höheren Lehranstalten wirkte Rüchel mit großem Eifer. Eine Reihe von Erlassen bezeichnet seine Thätigkeit, und am 31. August 1799 stellte endlich der König seine Forderungen hinsichtlich der wissenschaftlichen Bildung der Offiziere fest.*)

Auch mit der taktischen Ausbildung des Heeres beschäftigte er sich unausgesetzt und zwar nicht lediglich praktisch bei den vielen von ihm geleiteten Uebungen, sondern auch mit der Feder. Noch ist eine seiner Arbeiten aus jener Zeit vorhanden, welche mit der größten Ausführlichkeit das ganze Exerzitium der Infanterie, Wendungen, Schließen, Griffe, Chargirung, Märsche, Evolutionen, Avanciren, die Inversion, schließlich den Dienst der leichten Infanterie durchspricht.**) Sie tadelt die Ungleichheiten, „Egalité ist die erste Schönheit des Militairs“. Auch verheißt sie eine Revision der Reglements.

So nützlich diese Dinge an sich waren, trafen sie doch den Kern der Sache nicht, nämlich die Erhöhung der Preußischen Wehrkraft derart, daß sie auch unter den mittlerweile ganz veränderten Machtverhältnissen der Europäischen Staaten hinreichte, dem Lande die alte gewaltige Stellung zu sichern.

Wunderbar wirkt diese Erfahrung, wenn man daneben feststellen kann, daß der König selbst den Ernst der Lage mit voller Klarheit übersah, er mit sicherem Takt das Nothwendige herausfühlte. Gerade aus jenen Jahren, von denen hier die Rede ist, rührt eine eigenhändige Aufzeichnung Friedrich Wilhelms III.***) her, welche uns darüber Aufschluß giebt. Prophetischen Blicks faßt der junge Monarch einen nahen Krieg mit Frankreich ins Auge, und diese Voraussicht legt ihm warnende Worte in den Mund. Sie lauten:

„In der jetzigen Krisis, worin sich ganz Europa befindet, ist es unwidersprechlich von äußerster Wichtigkeit, daß jedweder noch subsistirende Staat sich

---

*) Friedländer, S. 185 ff.

**) Kriegsarchiv D. I. 25. Instruktion des Königs vom 11. März 1798.

***) Geh. Staatsarchiv R. 84, 2. Das Schriftstück trägt kein Datum, kann aber seinem Inhalte nach nur in den Jahren 1800—1801 verfaßt worden sein.

wohl vorsehe und keine Maßregel versäume, um dem mehr oder weniger die ganze civilisirte Welt bedrohenden Umsturz vorzubeugen und zu rechter Zeit zuvorzukommen, um dem Schicksale so vieler anderer bereits zu Grunde gerichteter Staaten nicht gleichfalls unterliegen zu müssen. Ich halte daher für unumgänglich nothwendig und von der äußersten Wichtigkeit, daß der Preußische Staat es sich zum wichtigsten Geschäft mache, alle seine sich darbietende Mittel, es sei sowohl im Innern als Aeußern der Monarchie, aufs genaueste zu prüfen und alles Ersinnliche anwende, um selbige wo in der Welt möglich zu vervielfältigen und zu vervollkommnen. Bei einem so außerordentlichen Kriege, als der jetzige ist, wo Alles auf dem Spiel steht und der uns gleichfalls heut oder morgen bedroht, muß man durchaus ebenfalls zu außerordentlichen, nicht gewöhnlichen Maßregeln seine Zuflucht nehmen, wenn selbige auch vielleicht zum Theil bis jetzt bei uns nicht angewendet worden wären."

Diese Maßregeln bezeichnet der König folgendermaßen:

Bei einem Kriege mit Frankreich muß Preußen seine ganze Macht aufbieten, alle „demi-mesures" würden den unausbleiblichen Sturz nach sich ziehen. Daher ist in diesem Falle die ganze Armee mobil zu machen. Nur in den Polnischen Landestheilen verbleibt eine Anzahl Truppen, um die Gemüther in Respekt zu halten, während alles Uebrige sich in Marsch nach Westen setzt. Der rührige Theil des Landvolks im Halberstädtischen, Magdeburgischen und der Kurmark muß unter die Waffen gebracht werden, um Hab und Gut bei einer so dringenden Gefahr selbst mit vertheidigen zu helfen. Operationsentwürfe sind festzustellen, um Frankreich auf den verschiedenen ihm offen stehenden Angriffswegen entgegenzutreten. Die Mobilmachung und Truppeneintheilung ist so genau vorzuarbeiten, daß nichts weiter mehr zu thun ist, als im entscheidenden Augenblick die Ordres zu ertheilen und die Gelder auszuzahlen.

„Wenn alles oben Benannte ins Werk gesetzt, so kann man getrost in die Zukunft blicken, ohne zu zittern und zu zagen, und wenn es dann wirklich dazu kommen sollte, daß wir uns nochmals mit den Franzosen messen müßten, so wird, wie ich gewiß überzeugt, der Preußische Muth seinen alten Ruhm zu behaupten wissen."

---

4. Das neue Jahrhundert.

(Landmiliz. Knesebecks Vaterlandsreserve und Ehrenlegionen. Scharnhorsts erster Reformplan.)

Des Königs eigene Worte bürgen uns dafür, daß ihm der Gedanke einer Volksbewaffnung nicht zuwider war, wie seinem Vorgänger. Auch brütete die Organisationskommission noch über allerlei Plänen.

Sie ging der Angelegenheit sogar historisch zu Leibe. Es wurde in ihrer Mitte ein „Promemoria" über die während des siebenjährigen Krieges errichtete Landmiliz ausgearbeitet.*) Dasselbe ergab nicht unwichtige Resultate. Außer vier schon vor dem Kriege bestehenden Landregimentern in Königsberg, Stettin, Berlin und Magdeburg hatten die Stände in Pommern gegen die drohende Schwedengefahr im Jahre 1757 zehn Bataillone von je 500 Mann und eine Schwadron Landhusaren aus augenblicklich verfügbaren Rekruten und Ausgedienten, sowie aus Mannschaft aller Art aufgebracht. Beim wirklichen Einbruch des Feindes wurden dann noch zwei Landregimenter von je 700 Mann gebildet. Alle diese Truppen dienten zugleich als eine Art von Rekruten-Bataillonen, gaben Mannschaften an die Regimenter ab und nahmen neue Aushebungen vor. Die Kommandeure ernannte der König. Um das Offizierkorps zu füllen, mußten die Kammern Listen der „Vasallen",**) welche vordem in der Armee gedient hatten, sowie der geeigneten Forstbeamten anlegen und einreichen. Von den „Vasallen" sind jedoch thatsächlich nur wenige beigetreten, so daß man „verabschiedete Unteroffiziere der Garden und andere" einstellen mußte. 1758 betheiligte sich die Pommersche Landmiliz am Feldzuge; zwei neue Bataillone, ein Jägerkorps und eine zweite Schwadron Landhusaren entstanden.

In ähnlicher Weise hatte der König in den schweren Augusttagen von 1757 die Aufstellung einer Landmiliz für die Kurmark, Neumark, Altmark, Halberstadt und Magdeburg befohlen, ja beim Herannahen der Gefahr ein förmliches Massenaufgebot angeordnet.[40]

Die Uckermark trug zur Pommerschen Miliz bei. Die übrige Kurmark errichtete zehn Bataillone und ein Landhusarenkorps; die Neumark drei Bataillone und eine Husarenschwadron.

„Alle diese Landtruppen fanden im Laufe des siebenjährigen Krieges mehr oder weniger Gelegenheit, sich zu bewähren und in Pommern und Berlin sogar wesentliche Dienste zu leisten."***)

Ihr Feld war indessen nur der Schutz der heimathlichen Provinz gewesen, und zu gleichem Zweck dachte man auch jetzt die Miliz zu verwenden. Rüchel hatte im Königlichen Auftrage wiederholt Küsten und feste Plätze bereist und „unterschiedene Memoirs" über die Besetzung und die Durchführung der Landesvertheidigung eingereicht. Er hielt 75 000 Mann zu diesem Zweck für erforderlich, welche sich bei einem von Preußen unternommenen Angriffskriege auf 46 000 Mann herabmindern ließen. So bedeutende Massen der Feld-

---

*) Kriegsarchiv D. I. 92. Der Inhalt ist übergegangen in: Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. S. 111—113. Der Minister Hertzberg, der sich das Hauptverdienst an der Landmiliz des siebenjährigen Krieges beimißt, hat sich hierüber ausführlich in seinen gesammelten Schriften geäußert.

**) Rittergutsbesitzer.

***) Courbière, S. 113.

armee zu entnehmen, trug er natürlich Bedenken, und seine Aufmerksamkeit wendete sich allen nur irgend möglichen Auskunftsmitteln zu.

Seit 1799 war der mittlerweile zum Major avancirte Knesebeck, dessen von Lecoq vorgelegter Reformentwurf oben erwähnt wurde, sein Adjutant.*) Lebhaften Geistes, von den Strömungen, welche die Zeit bewegten, ergriffen, warf dieser Offizier sich mit Feuereifer auf großartige Organisationspläne. Rüchel, der gleich lebendig und empfänglich war und dem er ohne Zweifel seine Ideen mittheilte, gab ihm den willkommenen Anlaß, sich praktisch zu bethätigen. Er beauftragte ihn mit der Aufstellung eines ausführlichen Vorschlags für Bildung der zu errichtenden Landmiliz. Rüchel selbst gab ihm die leitenden Gesichtspunkte in einer besonderen „Instruktion zur Ausarbeitung unterschiedener Ideen über eine formidable Landmiliz für den Preußischen Staat auf den Fall der Noth."**) Dies eigenthümliche, in echt Rüchelschem Stile abgefaßte Schriftstück enthält manche treffliche Gesichtspunkte, wie den, daß die Miliz numerisch stark sein müsse. Doch soll sich dieselbe auf Landesvertheidigungszwecke beschränken.[41]

In den ersten Monaten des Jahres 1803 war die umfangreiche Arbeit vollendet.***) Sie ging weit über die von Rüchel gesteckten Grenzen hinaus.

Knesebecks „Ideen über Errichtung einer Vaterlandsreserve und der Provinzial- oder Ehrenlegionen" verdienen eine ausführliche Besprechung. Sie enthalten den am meisten in die Einzelnheiten gehenden Reformplan, welcher vor der großen Katastrophe überhaupt entstanden ist.

Knesebeck wendet sich zuerst gegen die falsche Vorstellung, welche man sich allgemein von einer Miliz mache; unter derselben denke man sich meist „zusammengelaufenes Gesindel von einem schlechten General schlecht angeführt, das bei der ersten Gelegenheit entflieht, sich im Lande zerstreut und plündert", diese Auffassung sei indessen durchaus nicht zutreffend. „Ist es nun gleich wahr", fährt er fort, „daß von einem stehenden, im Frieden alljährlich geübten Heere mehr Präzision und Pünktlichkeit der Bewegungen, mehr Ordnung, taktische Fertigkeit und Disziplin zu erwarten stehet, als von einem zur Zeit der Noth erst zusammenberufenen Haufen, so ist es doch auch nicht minder richtig, daß es keine unumgänglich nothwendige Bedingung ist, eine Miliz oder Vaterlandslegion erst im Kriege organisiren zu müssen."

Den Unterschied zwischen stehendem Heere und Miliz faßt er dahin auf, daß jenes dauernd vereinigt, diese hingegen weder im Frieden noch im Kriege

---

*) Siehe S. 135.

**) Im Besitze der Frau E. v. Dewitz-Krebs geb. v. Rüchel-Kleist zu Vorwerk Weitenhagen bei Daber in Pommern.

***) Die wörtliche Wiedergabe dieses für die Geschichte unserer Heeresverfassung wichtigen Schriftstückes, hier oder im Anhange, ist seines großen Umfanges halber leider nicht möglich. Es steht indessen zu hoffen, daß eine besondere Veröffentlichung desselben zu gelegener Zeit erfolgen werde.

„permanent“ zusammen bleiben solle. Sehr richtig bemerkt er, daß die gesammte zur Zeit bestehende Preußische Armee nichts anderes als eine im Frieden schon vollkommen organisirte Miliz*) oder Vaterlandslegion sei. Dann werden geschichtliche Beispiele für die Brauchbarkeit der im Frieden schon organisirten Milizen angeführt, worunter Knesebeck dasselbe versteht, was wir heute gemeinhin als „Volksheer“ bezeichnen. Er verlangt nämlich ständige Vereinigung der Kadres. „Immer versammelt müssen jene Zweige des Kriegsheeres sein, die das Denkende der Kunst bearbeiten, also immer alle Offiziere einer ganzen Armee, der Generalstab, das Ingenieur- und Artilleriekorps, immer versammelt ein Theil eines Heeres, durch den der Geist der Disziplin, der Ordnung, des unbedingten Gehorsams, der pünktlichen Pflichterfüllung sich begründen und fortpflanzen soll.“

Die Vortheile einer im Frieden gut eingerichteten Miliz sucht Knesebeck darin, daß sie zahlreicher sein könne, wie das stehende Heer, daß sie nicht bloß einen kleinen Theil des Volkes kriegerisch mache, sondern „die Nation in den Waffen übe“, und daß sie dem Staate ein höheres politisches Gewicht gebe, ohne ihn entsprechend zu belasten. Auf den letzten Punkt geht er näher ein. Er beginnt dabei mit den beherzigenswerthen Worten: „Zur Erhaltung des Friedens eines Staates mit anderen ist es nicht genug, daß dieser den Frieden bloß aufrichtig will, sondern er muß durch die Rüstung, schnelle Bereitschaft und Menge seiner Kräfte auch den anderen Staaten die Ueberzeugung aufdringen, daß sie keinen Vortheil haben, mit ihm zu brechen.“

Große und mächtige Staaten imponiren allein schon durch das Uebergewicht ihrer Kräfte; den kleineren, wie Preußen, ist dies unmöglich. Sie müssen durch weise Politik, schleunige Benutzung der günstigen Augenblicke, durch eindrucksvolle Entschlossenheit, zweckmäßige Anspannung und kluge Vorbereitung ihrer Kräfte ersetzen, was ihnen an Zahl derselben abgeht, durch *zeitweise* Vermehrung das Mindergewicht der dauernd Aufgebotenen ausgleichen. Zu solcher zeitweisen Vermehrung dienen *die Milizen oder Vaterlandslegionen*. Preußen findet in seiner politischen und geographischen Lage im Vergleich zu Oesterreich, Rußland, Frankreich eine ganz besondere Aufforderung, sich solcher außergewöhnlichen Mittel zu bedienen; nur so kann es den mächtigen Nachbarn gegenüber seine Stellung aufrecht erhalten. Frankreich vermag 350 000, Oesterreich 280 000, Rußland 200 000 Mann ins Feld zu führen. Denkt man sich die beiden Ostmächte gegen Preußen vereinigt, so muß es, dem Trieb der Selbsterhaltung folgend, zu vorübergehenden Aufgeboten greifen; denn dauernd kann es keine größere Anstrengung machen, als die schon bestehende. Das vorhandene Einländersystem erleichtert zeitweise höhere Aufgebote außerordentlich.

*) Rüchel sagt in der Knesebeck ertheilten Instruktion: „Die Preußische Armee ist schon an sich die weiseste und schönste Landmiliz.“

Bezüglich der Organisation der Vaterlandslegionen, meint Knesebeck, dürfe man vor allen Dingen nicht bei dem Gedanken beben: „Das haben wir noch nicht gehabt, oder doch in solchem Umfange und der Art nicht gehabt.“*)

Uebrigens verlangt er hinsichtlich der äußeren Einrichtungen keine radikale Umwälzung. Die Ausländer sollen sogar bleiben, da ein Heer, ganz aus Eingeborenen bestehend, der Arbeit und dem Gewerbe zu viel Arme entzöge. Aber auch mit den alten Einrichtungen lasse sich die neue Erweiterung herstellen. „Wenn es z. B. nur Gesetz bleibt, jährlich nicht mehr als 130 000 Einländer in den Exerzirzeiten zur Fahne einzuziehen, so ist es dem Lande gleich, ob jedesmal dieselben oder andere 130 000 Mann einbeordert werden. Und gesetzt, man wollte 390 000 Mann in den Waffen üben und thäte dies in drei verschiedenen Abtheilungen, jede jährlich in obenbenannter Zahl, so würde das Land im Frieden nie eine größere Last als jetzt tragen.“ Ist dann für den Kriegsfall für Waffen, Kleidung und Magazine gesorgt, so kann vorübergehend eine weit stärkere Armee aufgestellt werden, als bisher. Außer-

*) Er untersucht nun vorerst die Grundsätze für eine jede gute Heeresverfassung und findet, daß sein System, bei welchem ein Theil des Heeres immer versammelt bleibt, ein anderer aber, größtentheils im Lande arbeitend, im Frieden nur „temporell“ versammelt wird und im Kriege nach Umständen zahlreich oder minder zahlreich werden kann, ihnen am meisten entspricht. Es erfüllt am besten den Zweck aller Kriegseinrichtungen: „den Staat zu beschützen und zu erhalten, die äußeren Feinde zu bekämpfen, durch die Möglichkeit ihres Auftretens die Feinde zu schrecken, so zum Frieden zu wirken und die innere Ruhe und Ordnung zu schützen.“ Der Neuheit der Sache angemessen ist dieser Nachweis etwas umständlich geführt. Der Verfasser will die berufenen Reorganisatoren mit dem Gedanken vertraut machen, die Armee auf die Wehrkraft des gesammten Volkes zu begründen. Freilich mag den alten Herren dabei manches fremdartig geklungen haben. Die Heereseinrichtung soll die Staatsangehörigen nicht abschrecken, sondern für sich gewinnen, zur Erhaltung der Disziplin zwar strenge Gesetzlichkeit üben, aber nie nach willkürlichem Eigensinn strafen, nur Dinge treiben, die der Krieg nothwendig macht, und niemals zwecklose Uebungen, welche den guten Willen der Leute lähmen und dem erhabenen Zwecke des Kriegers in den Augen der Nation die Wichtigkeit benehmen. „Verbindet sie dabei, daß durch die Staatseinrichtung selbst ein jedes Mitglied desselben bei einem Kriege interessirt ist, ihn als seine eigene Sache ansieht und betreibt und nicht wie eine fremde, die ihn nichts angeht, so wird eine Nation, die von einer solchen Einrichtung beschützt wird, unüberwindlich für ewige Zeitalter dastehen.“ Wenn auch das Preußische Beurlaubungssystem die Durchführung dieser Ideen mehr als irgend eine andere Europäische Heereseinrichtung begünstigt, so müßten doch künftig nicht nur das Zollmaß, sondern Tauglichkeit und Entbehrlichkeit von der Arbeit die Rücksichten für die Einstellung sein, ferner die zahlreichen Exemtionen fortfallen, so daß als unumstößlicher Grundsatz gilt: „Im Falle der Noth ist jeder Eingeborene Soldat und verpflichtet, zur Staatsvertheidigung beizutragen, entweder als Offizier oder Waffenträger, so lange er Kräfte hat und dazu berufen wird.“ Die Reglements für die taktischen Uebungen sind zu revidiren und für den Krieg zu vereinfachen, Felddienst und Feldarbeiten, also große Märsche, Patrouillen, Rekognoszirungen, Schanzanlagen u. s. w. hinzuzufügen.

Dies sind einige von Knesebecks allgemeinen Gesichtspunkten.

dem fände man in allen Provinzen eine Menge ausgebildeter Leute, die entweder noch in die Armee eingereiht, oder als Provinzialtruppen bei der Vertheidigung der Festungen, der verschanzten Lager und Küsten verwendet werden könnten. Auch auf die Volkserziehung ist eine günstige Rückwirkung zu erwarten.

Für die Art der Aufstellung macht Knesebeck folgende Vorschläge:

Bei der nächsten Revision werden alle kantonpflichtigen Leute vom 16. bis 50. Lebensjahre verzeichnet, untersucht und in drei Klassen getheilt, nämlich für das stehende Heer, für die Vaterlandsreserven und für die Provinzial- oder Ehrenlegionen. Für die erste Klasse sind Größe, Wachsthum und Schönheit, für die zweite Entbehrlichkeit und Gesundheit Bedingung; in die dritte werden die Unabkömmlichen und die nach zwanzigjähriger Dienstzeit noch gesunden alten Soldaten gestellt. Die Armee beurlaubt in demselben Jahre sämmtliche Einländer und zieht sie nicht wie gewöhnlich zur Frühjahrsexerzirzeit heran, sondern bildet dafür die Reservemannschaft aus. Knesebeck berechnet, daß hierbei ohne Etatsüberschreitung 128 397 Mann zur Einstellung gelangen könnten. Nach sechswöchentlichem Dienste, welcher der Dauer der sonst innegehaltenen Exerzirzeit entspricht, werden die neu Ausgebildeten als Vaterlandsreserve wieder entlassen und nur alle sechs Jahre noch zur Uebung einberufen. In den Uebungsjahren lassen die Regimenter dafür ihre Beurlaubten daheim.

Die Vaterlandsreserve dient im Kriege zur Rekrutirung oder zur augenblicklichen Verstärkung der Feldarmee. Die Art der Verstärkung kann dreifach sein. Entweder werden die Ziffern der einzelnen Truppentheile erhöht, oder besondere Vaterlandslegionen zur Bildung einer Reservearmee formirt, oder endlich die Legionen in den Provinzen verstärkt. Bei der ersten Weise geschieht die Vertheilung auf alle Kompagnien, auch die der dritten Bataillone, bei der zweiten werden die pensionirten, im Lande befindlichen gedienten Offiziere, sämmtliche mit 15 Jahren aus der stehenden Armee entlassenen Mannschaften mit einberufen und einige Linienregimenter und dritte Bataillone der Reserve-Armee zugetheilt. Im dritten Falle tritt nur theilweise Zusammenziehung ein, um in den Provinzen einen „Chouanskrieg“ zu führen. Für alle drei Formen sind die Etats, die Zutheilung der Offiziere, kurz die vollständigen Mobilisirungsbestimmungen im Voraus festzustellen.

Dabei aber theilt sich die Vaterlandsreserve in drei Aufgebote ein. Das volle umfaßt die gesammte Mannschaft, ein Zweidrittel-Aufgebot alle Leute zwischen dem 25. und 42. Lebensjahre und die von den Regimentern nach 15 Jahren Dienstzeit verabschiedeten nicht angesessenen Einländer, die sonst zu gewöhnlichen Friedenszeiten den Provinziallegionen zugerechnet werden. Sodann bleibt noch ein Drittel-Aufgebot übrig. Auch für diese drei Aufgebote arbeitet das Ober-Kriegskollegium den Mobilmachungsplan sowie die Stellenbesetzung aus und führt die nöthigen Listen. Alle verabschiedeten Einländer, Offiziere

oder Gemeine, sowie die Ausländer, welche Pension beziehen, werden für die Vaterlandsreserve und die Provinziallegionen förmlich verpflichtet.

Die Letzteren sollen nur in ihrer Heimath Verwendung finden; daher gilt für sie keine der gewöhnlichen Ausnahmen; vielmehr ist bis auf die Kranken und selbst arbeitenden ansässigen Eigenthümer schlechterdings jeder Einwohner heranzuziehen. Um für die Legionen einen Stamm zu bilden, werden von nun ab alle Einländer nach 15 Jahren Dienst mit unbestimmten Urlaubspässen verabschiedet. Ferner gehören ihnen alle sonst von der Einreihung Ausgenommenen, alle pensionirten gedienten Militärpersonen an, ebenso die Stadtbewohner, wenn es die Vertheidigung ihres Ortes gilt. Die Schützenkompagnien der Städte haben dabei die Rolle der Büchsenschützen oder Grenadierkompagnien zu übernehmen. Zu Offizieren der Provinziallegionen sind alte Edelleute bestimmt, welche nicht Militärs gewesen, oder diejenigen vom Staate Pensionirten, die aus irgend einem Grunde nicht der Vaterlandsreserve angehören können. Alle Pensionirten sind deshalb gesetzlich verpflichtet, im Lande zu wohnen. Das Ober-Kriegskollegium kontrolirt sie. Alle 6 Jahre haben sie sich zu stellen. Desgleichen sollen gediente Feldwebel und Unteroffiziere, die in ihren Anstellungen abkömmlich sind, wie die Landreiter, Mühlenbereiter, ebenso die dem gebildeten Bürgerstande angehörenden Personen, wie Kaufleute, Lehnsschulzen, auch die Offiziere der Bürger- und Schützenkompagnien in den Legionen als Offiziere Verwendung finden.

Den eigentlichen Stamm bilden die mit 15 Jahren Ausgedienten, die freilich gerade auch zur Vaterlandsreserve berufen werden konnten.

Die taktische Eintheilung der Vaterlandsreserve behandelt Knesebeck ausführlich. Er findet ziemlich starke Abgaben an Offizieren, Unteroffizieren der stehenden Armee für den Fall der selbständigen Verwendung erforderlich. Die Stärke berechnet er nach verschiedenen Abgaben für Artillerie, Kavallerie und für die Armee auf 106 000 Mann Infanterie. Die Eintheilung entwirft er nach Rüchels ihm ertheilter Vorschrift in Kompagnien zu 200, Bataillöne zu 1000 Mann, Brigaden zu 3 Bataillonen, Divisionen zu 2 Brigaden. Vier überschießende Bataillone und sämmtliche Schützen als ein Elitekorps machen ein für alle Mal die Reserve dieser Armee aus. Die Divisionen beabsichtigte Knesebeck mit je 3 Batterien auszustatten, während die Kavallerie vom stehenden Heere gestellt werden sollte.

Eine ähnliche Eintheilung ist auch für die Provinziallegionen vorgeschlagen, deren Kapitäns und Feldwebel dem stehenden Heere zu entnehmen seien. Für die Provinzen auf dem rechten Weichselufer werden die Legionen schon auf 50 000 Mann veranschlagt.

Die Kriegsübungen aller dieser Mannschaften sollen sich auf das Einfachste beschränken, auf Laden, Schießen, das Rechts-, Links-, Vor- und Rückwärts-Bewegen *sowohl in geschlossenen Reihen wie in zerstreuten Haufen*, das *Sammeln* und *Zerstreuen*, das Verständniß der Signale.

„Dies ist Alles, was sowohl die Reserve als die Provinziallegionen zu beobachten haben und zu wissen brauchen, Alles, was überhaupt für den Soldaten im Felde gehört." Eine besondere Schlachtordnung wird außer der gewöhnlichen vorgeschlagen. Schwärmattacken der Tirailleurs sollen unter Umständen die Kavallerie beim Einbruch in die feindlichen Linien unterstützen u. s. w. Bemerkenswerth ist, daß Knesebeck gerade von diesen „nur für den Krieg bestimmten Truppen" Uebung im Schanzenbau und besonders in der Terrainbenutzung verlangt. Sie sollen es verstehen, jeden Kirchhof, jede Höhe, jeden Zaun, jeden Baum, jedes Thal, jede kleine Unebenheit des Bodens, Gründe und Gräben zu benutzen, sich unbemerkt zu nähern, das Terrain bei Tage und bei Nacht abzusuchen, sich darin zurecht zu finden, den Feind zu rekognoszireren, Convois zu decken, zu fouragiren, Märsche zu machen, das Land in kleinen Haufen zu durchstreifen und sich in der Ferne wieder zu sammeln, hinter Erdwällen, Campen, Gräben sich zu vertheidigen, Erdhütten zu bauen, Dörfer, Vorwerke und Gärten zu besetzen — „kurz alle diejenigen Beschäftigungen, die in einem wirklichen Kriege Sache des Kriegers sind."

Gerade an diese Aufgebote stellt Knesebeck also die Forderungen, welche recht eigentlich der Feldarmee zukommen, während diese sich ihnen gegenüber, in stolzer Verachtung „unsoldatischer" Gewohnheiten, ablehnend verhielt.

Auch bezüglich der Bekleidung, Verpflegung, Besoldung und Bewaffnung fügt er seine Vorschläge hinzu; die nähere Feststellung und Berechnung aber giebt er dem Ober-Kriegskollegium und dessen Mobilmachungskommission anheim.

Hand in Hand hiermit geht der Plan einer allgemeinen auf Gegenseitigkeit beruhenden „Vermögens-Assekuranz bei Kriegs-Verlusten." Knesebeck sagt, daß er die Aufmerksamkeit auf diesen „Gegenstand von allergrößter Wichtigkeit" einer Unterredung mit dem Obersten v. Pfull verdanke. Seine Absicht ist es, den Krieg gerade durch dieses Mittel zu einer nationalen Sache des ganzen Staates zu machen, vorübergehend dem Feinde preisgegebene Provinzen für ihre Verluste zu entschädigen, die nicht augenblicklich berührten aber ebenso wie die Betroffenen an einem glücklichen Ausgang des Krieges zu interessiren. Die Heeresleitung soll dadurch zugleich größere Freiheit in der Bewegung gewinnen.

Den Vorschlägen sind Berechnungen hinzugefügt, welche ihre Ausführbarkeit einleuchtend machen sollen. Dann schließt Knesebeck mit einem Abschnitte: „Ueber die Wichtigkeit, die öffentliche Meinung der Nation für die neue Einrichtung zu gewinnen.".

Mit Wärme vertritt er dort seine Ideen.

„Alle großen Männer haben es nie verschmäht, die öffentliche Meinung zu stimmen", beginnt er. „Unsere transrhenanischen Nachbarn wissen dies sehr gut, und der Schlüssel dessen, was sie gethan, ist oft hierin zu suchen. Warum wollten wir ihnen das Mittel großer Thaten allein überlassen? Nein,

mehr zu thun noch als sie, in allem Guten sie zu übertreffen, ohne ihren Greueln zu folgen, sei unsere Ehre, unser Zweck." Dann folgen Winke, wie die Reform populär gemacht werden könne.

Nicht als eine neue Einrichtung, sondern nur als eine Erleichterung für die jetzigen Beurlaubten der Armee, soll sie durchgeführt werden. Der abschreckende Name „Miliz" wird durch Vaterlandsreserve, Ehrenlegion, Feldlegion, Provinziallegion ersetzt. Ihre Mitglieder stehen an Rang und äußerer Auszeichnung denen des Heeres völlig gleich; eine milde gerechte Behandlung ist ihr gesichert. Ja, als eine Truppe, die halb aus Eximirten, halb aus Veteranen besteht, ist ihr besondere Achtung zu zollen. In den Jahren ihrer Zusammenziehung hat sie Königsrevue, wie das stehende Heer. Durch den Unterricht auf den Schulen in Stadt und Land soll der Patriotismus geweckt, der Gedanke belebt werden, daß nichts ehrenvoller sei, als das Vaterland zu vertheidigen. Beispiele aus der Geschichte, namentlich aus der vaterländischen, Hinweise darauf, wie die Monarchen und der Adel stets vorangegangen seien, wo es galt, die Gefahr vom Lande fern zu halten, werden lebhaft empfohlen. „Man zeige und lehre (aber der Lehrer selbst mit Enthusiasmus und innerer Ueberzeugung), daß Preußens Verfassung die beste und glücklichste ist; man belebe die Aufmerksamkeit für die öffentlichen Angelegenheiten durch Vertheilung von Volksschriften, Comptes rendus dessen, was die Regierung jährlich für das Land gethan; kurz, man interessire die Menschen für den Staat und die Regierung, lehre selbige sie schätzen, und sie werden die Sache des Staats nicht mehr als etwas verschiedenes von der ihrigen halten, und wenn sie beide als eine Sache betrachten — wie sie es ist — so werden sie jede Streitigkeit des Staats auch als ihre persönliche ansehen und gern die Waffen für sie ergreifen und sie vertheidigen."

Knesebeck führt weiter noch aus, daß eine Abneigung gegen den Stand des Kriegers im Lande nicht bestehe, daß das Volk den Kampf nicht scheue, sondern nur „die große Gezwungenheit und wahrlich zum reellen Kriegsdienste oft nicht nöthige Pünktlichkeit der Gewehrhandhabung und Bewegungen, die dem doch einmal selbständig geborenen Menschen in dem Verhältniß als Soldat jede Selbständigkeit raubt."

Vom stehenden Heere, meint er, sei die Eleganz unzertrennlich, namentlich die Preußische Armee könne sich ihrer nicht entschlagen, weil sie sich darin auf eine Höhe hinaufgearbeitet, auf der jedes Nachlassen sie, wenn auch nicht an innerem Werth, so doch an äußerem Schein verlieren lassen werde; das aber hält er für einen wirklichen Nachtheil, da der Schein es sei, der dem Nachbarn imponire und so den Frieden erhalte. Die Vaterlandsreserve und Legion, nur für den Krieg geschaffen, soll den großen Zweck ihres Daseins, die Beschützung des Vaterlandes, unverfälscht zum Ausdruck bringen. „Alles, was zur Wirklichkeit im Kriege gehört, sei für sie, nichts von allen den Künsten des Friedens."

Soweit dieser großartig gedachte und sorgsam bearbeitete Reformplan. Knesebeck hatte sich des ihm gewordenen Auftrages mit Ehren entledigt. Auch dieser Versuch aber erfuhr das Schicksal seiner Vorgänger. Zwar faßte der Herzog von Braunschweig, dem der Entwurf mitgetheilt wurde, Interesse dafür; aber es scheint nicht, daß er ernste Schritte that, seine Ausführung durchzusetzen. Er begnügte sich, am 17. Oktober 1803 an den Verfasser ein anerkennendes Schreiben zu richten.*) „Der Nutzen dieser Vorschläge redet von selbst, und dürfte unter gewissen Voraussetzungen eine solche Einrichtung, wenn nämlich der Staat mit zwei Mächten zugleich in Krieg verwickelt würde, unumgänglich erforderlich werden, um aber entstehenden Falls davon Gebrauch machen zu können, würde das Ganze im Frieden zu organisiren sein." Mit Bestimmtheit erwartet der Herzog Widersprüche von Seiten der Zivilbehörden. Aber wenn auch nicht Alles zur Ausführung käme, wäre doch schon mit einer Reserve viel gewonnen, welche hinreichte, um vereinigt mit den dritten Bataillonen die Festungen und Küsten zu besetzen, Verbindungen zu sichern und verschanzte Lager zu halten. „Bei der Ausführung weit umfassender Pläne", schreibt er weiter, „ist im Voraus anzunehmen, daß bei der Exekution manches abgerechnet werden muß, daher es allerdings vortheilhaft ist, wenn bei dem ersten Entwurf Alles, was die physischen Kräfte leisten können, in Anschlag gebracht werde." Auch mit der Vermögensassekuranz macht sich der für das Neue empfängliche Fürst vertraut und hält sie für ausführbar. Er schließt mit den besten Wünschen für das Schicksal des Projekts.

Dieses aber lag in erster Linie in den Händen der Immediat-Militär-Organisationskommission, welche ganz anders dachte. Der Entwurf ging ihr viel zu weit. Er rüttelte insofern ernsthaft am Alten, als er die neuen Mannschaften für das Feld brauchbar erklärte, auch wenn ihnen die altbewährte Massendressur fehle. Sehr schroff wird in dem Gutachten der Kommission vom 15. August 1803**) dem System des Individualisirens und der Selbständigkeit des gemeinen Mannes das System einer aufs höchste geschraubten Ausbildung der großen Truppenkörper, in welchen der Einzelne als Atom zu verschwinden habe, entgegengestellt. „Alles, was der Major v. Knesebeck anführt, um diesen Vorschlag zu begründen, und das, was er Pedantismus in der Dressur nennt, zu verbannen, ist uns nicht einleuchtend. Personelle Bravour eines jeden Individuums allein entscheidet nicht am Tage der Schlacht, sondern Bravour des Korps, und diese beruht auf der vortheilhaften Meinung und dem Vertrauen, das ein jedes Individuum auf das Korps setzt, zu welchem es gehört. Dieses Vertrauen aber wird gerade durch

*) Kriegsarchiv D. I. 36.

**) L'Homme de Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852, S. 141 u. ff., und Kriegsarchiv D. I. 92.

jenen sogenannten Pedantismus zuwege gebracht und befördert. Der äußere Glanz, die Regelmäßigkeit der Bewegungen, die Gewandtheit und zugleich die Festigkeit der Masse; Alles dies gewährt dem Einzelnen die sichere und beruhigende Ueberzeugung, daß seinem Regiment, Bataillon u. s. w. nichts zu widerstehen vermöge. So wird Vereinigung der einzelnen Kräfte bewirkt, und diese sichert bei zweckmäßiger Anführung den Sieg." Das war die Anschauung der würdigen Mitglieder der Kommission. Ihnen schwebt augenscheinlich nichts anderes vor, als das Bild eines Krieges nach dem Muster des siebenjährigen, wobei die Schlachten durch das einmalige korrekte Heranführen einer großen geschlossenen Truppenmasse auf einen Punkt der feindlichen Linie entschieden werden. Uebersehen wurde, daß hierbei ein feststehendes Ziel vorausgesetzt wird, dessen Widerstandsfähigkeit gebrochen ist, sobald man es an der Angriffsstelle ins Wanken bringt und vom Platze drängt, übersehen auch, daß einem beweglichen Feinde gegenüber das Mittel die Wucht und den Werth erheblich verliert.

Unvermittelt traten sich hier das Alte und das Neue gegenüber.

Im Uebrigen enthält das Gutachten wenig sachliche Einwendungen, wie diejenige, daß durch Gestellung der Reservemannschaften und der Legionäre eine Ueberbürdung der Kantons entstehen müßte, daß ferner sämmtliche Einländer der Armee, ohnehin schon fast ganz beurlaubt und ein jeder nur alle zwei Jahre bei der Fahne, zu Milizmännern werden würden, sobald man sie künftig im Interesse der neuen Kategorien noch seltener einziehen wollte. Die Bemerkung ist nicht ganz unrichtig, daß die Armee dann überhaupt zu einer Landmiliz werde. Knesebeck selbst hatte sich dahin ausgesprochen. Die weiteren Vorwürfe bewegen sich in sehr allgemeinen Redewendungen, das Wesen der Preußischen Heeresverfassung sei verkannt, die Kraft des Staats überschätzt, der Vorschlag für Belebung des Patriotismus gefährlich, die Abschaffung der harten Strafen bedenklich, da der Soldat einmal an sie gewöhnt wäre u. s. w. Damit der Humor nicht fehle, ist als Grund gegen die Errichtung der neuen Truppen angeführt, daß die vielen Kanonen zu theuer seien, die man dann brauche. Lieber also gar nichts, als eine Einrichtung, welche in einem Punkte dem gewohnten Schema nicht entsprach.

Die Friedensausbildung einer zahlreichen Kriegsreserve, das Axiom der heutigen Heeresverfassungen, welches Knesebeck richtig erkannt hatte, scheint der Kommission werthlos. „Die Erfahrung im siebenjährigen Kriege hat zur Genüge gelehrt, daß zuweilen ruinirte Regimenter im Winter 700 bis 800 Rekruten eingezogen, selbige exercirt und in der folgenden Kampagne wieder ebensoviel als in der vorhergehenden geleistet haben." Als ob man von einem jeden Feinde die Gefälligkeit verlangen durfte, im Winter hübsch Ruhe zu halten, damit die Preußischen Kommandeure mit ihrer Rekrutenausbildung fertig würden. Doch freilich, das war ja bisher die Regel ge-

wesen*); nur ein Ketzer oder jugendlicher Brausekopf konnte wähnen, daß es künftig nicht mehr so sein werde. Der Plan der Versicherung gegen Kriegsverluste wird schlechtweg „ohne weitere Bemerkung" für „völlig unausführbar" erklärt. Als sei damit etwas bewiesen, stützt sich die Kommission darauf, daß General Rüchel in seiner dem Major v. Knesebeck ertheilten Instruktion gesagt habe: „Für unser System schickt sich eine Landmiliz im freien Felde nicht wegen unserer schnellen Manövers und unserer Feinde." Ebenso wird des Generals Schlagwort: „Die Preußische Militärverfassung und Staatswirthschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette einen Schlag", ins Gefecht geführt und hinzugefügt: „Der Entwurf des Majors v. Knesebeck aber würde, wenn er realisirt werden sollte, diese ganze vortreffliche Verfassung vernichten." Die Angabe eines „warum" fehlt natürlich. Es mag Knesebeck nicht schwer geworden sein, in einer Rechtfertigung**) die Vorwürfe zu entkräften, auch der Kommission mehrere Irrthümer und Mißverständnisse nachzuweisen.[42] Deren Behauptung, daß der ganze Reformvorschlag nur eine Nachahmung der in England angeregten Maßnahmen sei, ist in der That höchst unhaltbar und zeigt, daß die Kommission sich in ein Kadre- oder Krümpersystem noch nicht hineinzudenken vermochte. In England handelte es sich um die Aufstellung einer Freiwilligen-Armee, also gerade um das, was Knesebeck als das nicht Empfehlenswerthe bezeichnet hatte. Welches Schicksal die Rechtfertigungsschrift gehabt hat, mag dahingestellt bleiben. Das Entscheidende ist, daß auch dieser Reformvorschlag, welcher schon die karakteristischen Grundzüge der später unter dem Drucke der Noth getroffenen Einrichtungen enthält, einfach fiel. Möllendorf, Geusau, Guionneau trugen ihn zu Grabe. Der Letzte hat wohl das Henkeramt verrichtet. Von seiner Hand sind die wesentlichsten Gutachten der Kommission entworfen; indessen hatte Möllendorf schon bei der Zusendung des Entwurfs an dieselbe, einen nicht mißzuverstehenden Wink gegeben.[43] Es sollte eben in jener unglücklichen Zeit nichts Großes und Ganzes zu Stande kommen.

Dafür gewann die Halbheit die Herzen.

Knesebecks Vorschläge fanden an Rüchel einen Vertheidiger. In einem sehr ausführlichen Schreiben vom 20. November 1803,***) welches an den Generaladjutanten v. Kleist gerichtet war, und das von diesem Guionneau übergeben wurde, bespricht er den Plan noch einmal von seinem Standpunkte aus. Knesebeck, sagt er, habe ja nichts umwälzen, sondern nur zeigen wollen, was

*) Wenigstens war im 17. und 18. Jahrhundert die Winterruhe konventionell gewesen; sie war es seit dem Feldzuge von 1794 in Belgien und Holland, dem Feldzuge von 1796/97 nicht mehr.

**) Kriegsarchiv D. I. 36.

***) Kriegsarchiv D. I. 92.

der Staat in Nothfällen leisten könne.[44] In den für Belebung des Patriotismus vorgeschlagenen Mitteln findet Rüchel nichts Neues oder gar Gefährliches. „Der Glimpf der Behandlung kann allerdings nur auf die Reservemiliz gedeutet werden und keineswegs auf die stehende Armee; denn diese hat ihre Gesetze, und nach solchen richtet die Truppen des Heeres lediglich der erfahrene Mann von Gefühl, Ehre und Würde.“ Die Kriegsversicherung hält Rüchel „für gut als Idee, aber für schwer in der Ausführung“.

Bei dieser Gelegenheit nun weist er auf seinen eigenen, bereits vorgelegten Entwurf einer Reservemiliz*) von 50 000 Mann hin, „was schon eine ansehnliche Kraft ist“; und er hat damit Erfolg. Er verwahrt sich aber auch hier dagegen, „daß irgend etwas bouleversirt werden soll, weil Niemanden auf der Welt unsere Staats- und Militärverfassung heiliger ist, als gerade mir“.

Rüchels Vorschläge, deren Wortlaut nicht bekannt ist,**) bildeten ein Ganzes mit seinen Landesvertheidigungsplänen. Er berechnete die damalige Armee zu 255 241 Streitbaren. Wie bekannt,***) hielt er aber 75 000 Mann zur Küsten- und Festungsbesetzung für erforderlich, so daß sich die Feldstärke auf 180 241 Kämpfer herabminderte, eine Zahl, welche zumal für einen Krieg gegen Rußland und Oesterreich unzureichend erschien. Die 50 000 Mann Reservemiliz sollten nun Besatzungszwecken dienen. Er gedachte sie durch 25 000 Mann der dritten Musketierbataillone zu verstärken, um so die von ihm berechnete Zahl völlig aufzubringen, die Feldarmee jedoch ungeschmälert zu lassen. Aber nicht geschlossene dritte Bataillone dachte der General zu verwenden, sondern anzuordnen, daß dieselben sich theilten, und zwar in je zwei weniger felddienstfähige Kompagnien, die zur Landesmiliz übertreten, und je zwei jüngere und kräftigere, die mit der Armee ausrücken könnten. Wie bei den Grenadieren sollten die gleichartigen Kompagnien von zwei Regimentern zusammenstoßen, um so wieder Bataillonsverbände von je vier Kompagnien zu bilden. Die zur Landesmiliz als Besatzungstruppen stoßenden Bataillone waren gleichzeitig bestimmt, die Rekrutenausbildung für die Feldarmee und die Kantongeschäfte zu übernehmen.

Die Dienstzeit der Einländer begehrte Rüchel, wie Knesebeck, von zwanzig auf fünfzehn Jahre herabzusetzen, um die Lust am Dienste zu heben und eine größere Zahl ausgebildeter Leute zu gewinnen. Die Ausgedienten sollten noch

*) Rüchel wechselt in der Benennung mit Reservemiliz und Reserve-Landesmiliz.

**) Nach dem Entwurf der Kommission vom Juli 1804 hat Rüchel seine Vorschläge unter dem 15. August 1803 eingereicht (Kriegsarchiv D. I. 48). Am 4. September 1806 schrieb Rüchel aus Hannover an seine Gemahlin: „Schicke mir doch mein Memoire über die Landmiliz. Wir wollen uns damit beschäftigen. Knesebeck hat auch Interesse dafür. Es liegt wahrscheinlich in meinem Büreau in der Spiegelthür links.“ (Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878, S. 35.) Hiernach ist das in Rüchels Besitz gebliebene Exemplar seiner Denkschrift wahrscheinlich im Felde verloren gegangen.

***) Siehe S. 145.

zehn Jahre in der Reservemiliz dienen. Doch wollte der General auf diese Einrichtungen nicht durchaus bestehen; vielmehr fügte er noch Berechnungen an, wie sich die Verhältnisse bei einer zwanzigjährigen Dienstzeit stellen würden.

Diesen Rüchelschen Vorschlägen schenkte die Kommission ihren Beifall, wobei die persönliche Stellung ihres Urhebers und dessen bedeutender Einfluß gewiß mit in Anschlag zu bringen sind.

Sie sprach sich in demselben Gutachten, in welchem Knesebecks Plan verworfen wurde, für die Errichtung der 50 000 Mann Reservemiliz aus, welcher sie die Bezeichnung Landmiliz gab. Dieselbe sollte, wie auch Rüchel gewollt, nur zu Besatzungszwecken dienen, sich dazu aber noch mit den Invalidenkompagnien und den Depots der Füsiliere vereinigen. Es liegt hierin der grundsätzliche Unterschied gegen Knesebecks umfassendere Ideen, ebenso aber gegen die nach dem Unglück ins Leben gerufenen Landwehreinrichtungen. Beide lassen freie Verwendung der Vaterlandsreserve oder Landwehr im Felde zu. Die Kommission ist eine entschiedene Gegnerin dieser Verwendung. Guionneau, ihr Organ, erklärte in dem sogleich näher zu beleuchtenden Gutachten über General Courbières Pläne wörtlich: „Bei der Formation der Landmiliz kommt es nicht auf die augenblickliche Erscheinung im Felde an, sondern bloß auf die Verstärkung der Besatzungen.“

Der König befahl am 23. Dezember 1803 die Ausarbeitung eines förmlichen Plans für die Einrichtung der Landmiliz, verlangte jedoch die strengste Geheimhaltung, damit nicht in der Bevölkerung im Voraus eine ungünstige Meinung gegen die ganze Maßregel erzeugt würde.*) Guionneau übernahm das Weitere. Ihm ging auch Rüchels Schreiben vom 20. November zu, und Oberst v. Kleist, der vortragende Generaladjutant, verhandelte mündlich mit ihm.**) Auch Graf Lottum nahm in nächster Zeit Antheil an den Arbeiten. Aber noch waren diese nicht vollendet, als zu Beginn des Jahres 1804 ein neuer Vorschlag an den König gelangte. Er rührte vom General v. Courbière her und erheischte, bei der hervorragenden Betheiligung dieses hochgestellten Offiziers an den gesammten Reformbestrebungen, Aufmerksamkeit und Beachtung. Leider ist auch dieser Plan in seinem Wortlaute noch nicht bekannt. Man kann seinen Inhalt nur aus Guionneaus schon erwähnter Begutachtung vom 12. April 1804***) errathen.

Jedenfalls verlangte Courbière eine engere Verbindung der erst im Kriegsfall aufzustellenden Truppen mit der Feldarmee. Er faßte, wie es 1795

---

*) Courbière, S. 145. Uebrigens verdeckte der König mit dem angegebenen Grunde wohl zugleich den tieferen, Frankreich gegenüber den Schein zu vermeiden, als ob er mit Rüstungen umgehe. Der König besorgte, daß, wenn Bonapartes Argwohn rege gemacht würde, dieser die Französischen Truppen in Hannover verstärken und man aus der Rüstung alsbald in Krieg gerathen werde.

**) Kriegsarchiv D. I. 92. Kleist an Guionneau am 29. Dezember 1803.

***) Kriegsarchiv D. I. 92.

geschehen, die bedrohte Lage der östlichen Provinzen ins Auge, gab zu, daß die dort stehenden Feldtruppen zu schwach seien, einen Einbruch der Russen abzuwehren, und gedachte sie durch eine Anzahl der bei den Regimentern schnell aufzustellenden neuen Bataillone zu verstärken. Seine Ansicht war, daß man eine größere Zahl von Einländern, als der augenblickliche Kriegsstand der Feldarmee sie erforderte, ausbilden müsse. Mit diesem Ueberschuß wollte er die Kopfstärke aller Kompagnien auf 160 Mann erhöhen, ferner aus zwei Kompagnien der dritten Musketierbataillone und den fünften Kompagnien der beiden ersten neue Feldbataillone bilden. Die beiden noch übrigen Kompagnien der dritten Musketierbataillone sollten dann abermals den Stamm für Bataillone hergeben und durch die ausgebildeten Einländer aufgefüllt werden.

Courbière brachte diese Formation nur für fünfzehn Infanterieregimenter im Osten der Monarchie in Vorschlag. Außerdem ist aber noch von zwölf Reservebataillonen die Rede.

Guionneaus Bedenken verrathen den Verwaltungsmann vom reinsten Wasser. Man müsse, meint er, für die neuen Bataillone doch, wie für die übrigen Feldtruppen, Wagen, Pferde, Zelte, Bataillonskanonen haben, und ließe sich vorübergehend auch durch Lieferung des Nöthigen vom Lande aushelfen, so könne das doch nicht lange den wirklichen Feldetat ersetzen. Entweder müsse man daher die neuen Truppen nachträglich ganz mobil machen, oder sie in die Klasse der Besatzungstruppen zurückstellen. Beides aber sei mißlich, auch die in der Armee damit eintretende Ungleichheit zu verwerfen. Daß sich die ganze Einrichtung, wenn sie sonst für zweckmäßig befunden wurde, sehr wohl auf das gesammte Heer übertragen ließ, scheint nicht zur Sprache, auch Guionneau nicht in den Sinn gekommen zu sein. Nur für die Krümperausbildung einer Ersatzreserve aus den Kantons erklärte auch er sich, wenngleich in beschränktem Maße. Damit gedachte er den dritten Musketierbataillonen den Austausch der halbinvaliden Leute gegen junge Mannschaft zu ermöglichen und sie gleichfalls zu Feldbataillonen zu machen. Die aus ihnen ausscheidenden alten Leute sollten mit den abzugebenden Offizieren und Unteroffizieren zur Landmiliz übertreten und sich nach deren Sammelplätzen begeben.[45]

Dem alten Möllendorf gefiel Courbières Plan. „Abermals ein neues Projekt", schrieb er am 18. April 1804,*) „so aber schon bei Friedrich gebraucht worden, wo wir 20, 30, auch mehr Kantonisten exerzirt in denen Kantons hatten. Gegen diesen ist wohl weiter nichts zu erinnern, als daß zuletzt bei der großen Menge zurückzulassender Beurlaubten man ziemlich ganz Landmiliz in Betracht der Einländer werden wird." Auch Courbières Methode, die neuen Bataillone aufzubringen, zollt er Beifall. Er findet sie sogar „durchgängig sehr schön" und erklärt sich gegen Rüchels Art, die dritten

*) Kriegsarchiv D. I. 92, und Courbière, S. 146.

Bataillone zu theilen und nach der Weise der Grenadiere von zwei Regimentern zusammenzustellen: „Dies ist vor mir immer sehr verwerflich.“ *)

Die Erwägung des Courbièreschen Projekts mag den Fortgang des Reorganisationswerkes aufgehalten haben. Sehr ausführliche Nachweise und Vorarbeiten wurden von den Kammern eingefordert. Nach Guionneaus und somit auch nach der Kommission Absicht sollten diese und nicht, wie Courbière wollte, die Regimenter die Aufstellung besorgen. Die Etats wurden nach Provinzen getrennt, obschon Graf Lottum auf mehrere Uebelstände dieser Einrichtung aufmerksam machte. Die Brigadeverbände griffen nämlich in verschiedene Provinzen über und umfaßten zum Theil weit von einander entfernte Bataillone. Ueberhaupt ließ sich die gleichmäßige, taktische Eintheilung schwer durchführen.

Die Akten schwollen an; Friedrichs Kabinets-Ordres über die Landmiliz-Angelegenheit wurden zu Rathe gezogen. Endlich im Juni 1804 war ein „Promemoria über das auf Königlichen Befehl zu entwerfende Projekt zur Einrichtung von Nationaltruppen zur Vertheidigung des Landes“ **) vollendet, das wieder von Guionneau ausgearbeitet ist. Nach Rüchels Idee sollten im Ganzen 78 Bataillone mit 51 324 Kombattanten, die Bataillone in 26 Brigaden, formirt werden, nach des Herzogs von Braunschweig Ansicht aber das Bataillon 4 Kompagnien zu 150 Mann erhalten. „Die Brigadiers müssen keine Kompagnien haben, damit sie desto unparteiischer auf die Unterschleife der Kompagniechefs vigiliren, die im siebenjährigen Kriege sehr weit gegangen sind.“

Ferner wird vorgeschlagen:

Zu Brigadiers werden „alte, gut gediente Obersten, die schon pensionirt sind oder aus der Armee“ genommen, zu Bataillonskommandeuren pensionirte Majors, oder auch Majors und geeignete Kapitäns aus der Armee, die der Invalidität nahe sind. Sie sollen aber zu Majors ernannt werden. Zu Kapitäns werden alte Stabskapitäns oder Subalternoffiziere gewählt, die der Invalidität nahe oder schon pensionirt sind, zu Subalternoffizieren sämmtliche pensionirte Subalternoffiziere, die noch garnisondienstfähig sind. Als Feldwebel sind tüchtige, alte Unteroffiziere der dritten Musketierbataillone, als Unteroffiziere alle diejenigen Unteroffiziere und Schützen anzustellen, die wegen zwanzigjähriger Dienstzeit verabschiedet worden sind und noch dienen können.

Die Bataillone sollten die alten Gewehre, eine einfache Uniform und Fahnen mit dem Namen der Provinz erhalten, zwei Bataillone jeder Brigade

---

*) Bemerkenswerth erscheint dabei, daß die Kommission, der ja doch Möllendorf präsidirte, in der Denkschrift über Knesebecks Pläne sich gerade für jene Rüchelsche Formation erklärt hatte.

**) Kriegsarchiv D. I. 92.

Musketierbataillone, das dritte ein aus den besten Leuten gebildetes Grenadierbataillon sein. Ehrenvolle Benennungen und Auszeichnungen aller Art sollten zum Eintritt in diese Nationaltruppen ermuntern und dieselben im Kriegsfalle die Festungsbesatzungen übernehmen, so daß die dritten Musketierbataillone für die Feldverwendung frei gemacht werden könnten. „Solchergestalt würde also, ohne das Land zu entvölkern und ohne die im Felde stehenden Truppen an ihrer Kompletirung zu kürzen, durch die Errichtung einer Landmiliz von etwa 50 000 Mann der Staat in den Stand gesetzt werden, eine große Macht ins Feld zu stellen, ohne seine Provinzen zu entblößen."

Schließlich beschäftigt sich das Promemoria noch eingehend mit den Kosten, ja mit der Vertheuerung der Kriegführung überhaupt, die sich so gestalte, daß jetzt eine einjährige Kampagne soviel erfordern werde, wie früher drei oder vier. Dieselben Bedenken preßten auch dem alten Möllendorf einen Stoßseufzer ab. „So guth dieser Plan ist", schrieb er am 14. Juni 1804, „und der einzige ausführbare ohne übele Folgen, so wünsche ich doch, daß wir niemahlen in der Nothwendigkeit kommen mögen, ihn zu realisiren, wegen dem letzten angehängten Article in Ansehung der Magazine und der Kosten einer Campagne, die bey itzigen Preisen erschreckend und die Kräfte des Staats zu weit übersteigend werden müssen. Ein Jeder will seinen Patriotisme durch ruinöse und nicht ausführbar seyende Projekte an dem Tage legen, man will Massen von Menschen zusammen bringen, ohne anzugeben, woher sie ernährt und erhalten werden sollen."*)

Dann wünscht Möllendorf statt der bisherigen ein „reelles Projekt", das darauf hinausgeht, den Mannschaftsstand der Regimenter immer vollzählig zu erhalten, weil Wagen, Pferde, Zelte, stets für den vollen Stand berechnet, erhalten würden und dieselben Kosten verursachten, gleichgültig, wie weit hinab die Stärke schon gesunken sei.

Nach drei Tagen schrieb er noch einmal über denselben Gegenstand: „Ich halte die Formirung leichter, als die Erhaltung, und Friedrich sagt in seinen ersten Instruktionen: der Bauch der Soldaten und Thiere macht die größte Sorge."**)

Auf Grund von Guionneaus Arbeit wurde im Juli der förmliche Kommissionsentwurf festgestellt, um demnächst dem Könige unterbreitet zu werden.***) Auch hier sind Rüchels Pläne angenommen, aber mit einigen Zuthaten versehen, die übrigen Projekte nach den Bedenklichkeiten der Kommission beschnitten. Doch erfahren Knesebecks und Courbières Eingaben noch eine Erwähnung.

---

*) Gerade danach hatten Carnot und Bonaparte niemals ängstlich gefragt, aber eben deshalb Erfolge gehabt.

**) Oeuv. posth. II. S. 124. „Es ist bekannt, daß, wenn man das Gebäude einer Armee aufführen will, man nicht vergessen muß, daß der Magen der Grundstein ist."

***) Kriegsarchiv D. I. 48. Die Einreichung geschah nach einer Rothstiftbemerkung auf dem Originalexemplar wahrscheinlich erst im September.

„Die Absicht ist:“ so sagt der Entwurf, „zu bewirken, daß während eines hartnäckigen Krieges nicht nur die ganze vorhandene Macht der Feldtruppen ins Feld rücken könne, ohne daß etwas davon zur Besetzung der Festungen, Städte und Küsten zurückgelassen werden dürfe, sondern auch noch im Falle der Noth ein Theil von den stehenden Besatzungstruppen zur Verstärkung der im Felde agirenden Armee verwendet werden könne, ohne das Land von den zu seiner Defension erforderlichen Truppen zu entblößen.“

Die Kommission wollte also nicht einmal so weit gehen, wie Guionneaus Original.

Es müssen übrigens noch weitere Verhandlungen stattgefunden haben. Möglicherweise gingen dem Könige inzwischen neue Projekte zu. Regte der Reformgedanke sich doch überall. Sogar Blücher, gewiß kein Liebhaber überflüssiger Schreibereien, arbeitete im Frühjahr 1805 „Gedanken über die Formirung einer Preußischen Nationalarmee“ aus. In dieser Denkschrift verlangte er: „Allgemeine Wehrpflicht, Verkürzung der Dienstzeit, Erhöhung des Soldes und eine bessere Behandlung der Soldaten.“*)

Erst ein volles Jahr nach der Einreichung des Kommissionsentwurfs am 17. August 1805 erfolgte dessen Genehmigung. Eine sehr ausführliche Kabinetsordre von jenem Tage sprach die Grundsätze für die Aufstellung der Landmiliz unter dem Namen von Land-Reservetruppen aus. Sie stimmte fast vollkommen mit den Vorschlägen der Kommission überein. Die 78 Bataillone zu 600 Gewehren**) sollten wirklich gebildet und, wie schon erwähnt, in Brigaden eingetheilt werden. Die Art der Aufbringung, der Offiziersersatz, die Uniformirung, Bewaffnung, die Abzeichen, Alles wurde genau geregelt und festgesetzt, daß keine Milizkavallerie zu errichten, die ausgediente Mannschaft der Kavallerie und Artillerie aber „unbedenklich“ in die Land-Reservebataillone aufzunehmen sei. Bei der 20jährigen Dienstzeit blieb auch der König stehen; erst nach deren Erfüllung sollten die Einländer zur Reserve übertreten, in dieser aber nicht 10 Jahre verbleiben, sondern „so lange sie noch brauchbar sind und ihre häuslichen Verhältnisse es gestatten.“ — „Dagegen muß bei Errichtung der Land-Reservebataillons in Ansehung der jungen Mannschaft aus den Cantonfreien Städten und Festungen und der bedingt Eximirten mit Schonung verfahren und erstere nur zur Besatzung ihres Geburtsorts gebraucht werden.“

Eine weitere Beschränkung entsprach Möllendorfs Herzensbeklemmungen

---

*) Wigger, Feldmarschall Fürst Blücher v. Wahlstadt, S. 310. Das Schicksal dieses Versuchs ist unbekannt, ebenso, wohin die Schrift gekommen, welche Varnhagen v. Ense in Blüchers Nachlaß noch vorgelegen.

**) Die genaue Stärke der Bataillone sollte betragen: 1 Kommandeur, 3 andere Kompagniechefs, 1 Stabskapitän, 8 Premierlieutenants, 5 Sekondlieutenants, 1 Adjutant, 4 Feldwebel, 32 Korporale, 8 Tambours und 600 Gemeine, wozu noch 1 Büchsenmacher, 1 Bataillonschirurgus und 2 Kompagniechirurgen kommen.

wegen Ueberbürdung des Staats und dem förmlichen Kommissionsentwurf. Sie bestand darin, daß bei Kriegsausbruch nicht sogleich alle Land-Reservebataillone, sondern nur soviele zu den Waffen zu rufen seien, als es der Augenblick gerade erheische. Ferner hatte Hardenberg für die Fränkischen Lande eine Ausnahme durchgesetzt. Er behielt sich mit Königlicher Genehmigung vor, dort die alte Landausschuß-Einrichtung wieder zu beleben.*)

Von Courbières Ideen erhielt jedoch Einiges seine Bestätigung, nämlich der von der Kommission vereinfachte Vorschlag, „durch eine successive Vermehrung von Einländern der in Preußen stehenden Regimenter und Bataillons, die dortigen dritten Bataillons in den Stand zu setzen, ins Feld rücken zu können."

In dieser Hinsicht hatte die Kommission vorgeschlagen, bei den 16 östlichen Regimentern in vier aufeinander folgenden Jahren bei jeder der 16 Kompagnien fünf Mann mehr als bisher auszubilden, so daß jährlich ein Ueberschuß von 80 exerzirten Soldaten als Ersatzreserve und somit nach jenen vier Jahren ein solcher von 320 Mann vorhanden sei. Dieselben sollten bei entstehendem Kriege an die dritten Bataillone übergeben werden, welche dafür die nicht mehr ganz felddienstfähigen oder unabkömmlichen Mannschaften sofort den Reservebataillonen abliefern könnten.

Diese Maßregel wurde für besonders nothwendig erklärt, um bei einem Einmarsche der Russen die junge kriegstüchtige Mannschaft der Gewalt des Feindes zu entziehen.

Für den Fall, daß die Reservebataillone nicht aufgestellt würden, bildeten die 320 überschüssigen Soldaten eine „Kriegs-Augmentation". Die ganze Einrichtung ist eine Annäherung an das Krümpersystem und hat insofern hier ein größeres Interesse.

In ähnlicher Weise erhielten alle übrigen Regimenter Befehl, in vier hintereinander folgenden Jahren bei den Kompagnien der dritten Bataillone je zehn Einländern, aber kleinen Leuten von vier Zoll, eine Krümperausbildung zu Theil werden zu lassen. Die dadurch erlangten 40 exerzirten Soldaten sollten gleichen Zwecken, wie jene 320 der östlichen Regimenter, dienen.

Um jedoch die Kosten zu ersparen, welche die neue Maßregel erforderte, sollte während der Revuezeit eine den eingestellten Krümpern entsprechende Anzahl von Urlaubern daheim bleiben. Ueberhaupt spielte die Rücksicht auf die dem Staate zufallende Last, so gering dieselbe war, eine große Rolle in dem Kommissionsentwurf. Am Schluß desselben ist insbesondere vorgeschlagen, bei Zeiten schon im Frieden Magazine anzulegen, um eine plötzliche Preissteigerung zu verhüten.[46]

---

*) Courbière, S. 146 ff. Der Gedanke war kein glücklicher, da man die Fränkischen Lande weder bei einem Kriege mit Frankreich, noch mit Oesterreich und Rußland in der Hand behalten konnte.

„Seine Majestät tragen nun“, schloß die Ordre vom 17. August 1805,*) „der Militär-Organisationskommission auf, zur Ausführung zu schreiten und Alles, was der Einrichtung der Land-Reservebataillons wegen nöthig ist, mit den dabei konkurrirenden Behörden zu besprechen und zu reguliren.“

So geschah es. Das Besprechen und Reguliren nahm seinen Anfang. Zehn Jahre waren seit der ersten von Schroetter gegebenen Anregung verflossen, bis man zu diesem Punkte gelangte.

Am 4. September wurden die infolge der Königlichen Ordre nothwendigen Verfügungen den Militär- und Zivilbehörden bekannt gemacht.

Immerhin waren die geplanten Aenderungen so bedeutend, daß man, wären sie zur Ausführung gekommen, füglich von einer Reorganisation vom 4. September 1805 würde sprechen können. Zwar sollten die Mehreinstellungen schon im Frühjahr 1806 ihren Anfang nehmen, die Formation der Reservebataillone aber leider zunächst nur auf dem Papier bestehen. Ausdrücklich hatte sich der Kommissionsentwurf vom Juli 1804 gegen Knesebecks Idee, die Reservetruppen im Frieden schon zusammentreten zu lassen, ausgesprochen, weil eine im Frieden fortdauernde Aushebung der jüngeren Mannschaft das Land beunruhigen und die Auswanderung vermehren würde. Die Kommission nahm dabei auf eine Kabinetsordre vom 27. Dezember 1804 Bezug, der zufolge „von einer Aushebung der Kantonfreien und Eximirten nichts ruchbar“, sondern Alles im tiefsten Geheimniß betrieben werden sollte.**)

Die Mittheilungen, die Listenaufstellungen begannen. Allein man hatte sich mit den Berathungen zu viel Zeit genommen. Die Mobilmachung von 1805 löste die Organisationskommission auf. Ihre dringenden Geschäfte und mit denselben auch die Angelegenheit der Land-Reservebataillone gingen am 9. Dezember an das Ober-Kriegskollegium über. Diese Behörde förderte den Plan trotz der sich bis zum Februar 1806 steigernden Bewegung und Arbeitslast noch weiter. Von militärischer Seite machte General v. Rüts, Inspekteur der Warschauer Infanterie, einige Einwendungen, welche in den besonderen Verhältnissen der neuen Provinzen ihre Ursache hatten. Größere Hindernisse wurden von Seiten der Zivilbehörden, der Kammern und der Zentralstelle in den Weg gelegt. Im März 1806 meldete General Grawert aus Schlesien, daß die Breslauer Kammer Schwierigkeiten erhöbe. Das

---

*) Man stand am 17. August 1805 hart vor der Entscheidung. Napoleon hatte schon im Juli Preußen gegenüber kein Geheimniß daraus gemacht, daß Krieg gegen Oesterreich vor der Thür sei (Mittheilungen Talleyrands an Lucchesini und Laforests an Hardenberg), und daß er seine Truppen aus Hannover ziehen werde, Preußen solle Hannover gegen Rußland und England decken. Hardenberg drängte den König in die Französische Allianz, Haugwitz rieth am 22. August dagegen. Am 30. August war die Forderung Kaiser Alexanders in Berlin, seiner Armee den Durchmarsch durch Preußen zu gestatten.

**) Auch die oben erwähnte Kabinetsordre vom 23. Dezember 1803 hatte strenge Geheimhaltung verlangt.

einen harten Stand bereitet hätte. Es hat Kunst dazu gehört, die Katastrophe von 1806 herbeizuführen.

Die Krisis von 1805 hätte das Gute mit sich bringen können, daß sie noch in zwölfter Stunde Anstoß zur Beschleunigung der lange geplanten Reformen gab. Die ganze Armee war auf Kriegsfuß gebracht worden; die Schäden des Heerwesens mußten für den Eingeweihten sichtbarer hervortreten als zu gewöhnlichen Friedenszeiten. Der König säumte nicht, die Gelegenheit zu benutzen. Er beauftragte das Ober-Kriegskollegium mit den nöthigen Feststellungen.

Dieses legte im Juni 1806 das Resultat seiner Ermittelungen in einem weitläufigen „Pro Memoria über die bei Zusammenziehung der Armee im Herbst 1805 sichtbar gewordenen Mängel und wie solchen für die Folge abzuhelfen sein möchte“ *) dem Monarchen vor.

Zunächst wird eine Dezentralisation durch Errichtung von vier, in allen Mobilmachungs-Angelegenheiten selbständigen Distrikten angeregt, um so den Uebelstand zu heben, daß auch die entfernten Landestheile jede Einzelheit von Berlin erwarten mußten. Den ersten Distrikt sollten Ost-, Westpreußen und Neuostpreußen, den zweiten die Westfälischen Provinzen, Hannover, Hildesheim, Halberstadt, Hohenstein, Magdeburg, das Eichsfeld und die Altmark, ingleichen Bayreuth, den dritten Schlesien und Südpreußen, den vierten die Marken, Pommern und der Netzedistrikt bilden. Für die drei ersten Distrikte schlägt das Kollegium die Ernennung kommandirender Generale vor, denen ein Kommissariat sowie ein Intendant beizuordnen sei, welcher die gesammte Ausrüstung mit Material ohne Rückfrage an die Zentralstelle zu erledigen haben würde. Depots, Bäckereien, Arsenale, Lazarethe, Fuhrwesen, Kassen sollten in jedem jener Armeekorps-Bezirke**) selbständig angelegt, in den Artilleriedepots die Kriegschargirungen fertig gehalten werden. Auch bezüglich des Ersatzes, der Gestellung der Knechte, kurz in allen für die Mobilmachung nöthigen Dingen wird die Selbständigkeit der kommandirenden Generale verlangt. Die Pferdelieferungen sollten überall im Lande gleichmäßig, ohne Ausnahme der adligen Güter und Domänenämter, stattfinden, das Trainwesen vereinfacht, die Parkkolonnen verkleinert, die einzelnen Truppengattungen in sich selbständiger gemacht werden, so daß z. B. nicht mehr Kavallerieoffiziere zum Artillerietrain abgegeben würden, sondern die Artillerie diese Offiziere aus der Reihe ihrer Feuerwerker ernannte.

Auch eine veränderte Friedensdislokation wird empfohlen, um die spätere Zusammenziehung der Armee zu erleichtern, für welche Sammelplätze im Voraus zu bestimmen, die Unterbringung der Truppen zu regeln ist.

*) Kriegsarchiv D. II. 60.

**) In der Dienstsprache später gewöhnlich „Generalate“ genannt.

Daneben sind noch eine Menge kleiner Veränderungen, zumal für die Mobilmachung von Kavallerie, Artillerie und Trains, angeregt.

Sodann aber wendet das Ober-Kriegskollegium seine Aufmerksamkeit einer Erhöhung der Beweglichkeit der Armee zu.

Dieser Abschnitt beginnt indessen mit zwei Glaubenssätzen, welche jede wirksame Besserung von Hause aus ausschlossen: „An Pferden bei den Regimentern und Bataillons dürfte keine Verminderung statthaben können; auch wird der Armee das Bäckerei- und Mehlfuhrwesen unentbehrlich bleiben." Die Hauptübelstände, die Mitführung von etwa 300 Pferden nebst Knechten, Wagen und Aufsichtspersonal bei jedem der schwachen Infanterieregimenter und die Kettung aller Bewegungen an ein systematisches Magazinal-Verpflegungssystem sollten verewigt werden. Gegenüber dieser Maßregel konnten die vorgeschlagenen Erleichterungen bei der Artillerie, die Zurücklassung der zehnpfündigen Mortierbatterien und der Dreipfünder der Füsilierbataillone nicht ins Gewicht fallen. Die an sich sehr zweckmäßige Zusammenziehung der Regimentsstücke in kleine Batterien von vier Geschützen unter einem Artillerieoffizier war doch keine Maßregel, welche Einfluß auf das Ganze zu üben vermochte, ebensowenig die geplante Errichtung eines besonderen Sappeurkorps aus dem Etat der Artilleristen der dritten Bataillons. Der Rest sind noch unwichtigere Kleinigkeiten.

Mit vollem Rechte fand sich der König durch dies Ergebniß der Untersuchung, das sogar bei der Kavallerie noch auf eine Vermehrung des Trosses hinauskam, bitter enttäuscht. Oberst v. Kleist, der vortragende Generaladjutant, der das Pro Memoria am 13. Juni einem hochgestellten Militär, wahrscheinlich dem Feldmarschall Möllendorf, zusendete, sprach dabei aus, daß der Monarch über das Ganze sehr unwillig gewesen sei. Des Königs Meinung wäre, daß ihm Vorschläge zur Abschaffung der Offizierpferde und noch weiterer erheblicher Impedimenta hätten gemacht werden müssen, seine Absicht ging, nach Kleists unumwundener Mittheilung dahin, „unsere Armee der Organisation der Französischen zu nähern". Der Empfänger wird daher ersucht, nunmehr seinerseits diesem Punkte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Erklärung, welche das Ober-Kriegskollegium für die Ablehnung der beiden dringendsten Reformen gegeben, war der eigenthümlichsten Natur.

„Den Regimentern die Zelte, oder den Offizieren die Reit- und Packpferde abzunehmen, scheint ganz gegen den eigentlichen Geist der Preußischen Armee zu seyn und dürfte eher nachtheilige Folgen haben."

„Ebenso nothwendig ist der Armee das Bäkkerey- und Mehlfuhrwesen, und die bey der Französischen Armee eingeführte Verpflegungs-Art mögte sich nicht mit Erfolg nachahmen lassen."

Was sollte einer solchen Begründung wohl erwidert werden. Sogar der Geist der Preußischen Armee muß herhalten, den ganz überflüssigen Pferdeluxus zu rechtfertigen. Die einzig richtige Entgegnung wäre einfache Durch-

führung des Königlichen Willens gewesen, welche jede weitere Berathung und Untersuchung ausschloß. Doch kam es nicht dazu.*)

Mit der Denkschrift des Ober-Kriegskollegiums zugleich hatte Kleist dem Feldmarschall Möllendorf**) den Entwurf einer Kabinetsordre zur neuen Organisation der Infanterie zugehen lassen. Auch dieser sollte geprüft werden. Am 5. Juli 1806 wurde derselbe genehmigt und der Armee bekannt gemacht. Er setzte die Infanterie auf drei Feldbataillone von 840 Köpfen und vier Kompagnien, sowie ein besonderes Depot. Ferner ordnete er die Vermehrung der Schützen von 100 auf 140 für das Regiment an. Als der Krieg kam, war diese Umbildung noch nicht vollendet.***) Von allen Vorschlägen kam in Wirklichkeit nur zur Ausführung, daß die Füsiliergeschütze und Mortierbatterien daheim blieben. Einige Regimenter formirten auch auf eigene Hand aus ihren Kanonen die geplanten kleinen Batterien. Andere unterließen es. Rüchel führte eigenmächtig die Eintheilung der Regimenter in drei Bataillone durch,†) die natürlich, da eine Erhöhung des Mannschaftsstandes nicht eingetreten war, nur Nachtheile haben konnte.

Die kurze Frist, welche Preußen vom März bis zum August des Jahres 1806 zur Verbesserung seines Heerwesens noch gegönnt war, verging nicht, ohne noch einen großen Reformplan entstehen zu lassen. Er gewinnt schon durch die Person seines Verfassers Bedeutung; denn dieser ist niemand anders als Scharnhorst, Preußens Waffenschmied in der kommenden Prüfungszeit. Gleichsam als habe das Schicksal dem Vaterlande noch kurz vor dem Fall den Weg zur Rettung zeigen wollen, ließ es die Stimme dieses Warners ertönen; Scharnhorsts damalige Stellung öffnete ihm noch keinen anderen Weg, seine Meinung zum Ausdruck zu bringen, als den, die Fülle der Denkschriften um eine zu vermehren.[48] Aber er unterließ es nicht, seine unmittelbar nach der Abrüstung im April 1806 bearbeiteten Vorschläge dem Obersten v. Kleist und dem Herzoge von Braunschweig zu übergeben, den beiden Männern also, welche ihrer ganzen Stellung nach den größten Einfluß auf den Königlichen Kriegsherrn zu üben vermochten.††)

Scharnhorst bespricht nur allgemeine Gesichtspunkte, diese aber um so

*) Zum Theil wohl wegen des Mobilmachungsbefehls vom 9. August 1806.

**) Vorausgesetzt, daß die Person, an welche Kleists Schreiben vom 13. Juni 1806 (Kriegsarchiv D. II. 60) gerichtet, richtig errathen ist.

***) Höpfner, I. S. 88.

†) Siehe S. 24.

††) Das Datum der Ueberreichung ist leider nicht festzustellen. Das Schriftstück trägt die Unterschrift „Im April 1806", ohne daß es ersichtlich wird, ob es zu diesem Zeitpunkte geschrieben oder eingereicht wurde; indessen ist bei der Dringlichkeit der Umstände anzunehmen, daß Scharnhorst nach der Vollendung mit der Ablieferung nicht gezögert haben wird. Da die Minerva die Einreichung auf 1805 verlegt (vergl. weiter unten), ist jedenfalls ein früher Termin, mehrere Monate vor dem Kriege, anzunehmen.

treffender und in der vollen Erkenntniß von der Natur unserer heute bestehenden Volksheere.

Zunächst schlägt er eine Vermehrung des Mannschaftstandes des stehenden Heeres um 20 Mann für die Kompagnie vor. Er verweist dabei auf einen älteren, von ihm schon eingereichten Aufsatz. Die Kompagnien der Garnisonbataillone*) sollen auf 200 Mann gesetzt werden. Im Ganzen berechnet er diese Vermehrung auf 25 000 Mann, ohne daß dieselbe das Heer durch neue Bagage schwerfälliger mache, ohne daß die Zahl der Offiziere erhöht werden dürfe.

„Außer dieser Vermehrung der Streitkräfte bleibt dem Staate noch ein anderes großes und wichtiges Mittel zu seiner Erhaltung übrig: eine Nationalmiliz. Nur dadurch, daß man die ganze Masse des Volkes bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensivkriege gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt und angreift."

Sehr richtig weist Scharnhorst nach, daß der Angreifer niemals in der Lage sein wird, die nationale Kraft bis zu demselben Grade anzuspannen, wie der Vertheidiger auf dem heimathlichen Boden. Preußen insbesondere, meint er, könne hierin Außergewöhnliches leisten, Vaterlandsliebe, Interesse für die Schicksale des Staates, Kenntniß der militärischen Dinge sei hier verbreiteter, als irgendwo, das Land sei reich an ausgedienten Soldaten. „In keinem Staate ist eine Nationalmiliz so leicht zu organisiren und dienstbar zu machen, als in dem Preußischen."

Er berechnet, daß Alles in Allem 220 000 Einländer, die Knechte mitgezählt, im kriegsstarken Heere dienten, während Preußen 660 000 streitbare Männer habe, wenn man die fünfzehnte Seele als kriegstauglich annähme. Hannover hätte 1759 sogar die fünfzehnte Seele im Felde unter Waffen gehabt und den Stand seiner Regimenter bis 1762 erhalten. Jede Million Einwohner liefert also 66 000 Streitbare. Wenn 20 000 davon für das stehende Heer gerechnet werden, bleiben 46 000, von denen man noch 16 000 als Ersatz in den Kantons lassen könne. Jede Provinz von einer Million Bewohner, führt Scharnhorst weiter aus, vermöge danach 30 000 Mann zur Miliz zu stellen, das ganze Land 300 000, so daß Preußen, seine Armee eingeschlossen, im Stande wäre, 520 000 Bewaffnete auf die Beine zu bringen.

Die Miliz soll provinzweise zusammengezogen werden, 60 000 Mann in Westfalen, Franken, Thüringen und Hannover, 50 000 im Sächsischen Kreise. Kommt es zum Kriege mit Frankreich, so rückt eine stehende Armee von 100 000 Mann an die Weser, wo sie durch 60 000 Mann Miliz verstärkt würde, während eine andere von 100 000 Mann nach Thüringen eilte und

*) Es sind damit ersichtlich die dritten Musketierbataillone gemeint.

dort 50 000 Mann Miliz zur Unterstützung fände. Eine Milizarmee von 50 000 Mann könnte dann noch als Reserve an der Elbe, eine ebenso starke an der Oder gebildet werden.

Scharnhorst hält es für selbstverständlich, daß für den Dienst in dieser Miliz schlechterdings alle Ausnahmen fortfallen müssen, daß der erste Adel, die ersten Beamten darin auch die höchsten Befehlshaberstellen erhalten. Aufs schnellste müsse Bewaffnung, Ausrüstung, Uebung begonnen werden. Das Beispiel anderer Staaten sei schon vorhanden. „Welche Vorzüge aber würde die Preußische Miliz vor allen anderen haben."

„Sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formirung der Nationalmiliz den militärischen Geist der Nation geweckt und einen Enthusiasmus für die Unabhängigkeit des Vaterlandes erzeugt, der nicht so lebhaft in anderen Ländern sich zeigt."

Auch die politische Seite der Maßregel wird betont. Scharnhorst hofft, sie werde Frankreich in Respekt setzen, Preußen aber die Achtung aller Mächte erringen. Mit Recht sagt er, daß eine schwache Miliz mehr schaden als nützen werde. „Nur die ganze Masse kann imponiren und zu großen Resultaten führen."

Er hält ferner die Mischung von Miliztruppen und stehendem Heer für vortheilhaft. Zu einem Viertel oder einem Drittel dem letzteren beigegeben, werde die Miliz als Feldtruppe brauchbar sein. Wie Knesebeck, so will auch Scharnhorst sie als leichte Infanterie verwenden.*)

Von der Politik fordert er, daß sie es verstehe, den nationalen Enthusiasmus für die Vertheidigung des Vaterlandes zu entflammen, indem sie dieses als den unschuldigen Theil erscheinen lasse, welchem nur die Pflicht der Nothwehr die Waffen in die Hand drücke. Er warnt zugleich davor, die patriotische Erregung ungenützt zu lassen, da sie dann leicht in Mißmuth und Unzufriedenheit umschlage.

Nach dieser Betrachtung der außerordentlichen Vertheidigungsmittel in einem für die Unabhängigkeit zu führenden Nationalkriege wendet sich die Denkschrift der inneren Verfassung der Armee zu. Sie ertheilt, wie bekannt,**) dem Preußischen in mancher Hinsicht den Vorzug vor dem Französischen Heere. Aber die Führung, zumal die höhere, bezeichnet Scharnhorst im Französischen als die erfahrenere und geschicktere. Daher verlangt er eine vollständige Regeneration derselben in Preußen. Nur Männer von Thätigkeit, Talent und Muth dürften an der Spitze der Divisionen, Brigaden, Regimenter stehen. „Diese Eigenschaften begründen in der That, dem ersten Ursprunge nach, auch nur ein Recht auf jene Stellen. Denn diese können, ihrer Natur nach,

*) Offenbar nach dem Vorbilde der Franzosen von Jemappes u. s. w., weil sie die zur geschlossenen Fechtart in Linie nothwendige Ausbildung nicht besitzen konnte.

**) Siehe S. 71.

keine Belohnung langer Dienste sein; nicht die geleisteten, sondern die zu leistenden sollten ihre Wahl bestimmen."

Entfernung der Unfähigen beim Ausmarsch, höchste Verantwortlichkeit und große Strenge im Kriege,*) Aufhebung aller Avancements- und Soldvortheile von einer gewissen hohen Stufe ab, so daß sich um die gefährlichen großen Kommandos nur noch der echte Ehrgeiz bewerbe, sind seine weiteren Forderungen. Um den Geist der Armee zu heben, verlangt er ein System von Lohn und Strafe nach jedem bedeutenderen Gefecht, desgleichen eine geschickte Benutzung der ersten, wenn auch nur unbedeutenden Erfolge. Er empfiehlt dazu das eigenthümliche Mittel einer besonderen Kriegszeitung,**) welche alle anregenden, den Thatendrang erhebenden Nachrichten enthalten sollte.

„Welche Wege man auch wählt, den Muth zu erhöhen und anzufachen, schlägt man ihn nicht über Alles an, zeichnet man den Muthigen nicht bei jeder Gelegenheit aus, belegt man nicht jedes zweideutige Benehmen mit Schande: so wird man immer keine außerordentlichen Thaten in unserem Zeitalter erwarten können und in die Gefahr kommen, Abspannung und Muthlosigkeit zu erzeugen — denn nie befinden die moralischen Eigenschaften sich im Stillstande, — sie fallen, sobald sie nicht mehr nach Erhöhung streben."

Zum Schluß wendet sich Scharnhorst gegen die herrschende Meinung, daß das Talent des Heerführers das allein Entscheidende sei. Er stellt den Willen und den Karakter höher, erinnert an die Schicksale entschlossener Völker, die auch unter mittelmäßigen Führern siegten. „Ist die Nothwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke anerkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Thaten erfordert, als der Entschluß des Anführers, zu siegen oder zu sterben: dieser allein entscheidet nun zwischen Unterjochung und Freiheit."

Selbst Friedrich und Ferdinand verdankten viele ihrer Siege mehr dem Unternehmungsgeiste und der Stärke des Karakters, als dem Genie. Muth, Ausdauer, Hingebung beim Oberhaupte des Volkes ist oft als hohe Weisheit verehrt worden, wie man die zufälligen Wirkungen der Naturkraft zu einem einzigen Wesen personifizirt.

„Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren auch selbst in dem Laufe großer Siege."

---

*) Siehe S. 79.

**) Bekanntlich hat Friedrich II. dasselbe Mittel, und zwar eigenhändig in den „Lettres d'un officier prussien" angewendet. (Vergl. Mil. Wochenbl. Jahrg. 1875, Beiheft X.)

Wahrhaft prophetisch klingen diese goldnen Worte, mit denen Scharnhorst seine Denkschrift schloß, wenige Monate vor dem Hereinbrechen des Unheils.

Ob der Versuch gemacht worden ist, Scharnhorsts Mahnung weitere Folge zu geben, mag unentschieden bleiben. Für wahrscheinlich kann man es nicht halten. Gingen doch seine Ideen noch über Knesebecks schon abgelehnte Vorschläge hinaus, die überdies verwaltungsmäßig mundgerechter waren. Da die Vorarbeiten für die Aufstellung der Land-Reservebataillone, von denen Scharnhorst wenig oder nichts gewußt zu haben scheint, sich schon im Zuge befanden, so ist seine Denkschrift wohl einfach bei Seite gelegt worden.

Wie sollten Immediatkommission, Oberkriegskollegium oder gar das Generaldirektorium nicht vor solchen Plänen von Volksbewaffnung geschaudert, wie würde Möllendorf über das „ruinöse Projekt“ geklagt haben. Rüchel hätte die trefflichen Intentionen anerkannt, aber nicht gezaudert, auch Scharnhorst, wie vordem Lecoq, die „interieure Preußische Kenntniß“ abzusprechen.

Welche Aktenbände von Bedenken würden entstanden sein bei all der ängstlichen Rücksichtnahme auf die Privilegien von Städten, befreiten Distrikten und Klassen, auf die dem Volke aufzubürdenden Lasten, bei der zarten Sorge, das Land nicht zu beunruhigen. Das Geheimniß hätte bei so umfassenden Vorbereitungen sogleich fallen müssen. Gewiß, die Prüfung des Vorschlages hätte nur zur Ablehnung geführt. Scharnhorst mag sich selbst über die geringen Aussichten seiner Entwürfe klar genug gewesen sein. Sein Gewissen aber trieb ihn, damit hervorzutreten. Niemals hat er sie sich zum besonderen Verdienste angerechnet. Nur einmal drang bisher etwas davon in die Oeffentlichkeit. Es war zu der Zeit, als er nach der Kapitulation von Ratkau in Hamburg weilte, dort beschäftigt, versprengte Mannschaften zu sammeln und dem Könige zuzuschicken. Unzweifelhaft trat er damals mit Archenholz in Berührung und mag ihm im Unmuth von seinen vergeblichen Bemühungen gesprochen haben, denn augenscheinlich bezieht sich eine zu jener Zeit in der Minerva gegebene Notiz auf seinen Vorschlag. Nur ist die Jahreszahl verwechselt und 1805 statt 1806 gebraucht.[49]

Niemals sonst ist der bescheidene Mann auf jenen großen und rühmlichen, wenn auch vergeblichen Versuch, Preußens ganze nationale Kraft in letzter Stunde noch in Bewegung zu bringen, zurückgekommen, während nach 1807 doch so Viele sich brüsteten, das Unheil vorausgesehen und Alles gethan zu haben, es abzuwenden.

Die großen Dinge waren unterblieben. In der Armeereorganisationsfrage war nur Halbes und Geringes geschehen, und dennoch herrschte im kleinen Maßstabe auf allen Gebieten des Heerwesens die regeste Thätigkeit. Auch der Anfang des neuen Jahrhunderts sah, wie bereits erwähnt,*) einige

---

*) Siehe S. 130.

Truppen entstehen.*) Zumal wurde die Reitende Artillerie vermehrt und frisch eingetheilt, für Verbesserung der Geschütze, Geschosse und Gewehre aber unausgesetzt experimentirt.**) Die Truppenübungen unter des Königs Leitung nahmen immer größeren Maßstab an. Einige davon erlangten eine Art geschichtlicher Berühmtheit. Das Militärbildungswesen hatte sich sehr lebhaft entwickelt. Die Académie militaire trieb ihre höchste Blüthe. Minister und fremde Gesandte wendeten sich mit Aufnahmegesuchen an die Anstalt, der Rüchel ganz besondere Sorgfalt schenkte. Fleißig wurde in Abschieds- und Gedächtnißreden die Rhetorik geübt. Königin Luise besuchte mehrfach die Akademie, im Jahre 1800 in Gesellschaft der Erbprinzessin von Mecklenburg, am 1. März 1802 in Begleitung der Erbprinzessin von Oranien und der Prinzessin von Hessen-Kassel. Sie wohnte der Prüfung bei, und ihr Bruder, der junge Herzog Carl von Mecklenburg, seit 1801 Eleve der Anstalt, begrüßte sie mit einem Vortrage: „Das Bild eines guten Fürsten, dargethan an den Herrschern auf dem Preußischen Throne."***) Seit 1804 wird die Anstalt „Adelige Militärakademie" genannt. 8 Professoren, 5 Gouverneure, 13 andere Lehrer wirkten an derselben. Das Ausland schenkte ihr Beachtung. Graf Woronzoff beauftragte den Russischen Gesandten mit Einsendung eines Berichts über das berühmte Institut.

In demselben Jahre†) entstand auch die „Junkerschule zu Potsdam, als Muster für die Junkerschulen der ganzen Armee." Eine Kabinetsordre stellte die Forderungen des Königs an die wissenschaftliche Bildung der Offiziere fest.

Wichtiger noch war, daß die Akademie für junge Offiziere am 6. Oktober 1801 einen festen Jahresetat erhielt. Scharnhorst lehrte dort. Er erhob den kümmerlichen Offizierunterricht zu einer „wahren Akademie". Eine neue Aera des kriegswissenschaftlichen Studiums beginnt damit. Zum ersten Male ward hier Strategie förmlich gelehrt und an der Geschichte eines Feldzuges entwickelt. Boyen, Clausewitz, Valentini und Rühle gingen, neben vielen anderen bedeutenden Männern, aus dieser Anstalt hervor.††)

Das Jahr 1804 brachte noch ein anderes wichtiges Ereigniß: die neue Organisation des Generalstabes.

Auch der Sold der Subalternoffiziere erfuhr eine abermalige Erhöhung; kurz, König Friedrich Wilhelm III. that, was er nur irgend glaubte bei den beschränkten Mitteln des Staats thun zu können, Alles, wobei ihm der Widerstand seiner Räthe nicht begegnete.

---

*) Ciriacy, S. 101.

**) Denkwürdigkeiten des Generals v. Hüser, S. 41.

***) Friedländer, S. 198.

†) 1804.

††) Friedländer, S. 213 ff.

VIII.

Einige Reformvorschläge in der Presse und Literatur.

(Aufruf in der Minerva. Behrenhorst. Ribbentrop. von der Decken.)

Neben der Thätigkeit des Königs und seiner Organe in jenen Jahren ist eine öffentliche zu verzeichnen, welche Anspruch auf eigene Bedeutung erheben kann. Sie sproßte aus dem neu erwachenden geistigen Leben der Armee.

Friedrich hatte nicht nur für sein Heer gearbeitet, er hatte für dasselbe auch gedacht. Jetzt regten sich die Meinungen im eigenen Lande freier. Zunächst werden die Preußischen Heereszustände geschildert. Am Ende wagen sich auch Pläne ans Licht, die sich an den Monarchen und seine befugten Berather wenden.

In der Minerva von 1796*) erschien ein förmlicher „Aufruf an die Fürsten und Völker Deutschlands", die allgemeine Bewaffnung zur Tilgung Deutscher Schmach in Bewegung zu setzen. Er bestreitet zunächst das Vorurtheil, daß die Deutschen Bauern und Bürger den Französischen „Quasisoldaten" nicht ebenbürtig wären; nur Anfeuerung und Anführung thue ihnen Noth.

Dann folgen die Vorschläge, freilich in sehr allgemeiner Gestalt. „Man verschaffe den Einwohnern der Städte und Dörfer soviel Gewehre mit Bajonetten, als nur immer zu finden sind. Diese theile man unter diejenigen aus, die hierzu am fähigsten erscheinen. Man ernenne die geschicktesten davon, die womöglich schon gedient haben müssen, zu Offizieren und Unteroffizieren. Jede Gemeinde macht einen Haufen aus, groß oder klein, das ist gleich viel!"

Ein Massenaufgebot in rohester Form ist also gemeint. Aber der „Aufruf" bringt doch zur Sprache, wie diese vielen Bewaffneten zu Soldaten gemacht werden sollen. Er verlangt für sie ein ganz einfaches Reglement, zweigliederige Stellung und die Kenntniß der nothwendigsten Marschbewegungen. „Auf gerade Richtung und militärische Akkuratesse muß man Verzicht thun. Diese findet bei den Feinden ebensowenig statt." Nur das mittelste Glied soll mit Gewehren bewaffnet sein, während die beiden anderen Heu- und Mistgabeln, gestreckte Sensen und Piken führen. Damit verbunden soll eine Art Französischer Stoßtaktik geübt werden. Wie später Knesebeck, so verlangt auch der Verfasser des Aufrufs Verwendung in der Rolle der leichten Infanterie. Die Streitweise der Bauern in der Vendee wird als Muster empfohlen. „Man muß sie besonders in Wäldern, in coupirtem Terrain und des Nachts brauchen!" —

„Bloß über diese einzige Idee ließe sich ein ganzes Kollegium lesen.

---

*) Band IV. Novemberheft.

Ein nächtlicher Angriff mit Streitern von Verlaß, die alle Schliche der Gegend kennen, überrumpelt jedes Marschlager", bemerkt Behrenhorst, der den Aufruf mittheilt.*) Diesen jedenfalls geistvollen Schriftsteller hört man oft mit Unrecht anklagen, er habe nur am Alten gerüttelt, aber das Neue nicht angegeben. Abgesehen davon, daß er bei jeder Gelegenheit die moralischen Grundlagen bezeichnet, auf denen die Soldatenerziehung beruhen solle, hat er auch dem organisatorischen Gebiete seine Aufmerksamkeit zugewendet. Er verlangte mit großer Bestimmtheit volksthümliche Gestaltung des Heerwesens.

„Tadler, wird ein oder der andere Kriegsmann sagen — während du andere beschuldigst, nicht genug um sich zu schauen, laß dir selber eine Hauptansicht nicht entgehen. Wenn du unsere Kunstversuche so schildbürgerlich vereinfältigst, wenn du dem Ritus unserer Waffenführung seine Zierden raubst, wenn wir — wie es dir vermuthlich recht sein möchte — unseren Soldaten das Haar kurz schneiden, ihnen die Stecknadeln aus den Stiefeletten ziehen, Thon, Kreide und Ziegelmehl ruhen lassen und sie etwa in Wämser, lange Pluderhosen, wie Seeleute, und weite Ueberröcke kleiden; womit sollen wir alsdann bei der vielen Muße diese noch überdem besser genährten, folglich muthwilligeren Kerle, die an sich schon schwer genug im Zaum zu halten sind, so beschäftigen, daß nicht auch bei ihnen der Müßiggang eine Mutter aller Untugenden werde."

„Aufrichtig verehrte Befehlsleute! denn es sind unter euch edle vorzügliche Menschen! erlaubt mir, daß ich frei heraus — wie ihr zu sagen pflegt — soldatisch spreche. Ich halte es für das größeste Unglück der Staatsverfassungen, daß sie noch immer den einen Stand wie den eurigen, abgesondert von den anderen Ständen, unentbehrlich glauben."

So steht in den Betrachtungen über die Kriegskunst zu lesen.**) An dieser Stelle nun entwickelt Behrenhorst seine Idee von der künftigen Heeresverfassung, der zufolge jeder Staatsbürger wie ehemals wieder Staatsvertheidiger werden müsse. Er erwartet die Verwirklichung von der konstitutionellen Monarchie. „Das XIX. Jahrhundert wird dieses Thema in völliges Licht setzen, nachdem zuvor die Noth zur Ergreifung desselben wird hingestoßen haben."

Freilich bildet diese treffende Vorhersage nur eine Anmerkung, und das Kommende ist lediglich in groben Umrissen angedeutet.***) Aber es hat doch dazu beigetragen, die Erschütterung des Alten gründlicher und wirksamer zu

---

*) Betrachtungen II. S. 402.

**) Betrachtungen II. S. 443 ff.

***) Auch in den Betrachtungen II. S. 162, 163 tritt Behrenhorst lebhaft für eine Umwandlung der bestehenden Heeresverfassung ein. Nur spricht er dort übertriebene Erwartungen hinsichtlich freiwilliger Kriegsleistungen der Völker aus.

machen. In manchen Ideen eilt Behrenhorst seiner und sogar den kommenden Zeiten voraus: „Besonderen Fleiß wendet mir an schöne Kasernen für Knabenbataillone, euren jungen Anflug!"

Auf enger begrenztem, aber sehr praktischem Boden stehen die gleichzeitigen Vorschläge des Kriegs- und Domänenraths Ribbentrop, der unter der Devise: „dulce et decorum est pro patria mori" über die Kantonverfassung schrieb.*) Er behandelte deren Entwickelung von den ältesten Zeiten her geschichtlich und wies dann auf die Mängel hin, die er aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Aber er wollte durchaus auf dem Bestehenden fortbauen und überall nur im Einzelnen eine bessernde Hand anlegen. Eine Beschränkung der Befreiungen ist sein Begehren. Sie gingen freilich noch bis ins Unglaubliche, so daß selbst die Schafmeister der Kriegsdienste ledig waren, wenn sie nur Herden von 1500 Haupt vorstanden. Gerechtere Vertheilung der durch die Kantonpflicht dem Lande auferlegten Last und daher „Nothwendigkeit eines neuen bestimmten Kantonreglements, vollständige Versorgung, pünktliche Erfüllung der gegebenen Versprechungen in Bezug auf eine gewisse Dienstzeit, Wiederherstellung der Neigung des Einländers zur ehrenvollen Vertheidigungspflicht" bilden die vier Hauptpunkte seiner Bemerkungen über die Vervollkommnung der Heereseinrichtung.

Auf Anrathen mehrerer Freunde überreichte Ribbentrop seine Schrift dem Könige. „Rath, lieber Getreuer!" erwiderte dieser in einer Ordre vom 3. Juli 1798. „Ich habe mit Eurem Schreiben vom 12. v. M. Eure Schrift über das Kantonwesen erhalten und mit Vergnügen die Aufmerksamkeit wahrgenommen, welche Ihr diesem wichtigen Gegenstand gewidmet habt. Die Unvollkommenheiten des gegenwärtigen Kantonreglements sind nicht zu verkennen, weshalb ich schon beschlossen habe, solches zu verbessern. Ich werde alsdann von Euren Bemerkungen Gebrauch machen und bin Euch für die Mittheilung derselben aufrichtigst verbunden, als Euer gnädiger König. Friedrich Wilhelm."**)

Aus den Kreisen des Beamtenthums erhoben in jener Zeit noch Hippel und Vinke ihre Stimmen für vollständige Durchführung des altpreußischen Gedankens der allgemeinen Wehrpflicht.***) In den hervorragendsten militärischen Kreisen machte Rauch Englische Ideen über eine „konstitutionelle Miliz zur Landesvertheidigung" bekannt. Sie sind einem schon 1782 in London erschienenen Werke „Essay on defensiv War, and a constitutional Militia" entnommen und von einem alten Soldaten, wahrscheinlich einem Dänischen Offizier, neu herausgegeben.†) Bekannte Gedanken finden sich darin

---

*) Verfassung des Preußischen Kantonwesens. Minden 1798.

**) Ribbentrop, Verfassung des Preußischen Kantonwesens. Vorrede.

***) Treitschke, Geschichte des 19. Jahrhunderts, I. S. 153.

†) Versuch über den Vertheidigungskrieg und eine konstitutionelle Miliz. Kiel. Akademische Buchhandlung, 1801.

wieder. „Nur durch allgemeine Bewaffnung kann die Macht eines Landes stark genug werden. In vielen Fällen sind die stehenden Armeen unzulänglich, auch bestätigt die Geschichte die Vortheile der kriegerischen Uebungen des Volks. Tadel verdient die zu „pünktliche" Taktik, die militärische Pedanterie. Namentlich den Offizieren sind wichtigere Uebungen anzuzeigen. Alle Miliz ist wie leichte Infanterie zu üben." Rauch, der dies in seiner „Inhalts-Anzeige" aufführt, urtheilt von der Schrift: „Man wird darin — wenn auch alle abgehandelten Gegenstände sich hauptsächlich auf die in aller Art so eigene Lage Englands beziehen — dennoch eine ansehnliche Ausbeute treffender Wahrheiten, gründlicher Raisonnements, zweckmäßiger Einrichtungen und Vorkehrungen antreffen, die entweder ganz oder doch mehr oder minder modifizirt auf die Lage und Verfassung eines jeden Landes, dessen Küsten von einer feindlichen Landung bedroht werden können, anwendbar sind."*) Auch Rüchels Anträge auf Errichtung von Reservemilizen gingen bekanntlich aus seinen Studien über Küsten- und Landesvertheidigung hervor, wenngleich grundsätzliche Unterschiede gegen die Englischen Bestrebungen darin enthalten sind.

Drei Jahre nach Rauch besprach das neue Militärarchiv**) das alte Kriegswesen der Schweiz und deren Milizsystem; es empfahl eine gleichmäßige Organisation. Professor Kuhfahl lenkte die Aufmerksamkeit der Berliner militärischen Welt darauf hin.***)

Es erhoben sich Stimmen, welche Alles in Volksbewaffnung und Milizsystem glaubten suchen zu sollen. Schon Ribbentrop hatte sich gegen einen Englischen Autor wenden müssen, der die Frage erörterte: „Sind stehende Heere in Friedenszeiten nöthig?"†) Mehrere hervorragende Schriftsteller erklärten sich als Widersacher der fortwährend unterhaltenen Waffenmacht und erfuhren sachkundige Entgegnungen. Der Streit war lebhaft und lang.

Mit dem neuen Jahrhundert zugleich war F. von der Deckens schon oben angeführtes Werk††) erschienen, welches die Beziehungen des Kriegsstandes zum Staatsleben ganz allgemein behandelt.†††) Der Verfasser hat es seinem Freunde Scharnhorst gewidmet. Schon dieser Umstand weckt unsere Theilnahme. Man möchte jede Einwirkung kennen lernen, welche bei dem Preußischen Heeresreformator Eingang gefunden haben könnte.

„Das Schicksal der Staaten ist dem menschlichen Leben ähnlich; sie

---

*) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, III. S. 374.

**) Neues Militärarchiv, bearbeitet von einer Gesellschaft erfahrener Deutscher und Schweizer Offiziere. Zürich 1803.

***) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft. IV. S. 234.

†) Die Broschüre ist 1798 in Altona erschienen. Vergl. Ribbentrop, Verfassung des Preußischen Kantonwesens, S. 103.

††) Siehe S. 101, Anmerkung *).

†††) F. von der Decken, Betrachtungen über das Verhältniß des Kriegsstandes zum Zwecke der Staaten. Hannover, Helwing 1800.

entstehen, wachsen, blühen, gerathen in Verfall und hören auf zu sein. Das, was der menschliche Körper, physisch betrachtet, ist, ist der Staat in moralischer Hinsicht. Beide sind durch die Vereinigung von vielen einzelnen Bestandtheilen entstanden; beide werden durch immer wechselnde Materien erhalten; beiden sind durch die Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, durch deren Verwendung und durch manche inneren und äußeren Verhältnisse, bestimmte Gesetze vorgezeichnet, die auf ihre Fortdauer und Ende einen entscheidenden Einfluß haben."

Wie nun die Heilkunde aus einer Summe von Erfahrungen die Wirkung einzelner Erscheinungen in der menschlichen Natur nicht minder aber Vorschriften für ihr Verhalten mit annähernder Gewißheit feststellt, so giebt es auch eine Heilkunde der Staaten, welche die Uebel und ihre Abhülfemittel zu ergründen vermag, welche selbst die unheilbaren Leiden erkennt, die der Arzt nur lindern, aber nicht mehr beseitigen kann.

„Eine zu weit getriebene Anstrengung der Kräfte wird die Ursache eines baldigen Verfalls, so wie ein zu schneller Genuß das Leben verkürzt."

Decken klagt, daß die Staatskunde noch in ihrer Kindheit liege. Weit entfernt, dem großen Haufen verständlich zu sein, biete sie selbst dem Eingeweihten noch Schwierigkeiten genug. Wenig ist von dem individuellen Dasein vieler Völker bekannt. Dennoch ist diese Kunde unserer Aufmerksamkeit würdig. „Ihre Lehrsätze haben auf das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts in allen kommenden Generationen einen sehr großen Einfluß. Der Mensch verläßt nach einer kurzen Zeit die Bühne, gleich einer jährlichen Pflanze, die in einem kurzen Sommer aufblühet und verwelkt; der Staat ist einer alten Eiche ähnlich, die zu ihrer Vollendung Jahrhunderte bedarf."

Niemals, fährt der Verfasser fort, wird man in Beseitigung von Mißständen ganz frei verfahren dürfen. Mit Hebung des einen Uebels erzeugt man leicht ein anderes. Die Gründe, welche die stehenden Heere ins Leben riefen, sind nicht mehr vorhanden. Aber sie haben mittlerweile in dem gesammten Leben der Staaten so viel Wurzeln geschlagen, daß es unmöglich ist, sie ohne allgemeine Erschütterung zu beseitigen. „Ihre Abschaffung würde schon aus dem Grunde unmöglich sein, weil sie in allen Staaten, die Armeen unterhalten, zu gleicher Zeit geschehen müßte; eine Forderung, die bei der Verschiedenheit der Denkungsart der Menschen nicht erfüllt werden kann."

So muß also mit dem Bestehenden gerechnet, muß darauf fortgebaut werden. Es gilt nur die Nachtheile einer jeden Einrichtung zu mindern, die Vortheile zu erhöhen. Der menschliche Egoismus, der sich auf ganze Stände übertragen hat, drängt zu radikalen Auffassungen hin. Er erschwert das Gleichgewicht im Urtheil und das gemeinschaftliche Streben. „Der Gelehrte haßt das Kriegswesen, weil die Musen unter dem Geräusch der Waffen entfliehen. Der Staatsmann erschrickt, wenn er die großen Kosten, die der Militärstand veranlaßt, überrechnet, die Zivilobrigkeit ist auf den Theil der Macht, den sie den Militärobern abtreten muß, eifersüchtig und behandelt die

Soldaten oft als Bürger, die zu einem andern Staate gehören. Der Moralist ärgert sich über die lustige Lebensart der Offiziere, während der Stutzer ihnen die schöne Kleidung und den Degen beneidet, und der Landmann kann es dem Soldaten nicht verzeihen, daß er seine Söhne und Knechte anzuwerben sucht."

Deckens vornehmstes Streben ist es, das Verständniß für den innigen Zusammenhang der Interessen zu eröffnen, welcher nicht duldet, ein einzelnes ausschließlich und ohne Rücksicht auf die anderen zu fördern. Er folgt hier fast demselben Gedankengange, den in unseren Tagen Gustav Ratzenhofer in seinem philosophischen Werke „Die Staatswehr"*) vortrefflich durchgeführt hat.

Näher auf den Stoff eingehend, erklärt sich Decken gegen den Versuch, das System einer vollkommenen Heeresverfassung aufzustellen. Er verlangt statt dessen die Entwickelung einer eigenartigen, die auf der Grundlage nationaler Eigenthümlichkeiten und nationaler Sonderverhältnisse beruht.

Die Aufrechterhaltung der inneren und äußeren Sicherheit ist Zweck jedes Staatswesens. Aber nur bei Naturvölkern kann das gesammte Volk in Erfüllung dieses Zwecks zum Kriege ausziehen, Weiber, Kinder und Greise eingeschlossen. Auf einer Entwickelungsstufe, wo ein Volk ansässig, aber noch um sein Bestehen in fortdauernde Kriege verwickelt ist, nehmen alle waffenfähigen Männer am Kampfe Theil. „Mann und Krieger sind zwei gleichlautende Benennungen!" „Die glänzendste Epoche, die wir in den Annalen einer Nation finden, ist gewöhnlich die Zeit, wann sie für ihre Anerkennung als ein für sich bestehender Staat streiten muß."

Die höher steigende Kultur hat den Verfall der kriegerischen Tugenden zur unausbleiblichen Folge. Trägheit und überwiegender Hang zum sinnlichen Genuß sind zwei der vorzüglichsten Eigenschaften, die dem menschlichen Geschlechte angehören. Sie entwickeln sich im Zustande längerer Ruhe und verbreiten sich schnell, wie eine ansteckende Krankheit. Die beginnende Verweichlichung leugnet erst die Gefahr, um dann, wenn dies nicht mehr möglich ist, vor ihr zu fliehen. „Welch ein reichhaltiges Thema zu einer Standrede am Grabe der Staaten!" Nur unter bestimmten Bedingungen wird noch ein Theil des Volks, der dafür bevorzugt oder vom anderen erhalten wird, freiwillig als Miliz ins Feld ziehen. Diese Miliz ist mehr dem Geiste der republikanischen als der monarchischen Verfassungen angemessen, artet aber zuletzt in eine gezwungene aus und ist als solche nicht mehr vermögend, den Staat zu vertheidigen. Eine Aushilfe wird dann das Feudalsystem. Die stehenden Heere kommen in Vergleich mit der Miliz zur Geltung. Ihre Ueberlegenheit ist seit Philipps von Macedonien Sieg über die vortreffliche Griechische Miliz nur da erschüttert worden, wo sie erst bei Ausbruch des Krieges zusammengerafft wurde oder wo große Naturhindernisse, weite Ent-

*) Gustav Ratzenhofer, Die Staatswehr. Wissenschaftliche Untersuchung der öffentlichen Wehrangelegenheiten. Stuttgart 1881.

fernungen den Gegner unterstützten. „Der Muth, der die freiwillige Miliz beseelt, kann eine Zeit lang feuriger und größerer Anstrengung fähig sein, als der, welcher in einem stehenden Heere herrscht; er hängt aber von zufälligen Eindrücken ab und ist nicht so ausdauernd und gleichförmig; Eigenschaften, die allein auf die Länge der Zeit einen guten Ausgang sichern."

Die innere und äußere Vertheidigung des Staats darf nicht getrennt werden, sonst ist Vernachlässigung der Kriegsmacht die Folge.

Nach diesen Ausführungen bespricht Decken das Verhältniß der stehenden Heere zu den verschiedenen Staatsverfassungen. Auch in diesen Abschnitten befinden sich viele beherzigenswerthe Sätze. „Eine stehende Armee", heißt es da u. a., „kann nicht lange Zeit von Bestand sein, wenn nicht der unbedingte Gehorsam gegen den Willen der obersten Macht allein herrschend ist." Er wendet sich gegen Kants weit verbreiteten Irrthum, als seien die stehenden Heere das Hinderniß für den ewigen Frieden,*) weist auch nach, daß sie auf Finanzen, Bevölkerung, bürgerliche, sittliche und religiöse Verhältnisse einen minder nachtheiligen Einfluß üben, als es beim ersten Anblicke scheint. Der Einfluß des Nationalkarakters, der Naturverhältnisse, selbst schon derjenige der Lage und Größe der Landeshauptstadt wird beleuchtet.

Weiter stellt Decken den Satz auf, daß die Verfassung der stehenden Heere, so sehr als es die Kräfte des Staates nur erlauben, der Führung eines Angriffskrieges angemessen, zumal mit Allem versehen und schnell bereit zu stellen sein müssen. Sie sollen auch im Frieden so stark sein, als es die Staatskräfte verstatten.

Am wichtigsten erscheint der folgende Abschnitt: „Untersuchung der verschiedenen Arten, die Armeen anzuwerben und vollzählig zu erhalten." Decken entwickelte darin ein Bild der heutigen auf allgemeiner Wehrpflicht beruhenden Heeresverfassung mit Kadre- und Reservesystem.

Die fehlerhafteste und schwächste Verfassung von allen bildet die Werbung in Krieg und Frieden. Ein Palliativmittel ist gewaltsame Aushebung während des Krieges. Alle Erfahrungen aber reden derjenigen Verfassung das Wort, wo ein Theil des stehenden Heeres durch Werbung ersetzt, der übrige Theil aber vom Staate nach gewissen Gesetzen geliefert wird. Spricht Decken sich hier in gewisser Weise noch für den gemischten Preußischen Heeres-Ersatzmodus aus, so geschieht es doch nur mit Einschränkung. Unbedingt erkennt er den Vorzug einer ganz aus Landeskindern bestehenden Armee an; er meint aber, daß manche Staaten nicht volkreich genug seien, um ohne fremde Werbung auszukommen. Dafür verlangt er außerdem allgemeine und gleichmäßige Rekrutengestellung, damit der Staat auf alle seine Bürger rechnen könne, die Bewohner aller Provinzen sich gleichmäßig an Ordnung gewöhnten. Nur einzelne Gesellschaftsklassen und unentbehrliche Arbeitskräfte sollen dienstfrei bleiben.

*) Kant, Zum ewigen Frieden, S. 10.

Die Dienstzeit der Einländer will Decken auf sechs Jahre festsetzen,*) und zwar auf die vom 18. bis 24. Lebensjahre. „Dies Alter scheint derjenige Zeitraum zu sein, der den Verrichtungen des Militärstandes am angemessensten ist." Kürzere Dienstzeit hält er im Interesse der Ausbildung für zu gering, längere als den Mann zu sehr der Arbeit entwöhnend.

Von den sechs Jahren ist das erste bei der Fahne zu verbringen, für die anderen fünf gilt das Preußische Beurlaubungssystem. Elf Monate sind die Einländer daheim, vier Wochen beträgt ihre Exerzirzeit. Nach Ablauf der sechs Jahre tritt ihre völlige Befreiung vom Kriegsdienste ein; es sei denn, daß eigene Neigung sie länger zurückhalte, wodurch sie in die Klasse der geworbenen Berufssoldaten übergehen.

„Ein jeder Gelieferte, der entlassen wird, muß sich aber verbindlich machen, sich bei einem ausbrechenden Kriege wieder bei seinem Regiment einzufinden, wenn es gefordert werden sollte."

So hofft Decken nach und nach alle waffenfähigen Männer zu Kriegern auszubilden, aber zugleich die Anhänglichkeit des Volkes an das Heerwesen zu gewinnen. Wenn der Knabe weiß, daß er dienen werde, wie sein Vater gedient hat, meint er, so erscheine ihm dies als nichts Unerhörtes; ein Jeder könne auch seine bürgerlichen Verhältnisse danach einrichten. Mit geringem Kostenaufwande sei ein starkes Heer zu erhalten, und die Regimenter, die sich immer wieder aus ihren eignen Angehörigen ergänzten, würden einen trefflichen Gemeingeist erhalten.

Nur ein Drittheil des Heeres dürfe aus geworbenen Berufssoldaten bestehen, die stets beisammen blieben, sich fortdauernd in den Waffen üben und eine Pflanzschule bilden. Sie sind ausreichend zur Aufrechterhaltung der Ordnung.

Die im Kriege zu den Fahnen eilenden ausgebildeten Reservemannschaften werden bald — sagt Decken — mit ihren alten Kameraden vereinigt, die nämlichen Dienste leisten, als wenn sie immer im Kriegsstande geblieben wären. Freilich müsse ein solches Heer, das zu zwei Drittheilen aus Urlaubern bestehe, auf manche Vortheile einer beständig vereinigten Heeresmacht verzichten, faßte dagegen viele Vortheile einer freiwilligen Miliz in sich zusammen.

Natürlich wird militärische Kontrole der Beurlaubten gefordert.

Nicht also nur Aufbietung der Volksmassen im Kriege, sondern eine systematische Vorbereitung derselben für den Kriegsdienst ist Deckens Verlangen. Er will das gesammte Volk durch die Friedensschule des stehenden Heeres gehen lassen. So trägt er dem neuen Jahrhundert einen seiner größten staatsmännischen Gedanken als Morgengabe entgegen.[50] Sein Vorschlag besaß gerade für Preußen vor vielen anderen den Vorzug, daß er sich an das Bestehende anschloß. Im Wesentlichen war zu seiner Ausführung nur eine

---

*) Diese Dienstzeit galt damals z. B. in der Dänischen Armee.

Aenderung der Einländer-Dienstpflicht und die Aufhebung der großen Befreiungen nöthig. Der Ueberschuß an vorgebildeter Mannschaft, wenn immer frische Einländer zur Fahne gezogen wurden, mußte am Ende folgerecht dazu führen, für den Krieg neben den stehenden noch neue Hilfs-Truppentheile aufzustellen. Verschiedene Aufgebote hätten sich dann weiter aus der Natur der Sache ergeben, und ohne Umsturz wäre das Neue aus dem Alten entwickelt worden.

Weiter bespricht Decken die gesetzlichen Verhältnisse des Kriegsstandes, die Nothwendigkeit seiner bevorzugten gesellschaftlichen Stellung, da Ehre die angemessenste Belohnung sei, die Abstufung der verschiedenen Grade, wobei er dem bürgerlichen Elemente die Offizierslaufbahn eröffnet, und endlich die moralischen und physischen Grundlagen des Heerwesens. Was der Verfasser über die Versorgung der Invaliden, noch mehr, was er über das Verhältniß des Kriegsstandes zu den anderen Ständen, über die Einheit der militärischen und politischen Verfassung sagt, ist von einem weit über die Zeit hinausschauenden prophetischen Geiste erfüllt. Vieles hat noch für die Gegenwart Geltung, so der Abschnitt über die Ursachen des Verfalls des Kriegsstandes und zumal derjenige über die Art und Weise, wie eine im Kriegswesen nothwendig gewordene Reform einzurichten sei. In der Abneigung, die der größte Theil der Menschen gegen Veränderungen hat, und in dem daraus folgenden Hasse, den er gegen Jeden richtet, der sie vorschlägt oder ausführen soll, erkennt Decken das vornehmste Hinderniß aller Reform.*)

Auch ihm war nicht beschieden, ohne die Dazwischenkunft großer erschütternder Ereignisse den Anstoß zur Umwandlung durch rechtzeitige friedliche Arbeit zu geben. Er hatte sich freilich auf allgemeine Gesichtspunkte beschränkt, aber seine Absicht war es auch nur, wie er selbst in den Schlußworten seines leider nur zu unbekannt gebliebenen Buches sagt, die Materialien zum Bau zusammenzutragen. Der Meister, der den Bau errichtete, sollte sich finden in demselben Freunde, dem das Werk gewidmet ist. —

Decken steht in der Schriftstellerwelt jener Zeit hoch, doch nicht allein. Porbeck beschäftigte sich in der „Neuen Bellona" anhaltend mit der Kriegsverfassung Deutschlands,**) sowie mit der Verfassung neuerer Kriegsheere, ihrer Nothwendigkeit und ihren Mängeln im Allgemeinen.***) Diese zweite Abhandlung schließt mit einer langen Reihe von Vorwürfen und Verbesserungsvorschlägen. Im Grunde genommen sollte danach Alles anders werden.[51] Zeit- und Flugschriften erörterten die Frage der stehenden Heere, der Volksbewaffnung in der einen oder andern Form. Die Anregung dazu lag bei der Fortdauer des Kriegszustandes seit 1792, bei der Art, wie die dominirende

*) Vortreffliches sagt Decken über die Friedensübungen. Er verlangt, daß sie mit den Ereignissen des Krieges soviel als möglich übereinkommen und daß das psychologische Element beachtet werde. (S. 290 ff.)

**) Jahrgang 1804.

***) Jahrgang 1805.

Französische Armee gebildet worden war, sehr nahe. Auf die Bedeutung des numerischen Uebergewichts wird hingewiesen, obwohl in streng militärischen Abhandlungen über diesen Punkt eine merkwürdige Unklarheit bestehen blieb.

Behrenhorsts Betrachtungen riefen mancherlei Entgegnungen hervor, zu denen er wieder seine „Randglossen“ schrieb.*) In diesen Randglossen entwickelt er schon deutlicher als in seinem größeren Werke das System einer „Rahmenarmee“ mit gegen die Friedensstärke bedeutend sich erhöhender Kriegsstärke. Er schildert etwa, was wir heute besitzen, weist auch schon auf die Nothwendigkeit hin, der Kavallerie stärkere Friedenskadres zu geben als der Infanterie. Für die Brauchbarkeit solcher Heere führt er — allerdings irrthümlich — das Beispiel der Reservearmee von Dijon**) an.[52] Auch die Randglossen erfuhren Widerspruch, und so kam die große Frage von Neuem zur Sprache.***)

Noch fehlt eine militärische Literaturgeschichte,†) welche uns eine erschöpfende Uebersicht über die geistige Bewegung jener Zeiten gerade auf diesem Gebiete zu geben vermöchte. Allein es genügt, sich zu überzeugen, daß auch die öffentlichen Stimmen der soldatischen Welt das Ihrige thaten, den neuen Ideen, welche bald siegreich aus dem blutigen Streite hervorgehen sollten, in Deutschen Landen und Heeren Eingang zu schaffen.

Im stillen Arbeitskabinet des Königs, an den grünen Tischen der Immediatkommission und des Oberkriegskollegiums, im Studium von Schriftstellern und Literaten, überall wurde über Verbesserung der Heereszustände, Vermehrung der Waffenmacht, volksthümliche Gestaltung der Heeresverfassung gegrübelt, gerechnet und geschrieben, überall mit gleich großem Eifer und doch mit gleich geringem praktischen Erfolge. Was später die Noth annehmen und durchführen lehrte, war längst vorher geistiges Eigenthum weiter Kreise im Vaterlande. So bestätigt auch diese Epoche leider, daß meist nur die Noth beten und, was wichtiger ist, auch handeln lehrt.

---

*) Nothwendige Randglossen zu den Betrachtungen über einige Unrichtigkeiten in den Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. Auch für Laien verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. Leipzig 1802.

**) Thatsächlich hatte Bonaparte bei Dijon nur 7—8000 schlechtgekleidete Depotmannschaften, über die er, um die Gegner zu täuschen, am 6. Mai 1800 eine Heerschau hielt, während sich insgeheim die mit ihm in der Vendée im Felde gewesenen Truppen, ferner die starke Besatzung von Paris und andere brauchbare Streitkräfte nach Italien in Bewegung setzten.

***) Neues Mil. Journal XII. S. 344 ff.

†) Einen Nothbehelf für ältere Zeiten bildet Hoyers Literatur der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte. Handbibliothek für Offiziere. Berlin 1832.

IX.

Das geistige Leben in der Armee. Bestrebungen für Aenderung der Kampfweise und der Truppenführung.

Wer heute in das Jahrzehnt vor der Schlacht von Jena und Auerstädt zurückblickt, wer wahrnimmt, wie es sich damals in den Geistern regte, wie das Wehen einer neuen Zeit durch seine ersten Windstöße die Oberfläche kräuselte, wie hochbegabte Männer, einsichtsvolle, erfahrene Generale sich mühten, am alten Gebäude der Heeresverfassung zu bessern, wer dann sein Auge auf der Katastrophe ruhen läßt, der wird sich einer schmerzlichen Empfindung darüber nicht erwehren können, daß die allgemeine geistige Bewegung ausblieb, welche die rechten Männer hätte an die Spitze bringen oder ersetzen, den Staat aber retten können.

Wie — so fragt man unwillkürlich — war es möglich, daß die große Masse des Heeres sich derartig über die Kraft Frankreichs, über die Bedeutung Napoleons täuschte?

Wir haben in neuerer Zeit das Beispiel einer ähnlichen Täuschung zu unseren Gunsten erlebt. Aber die Stärke, welche die Preußische Armee nach der letzten großen Reorganisation gewonnen, hatte sich in der Stille auf Uebungsplätzen und in den Instruktionsstuben entwickelt; ein fremder Beobachter konnte leicht irren. Anders damals. Die Französische Armee Napoleons I. erhob sich aus einer gewaltigen, Jedermann sichtbaren Umwälzung. Sie war in dem Jahrzehnt vor Jena von Schlachtfeld zu Schlachtfeld gezogen. Bonaparte hatte schon die lange Reihe seiner Siege von Castiglione bis Austerlitz hinter sich. Wie geschah's, daß man dennoch die Binde vor den Augen behielt?

Setzen wir selbst voraus, daß die staatlichen Verhältnisse in Preußen eine große Armeereform auch bei allgemeiner richtiger Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit unmöglich gemacht hätten, so wäre doch schon viel gewonnen gewesen, wenn man nur gelernt, die alte Armee nach der neuen Weise fechten zu lassen und sie auf die neue Art zu verwenden. Die Offensive nach Franken wäre nicht ins Stocken gekommen, die Wegnahme von Naumburg würde des verwirrenden Eindrucks entbehrt haben. Die Expeditionen durch den Thüringer Wald konnten gar nicht stattfinden, begriff man nur, daß Napoleon und sein Heer weder mehr an Magazinen noch an Systemen klebten. Die Schlachten würden ganz anders verlaufen sein, wenn die Preußische Infanterie das zerstreute Gefecht nur auf die Massen zu übertragen gewußt. Wieviel Blut wäre gespart worden, wenn die Preußischen Grenadiere und Musketiere nur gewagt, sich im feindlichen Feuer niederzulegen.

Alles Unglück wird oft der Lineartaktik zugeschrieben, aber sie hat nur wenig damit zu thun. Wer den sanft ansteigenden Kamm entlang gegangen, auf welchem Grawerts Bataillone fochten, der zweifelt keinen Augenblick, daß die Entwickelung langer Linien um den flachen baumlosen Kessel hinter Vier-

zehnheiligen herum das Allerzweckmäßigste war. Die wie Mauern vorrückenden Bataillone hatten selbst bei Jena noch ihre Erfolge. Alles wich ihnen anfangs aus; geschlossene Abtheilungen warf ihr Feuer zurück. Bei Auerstädt bot sich dasselbe Bild dar. Hätte man sie mit Tirailleurschwärmen vereinigt angewendet, so wäre das Meiste gethan gewesen, um die Infanterie flott zu erhalten. Aber die Unbekanntschaft mit der Massenverwendung der Schützen und der Terrainbenutzung durch dieselben war ihr Untergang. Rathlos stand sie da, sobald der Feind in Bodenfalten oder hinter Hecken, Häusern und Mauern sich der Sicht entzog, ja sogar umgestürzte Munitionskarren und, horribile dictu, Pferdekadaver als Deckung benutzte. Ohne Wirkung krachten dann zehn, zwanzig, ja dreißig Salven hintereinander ins Feld, und der Preußische Infanterist jener Zeit mag sich in solchen Lagen gefühlt haben, wie der Held der Gespenstergeschichte, der die Pistole gegen die Erscheinung abfeuert, aber die Kugel kraftlos zu Boden fallen hört.

„Die Unmöglichkeit, etwas gegen das verheerende Feuer der feindlichen Tirailleurs zu thun, brachte die Mannschaft aus der Fassung“, sagt ein Bericht über Jena.*)

Von der Kavallerie belehren uns einzelne Waffenthaten, daß sie dem Feinde unstreitig überlegen geblieben wäre, wenn man es nur verstanden, sie in großen Körpern zu verwenden. Daohne konnte sie nichts ausrichten, und die glücklichen Angriffe kleinerer Abtheilungen, wie die schöne Attacke der Irwingdragoner bei Auerstädt, blieben ohne Einfluß auf das Ganze.

Auch der Artillerie fehlte nur die Masse, um sich zur Geltung zu bringen.

Für den Fortschritt aller drei Waffen waren in Friedrichs Lehren, auf denen man damals völlig zu stehen glaubte, die besten Andeutungen enthalten und bedurften nur der Entwickelung. Er hatte zahlreiche Artillerie empfohlen, die Kavallerie in Geschwadern von 40, 50 und mehr Schwadronen gebraucht, ein Infanteriegefecht aber sehr ähnlich, wie es die Napoleonische Zeit bedurfte, schon 1768 in seinem militärischen Testamente geschildert.**) „Künftig“ — so heißt es dort — „würde ich den ersten Angriff den Freibataillonen übertragen; ich würde sie à la débandade und tiraillirend vorgehen lassen, damit sie das Feuer des Feindes auf sich ziehen und die geschlossenen Truppen in besserer Ordnung stürmen können.“

Blieb nun gerade dieser Ausspruch, in einer geheimen Schrift gethan, der Menge unzugänglich, so lagen doch in den veröffentlichten Werken des Königs genug Hinweise für das Neue vor. Die politische Bewegung im Westen hatte auch die Geister der militärischen Kreise nachhaltig angeregt.

---

*) Bericht des Grenadierbataillons v. Lecoq. Montbé, Die Kursächsischen Truppen im Feldzuge 1806. Dresden 1860, II. S. 16.

**) v. Taysen, Das militärische Testament Friedrichs des Großen, S. 27 in: „Miscellaneen zur Geschichte König Friedrichs des Großen.“

Nicht bloß die Regierung des Königs suchte das wissenschaftliche Leben durch höhere Anforderungen und Verbesserung des Schulwesens zu heben, sondern auch in den Reihen des Heeres gährte es mächtig. Das Streben, den Inhalt der kriegerischen Thätigkeit zu vergeistigen, war ein weit verbreitetes. „Wann wird doch das Licht der Philosophie und der gesunden unverkünstelten Vernunft auch bis in die Finsternisse der militärischen Pedanterie dringen", schrieb Knesebeck in seinen „Militärischen Rhapsodien und Paragraphen".*) Die ausgezeichnetsten Köpfe plagten sich damit, der Lehre von der Kriegführung die förmliche Aufnahme in das Gebiet der Philosophie zu sichern. Julius v. Voß schrieb „Beiträge zur Philosophie der Kriegskunst", die sich in einer Reihe von Bänden über alle Zweige des Kriegswesens erstrecken sollten,**) und in der militärischen Gesellschaft erklärte ein Redner ohne Weiteres: „die Kunst aller großen Feldherren bestand von je her in der Philosophie des Krieges."***) Klingt es uns, die wir heute an Ströme von Broschüren, Büchern und Schriften aller Art gewöhnt sind, fast kindlich naiv, wenn Scharnhorst sich darüber beklagt, daß alle Jahre an zwanzig militärische Bücher erschienen,†) so kann man nicht verkennen, daß dies im Vergleich zu älteren Zeiten, selbst im Vergleiche zu denjenigen des großen Königs eine bedeutende Steigerung war. Hatte sich Friedrich das Bücherschreiben doch sogar mitunter verbeten. Die militärische Journalistik erreichte um die Wende des Jahrhunderts eine Höhe, wie sie dieselbe kaum heute besitzt. Die literarischen Fehden kamen in Aufnahme. Mit haarspaltender Schärfe und Feinheit stritt man über Begriffe und Lehren. Die „Aufklärung" spielte in der Armee eine große Rolle. Eifrig ist auch in der Geschichte geforscht worden. Freilich verfügte dieselbe noch über einen im Vergleich zur Jetztzeit armen Stoff, indessen lag immerhin schon ein gutes Theil der Literatur über den siebenjährigen Krieg vor. Das biographische Element erregte viel Theilnahme. Die Gedächtnißreden und Lobreden auf große Männer wurden üblich. Massenbach las noch im Felde den Fürsten Hohenlohe mit einer endlosen Eloge auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig in Schlaf.

Die Militärliteratur jener Zeit war eine neue Erscheinung, und die Censur ließ sie gewähren. Man erstaunt über den Ton, der in den kritischen, selbst in den Lehrschriften herrscht und der häufig bis zur Ungebundenheit geht. Scharnhorst erklärte in seinem Handbuch der Artillerie, welches er als General vollendete, die damals in der Armee üblichen, d. h. dienstlich angeordneten Revuen für Spielereien und sprach sich überhaupt mit der größten

*) Kriegsarchiv D. I. 25.

**) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, IV. S. 548.

***) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, III. S. 62.

†) Bibliothek für Offiziere, IV. Stück 1785. 157.

Unumwundenheit aus. Aehnliches würde und dürfte heutzutage Niemand schreiben. Das Bestehende zu tadeln, nahm sich heraus, wer wollte, und es geschah lange ungerügt.

In welcher Blüthe die militärischen Vereinigungen zu wissenschaftlichen Zwecken standen, ist schon berührt worden.*) Auch in diesen wurde viel untersucht. In der militärischen Gesellschaft verlas man nicht allein Aufsätze über interessante Gegenstände, sondern stellte nach dem Muster anderer gelehrter Gesellschaften auch Preisaufgaben. Die glücklichen Lösungen wurden später veröffentlicht. Die Gesellschaft ließ sich zugleich Fragen von außerhalb stellen. In bestimmten Sitzungen wurde über dieselben diskutirt. Die hervorragendsten Mitglieder bildeten einen militärwissenschaftlichen Areopag und stellten bestimmte Urtheile fest. Antworten wurden ausgearbeitet. Man sorgte, daß für alle irgend bedeutenden literarischen Erscheinungen sich Berichterstatter fanden. So erfuhr Jedermann auf die bequemste Art, was die Zeit an geistigen Erträgnissen auf militärischem Felde hervorbrachte. Dabei war man keineswegs einseitig. Alle nur irgend denkbaren Themata wurden behandelt. Selbst die Marinetaktik blieb nicht unberührt, obwohl Preußen keine Flotte besaß.

Nicht wenige Fragen und Vorträge beweisen, daß man bemüht war, der Untersuchung einen allgemeinen wissenschaftlichen Werth zu geben. Auch sprachen nicht, wie heute, meist nur jüngere Offiziere, sondern die angesehensten Männer von hoher Stellung wie Rüchel, Lecoq, Scharnhorst, Phull, Massenbach. Die Theilnahme von Gelehrten, welche außerhalb des Heeresverbandes standen, kam der Vielseitigkeit zu statten. Gewiß, diese Vereinigung kann, was ihren idealen Werth anbetrifft, als Muster für alle Zeiten hingestellt werden.

Wie hätte es da gänzlich an bewegenden Gedanken auf dem Gebiete der Kriegführung fehlen können.

---

1. Bewegung auf dem Gebiete der Ausbildung und der Fechtweise der Truppen.

(Lindenau und seine Gegner. Die Saldernsche Taktik. Behrenhorst. Bülow. Die Füsiliere. Militärische Gesellschaft. [Beulwitz, Boyen.] Amtliche Berichte und Erlasse. Gegenströmungen.)

Bekanntlich war schon zu Friedrichs Lebzeiten dessen Taktik nicht unangefochten geblieben. Zumal um den Prinzen Heinrich sammelte sich ein Hof geistvoller Tadler.**) Ihre Einwände bezogen sich jedoch mehr auf die Führung des Krieges im Großen. Sie galten demjenigen, was man damals als

---

*) Siehe S. 80.

**) Theodor v. Bernhardi, Friedrich der Große als Feldherr. Berlin 1881, S. 15.

Um die Stellung beider Schriftsteller recht würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß im praktischen Gebrauche der Preußischen Armee die sogenannte Saldernsche Taktik noch unbedingt die Herrschaft übte. In Oesterreich war es eine Lascysche. Lindenaus und seiner Widersacher Schriften spiegeln uns beide deutlich wieder. Alles lief auf die bequemste, pünktlichste und schnellste Durchführung künstlicher Exerzirbewegungen hinaus, an die eine Fülle von Nachdenken, Fleiß, Mühe und Kraft verschwendet wurde.

Saldern war der Friedrich der Exerzirplätze, der moderne Leopold von Dessau, welcher geeignet schien, alle seine Vorgänger in Schatten zu stellen und der größte Exerzirmeister der Weltgeschichte zu werden. Noch lange nach seinem Tode dienten die Normen der Magdeburger Inspektion als Muster für die ganze Armee. Wir wissen, daß selbst König Friedrich Wilhelm III. sie zum Vorbilde nahm.*) Uebrigens enthält Salderns bedeutendste Arbeit „Die taktischen Grundsätze"**) zahlreiche sehr nützliche Winke für die Einzelausbildung des Soldaten. Alle heute auf diesem Gebiete geltenden Regeln und kleinen Hülfen beruhen im Wesentlichen auf Salderns Lehre, nur hat man ihren Ursprung vergessen. Der Fehler, der damals begangen wurde, bestand vornehmlich darin, daß man im Eifer übersah, wie alle diese Dinge nur Mittel zum Zweck, nicht Zweck selbst sein sollten.

Saldern war schon bei Lebzeiten eine Europäische Berühmtheit. Eine einzige seiner Betrachtungen karakterisirt ihn genau. Sie lautet: „Zwar ist es vorgeschrieben, 76 Schritt in einer Minute zu marschiren, aber durch reifliches Nachdenken und vielfache Beobachtungen bin ich dahin gekommen, anzunehmen, daß 75 Schritt in der Minute noch besser sei."***) Heute kann man sich schwer die ungeheure Wirkung dieser Persönlichkeit erklären. Aus der Literatur jener Zeit tritt sie uns lebendig entgegen. Vortreffliche persönliche Eigenschaften scheinen den General beliebt gemacht und seinen Einfluß erhöht zu haben. „Nie verlor die Welt in einem Manne ein so redliches und wohlwollendes Gemüth, so liebenswürdige und offene Sitten, eine so altdeutsche Rechtschaffenheit, eine so erhabene Großmuth, ein so warmes und fühlendes Herz", sagt der Nachruf in der militärischen Monatsschrift.†) Acht Jahre nach seinem Tode brachte das Berliner Offizier-Lesebuch††) eine „Wallfahrt zu Salderns Urne beim Untergange der Sonne", welche mit den Worten beginnt: „In dir Sonne sehe ich das Bild unseres Saldern. Du stirbst nicht, wenn du gleich untergehst. — So ist auch Salderns Geist nicht gestorben; er ist so wenig als du vernichtet."

---

*) Vergl. Anhang Nr. 39.

**) Taktische Grundsätze und Anweisung zu militärischen Evolutionen. Von der Hand eines berühmten Generals (Saldern). Dresden 1786.

***) Meerheimb, Behrenhorst und Bülow historische Zeitschrift, VI. S. 56.

†) Berlin 1786, III. S. 543.

††) I. Theil, S. 23.

Diese Sonne also stand am Himmel der damaligen Taktik, und Bülow meint, daß, wenn die Französische Revolution nicht den Fortschritten der Saldern-Lascyschen Taktik Einhalt gethan hätte, es noch dahin gekommen sein würde, daß es bei nächtlichen Ueberfällen geheißen hätte: „Wollen die Hunde wohl Tritt halten."

Schon der Prince de Ligne und Brenkenhoff hatten diese Kriegsweise mit Ernst und Spott verfolgt,*) viel Treffendes, aber auch viel höchst Wunderliches gesagt. Behrenhorst überflügelt sie weit durch die Klarheit, Einfachheit und Natürlichkeit seiner Anschauungen.

Er fußte ganz auf Guiberts Prophezeihung: „Die moderne Taktik hält nur so lange Stich, als der Geist der Europäischen Verfassungen der alte bleibt; sobald man eine Phalanx moralischer Kräfte zum Gegner bekommt, wird sie den Weg aller menschlichen Erfindungen gehen." **) Nie verkennt Behrenhorst den tiefen inneren Zusammenhang der militärischen Dinge mit allgemeinen Kulturverhältnissen, mit den Eigenheiten der menschlichen Natur.

Er wendet sich vor Allem gegen das Unnütze und die Ueberflüssigkeiten in der Taktik. Niemals hat ein ernster Spötter lehrreichere Bemerkungen gemacht als er. Mit prächtigen Strichen zeichnet er das Preußische Heerwesen in seiner Entstehung, das allmälige Heranwachsen seiner Schwächen, die zum Theil aus Uebereifer, aus dem Streben in der „Kunst" immer mehr und mehr zu leisten, entstanden waren.

„Weil ein Regiment zierlich ausstaffirter schöner Männer mit blinkendem Gewehr einen prächtigen Anblick auf dem Exerzirplatze gewährt, zumal wenn es rasch arbeitet, so ward fleißig, stets fleißiger, zuletzt mit Exzeß, von Sonnenaufgang bis Sonnenniedergang exerzirt und dabei ganz unmäßig geprügelt", erzählt er von Friedrich Wilhelms I. und Leopolds Zeiten. „Am Ende gefielen die Geprügelten und Geputzten in ihrer schimmernden Gestalt sich selbst nicht wenig, und das Vorurtheil gewann immer mehr Raum: alle anderen Soldaten minderer Länge, ohne Puder im Haar und ohne weiße Stiefletten seyen Lotterbuben, weiter Nichts."

Er schildert dann Friedrichs Regiment nicht immer gerecht, doch anerkennend in vielen Dingen. „Des Prügelns ward weniger; doch glaube ich nicht so wohl auf Ordre, als wegen zunehmender Humanität." Nur macht er dem großen Könige den Vorwurf, daß er die moralischen Triebfedern nicht hinreichend gekräftigt habe.***) „Den zweiten Theil der Kultur, den, welcher der Taktik allein Leben giebt und geben kann, vernachlässigte er. Ich ver-

---

*) „Militärische Vorurtheile und Phantasien" von einem Oesterreichischen Offizier. Leipzig 1783. Eine Uebersetzung der Préjugés militaires des Prince de Ligne.

**) Guibert, Essai générale de tactique. London 1772. Der „Discours préliminaire" spricht sich eingehend in dem oben angedeuteten Sinne aus.

***) Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit. 2. Aufl. Leipzig 1798. I. S. 164.

mag nicht zu entscheiden, ob Ursachen ihn davon abhielten, oder ob Königliche Fahrlässigkeit und Geringschätzung daran Schuld waren; aber es leuchtet hervor, daß Muth und Geist, der innere Werth ohne gesunde Pflege blieben; denn Schauspielerstücklein und Flitterfedern können wir nicht in Anschlag bringen. Er untergrub vielmehr durch widerwärtige oder fremdartige Sitten eine Volksbeschaffenheit, welche besser auszubilden sein Jahrhundert ihn aufforderte."

Salderns didaktische Methode, die eine fehlende Eigenschaft des Königs ersetzte, erkennt Behrenhorst zwar an, aber er geißelt scharf alle die tausend Abwege, auf die man gerieth, das Fieber der Kleinigkeiten. Mit vielem Humor schildert er den „erhabenen Obermanövristen", wie er sich taktische Räthsel aufgiebt, welche er trotz aller Quälerei oft selbst nicht zu lösen vermochte. „O Eitelkeit aller Künstelei!" Lascy, so urtheilt Behrenhorst, würde geglaubt haben, das Vertrauen seiner Gebieterin nicht zu verdienen, wäre er nach dem Frieden müßig geblieben. Aber aus Thätigkeitsdrang gerieth auch er wie die besten Männer jener Zeit in die ödeste Kleinigkeitskrämerei. Die allgemeine Krankheit war, sich mit nichtigen Dingen zu plagen, die man schätzte, weil sie schwierig waren und deren Ausführung, wenn sie endlich glücklich gelang, das täuschende Gefühl erzeugte, als habe man etwas wirklich Bedeutendes geleistet.

Die schwierige Stellung, die mißliche Lage der Offiziere entging dem geistvollen Kritiker nicht. Noch später kam er darauf zurück. „In keiner Wissenschaft ist mehr Unnützes, bloß Blendendes und Spielerei, als in der modernen Taktik das Ueberfeine derselben. Was so vielen Künstlern und Erfindern die Köpfe zerbricht, den Offizieren die gröbsten Verweise und dem gemeinen Mann die derbsten Schläge zuzieht, ist gerade das, was im Ernste nie gebraucht werden kann. Bejahrter braver Offizier, Dich, den der Feind nie schreckte, den Du dastehen oder auf Dich anrücken sahst und hiernach Deine Maßregeln mit kaltem Blute nahmst, wie dauerst Du mich, wenn ich bei kunstvollen Manövern Dich in Verlegenheit sehe, ob nicht etwa zehn Schritt an der Distance fehlen? oder ob Du vielleicht in den Geist aller gemachten Suppositionen eingedrungen bist."*)

Mit der Frische eines jugendlichen Lieutenants versteht der Alte über den unnützen Tand der damaligen Militär-Pedanterie herzuziehen. Er ist ein herzhafter Feind des Schematismus und Methodismus, jeder Abweichung von Einfachheit, Natürlichkeit, Klarheit und Wahrheit.

Daß er in manchen Stücken zu weit ging, kann ihm, der eine ganz neue Richtung einschlug, nicht zu schwer angerechnet werden. Der Eifer für die gute Sache, die Ueberzeugung, zum Besten des Vaterlandes richtige Gedanken

*) Historische Zeitschrift VI. München 1861. v. Meerheimb, Behrenhorst und Bülow, S. 58.

zu vertheidigen, verführt gar leicht, über das Maß hinauszugehen und die Grenzen der objektiven Erwägung keck zu überspringen.

In höherem Maße ist das von seinem Nachfolger zu sagen, dem vielgeschmähten, vielverkannten und doch an Verdiensten so reichen Heinrich Dietrich v. Bülow. Es ist der nämliche, der von seinem berühmten Bruder Bülow v. Dennewitz erklärte: „Wilhelm ist der am wenigsten befähigte von uns Brüdern, aber der klügste Offizier in der ganzen Preußischen Armee"*) — es ist derselbe, welcher als Staatsgefangener in der Hausvogtei beim Empfange der Nachricht von Jena ausrief: „so geht es, wenn man die Generale ins Gefängniß sperrt und Dummköpfe an die Spitze der Armee stellt", — derselbe auch, der seinen Widersachern, als sie ihn der Anmaßung ziehen, zornig zurief, er habe nun einmal nichts gelernt, als Völker regieren und Heere zu führen, der sich aber dennoch vorwarf, es sei ihm ein erheblicher Fehler eigen, nämlich eine schüchterne Bescheidenheit.

Bülow war Preußischer Offizier gewesen, hatte die Müllerschen Kollegia im Schlosse gehört, nahm den Abschied, ging nach Belgien, kehrte zurück, versuchte es mit einer Schauspielertruppe in Tangermünde und mit einem Glashandel in Amerika, trieb sich in England und Frankreich umher, kehrte abermals heim, machte Schulden und schrieb, um sie zu bezahlen, mußte aber neuerdings borgen, um leben zu können, während er schrieb, und dann wieder schreiben, um den frischen Leck zu stopfen. Seine Schriften erregten bei der Jugend und den Unzufriedenen Aufsehen. Sie fanden Anerkennung bei einzelnen Hochgestellten, wie bei Hohenlohe und Binzer,**) sie blieben unbeachtet bei der Mehrzahl der einflußreichen Männer, auch wohl bei der Menge der älteren Offiziere. Immer herber wurde seine Sprache, immer beißender sein Spott, je mehr er sich in der Rolle des verkannten Genies gefiel. Die köstlichsten Einfälle, die treffendsten Bemerkungen, die genialsten Gedanken mischen sich bei ihm mit einer Fülle von Paradoxen, auch mit buntem Formenkram. Man lernt ihn völlig kennen, wenn man seine eigene Schilderung der Wanderung an Deutsche Höfe liest, die er unternahm, um auf Grund seiner Schriften eine Anstellung zu finden, oder vielmehr, wie er versichert, um zu beweisen, daß ein Militärschriftsteller von einigem Rufe keine Anstellung finden könne. Er griff Oesterreich und Rußland heftig an, machte sich über Preußen lustig und gab Schweden Rathschläge, wie man die Pommerschen Küsten wegnehmen könne. Darauf hin wurde er in Berlin eingesperrt, auf Verrücktheit untersucht, nach Kolberg, von Kolberg nach Königsberg und weiter nach Riga geschleppt und endete dort im tiefsten Elend, in welchem ihm nur ein einziger

---

*) E. Bülow und W. Rüstow, Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich v. Bülow. Leipzig 1853. S. 20.

**) Chef des Generalstabes der Dänischen Armee.

Freund treu geblieben ist, sein durch nichts zu bändigender Hang zur Satyre.*) General v. Meerheimb sagt über Bülow:**) „Bei scharfem Verstande, vielem Witz, ausgebreiteten aber ungeordneten Kenntnissen, bei unmäßiger Eitelkeit mußte ihn die stete Erfolglosigkeit seiner hastigen ungestümen Thätigkeit in Verachtung einer Welt hineintreiben, deren Mängel er im Einzelnen klar genug erkannte, ohne die Höhe eines Standpunktes gewinnen zu können, von dem aus diese als nothwendige Stufen der Entwicklung erscheinen."

Bülow hatte seine Anregung durch Behrenhorst empfangen, was er offen anerkennt. „Dieser unsterbliche Schriftsteller hat mir alle meine Ideen erweckt. Alle anderen militärischen Schriftsteller ließen mich im Schlaf, wenn ich etwa Lloyd und Folard ausnehme",***) räumt er ein. Ganz unmittelbar verdankt er den „Betrachtungen" die Entstehung seines Buchs: „Geist des neueren Kriegssystems". Es fand gleich nach dem Erscheinen große Anerkennung, wenngleich auch vielfachen Widerspruch, und ist das berühmteste seiner Werke geworden. Merkwürdig ist, daß er sich in dieser Schrift, die hauptsächlich seinen Namen und, soweit man bei ihm davon reden kann, auch sein Glück machte, noch am meisten seiner Zeit und deren Anschauungsweise unterthan zeigt. Heute hat es immer noch den Werth für uns, daß in demselben die Begriffe Namen erhalten haben, deren wir bei jeder Betrachtung der Kriegführung bedürfen. Operation, Operations-Basis, -Linien, -Subjekt, -Objekt, der Gedanke der Flankenstellungen und vieles Aehnliche, was wir heute täglich anwenden, rührt aus Bülows „Geist des neueren Kriegssystems" her.

Bedeutender, prophetischer, wahrer und tiefer sind seine „Neue Taktik der Neueren" †) und die in seine kriegsgeschichtlichen Schriften eingestreuten Bemerkungen allgemeiner Natur.

Bülows nicht zu bestreitendes Verdienst war es, daß er die große militärische Kraft, welche in Frankreich namentlich durch die Konskription gewonnen wurde, noch vor 1806 richtig beurtheilte und öffentlich darauf hinwies.

„Mein Kosmopolitenamt, das einzige, welches ich bekleide, erlaubt es mir, ohne desselben entsetzt zu werden, meine Meinung frei ohne Rückhalt zu sagen, und sonach erkläre ich es denn aus dem Grunde meines Herzens heraus, daß mir die neufranzösischen militärischen Einrichtungen die mindest unvollkommenen in Europa zu sein scheinen, daß ich aber die Rekrutirungsmethode für unübertreffbar vortrefflich halte."††) — „Ich bin überzeugt, daß das

*) E. Bülow und W. Rüstow, Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich v. Bülow. Leipzig 1853. Aus Dietrich Bülows Leben, S. 1—48.

**) v. Meerheimb, Behrenhorst und Bülow historische Zeitschrift VI. München 1861, S. 62.

***) E. v. Bülow und W. Rüstow, S. 15.

†) Neue Taktik der Neueren, wie sie sein sollte. Leipzig 1805.

††) Neue Taktik der Neueren, wie sie sein sollte. Leipzig 1805, S. 30.

Französische Reich von der Vorsehung zur Oberherrschaft bestimmt ist", sprach er an anderer Stelle aus.*)

„Ueber Napoleon, Kaiser der Franzosen" schrieb er 1804: „Es liegt in Napoleons Seele jener heiße und ungestüme Drang, seine Zwecke, es koste was es wolle, zu erreichen, welcher hauptsächlich das Genie karakterisirt, denn Genie ist mehr ein Prädikat der Wärme des Willens als des Lichtes des Verstandes. Es ist die Energie des Karakters, welche Männer von Genie von gewöhnlichen Menschen unterscheidet. Bonaparte besitzt die Kunst, die Menschen zu beherrschen, welche gewiß mehr seiner Lage angemessen ist, als das Talent ihnen zu gefallen."**) Auch das völlig Ungenügende der alten Fechtweise hat Bülow erkannt. Er schilderte die Hülflosigkeit geschlossener Bataillone gegenüber von Schützenschwärmen. Er sprach schon den Satz aus: „Die Schlachten der Zukunft werden durch Tirailleurfeuer entschieden." Er verlangte, daß alle Infanterie das würde, was man damals leichte Infanterie nannte. Er erklärte die Terrainbenutzung durch die Tirailleurs für äußerst wichtig, meinte, daß die „Bauchkriecherei" ganz im Geiste der neuen Kriegführung läge, daß sie also sorgfältig geübt werden müsse. „Das Scheibenschießen", sagt er, „würde liegend, stehend, kriechend, sogar laufend, in allen möglichen Stellungen des Körpers, nur nicht knieend getrieben."***) Der ängstlichen Besorgniß, daß die Auflösung der Infanterie zur Unordnung führen werde, hielt er die sehr modern klingende Lehre entgegen: „man ordne doch die Unordnung, das wird immer besser ablaufen, als wenn die Angst die Urheberin der ungeordneten Unordnung ist."

Wer die Schlacht von Jena verfolgt hat, gesehen, wie dort die Preußische Infanterie im Augenblick der Krisis unter allen Umständen mit Echelons vom rechten oder linken Flügel, oder auch aus der Mitte antrat, um mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zu avanciren, bis Musik und Paradeschritt im feindlichen Feuer ihr natürliches Ende fanden, der muß an Bülows Worte denken: „Da, wo ich Echelons sehe, mag ich nicht zugegen sein. Sie sind nichts, diese unglücklichen Echelons, als ein Kunststückchen, sich theilweise schlagen zu lassen."†) Und einen Kampf gegen die glänzenden Preußischen Linien, wie er sich bald am Dornberge und bei Vierzehnheiligen abspann, schildert er im Voraus: „Es müßte ziemlich imponirend sein für den schön und taktisch ästhetisch gerichteten Feind, wenn er erstlich unsere Infanterielinie auf ein gegebenes Signal mit der Schnelligkeit der Reiterei sich entwickeln sähe; — wenn auf ein zweites Signal die Hälfte dieser Linie hervorbräche, sich in einem Augenblick vor der ganzen Front zerstreute, eine Feuerlinie von zwei

---

*) In der Geschichte des Feldzuges von 1805.

**) E. Bülow und W. Rüstow, S. 75.

***) Neue Taktik der Neueren, II. 115.

†) Neue Taktik der Neueren, I. Vorrede S. XII.

Gliedern Tirailleurs bildete und wenn auf ein drittes Signal dieses Feuertreffen mit der Schnelligkeit des Blitzes heranrennte, und zwar, ohne einen Schuß zu thun, bis auf die Entfernung von dreißig bis sechzig Schritt, wenn im holzlosen Terrain sie dann gleichsam von der Oberfläche der Erde verschwände, indem sie sich glatt niederwürfe, dann aber ein Ungewitter von wohlgezielten Flintenschüssen emporschickte, deren jeder fast treffen muß — das möchte wohl die sogenannte regelmäßige Infanterie schier aus der Fassung bringen, und die Saldernsche Phalanx würde schwerlich, hätte sie einmal ein solches Treffen gekostet, zum zweiten Male einen ähnlichen Angriff erwarten."*)

Gerade so ist es leider gekommen — wirklich hat ein ansehnlicher Theil der bei Jena und Auerstädt geschlagenen Infanterie die Lust verloren, mit dem Feinde wieder anzubinden.

Bülow verlangt ein volksthümliches Heerwesen. Er erklärte sich dabei für Behrenhorsts Rahmenarmee,**) für eine Feldarmee von junger Mannschaft, welche zugleich eine Schule für das Volk sein solle. „Selbst wenn wir das bloße utile in Erwägung ziehen, könnte ein Heer als die allgemeinste Erziehungsanstalt für die Jugend im Staat betrachtet werden, wenn es nach dem erhabenen Entwurf des Verfassers der Betrachtungen über die Kriegskunst ꝛc. organisirt wäre."***) Kriegsgemäße Ausbildung und Erleichterung der Impedimenta werden von Bülow lebhaft verfochten. Napoleon rühmt man das geflügelte Wort nach, daß man den Feind mit den Stiefeln schlüge. Bülow sprach schon früher aus, daß „Füße und Zeigefinger" das Entscheidende sei.

Deutlich erkannte er, welches Hinderniß die Tradition gerade im eigenen Vaterlande seinen Ideen entgegensetzte. „Es giebt aber auch Armeen, welche für das Neue empfänglicher sind, als andere, nämlich solche, welche kein alter Ruhm für alte Vorurtheile einnimmt", klagt er einmal und wendet sich an einen auserwählten kleineren Kreis, von dem er Empfänglichkeit hofft. Mit Bewußtsein kämpft er für freie Meinungsäußerung. „Wo diese Freiheit fehlt, pflegt auch ein Mangel an Ideen sich bald einzustellen: denn der Einfluß steht immer mit dem Ausfluß im Verhältniß."

Ehre seinem Andenken; er hätte ein besseres Loos verdient!

Wolfgang Menzel, der in seiner „Deutschen Literatur" von ihm sagt, er habe das Feld so gut überschaut wie Napoleon, aber nichts thun, sondern nur reden können und dafür den Märtyrertod erlitten,†) überschätzt ihn wohl;

---

*) Neue Taktik, I. S. 133.

**) Neue Taktik, II. S. 48.

***) Neue Taktik, II. S. 7.

†) Wie Bülows Tod verursacht worden, ist bekanntlich auch heute noch in Dunkel gehüllt. Er soll wegen seines Buches über 1805 auf Verlangen der Russischen Regierung an diese ausgeliefert worden sein, doch ist eine solche Lösung nicht gerade wahrscheinlich. Vielleicht liegt der Schlüssel in einem damals zwischen Preußen und Rußland bestehenden Vertrage, wonach der erstere Staat das Recht hatte, grobe Verbrecher, die sich als

aber dennoch liegt Wahrheit in den Worten, die Bülows trostlosem Untergange gewidmet sind: „Ich kenne kaum ein schändenderes Brandmal der Deutschen Geschichte. Der Undank gegen große Männer kann wohl nicht weiter getrieben werden." *)

Schon dieser flüchtige Blick auf Behrenhorsts und Bülows Wirken beweist, daß es hinsichtlich der Kampfweise nicht an Propheten gefehlt hat, welche das Kommende voraussahen. Es lassen sich ihrer noch mehrere bei jeder Umschau in der Literatur der damaligen Zeit entdecken, wenngleich keiner jenen beiden gleichkommt. Ueber den Dienst der leichten Truppen und das zerstreute Gefecht wurde sehr viel geschrieben und gesprochen, nicht weniger über die physische und moralische Erziehung des Soldaten. Diese Thätigkeit beschränkte sich keineswegs auf die rein militärischen Zeitschriften, das Interesse an kriegerischen Angelegenheiten verallgemeinte sich; es blieb der wissenschaftlichen periodischen Literatur keineswegs fremd. Diese brachte Beurtheilungen der neuen militärischen Bücher und Aufsätze. Die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", die „Allgemeine Literatur-Zeitung", die „Göttinger gelehrten Anzeigen", Posselts „Europäische Annalen", desselben Herausgebers „Taschenbuch für die neuere Geschichte", das „Politische Journal", Schlözers „Staats-Anzeigen" öffneten den Angelegenheiten des Krieges und des Kriegerstandes ihre Spalten. Gelehrte Nichtmilitärs, wie der Professor der Philosophie Friedrich Meinerts unternahmen es, Lehrbücher über Kriegswissenschaften zu schreiben.**) Auf der Universität Göttingen bestand ein öffentlicher Lehrstuhl der Militärwissenschaften, den der Braunschweigische Ingenieurhauptmann Müller inne hatte.***) In Gießen las Hauptmann Caemmerer Militaria.

Damals in der Periode allgemeiner gesellschaftlicher Annäherung und Verschmelzung wurde in der That ein Anlauf gemacht, der militärischen Wissenschaft ein Heimathsrecht im Volksleben zu erwerben, ein Versuch, wie er erst in unseren Tagen mit ähnlicher Wärme wieder aufgenommen worden ist.†)

„incorrigibel" erwiesen, nach Sibirien zu schicken — ein Recht, von dem auch thatsächlich Gebrauch gemacht worden ist. Mylius, Novum Corpus Marchicae Constitutionum, XI. S. 957, Nr. XXXVI. Für einen groben Verbrecher wird man Bülow freilich nicht haben erklären können, wohl aber für incorrigibel. Auf Russischem Boden starb Bülow an Mißhandlungen, welche ihm von Kosaken zugefügt worden waren, die ihn transportirten.

*) E. v. Bülow und W. Rüstow, S. 48.

**) Friedrich Meinerts, Lehrbuch der gesammten Kriegswissenschaften für Offiziere bei der Infanterie und Kavallerie. Halle 1789. (Neues mil. Journal III. S. 298.)

***) Neues militärisches Journal V. S. 300.

†) Immer, wenn man in jene Periode zurückblickt, wird man von dem Bedauern ergriffen, daß eine gute militärische Literaturgeschichte fehlt, welche zugleich das Gebiet der Journalistik umspannt und die Beziehungen des militärischen zum allgemeinen öffentlichen Leben feststellt. Die Arbeit ist sicherlich nicht leicht gethan, und vielleicht dürfte nur ein einziger der jetzt lebenden Militärschriftsteller im Stande sein, sie durchzuführen.

Ueber die Feldbienstausbildung der Unteroffiziere bei den leichten Truppen schrieb die Bellona 1787. Wie viel Einzelnes dieser Art Scharnhorsts verschiedene Schriften, namentlich sein militärisches Taschenbuch enthält, ist hinlänglich bekannt. Das Meiste davon fällt freilich in dasjenige Gebiet, was wir unter dem Begriff des „Kleinen Krieges" zusammenfassen. Ueber den kleinen Krieg oder die Maximen der leichten Infanterie, Kavallerie, Scharfschützen und Jäger schrieb 1789 der Preußische Kapitän v. Bolstern.*) Ueber dasselbe oder nahe verwandte Themata ließen sich in jener Zeit Heinrichs, Brenkenhof, Klipstein, Groß, Paumgarten und viele andere vernehmen. Auch Valentini trat bereits mit seiner ersten Abhandlung über den kleinen Krieg hervor.**) Später erregte besonderes Aufsehen die „Abhandlung über den Dienst der Feldjäger zu Fuß."***) Neue militärische Briefe†) schlugen schon 1790 Herbstmanöver zweier Parteien gegeneinander vor, um die Truppen den Feldbienst praktisch erlernen zu lassen.

Einen mächtigen Anstoß hatte diese ganze Richtung durch Offiziere erhalten, welche infolge von Verträgen ihrer Landesherren im Solde Englands nach Amerika gegangen waren. Nach der Heimkehr,††) gelangten sie zum Theil in Preußische Dienste. Es war noch Friedrich II. gewesen, der Hessische, Braunschweigische, Ansbachische Offiziere zur Bildung seiner Freiregimenter angenommen hatte, unter den letzteren bekanntlich auch Gneisenau.†††)

Sie übertrugen ihre Erfahrungen auf ihr neues Vaterland. Vortheilhaft zeichneten sie sich im Revolutionskriege durch Verständniß für die Terrainbenutzung, durch Gewandtheit und Selbständigkeit im Schützenkampfe aus.*†) Jenseits des Ozeans hatten sie mehrfach trefflich nach alter Art geschulte Infanterie den von eilig zusammengerafften Landleuten gebildeten Schützenschwärmen unterliegen sehen. — Praktisch und schriftstellerisch wirkten sie für Ausbildung der zerstreuten Fechtart. Namentlich in den Füsilierbrigaden haben sie sich geltend gemacht, in denen Anforderungen und Leistungen sehr hoch gingen. Nicht nur auf gewandte Bewegung im schwierigen Gelände, sondern auch auf Patrouillengang, kleine Unternehmungen, Aufklärungsdienst aller Art erstreckte sich die neue Richtung. In der That galten die Preußischen Füsiliere für eine Mustertruppe. Sie wetteiferten in „Tiraillirkünsten" mit

---

*) Erschienen in Magdeburg 1789.

**) v. Hoyer, Literatur der Kriegswissenschaften und Kriegsgeschichte. Berlin 1832, S. 452 ff. (Gehört zur Handbibliothek für Offiziere.)

***) Wien 1802.

†) Neue militärische Briefe und Aufsätze. Breslau und Brieg 1790.

††) Im Ganzen sind 7223 Mann aus Nordamerika wieder nach Deutschland gekommen. „Berlinische Nachrichten" 1783. Von der Niederelbe den 24. Oktober.

†††) Gneisenau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt für die Monate Januar bis April 1856, S. 31.

*†) Gumtau, Die Jäger und Schützen des Preußischen Heeres, S. 138.

den Jägern so sehr, daß die übrige Infanterie an diesem „wilden Wesen, das sich für sie nicht schickte", Anstoß nahm.*) Wie viel das Reglement von den Schützen der Infanterie verlangte, ist schon bekannt.**) Im Schießen förderte man ihre Ausbildung erheblich. Sie schossen bereits bis auf 300 Schritt nach ovalen Figurscheiben. Vielleicht war es mehr als nur Berechnung und Höflichkeit, daß General Moreau im Jahre 1801 in einer Unterredung mit Marquis Lucchesini nicht nur den Preußischen Generalstab, sondern auch die Preußischen leichten Truppen als die besten der Welt bezeichnete.[53])

Weit näher noch lag der Anlaß, die neue Fechtweise zu kultiviren, seit die Koalitionskriege an Deutschlands Grenzen, ja in Deutschen Gauen tobten. Bemerkungen über das zerstreute Gefecht finden sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts überall in die lange Reihe strategisch gelehrter Betrachtungen eingestreut.

Mit mehr Bestimmtheit als die meisten seiner Genossen forderte ein „Deutscher Offizier" in seinen „Gedanken über die jetzige Verfassung des Soldatenstandes" das Neue. Er führte die Entstehung des zerstreuten Gefechts moderner Gattung auf Friedrich und den Herzog Ferdinand zurück und machte geltend, daß die Kriegsweise der Franzosen mit ihrer Massenverwendung von Tirailleurs nur das „System" jener beiden großen Heerführer bestätigt habe. Bei aller Tapferkeit sei, so meint er, die Deutsche Infanterie, wie sie einmal beschaffen war, durch Konskription und Werbung zusammengebracht, nicht fähig, gegen die Französischen Tirailleurs, ihre Gewandtheit, Selbständigkeit und Unternehmungslust „im anhaltenden Gefecht en débandade auszudauern." Er verlangte daher die Vermehrung der leichten Infanterie bis auf ein Drittheil der Gesammtstärke, ihre tüchtige Vorbildung für den Felddienst und gute Auswahl der Leute. Doch soll diese leichte Infanterie auch den Dienst in der Linie versehen können.[54]

In der militärischen Gesellschaft wurden Ausbildung und Fechtweise der Truppen wiederholt erörtert.

Gleich der erste Band ihrer Denkwürdigkeiten***) bringt eine Arbeit über die verschiedenen Arten des Angriffs und erwähnt dabei als einer besonderen derjenigen mit Tirailleurs. Bülows Behauptung, daß die zerstreute Fechtart den Vorrang vor der geschlossenen verdiene, bestreitet die Abhandlung, soweit es sich um ein Gefecht in ebenem Terrain handelt. Könne die zerstreute Truppe hier auch die geschlossene überflügeln und besser schießen, so werde jene doch den Angriff nicht abwarten, sondern mit dem Bajonett auf die Tirailleurs losgehen. „Welcher von beiden Theilen den andern zum Weichen bringen würde, ist alsdann wohl nicht zweifelhaft." Hierauf käme die Reiterei

*) Gneisenau, Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1856, S. 72.

**) Siehe S. 112.

***) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, I. 1802, S. 36 ff.

herbei, dürfe sich durch Geschützfeuer nicht aufhalten lassen, müsse die Fliehenden einholen, zusammenhauen, die hinter ihnen haltende feindliche Kavallerie attackiren, werfen und dann die Kanonen nehmen. Nichts einfacher, als ein solcher Kampf! Die Gefechte des Revolutionskrieges*) beweisen die Richtigkeit der Schilderung. Danach könne, wenn nur Kavallerie zur Hand sei, auch das Ueberflügeln nichts schaden. Kurz und gut: „im ebenen Terrain ist das Tirailliren zur Beschäftigung der feindlichen Front unzweckmäßig."

Anders aber, so giebt der Verfasser zu, steht es in einem so bergigen, waldigen oder durchschnittenen Terrain, daß darin weder mit geschlossener Infanterie noch mit Kavallerie manövrirt werden kann. Hier müsse und dürfe man nur Tirailleurs anwenden, „weil sie sich wechselseitig unterstützen und von den Vortheilen des Bodens den größtmöglichsten Nutzen ziehen können." Bülow erhält in diesem Punkte unumwunden Recht. Er hatte nämlich damals schon im Geist des neueren Kriegssystems von der Infanterie gesagt: „Man lehre sie, sich kriechend an den Feind zu schleichen und liegend zu schießen und zu laden. Man lehre sie, sich durch Bäume zu decken, sich in Gruben und Vertiefungen oder hinter Hecken zu werfen und ungesehen und vor den Kugeln des Feindes gesichert zu feuern."**)

„Es bedarf keines weiteren Beweises" — ist diesem Satze Bülows hinzugefügt — „um einzusehen, daß eine auf diese Art exerzirte Infanterie eine sehr große Ueberlegenheit über eine andere haben muß, die jederzeit geschlossen zu fechten gewohnt ist und auf einem sehr durchschnittenen Terrain ihre Taktik nicht anwenden kann."

Damit ist eine bedingte Anerkennung ausgesprochen.

Im Jahre 1803 kam in der Gesellschaft aus den „Beiträgen zur Kriegskunst in Fragmenten" eine sehr ernste Warnung gegen das allzu große Vertrauen auf Bajonettangriffe, ruhigem Feuer gegenüber, zur Mittheilung. Es wird geltend gemacht, daß diese Angriffe meist geglückt seien, wenn der Feind schon im Weichen war, oder nicht feuern konnte. „Da aber, wo die Anrückenden mit einer Salve begrüßt wurden, mußten sie den Angriff mit dem Bajonett theuer bezahlen."***)

Hauptmann v. Beulwitz behandelte die leichte Infanterie sehr ausführlich Er berief sich auf gründliche eigene Erfahrung, welche er in vier Feldzügen als Füsilieroffizier gemacht, und zwar „gegen die — mehrentheils als leichte Truppen agirende — Französische Infanterie".

Er verlangte auf 144 Bataillone schwerer Infanterie 36 Füsilierbataillone. Die Anschauung vom Kriege, von welcher dieses Verlangen ausgeht, ist zu

---

*) d. h. Diejenigen des Preußischen Feldzuges von 1793, 1794 und 1795. (Pirmasens und Kaiserslautern.)

**) Die „Neue Taktik der Neueren" war noch nicht erschienen.

***) Denkwürdigkeiten II. S. 405.

merkwürdig, um nicht hier einen Platz zu finden: „Die großen Schlachten auf dem freien Felde sind in den letzten Kriegen schon wieder seltener gewesen, als in den Feldzügen des siebenjährigen Krieges; und ungeachtet sie weniger Menschenleben kosteten, so waren sie doch noch bedeutender in ihren Folgen: Die Schlachten bei Marengo und Hohenlinden führten den Frieden herbei; bei Leuthen, Kunersdorf, Torgau und Zorndorf wurde kaum die Waffenruhe einiger Wochen erkauft. Man vermeidet jetzt mit größerer Sorgfalt diese entscheidenden Schläge, und die Taktik unserer Zeit scheint sich überall mehr auf die Herstellung und Vervollkommnung der eigenen Sicherheit und auf das Bestreben zu lenken, dem Feinde durch den sogenannten kleinen Krieg zu schaden und, wenn man ihn angreifen will, seine festen Stellungen zu umgehen."

Gründlicher konnte das Wesen der neuen Kriegführung nicht verkannt werden. Allein das Ergebniß — höhere Bedeutung der leichten Infanterie — blieb dadurch unerschüttert.

Weiter führt der Verfasser aus: Die vermehrten Füsilierbataillone bedürfen stärkerer Beigabe an Artillerie. Nicht eine, sondern drei dreipfündige Kanonen und womöglich noch eine Haubitze sind ihnen beizugeben, denn sie werden vielfach vereinzelt oder gar getheilt verwendet, stehen auf Vorposten dem Feinde sehr ausgesetzt und brauchen nothwendigerweise einen Rückhalt. „Den Verlust eines Kanons hält man oft zu wichtig." Man muß sie länger im Feuer lassen und gründlicher brauchen; nur dann kann Vorpostenartillerie von Nutzen sein.

In den letzten Kriegen haben die Füsiliere zu wenig tiraillirt. Die zehn Schützen der Kompagnie wurden meist als Befehlshaber kleiner Posten, nicht als Tirailleurs verwendet; drei bis vier waren meist entsendet, nur sechs bis sieben bei der Truppe, so daß das Bataillon oft nicht mehr als vier- bis achtundzwanzig Schützen hatte. Diese reichten nicht hin. Man half sich durch vorgezogene Leute aus dem Gliede, durch Freiwillige. Aber darunter befanden sich stets ungeeignete Leute. Die Schützen sind besser unter Offizieren oder Unteroffizieren in kleine Trupps vereinigt, für besondere Kriegszwecke zu brauchen, ähnlich wie die Fußjäger. Daneben aber ist eine besondere Elite von Tirailleurs aus den behendesten, robustesten, sichersten und muthigsten Leuten zu bilden. Sie sollen vor dem Bataillon „schwärmen", die Avant-, Arrieregarde, Seitenpatrouillen machen, kurz die gefahrvollsten Geschäfte der leichten Infanterie übernehmen. Zwanzig Mann nebst zwei Unteroffizieren von jeder Kompagnie sind nicht zu viel; je vierzig werden unter einen ausgewählten Offizier gestellt, jeder Abgang ist sogleich wieder zu ersetzen.

Die ganze leichte Infanterie muß eine besondere Ausbildung erlangen. Zwar darf sie mit den Schulmanövers nicht unbekannt sein, sondern auch darin die möglichste Vollkommenheit erreichen. Wichtiger aber ist für sie der Felddienst. Der Füsilier soll denken lernen, da er oft in die Lage kommt, „ohne Instruktion handeln zu müssen". Das kann während der Exerzirzeit

ganz füglich geschehen. Man stelle ihn auf einen Posten, von dem aus er eine Ebene übersehen kann, oder auf eine Brücke, in ein Defilee und lasse ihn Meldungen machen, Gattung und Anzahl von Truppen schätzen. „Oder man stelle ihn des Nachts auf den Posten in einem coupirten Terrain und überfalle ihn.“ Nur eine allgemeine Instruktion über sein Verhalten muß vorausgehen, und dann lasse man ihn sich in den verschiedensten Lagen selbst helfen. „Kurz man übe ihn in dem Dienst einer Schildwache auf dem Vorposten; man sinne dabei auf alle möglichen Fälle, wie sie einer solchen Schildwache vorkommen können, und man wird etwas Nützlicheres thun, als wenn man ihn lehrt, wie er eine Ronde und Patrouille anrufen muß.“

Dann aber soll er schnell im Gliede, langsam und bedächtig, „wenn er en débandade agirt“, das Laden lernen, auch zielen, ehe er schießt, damit er treffen kann; „denn oft ist ein sicherer Schuß seine einzige Rettung.“

Was über den gemeinen leichten Infanteristen gesagt ist, bezieht sich in höherem Maße auf die Tirailleurs, die „immer en débandade manövriren“ sollen. Sie müssen auch noch das Laufen, Klettern, Springen, Eisgehen und Schwimmen verstehen, „denn sie kommen oft in Lagen, wo sie, wenn sie es in diesen Uebungen zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht haben, der Expedition die günstigste Wendung geben, sich selbst aber oft nur allein durch eine dieser Künste von Tod oder Gefangenschaft retten können.“

Den Schützen weist Hauptmann v. Beulwitz neben fleißigem Scheibenschießen hauptsächlich die Uebung im Patrouillengehen und Patrouillenführen zu. Er giebt dabei ganz modern klingende Fingerzeige.[55]

Der Unteroffizier und Offizier der leichten Infanterie soll eine besondere Ausbildung erhalten. Die Grenze seines Wissens darf nicht sein, was von ihm im Gliede verlangt wird, „wenn er für seine reellere Bestimmung, für den Felddienst brauchbar gelten will.“ Beulwitz schlägt theoretischen Unterricht vor, dem in der Exerzirzeit Felddienstübungen ganz nach der Art unserer heutigen folgen.*) Ein Offizier soll z. B. beauftragt werden, ein Dorf zu besetzen, ohne daß man ihm vorher sagt, von welcher Seite es angegriffen werden wird ꝛc.[56] Aus Infanterie und leichter Kavallerie gemischte Abtheilungen werden dazu empfohlen. „Wenn“ — so heißt es weiterhin — „der Lieutenant zuweilen eine Kompagnie kommandirt, der Kapitän Majorsdienste verrichtet und der schließende Major das Bataillon führt, so ist ein Jeder schon vorläufig mit den Geschäften bekannt, die er in der Folge verwalten soll, und

---

*) Die Herbstübungen in zwei Parteien, welche, wie im Felde, gegen einander manövriren, sollten nach dem Vorschlage der „Neuen militärischen Briefe und Aufsätze“ (siehe S 1[illegible]8) 10 bis 14 Tage dauern. Um die Kosten zu ersparen, sollen die Beurlaubten nur alle zwei Jahre eingezogen werden. Das Neue militärische Journal IV. S. 267 bemerkt dazu: „Wenn bei dieser Einrichtung die Beurlaubten nicht ihre Fertigkeit im Marschiren und Chargiren verlören, wenn nicht dadurch die Disziplin litte und die Furcht für den Dienst zunehme: so wäre freilich gegen diesen Vorschlag nicht viel einzuwenden.“

eine jede Stelle, die vor dem Feinde plötzlich erledigt wird, kann mit einem Subjekt besetzt werden, das seiner Pflicht gewachsen ist."*)

Leichte Ausrüstung ohne Zelte sowie bequeme Kleidung sind ebenfalls Forderungen des Verfassers, doch erklärt er sich gegen allgemeine Einführung der Büchsen wegen ihres zu langsamen Feuers.

Die Abhandlung wurde in der Sitzung vom 3. Juni 1803 verlesen, und die anwesenden Mitglieder machten ihre Bemerkungen zu den wichtigsten Sätzen. Die Vermehrung müsse sich nach dem Kriegsschauplatze und der anderweitigen Einrichtung der kriegführenden Armee richten, wird gesagt. Bezüglich des Verhältnisses der leichten zur übrigen Infanterie wurde angeführt: „Die Franzosen hatten im letzten Kriege bei fünf Divisionen Linieninfanterie, drei Halbbrigaden leichte Infanterie; aber sie brauchten oft die Linieninfanterie zum Debandiren." Im Gegensatz zu Beulwitz verlangen die Mitglieder Reitende Artillerie bei den Füsilieren. Weiter: Nur diejenigen Kommandeurs der Füsiliere müssen Kanonen haben, die sie zu gebrauchen verstehen — ein schwer erfüllbares Verlangen! Auch wird daran erinnert, daß Friedrich der Große gesagt: „Wenn der Feind auf den Vorposten keine Artillerie hat, braucht ihr auch keine." Die Mitglieder sind mehr als der Verfasser den Büchsen geneigt, welche auf 200 Schritt an Treffsicherheit den glatten Gewehren schon wie 4 : 1 gegenüberstehen.

In den zwei folgenden Sitzungen wird die Berathung fortgesetzt. Man nahm es sehr gründlich, sehr ernst mit dem Gegenstande, entwickelte einmal mehr, einmal weniger Geist und endete damit, daß der Aufsatz im Archiv der Gesellschaft niedergelegt wurde.

Später las Beulwitz, als Fortsetzung seiner ersten Arbeit, über die Ausbildung der leichten Infanterie für den Feldbienst. Er wählte dazu ein Beispiel auf einem eigens für seine Zwecke entworfenen Plane und entwickelte darauf seine Ideen über die Anlage kleiner Feldmanöver.**)

Die Gesellschaft stellte im Jahre 1804 als Preisaufgabe „eine Erörterung der Gründe dafür und dawider, daß die Linieninfanterie auch zum Dienst der leichten und zum Fechten à la débandade, für den Fall, daß sie in sehr durchschnittenen Gegenden gebraucht werden soll, abgerichtet werde."

---

*) Nach Berichten, welche sich unter den hinterlassenen Papieren des Generals v. Rüchel finden (jetzt im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Dewitz gen. v. Krebs, Militärlehrer an der Central-Kadettenanstalt zu Lichterfelde), haben Uebungen mit kleinen Abtheilungen gemischter Waffen gegeneinander in jener Zeit schon mehrfach stattgefunden. Infanterie mit Kavallerie, die einen Transport zu sichern hatte, wurde von einer Abtheilung Kavallerie mit Reitenden Geschützen angegriffen, verfolgt u. s. w. Eine bestimmte Kriegslage diente dabei den Führern zum Anhalt. v. Vechelde, „Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholz", S. 73, behauptet allerdings, daß Feldbienstübungen bei der Linieninfanterie gar nicht stattgefunden hätten. Doch mögen in dieser Hinsicht, wie mehrfach in solchen Dingen, innerhalb der Armee Verschiedenheiten bestanden haben.

**) Denkwürdigkeiten IV. S. 91 ff.

Bei ähnlicher Gelegenheit hatte der Generalstabskapitän v. Schoeler früher schon darauf hingewiesen, daß die so viel gefürchtete Unordnung, welche stets als die verhängnißvolle Folge des zerstreuten Gefechtes geschildert würde, auch beim geschlossenen nicht ausbleibe.[57]

Nichtsdestoweniger taucht dasselbe Argument in Boyens am 7. November 1804 vorgetragener Lösung der Preisfrage wieder auf. „Unordnung, geringe Wirkung, Wehrlosigkeit gegen Kavallerie" sind die Gründe, welche er gegen allgemeine Annahme der zerstreuten Fechtart anführt. Dennoch erkennt er die Wichtigkeit des Gegenstandes an*) und erklärt, „daß die Fechtart à la débandade zu einem wichtigen Theil der Infanterie-Attacke erhoben werden müsse." Auch der schweren Infanterie sei die neue Fechtweise anzurathen, um so mehr, als man sie mit der geschlossenen vereinigen könne. „Der Linieninfanterie ist eine vermehrte Anzahl von Tirailleurs nützlich." — „Das ganze dritte Glied der Linieninfanterie ist im Dienste der leichten zu üben."

Die Mitglieder saßen nun zu Rath und kamen überein, daß man nicht sagen könne, „die neueren Franzosen hätten das Tirailleursystem absichtlich eingeführt." — „Es entstand durch den Drang der Umstände." Das Terrain des letzten Kriegsschauplatzes trug viel dazu bei; in jedem offenen Terrain würden sie gewiß zur geschlossenen Methode zurückkehren. Der Behauptung, daß gedehnte Stellungen die Tirailleurs vorzüglich erfordern, wird entgegengesetzt, „daß Kanonen hier auch ihre Dienste thun." Gleichen Widerspruch erfährt die Bemerkung, daß sich der Soldat als einzeln Handelnder tapferer und beharrlicher zeige, wie in der Linie, „wo er als Maschine ficht". Aus Erfahrung wird das Gegentheil bewiesen. Ebenso wenig ward zugegeben, daß beim Rückzuge der Soldat von selbst die geschlossene Ordnung suche. „Man wollte bemerkt haben", sagt das Sitzungsprotokoll, „daß sowohl ein Vorrücken en débandade, als ein Retiriren auf diese Art zu noch größerer Vereinzelung Anlaß gegeben habe."

Das Endurtheil lautet: „Es scheint aus Allem hervorzugehen, daß die Armee die meisten Siege davontragen werde, welche Truppen für jedes Terrain besitzt, weil eine Dressur zu so verschiedenartigen Zwecken niemals ganz vollständig sein kann." Verschwiegen und nur angedeutet ist, daß diese am meisten siegreiche Armee die Preußische sein werde, welche Grenadiere, Musketiere, Füsiliere, Schützen und Fußjäger besaß, mit verschiedener Ausbildung, verschiedenen Waffen, verschiedenen Reglements.**) Gegen den Vorschlag, das ganze dritte Glied als leichte Infanterie zu bilden, erhob sich am 11. De-

---

*) Hierbei gab Boyen eine Uebersicht über die Fechtarten der Kriege des 18. Jahrhunderts, woraus hervorgeht, „daß seit dem siebenjährigen Kriege die Stellungskunst mehr als die Angriffslehre bearbeitet wurde."

**) Denkwürdigkeiten V. 154, 155.

zember ein Mitglied mit dem Einwand, „daß diese Einrichtung ein doppeltes Exerziren nothwendig erfordere und der gewohnten Ordnung des Liniendienstes immer nachtheilig sein werde."

Das war das Schicksal der Lehre von der neuen Kampfweise vor dem taktisch-strategischen Areopag der damaligen militärischen Welt unseres Vaterlandes, der, nach Rüchels, seines Präsidenten, Worten bestimmt war: „durch Aneinanderreibung von Ideen Resultate zu erzeugen und in Gemeinschaft mit Anderen die Begriffe zu berichtigen, welche das einzelne Studium des Metiers erzeugt hat."

Von dieser freiwilligen Thätigkeit der militärischen Gesellschaft übertrug sich natürlich manches ins Amtliche; denn dieselben Personen wirkten hier und dort. Scharnhorst hat sich redlich abgemüht, der neuen Fechtweise Raum zu schaffen, wenn er auch deren ganze Bedeutung nicht erfaßt hatte und bei weitem nicht so radikal verfahren wollte wie Bülow.

Die Franzosen hatte er genügend kennen gelernt. In seiner klassischen Schilderung der Vertheidigung von Ménin erzählt er, wie es unmöglich gewesen sei, die Tirailleure der Belagerer zu vertreiben, wie sehr sie die Besatzung in Athem gehalten und beschädigt hätten.*) Auch in seiner Untersuchung über die Französischen Erfolge, welche er mit von der Decken gemeinschaftlich bearbeitete, kam er zu dem Schlusse: „es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Französischen Tirailleurs den größten Theil der Affairen in diesem Kriege entschieden haben, daß sie denen der verbundenen Armeen überlegen waren."**) „Man will diesen Vorzug nicht eingestehen", sagt er an anderer Stelle, „man behauptet, man habe leichte Infanterie und Jäger, welche immer den Französischen Tirailleurs es gleich gethan hätten. Aber wo haben sie, wie die Französischen, die Kanonen einer Festung fast zum Schweigen gebracht und sich vor dem Glacis in den Furchen und Vertiefungen im Kartätschfeuer der Kanonen ganze Tage gehalten? Wo hat man für sie eigene Gräben gemacht, woraus sie die Kanoniere durch die Schießscharten tödteten, wenn das Geschütz der Festung gebrauchet werden sollte, wie die Französischen Tirailleurs es gethan haben?"***)

In einer Denkschrift über die Schlachtordnungen†) wies er ferner darauf hin, daß der größte Theil Deutschlands aus durchschnittenem Gelände bestehe, daß die Fechtart unserer Truppen daher auf dieses ganz besonders eingerichtet sein müsse.

---

*) Vergl. Militärische Klassiker. Berlin 1881. Scharnhorst, Ausgewählte Schriften, S. 32, 33.

**) Neues militärisches Journal VIII. S. 95.

***) Neues militärisches Journal VIII. S. 102.

†) Kriegsarchiv D. II. 4.

Dennoch kam er nicht dazu, die allgemeine Einführung des Tiraillements für die Preußische Infanterie nachdrücklich zu empfehlen. Er machte jene Bemerkung nur in einer Note und ist in keiner besonderen Abhandlung darauf zurückgekommen.*) Aber er brachte doch eine besondere Ausnutzung des dritten Gliedes in Vorschlag, das, in selbständige Divisionen formirt, am Tage der Schlacht verwendet werden sollte, die Lücken zu füllen, vorgeschobene Batterien und die Schützen zu unterstützen, die Flügel zu verlängern, die Flanken zu sichern u. s. w. Der Herzog von Braunschweig trat diesen Ideen in einem darüber an den König erstatteten Berichte lebhaft bei.**) Ebenso urtheilte Zastrow über die besondere Verwendung des dritten Gliedes, welche im Keime schon die weit später angenommene Bildung der Schützenzüge enthält.***)

Einige Bedenken wegen der Besetzung mit Offizieren sind zwar angeführt; aber im Allgemeinen erklärt sich Zastrow der Neuerung entschieden günstig. Er will die Infanterie für das Gefecht ein für alle Mal auf zwei Glieder stellen und faßt hauptsächlich auch die Vereinigung der Divisionen des dritten Gliedes mit den Schützen ins Auge. Diese Vereinigung sowie die Abänderung, welche überhaupt in der Taktik der Linieninfanterie entstehen werde, wünscht er reglementarisch festgestellt zu sehen. Schließlich empfiehlt er das Projekt mit den Worten: „Durch diese Einrichtung würde, außer daß der Nachtheil, welcher aus dem bisherigen Feuern in drei Gliedern entstanden ist, völlig gehoben wird, die Preußische Taktik mit den Zeitläuften in einem richtigen Verhältnisse fortschreiten, der gegenwärtigen Art den Krieg zu führen mehr angepaßt werden und eine so vorzügliche Gestalt erhalten, daß sie den über alle anderen Mächte stets gehabten Vorzug auch aufs Neue wird behaupten können!"

Zastrow selbst schlägt noch vor, beim Feuern in Pelotons und Sektions das Schultern nach dem Laden fortfallen zu lassen, um das Feuern zu beschleunigen und bestimmungsmäßig zu machen, was der Soldat ohnehin in Momenten der Erregung immer thue. Wirklich befahl der König noch vor dem Ausrücken der mobilen Armee im Herbst 1805 diese letzte Neuerung. Gleichzeitig wurden noch mehrere Verbesserungen angeordnet, so z. B. die Verwendung des dritten Gliedes, um die beiden ersten jederzeit vollzählig zu erhalten, die darin ausfallenden Rotten zu füllen.†)

---

*) In der militärischen Gesellschaft hielt er einen Vortrag über Scharfschützen, ihren Dienst und ihre Bewaffnung. Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, S. 165.

**) Kriegsarchiv D. I. 126.

***) Ebenda. Denkschrift Zastrows aus Posen, den 12. Januar 1803.

†) Kriegsarchiv D. II. 2. Parole- und Tagebuch des Majors v. Wienskowski vom ehemaligen Regiment Garde.

Sieht man, daß auch auf diesem Gebiete die Agitation für das Neue bis in die höchsten Kreise hinaufging, daß des Königs nächste militärische Umgebung sich damit beschäftigte, so erhebt sich die Frage immer dringender, warum am Ende nichts Entscheidendes geschah.

Von allen großen Europäischen Heeren hatte das Preußische am ehesten mit Reformbestrebungen angefangen. Die Errichtung ständiger Freiregimenter, die Bildung der Füsilierbataillone bekunden es, ebenso die Vorschriften von 1788 und 1789. „Wer erkennt in diesem Allen nicht einen sehr engen Zusammenhang mit jenen Ernsterfahrungen, welche wenige Jahre vorher von Deutschen Truppen jenseits des Oceans gemacht worden waren, und wer möchte nicht zugeben, daß in diesen ersten reglementarischen Anleitungen schon ausgesprochen worden war, was heute als das Wesentliche des Schützendienstes gilt.“*)

Und gerade die Preußische Armee sollte am längsten bei diesen ersten Anfängen stehen bleiben, der trübsten Erfahrungen bedürfen, ehe sie sich dazu aufraffte, das Begonnene fortzuführen.

Um so eifriger sucht man nach der Quelle des Widerstandes, als sich uns dieselbe Erscheinung wie hier, schon auf dem Gebiete der Heeresverfassung zeigte.**) Diese und die neue Fechtart hingen aufs innigste zusammen, und was dort hinderte, hielt auch hier zurück. Der Staat war dadurch in eine Sackgasse gerathen, daß er in demselben Zeitpunkte die großen Polnischen Erwerbungen machte, wo die Entwickelung der Volksheere ihren Anfang nahm, daß er sich gerade in dem Augenblicke ohne Geld fand,***) wo es zu großen Armeereformen nothwendig wurde.

Dem Volke durch allgemeine Wehrpflicht nach heutigem Muster die Waffen in die Hände zu geben, war ein schwieriges Ding, weil man damit zugleich die zahlreichen Polen im Lande bewaffnete. Entschloß man sich bei dem bestehenden gemischten System von Kantonpflicht und Ausländerwerbung zu bleiben, so stand es wieder schlimm mit allgemeiner Einführung der zerstreuten Fechtart. Auch die Freunde dieser Fechtart sagten stets, daß man dazu tüchtige zuverlässige Leute nehmen müsse, weil sonst die Desertion zu arg einreißen werde. Die Anhänger des Alten betonten diesen Mißstand über Gebühr.

Ein starker Wille hätte solche Gegenwehr leicht besiegt und es auf ein paar Tausend davongelaufener Polen oder widerwilliger Fremden nicht an-

---

*) v. Fransecky, Gneisenau. Beiheft zum Militär-Wochenblatt für Januar bis einschl. April 1856, S. 44.

**) Siehe S. 102 ff.

***) Der Krieg gegen Frankreich, die Okkupation und die Polnische Erhebung von 1794, sodann die Einrichtung der neuen Polnischen Landestheile nach dem Muster Friedrichs II. von 1773 hatten die finanziellen Kräfte zu stark in Anspruch genommen. (Siehe S. 123 Anmerkung.)

gesehen.*) Ganz leugnen aber läßt sich die Berechtigung des Einwandes durchaus nicht.

Auch an unberechtigten fehlte es nicht. Zuerst ist es das Dogma von der Unwiderstehlichkeit des Bajonettangriffs. Es wurde in der Preußischen Armee mit mehr Orthodoxie gelehrt, als in der Französischen, für deren besonderes Eigenthum man es gewöhnlich hält. Auf dem Marsche nach Thüringen ließ der König im September 1806 die vorüberziehenden Truppen aufmarschiren und Bajonettattacken machen, „weil dies nun bald alle Tage vorkommen würde.“ Außer Männern wie Behrenhorst und Bülow huldigte Alles diesem Glaubenssatz. Es sei nur an Beulwitz erinnert. Man ließ die Tirailleurs einfach davonlaufen, wenn die geschlossene Truppe mit dem Bajonett erschien. Einmal aus ihrer Stellung geworfen, müssen sie sich von Rechts wegen geschlagen fühlen und den Kampf aufgeben. In den Schlachten Friedrichs war der Feind so geschlagen worden; es kam nur darauf an, ihn an einer Stelle auf seinem Platze über den Haufen zu werfen, und wie sollten da führerlose Schützen, deren ganze Fechtart das Versteckspielen begünstigte und den Muth herabminderte, nur annähernd gleichen Widerstand thun, als geschlossen unter Kommando stehende Grenadiere, welche gewohnt waren, dem Tode offen ins Auge zu sehen!

Daß verjagte Schützenschwärme den Widerstand hinter der nächsten Hecke, im nächsten Graben oder Waldrande wieder aufnehmen könnten, sagte man sich nicht, noch weniger, daß sie, in großer Zahl angreifend, kräftiger und gefährlicher heranzubringen vermochten, wie die im Paradeschritt marschirenden Bataillone. Dergleichen konnten nur excentrische Köpfe behaupten, wie Heinrich Dietrich v. Bülow, und die gehörten ins Irrenhaus oder in die Stadtvogtei, nicht aber in die so trefflich geordnete, fleißige, selbstbewußte Armee.

Der zweite Haupteinwand war das Schlagwort vom „Geist der Preußischen Armee“. Es hat viel Unheil angerichtet; denn es mußte herhalten, wo Gründe fehlten. Der „Geist des Heeres“, dieses unfaßbare Etwas, dem man doch alle die großen Thaten, die Siege, den Ruhm zuschrieb, forderte Geltung, in welcher Gestalt er auch erscheinen mochte. Dieser Geist der Preußischen Armee hat die Aufstellung von Knesebecks Vaterlandsreserven und Ehrenlegionen verhindert, er stand der Abschaffung der Offizier-Reitpferde, der Feldbetten und unzähligen Packpferde im Wege; er war es auch, der die allgemeine Anwendung des zerstreuten Gefechts nicht erlaubte. Während doch nur das eine wirklich gegen den Geist des Preußischen Heeres war, sich in neuen gefährlichen Lagen hülflos zu erweisen und schlagen zu lassen, erscheint dieser Geist in jener Zeit jedesmal, wie der Geist von Hamlets Vater, auf der Bühne, wenn es gilt Verwirrung zu stiften.

---

*) Ueberdies wissen wir durch Lossows Zeugniß, daß die Unzuverlässigkeit der Ausländer mehr beliebte Redewendung als ernstes Uebel war.

Er breitete seine schützende Hand über die dem Neuen Widerstrebenden. Aus deren Zahl soll einer hier angeführt werden, der das Verdienst besitzt, am offensten gewesen zu sein und der auch den originellsten Ausdruck für seine weit verbreitete Ansicht gefunden hat.

„Das Tirailliren" — so schreibt er — „ist unter allen Fechtarten die natürlichste, d. h. sie entspricht dem Erhaltungsinstinkt in uns am allermeisten; daraus folgt aber keineswegs, daß sie die zweckmäßigste sei, wie einige haben beweisen wollen. Der Krieg selbst ist ja der menschlichen Natur entgegen, ihn derselben übereinstimmender machen, heißt ihn unkriegerisch machen, und das kann wenigstens kein Gegenstand der Kriegskunst sein. Es sagte einst Jemand sehr richtig: „„Das Tirailliren nährt den natürlichen Hundsfott, der, wenn wir aufrichtig sein wollen, doch in uns Allen steckt; und diesen muß man zu unterdrücken suchen."" Hier hören wir eine Menge Stimmen verwirrt sich durcheinander gegen uns erheben. Die Großthaten der Französischen Armee! ruft man uns entgegen; die Verwegenheit ihrer Tirailleurs; ihre Stürme in geschlossener Kolonne in den Schlachten Italiens! beweisen alle diese nicht das Gegentheil? Wir antworten hierauf ganz gelassen: für uns nicht. Wieviel Hochachtung wir auch für die Erfahrung haben, so halten wir doch zu wenig von dergleichen allgemeinen Citationen, um dabei unsere gesunde Vernunft gefangen zu nehmen. Diese aber lehrt uns, daß ein Mensch, der gewohnt ist, immer irgend eines Schutzes gegen die Gefahr zu genießen, furchtsam sein wird, wenn er, dieses Schutzes beraubt, ihr entgegengehen soll."

Sodann erinnert der Verfasser, daß die Franzosen in den Koalitionskriegen, so noch im Jahre 1800, aus Schwaben sich ebenso gut hinaus wie hinein tiraillirt hätten. Ueber die Verwegenheit der Französischen Tirailleurs meint er: „Jede Art von Gefahr hat ihre eigene Art von Muth. Der Holländer kann nicht begreifen, wie man seine Gebeine dem ungezähmten Muth eines wilden Rosses anvertrauen könne, dagegen befährt er mit der größten Gelassenheit die stürmischen Wellen des Oceans. Ein in Reih und Glied gewöhnter Mann wird sich ganz gewiß nicht so keck unter die Kanonen einer Festung heranschleichen, wie ein Französischer Tirailleur, er wird sich besonders vor der Gefahr, gefangen genommen oder von Kavallerie niedergehauen und -geritten zu werden, fürchten; dagegen wird ein Tirailleur, des gewohnten Schutzes seiner Hecken, Gräben, Löcher u. s. w. beraubt, meinen, es sei nichts anderes zu thun, als davon zu laufen und jenen Schutz zu suchen."

„Allein dieser Mangel an Muth, welcher aus gegenseitiger Unbekanntschaft mit der Gefahr entspringt, würde noch nicht beweisen, was wir oben behauptet haben, daß das Tirailliren den Muth überhaupt oder vielmehr die Verachtung der Gefahr schwächt. Um hiervon zu überzeugen, geben wir Folgendes zu bedenken. Wenn der Tirailleur immer dreister wird, so kommt dies daher, weil er einsehen lernt, die Gefahr ist nicht so groß, als er sie sich gedacht

hat, und weil er täglich listiger und reicher an Hülfsmitteln wird. Es wächst also nicht seine Verachtung der Gefahr, sondern er lernt sie bloß geschickt bekämpfen. Da, wo er dies nicht kann, wo er ihr nichts als die Verachtung derselben entgegenstellen kann, da wird es sich zeigen, wie sehr der natürliche Hundsfott indeß in ihm genährt und gewachsen ist."

Die aus dem Hergang der Schlachten in Italien gezogenen Forderungen weist der Verfasser mit der allerdings nicht unrichtigen Bemerkung zurück, daß noch zu wenig Genaues darüber bekannt sei, um urtheilen zu können. Ferner, meint er, sei gar nicht die Rede von dem ungestümen Muthe, „der die Menschen beim Choc wie eine Art von Leidenschaft beseelt und der eine natürliche Aussteuer der Franzosen ist", sondern nur von kalter Verachtung der Gefahr bei andauerndem Gefecht, wie sie die Spanier bei Rocroy, die von Leopolds Geist gebildeten Preußen bei Mollwitz zeigten. „Unser Resultat steht daher fest."

„Der Tirailleur verliert durch die Gewohnheit dieser Fechtart den Muth, welcher zum geschlossenen Gefecht erfordert wird. Hieraus folgt, daß Linieninfanterie nie tirailliren muß, wenn sie nicht von ihrer Brauchbarkeit als Linieninfanterie verlieren soll." —

Denjenigen, welche das Tirailliren allgemein einführen wollen, wird entgegengehalten, daß man dessen auch im durchschnittenen Terrain nicht bedürfe. Freilich könne man z. B. durch ein Holz nicht geschlossen in Reih und Glied vorrücken, sondern müsse beide öffnen und die Leute einzeln hindurchgehen lassen. „Heißt das nun tirailliren? Noch viel weniger! Geht denn hier das Wesen des geschlossenen Angriffs verloren? Auch nicht! Man will auf den Feind anlaufen und ihn umrennen, wie dies eigentlich bei allen Angriffen der Fall ist. Ein Bataillon, welches in der schönsten Ebene eine Batterie stürmt, wird wahrhaftig nicht bis auf den letzten Augenblick in Reih und Glied bleiben, darum aber bleibt doch der Geist des geschlossenen Angriffs. Gesetzt, ein solches Bataillon trifft auf eine Tirailleurlinie — was wird geschehen? Zweierlei; entweder das Bataillon geht drauf und wirft die Tirailleurlinie über den Haufen — aber die Tirailleurlinie ist länger und wird das Bataillon beim Vorgehen umzingeln? — Kinderei! Die auf den Flügeln laufen davon, so gut wie die, worauf das Bataillon stößt; — oder — und das ist das zweite, was geschehen kann — das Bataillon verfällt ins Feuern. Dann ist es schlimm!"

In solcher Lage wird den Tirailleurs der Vortheil eingeräumt. Aber: „Folgt daraus, daß das Bataillon auch traailliren muß? Behüte! Das Bataillon hat einen Fehler gemacht, darum ist es im Nachtheil, und hieraus folgt nichts, als daß man sich vor diesem Fehler hüten müsse."

„Aber, fragt man, wie ist das möglich? Kann und soll man einen Angriff machen, ohne sich des Feuers zu bedienen? Und wenn man dies will, wird man es verhindern können, daß die Leute ohne Befehl dennoch anfangen zu feuern?"

Auf diese Fragen erwidert der Verfasser, daß der Angriff mit oder ohne Feuer in Jedermanns Belieben stünde; jedenfalls dürften die feuernden Abtheilungen nicht zum Anlauf bestimmt sein, da man sie nicht mehr leiten könne, sie ihre sechzig Patronen verschössen, um dann ganz nach Zufallsstimmung gegen den Feind los oder auf und davon zu gehen. Um aber das Bataillon vom Feuern ohne Befehl abzuhalten, habe man ja seine Schützen.*) Diese könne man ja nach Herzenslust sich mit dem Feinde herumschießen und so die geschlossene Truppe umgeben lassen. Auf solche Art habe man nichts zu fürchten.

Ein Bataillon, welches das Tirailliren nicht kennt — wird weiter entwickelt — geht schnell durch Busch und Wald vorwärts und wird, gut geführt, wenn es nur eine Tirailleurlinie vor sich hat, diese höchst wahrscheinlich über den Haufen werfen. „Ein Bataillon aber, welches das Vergnügen, in Gräben und Löchern bis an den Hals zu stecken und sich da mit dem Ruf einer großen Bravheit herumzuschießen, bis es die sechzig Patronen los ist, schon gekostet hat, wird auch bei vorkommender Gelegenheit nicht ermangeln, die alte Bekanntschaft mit diesem theuern Schutzmittel zu erneuern; es wird, sowie ein Terrainhinderniß nöthiget, die Rotten zu verlassen, sich, anstatt durchzugehen, in allen Ecken und Winkeln verkriechen, um sich weidlich herumzuschießen, und durch Knall und Dampf sein militärisches Gewissen beruhigen; für den weiteren Angriff aber wird es andere sorgen lassen."

„Es mag hiervon Ausnahmen geben, aber wer diesem Gemälde die Wahrheit abspricht, kennt entweder den Krieg und die menschliche Natur nicht, oder ist von Vorurtheilen eingenommen."

Auch für die Vertheidigung ertheilt der Verfasser der geschlossenen Ordnung den Vorzug, obwohl ein Linien-Infanteriebataillon im durchschnittenen Terrain bei 300 Schritt Entfernung ohne Frage im Nachtheil sei. „Aber dergleichen Feuergefechte meidet die Kunst überhaupt da, wo sie etwas entscheiden, wo sie nicht bloß zum Schein fechten will. Bei solchen Feuergefechten, man kann es nicht oft genug wiederholen, entscheidet das Ohngefähr, und dies ist dem Geist der Kunst entgegen." Mit sehr nahem Feuer und einem Stoße soll die Vertheidigung geführt werden. „Beides ist der Tiraillerie überlegen; denn ein Bataillonsfeuer auf 50 bis 60 Schritt verjagt alle Tirailleurs, sowie der Anlauf dies thut."

Nur müssen auch in der Vertheidigung die Truppen vor zu frühem Schießen durch die zunftmäßigen berufenen Plänkler, die Schützen, bewahrt werden, die vor der Front ihr Wesen treiben, diese sichernd und zugleich am Schießen hindernd.

Gegen den Schluß sagt der Aufsatz:

---

*) Hiermit sind die bestimmungsmäßig zehn, wirklich meist nur sechs bis sieben Bevorzugten jeder Kompagnie gemeint.

„Wenn man also im durchschnittenen Terrain mit Linieninfanterie angreifen, wenn man sich daselbst mit Linieninfanterie vertheidigen kann, ohne weder zu tirailliren, noch unter nachtheiligen Umständen zu fechten: so ist das Tirailliren der Linieninfanterie kein nothwendiges Uebel, sondern ein aus Uebereilung und Nachahmungsgeist herbeigezogenes.“

„Muß man mit Linieninfanterie nicht tirailliren, so braucht man derselben das Tirailliren auch im Frieden nicht zu lehren, aus eben dem Grunde, warum man es im Kriege da nicht erlauben muß, wo es, als Maßregel betrachtet, wenigstens unschädlich sein könnte.“*)

Wenn auch nicht mit solcher Deutlichkeit und Ueberzeugungstreue wie hier, so findet sich doch an vielen Orten das Bedenken ausgesprochen, daß das Tirailliren einen demoralisirenden Einfluß ausüben müsse. Selbst die Vertreter des zerstreuten Gefechts, mit wenig Ausnahmen wie Bülow, sagen doch, es tauge für die Linieninfanterie nicht, sei ihrem Geist zuwider, beeinträchtige ihre wichtigeren Zwecke. Sie wiesen es als eine Besonderheit der leichten Infanterie zu, die für etwas ganz anderes galt, wie die übrige. Hat doch dieser Begriff sein Dasein bis in neue Zeit hinein gefristet.**)

Der Ursprung dieser Anschauungsweise ist unschwer auf den siebenjährigen Krieg zurückzuführen. Zwar hatte die Infanterie des großen Königs sehr wohl verstanden in Wäldern, Gebüschen, Weinbergen und Dörfern zu fechten, wie Lowositz und Leuthen beweisen, und den leichten Völkern Oesterreichs manche derbe Lehre ertheilt. Allein grundsätzlich zog der König den Kampf im freien Gelände vor, weil die Ueberlegenheit seiner Infanterie in der schnellen Bewegung großer geschlossener Massen sich dort mehr zur Geltung bringen konnte. Die Freibataillone des siebenjährigen Krieges sollten der übrigen Infanterie das leidige Amt, sich mit Kroaten und Panduren herumzuschlagen, für gewöhnlich abnehmen.

Allerlei „execrables Geschmeiß“ fand sich, wie wir gehört,***) in diesen Bataillonen zusammen, und ihr Ansehen in der Armee war darum nicht das beste. Davon übertrug sich vieles auf die späteren Jahrzehnte.

Es hat nicht an Männern gefehlt, welche das Irrthümliche dieser Auffassung bekämpften. Der schon einmal erwähnte „Deutsche Offizier“ wies

---

*) Vergl. v. Fransecky, Gneisenau. Beihefte zum Militär-Wochenblatt für Januar bis einschl. April 1856.

**) Noch vor etwa 30 Jahren benannte man in der Garnison Königsberg i. Pr. die Füsiliere allgemein mit dem Spottnamen „Kaddikspringer“ (Wachholderstrauchspringer). Auf den damals, namentlich im Samlande, noch ziemlich ausgedehnten Palwen (unbeackerten Flächen), auf denen hauptsächlich die Truppenübungen stattfanden, wucherte überall wildes Wachholdergesträuch, das von den Tirailleurschwärmen übersprungen werden mußte. Der davon hergeleitete Scherz übertrug sich ausschließlich auf die Füsiliere, denen diese noch immer etwas anrüchige Thätigkeit vorzugsweise zufiel.

***) Siehe S. 103.

nach, wie eine Vergleichung der alten Freibataillone mit den Füsilieren gar nicht möglich sei. Die Zusammensetzung der Offizierkorps und Mannschaft habe sich völlig geändert. Ausdrücklich verlangte er die Ablegung des alten Vorurtheils gegen die leichten Truppen.*)

Vereinzelte Stimmen pflegen indessen im Geräusch des Tages überhört zu werden.

Noch in einer anderen Beziehung wurde die Ueberlieferung aus dem siebenjährigen Kriege der Entwickelung der zerstreuten Fechtart verderblich. Die Erinnerung an die großen Kavallerieangriffe Friedrichs ließ die Gefahr, in welcher Schützenschwärme schweben, überritten zu werden, unnöthig groß erscheinen. Es gab Schriftsteller, welche die Tirailleurs, entfernt von der geschlossenen Truppe, bei einem überraschenden Erscheinen der feindlichen Reiterei einfach für verloren erklärten;**) einer derselben nennt sie, in solcher Lage, geradezu die „enfants perdus“ des Heeres.***) Die Revuetaktik zu Ende des vorigen Jahrhunderts übertrumpfte in schneller Bewegung großer Massen unter den erschwerendsten Umständen die Zeit des siebenjährigen Krieges bei weitem. Das Gefecht auf unübersichtlichem Kampfplatze ward daher ein immer lästigeres Ding, und man verlangte von der Kunst, daß sie solchen Unfug von Schießen in Wald und Busch zu vermeiden wisse. Man hatte der Zeit die Konzession gemacht und die Füsilierbrigaden geschaffen, zuletzt acht an der Zahl, 24 Bataillone stark, mehr also, als der große König je gehabt und gewollt. Damit war genug geschehen und jede weitere Forderung der Neuerer endgültig abzuweisen.

Die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts sehr lebhafte Bewegung scheint im Beginn des neuen ins Stocken gekommen zu sein. Der Glaube, daß die Franzosen, nachdem sie in politisch ruhigere Bahnen eingelenkt hatten, auch militärisch zum früheren historisch Begründeten zurückkehren würden, trug dazu bei. Als General v. Pelet, ein Füsilier-Brigadekommandeur von großem Rufe, im Jahre 1802 die Vermehrung der leichten Infanterie wieder in Anregung brachte, wurde er abgewiesen, obgleich er den damals entscheidenden Punkt berücksichtigt, d. h. die Vermeidung von Mehrkosten verheißen hatte.

Es bestätigte sich hier die alte Erfahrung, daß, wenn eine bestimmte geistige Strömung über ein gewisses Zeitmaß hinaus vergeblich, d. h. ohne praktischen Erfolg gegen das Bestehende ankämpft, ein Ermatten derselben und damit unfehlbar ein Rückfall in das bekämpfte System folgt. So stand man 1806 nicht einmal mehr auf dem Standpunkte der Reglements und Instruktionen König Friedrich Wilhelm II. Die Grenadiere und Musketiere

*) Gedanken eines Deutschen Offiziers über die jetzige Verfassung des Soldatenstandes. Hoyer, Neues militärisches Magazin, III. Bd., 1. Stück. Leipzig 1804, S. 3.

**) Hoyer, Neues militärisches Magazin, IV. Bd., 2. Stück. Leipzig 1806, S. 34 ff.

***) In der ebenda angeführten Schrift „Versuch eines zweckmäßigen Vorpostendienstes“.

tiraillirten im Allgemeinen gar nicht, die Füsiliere mit einzelnen Sektionen, je nach Ansicht ihrer Kommandeure, und nur die Feldjäger und die Schützen der gesammten Infanterie wurden außer Reih und Glied in zerstreuter Kampfweise verwendet.

---

2. Bestrebungen auf dem Gebiete der Truppen- und Heerführung im Großen.

(Irrlehren der Epigonen Friedrichs. Militärmathematik. Meßkunst und Terrainlehre. Knesebeck. Phull. Venturinis Kriegsspiel. Normalstärke einer Armee. Scharnhorst. Der Herzog von Braunschweig. Massenbach. Verherrlichung des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand.)

In den Bestrebungen für Umgestaltung der Fechtweise haben wir zwei ganz bestimmt ausgesprochene Richtungen wahrgenommen, die einander feindlich gegenüberstehen. Das Neue tritt dort in unverhüllter Gestalt mit offenen Forderungen neben dem Alten und gegen dasselbe auf.

Auf dem Gebiete der Heerführung fehlt es an einem bestimmten Widerspruch gegen die Ueberlieferung. Der allgemeine Zug der Zeit war es vielmehr, sich die Anschauungen und Grundsätze der Vergangenheit nach eigenem künstlichen System in verdünnter und verwässerter Gestalt zurechtzulegen. Den Fortschritten der großen Kriegführung stand dies Treiben völlig verständnißlos gegenüber. Es mag wunderbar erscheinen und ist doch richtig, daß man in Deutschland in der Epoche vor Jena die ächten Lehren der Fridericianischen Kriegführung vergessen, diejenigen der Napoleonischen noch nicht begriffen hatte. Auch die besten Köpfe zeigen sich hier in der unbegreiflichsten Weise befangen, und es hat geraumer Zeit bedurft, bis man sich von der verzwickten Anschauungsweise, in die man gerathen war, ganz loszulösen vermochte. Noch in der Anlage der Feldzüge von 1813—1815 finden sich auf Seite der Verbündeten genug Ueberbleibsel davon vor.

Man kommt der Wahrheit nahe, wenn man sagt: „Vor Jena beherrschte nicht die Schule des großen Königs, sondern die des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand die Deutsche Heer- und Truppenführung.“ Es war die epigonische Blüthe der Zopfzeit in der großen Kriegskunst.

Die bisherige Untersuchung hat ausreichend erwiesen, daß hochmüthige Verachtung und Abschließung keineswegs die Sache der Preußischen Armee jener Tage war. Im Gegentheil! Aber das Streben, den schlichten Stoff der Kriegführung, den man einst nur nach Erfahrungen behandelte, wissenschaftlich zu gliedern und zu durchdringen, führte auf die ödesten Abwege. Ein echter Stratege jener Periode glaubte, ohne Logarithmentabelle nicht mehr drei Mann über die Gosse führen zu können.

Eine Wissenschaft war entstanden, welche heute — Gott sei's gedankt — wieder verschwunden ist, die damals aber eine ganz hervorragende Rolle

spielte, nämlich die Militärmathematik. Machte doch Lindenau der höheren Preußischen Taktik schon den Vorwurf, daß sie „nicht auf Geometrie, als auf den wahren eigentlichen Maßstab derselben", begründet sei.*)

Diese Anschauungsweise spiegelt sich überall wieder. Unzählige Bücher entstanden, welche die Mathematik als Grundlage der Kriegskunst behandelten. Professor Meinerts in Halle schrieb 1788: „Ueber das Studium der militärisch-mathematischen Wissenschaften auf Universitäten."**) Ein Treibhaus für diese Gewächsart war die Karlsschule zu Stuttgart. Der Husarenlieutenant Miller, der dort öffentlich Taktik lehrte, gab eine „Reine Taktik der Infanterie, Kavallerie und Artillerie" heraus, von welcher die Rezension in Scharnhorsts Zeitschrift***) rühmend erwähnt: „sie hätte zum ersten Male die viel versuchte Aufgabe wahrhaft gelöst, die Taktik als einen Theil der angewandten Mathematik zu behandeln."

Millers Genosse, Hauptmann Roesch, setzte 1787 durch eine historische Rede an derselben Karlsschule dieser Richtung ein förmliches Denkmal. Er sprach „über den Einfluß der Wissenschaften auf die Kriegskunst" und entwickelte darin, daß die Römer zwar die größte Kriegserfahrung besessen, aber dennoch in der Kunst, zu kriegen, nicht um einen Schritt vorwärts gekommen seien. „Nach fünf verflossenen Jahrhunderten sah man zu Rom die Kunst noch auf eben der niedrigen Stufe, auf der sie anfangs gestanden hatte." Bitter tadelt er, daß die Römer „ganz Soldat gewesen" und sich bei allen ihren Siegen hartnäckig „ohne Meßkunst, Philosophie und schöne Wissenschaften" beholfen hätten. Aber die Griechen — mögen sie immerhin von den Römern besiegt und unterworfen worden sein — stehen wahrhaft hoch. „Die Meßkunst, die Philosophie, die Beredsamkeit, die Geschichte und die Dichtkunst waren bei diesem Volke zu Hause . . . . Daher sahen die durch diese Wissenschaften gebildeten Offiziere den Krieg mit eben dem philosophischen Auge an, als ein Newton die Natur . . . . Im Kampfe für Vaterland und Freiheit maßen sie die Wirksamkeit der Kräfte, wo der gemeine Haufe an nichts denkt, als zu tödten und den Tod zu vermeiden." Hannibal und Archimedes nennt Roesch als die Koryphäen, welche Kunst und Wissenschaften zuerst auf den Krieg übertrugen. Auch der große König findet vor seinen Augen Gnade: „Welches Gestirn hieß nun einen Friedrich solche großen Riesenschritte auf dem ungebahnten Pfade der heutigen Kriegskunst machen? Kein anderes, als der Einfluß der Wissenschaften, durch welche er seinen Geist gebildet hatte."†)

Zum Unglück für unser Vaterland gelang es Roesch, Massenbach, der sein

*) Siehe S. 188.

**) Neues militärisches Journal, II. S. 110.

***) Neues militärisches Journal, I. S. 259.

†) Militärische Monatsschrift (von Massenbach und Stamford). Berlin 1787, V. S. 457 ff.

Schüler war, für die Lieblingswissenschaft zu begeistern, ihm Geschmack an der Mathematik beizubringen.*)

Aber es wurde durchaus nicht an der Karlsschule allein in dieser Richtung gesündigt. In Berlin stand es ebenso damit.

„Die Mathematik lehrt dem Verstande nicht allein denken und die Dinge ordnen, sondern sie hat noch wesentlicheren Einfluß auf das Militär, auf Taktik und auf alle kriegerischen Operationen", sagte die Königliche Verordnung für die „académie militaire" vom 7. Juni 1790.**) Diese Ansicht der Dinge machte seitdem mächtige Fortschritte. Taktische und strategische Schriften jener Zeit haben meist eine vertrakte Aehnlichkeit mit einem Leitfaden der Geometrie.

Die Krankheit war allgemein. Als Bülow endlich im Jahre 1805 in der „Taktik der Neuern" mit der offenen Meinung hervortrat, „daß die Mathematik keine neuen Ideen erwecke, die Einbildungskraft auftrockene, nicht zur Erfindung und Genialität führe und daher undankbar zu sein scheine", erhob sich sofort ein erzürnter Kritiker, hielt ihm Tempelhofs „Geometrie für Soldaten" und Nicolais „Versuch eines Grundrisses zur Bildung des Offiziers", sowie die Namen Lloyd, Archimedes, Newton, Leibnitz, Euler, Lambert, Descartes, Kaestner entgegen, um ihm dann mit allem Nachdruck vorzuwerfen, er sei der erste, welcher dergleichen Dinge zu behaupten wage.***)

Derselbe Bülow aber opferte im „Geist des neuern Kriegssystems" wie alle Andern dem Moloch der Mathematik. In diesem Werke hat er in demselben Maße gesündigt, als er sich später in seiner Taktik Verdienste erwarb. Ist die letztere auch durchaus nicht frei von Absonderlichkeiten, z. B. der Vertheidigung der Pike als Waffe der Infanterie, so ist sie doch im Großen eingegeben von einem vorurtheilsfreien Geiste der Untersuchung, der den Dingen auf den Grund geht.

Im „Geist des neuern Kriegssystems" stellt Bülow Grundsätze auf, wie: „Wenn die Basis so lang ist, daß die beiden äußersten Operationslinien am Objekt der Operation einen Winkel von mehr als 60 Grad machen, dann kann man vorgehen, eher aber nicht." Das war Wasser auf die Mühlen der Militärmathematiker.

Zu diesen mathematischen Spielereien gesellte sich sehr bald die Terrainlehre, welche wie durch eine chemische Verbindung unlöslich mit der ganzen Kriegführung verschmolzen wurde. Die hochgeehrte „Meßkunst", freilich ein treffliches Mittel, junge Leute durch lange Uebung an schnelles Zurechtfinden und ausdauerndes selbständiges Arbeiten zu gewöhnen, aber ohne direkte Ein-

---

*) Galerie Preußischer Karaktere. Germanien 1808, S. 215.

**) Friedlaender, Die Königliche Allgemeine Kriegsschule. Berlin 1854, S. 171. (Siehe auch S. 114.)

***) Hoyer, Neues militärisches Magazin, IV. Leipzig 1806, 1. Stück, S. 31.

wirkung auf die Kriegführung, mußte den Vermittler spielen. Es ist bekannt, daß der große König Offiziere, die im Stande waren, ihm gute Pläne anzufertigen, mit freigebigem Sinn belohnte. Die Kenntniß und Befähigung für diese mechanische Arbeit war eben damals nur bei wenigen Leuten zu finden, und das Seltene hat immer einen hohen Preis. Aber die Achtung vor dem Geschäfte blieb, auch als das Planzeichnen sich allgemeiner verbreitete. Das Terrain wurde bei allen kriegerischen Entwürfen wie ein lebendiger Faktor in Rechnung gestellt. Waren die Bewegungen der Heere erst einmal an die Kette der Geometrie gelegt, so ergaben sich naturgemäß bestimmte Stellungen, welche besonders gut in das Netz hineinpaßten. Man fand alle möglichen Beziehungen heraus, in welchen sie ständen, und von diesen Beziehungen war weit mehr die Rede, als von den Streitkräften des Gegners.

Welchen Einfluß diese Liebhaberei in Feststellung und Leitung der Heeresbewegungen hatte, ahnt man, wenn man das wahrhaft leidenschaftliche Verhältniß zwischen Massenbach und dem Ettersberge bei Weimar verfolgt. Sobald er im Jahre 1806 sah, daß die von ihm vorgeschlagene Offensive nach Franken unterbleiben werde, setzte er Alles daran, die Armee, wenigstens diejenige des Fürsten Hohenlohe, deren Generalstabschef er war, um jeden Preis nach dem Ettersberge zu bringen. Er sah darin die einzige Rettung nicht nur für das Heer, sondern auch für den Staat. Er erzählt selbst, daß er am 4. Oktober auf der Fahrt nach Erfurt zu dem ihn begleitenden Rittmeister von der Marwitz gesagt: „Wir werden uns angreifen lassen: und haben wir dann eine andere Stellung, als die auf dem Ettersberge, so werden wir geschlagen.“ Dabei will er beständig nach dem geliebten Ettersberge hingesehen und pantomimisch hingedeutet haben, denn er kannte von 1805 her alle „Beziehungen“ dieser Perle von Stellung.*) Bei jeder Gelegenheit redete er auf Fürst Hohenlohe, den Herzog, den vielköpfigen Kriegsrath des Hauptquartiers ein, um sie für den Ettersberg zu gewinnen; und nach der verlorenen Schlacht von Jena ritt und schickte Massenbach aller Orten herum, die Trümmer der Bataillone, welche über die Felder irrten, nach dem Ettersberge zu verweisen.

Wie er sich 1813 an Kleist wendete, um eine Wiederanstellung im Heere zu erlangen, empfahl er ebenso dringend, die Armee in der beherrschenden Stellung von Raudten zu versammeln. — Nichts gelernt und nichts vergessen!**)

General v. Grawert, ein eifriger Anhänger der Terrainmanie, schwärmte im Jahre 1806 für eine Stellung bei Koppanz, ohne zu beachten, daß sich schwerlich Jemand finden werde, sie anzugreifen.

---

*) Massenbach, Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des Preußischen Staates seit dem Jahre 1794, II. Amsterdam 1809, S. 57.

**) Massenbach an Kleist, 26. Juni. Im Besitz des Herrn Justizraths von dem Knesebeck auf Loewenbruch.

Knesebeck verlangte in ausführlicher Denkschrift über das Französisch-Preußische Kriegstheater*) eine Leitung aller Operationen derart, „daß man nie in die Gebirge selbst hineingehe, sondern stets sich an ihrem Fuße und auf den sie umgebenden einzeln liegenden, von dem Hauptgebirge detachirten Höhenzuge halte." Dazu gehörte auch der Ettersberg. Knesebeck glaubte diese Berggruppen der Preußischen Taktik besonders günstig.**)

Zur Herrschaft dieser geometrisch-terrestrischen Theorie gesellt sich weiter das übliche steife Verpflegungssystem mit Magazinen, Feldbäckereien, Proviant- und Mehlfuhrwesen, das die Bewegungen der Armee an eine beschränkte Zahl von Märschen kettete. Bekanntlich erzeugte dasselbe wieder eine eigenthümliche Anschauung von bestimmten Entfernungen, welche die Festungen unter sich und von der Grenze haben müßten. Oberst v. Phull machte einen Versuch, diese Entfernungen genau zu berechnen,***) wobei er von Tempelhofs Grundsatz ausging, daß jede Festung einen Wirkungskreis von 15 Meilen Radius habe. Hieraus erwuchsen natürlich neue erschwerende Bedingungen für die Bewegung der Truppen, und das Ideal der Grübler war fertig. Es schien unmöglich, ein Heer ohne ungeheuren Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit überhaupt nur von der Stelle zu bringen. Die erhabene Wissenschaft, welche dazu nach der nun herrschenden Meinung gehörte, konnte nimmermehr Gemeingut des großen Haufens werden, sondern mußte allein einer eingeweihten Priesterschaft zugänglich bleiben. Das Gefühl, ein Monopol zu besitzen, hat aber sicherlich viel dazu beigetragen, daß die Kriegskünstelei von ihren Anhängern immer höher und höher hinaufgeschraubt wurde.

Sie hat die sonderbarsten Früchte gezeitigt. Eine davon, vielleicht die originellste, ist Venturinis, des bekannten taktischen Schriftstellers, Kriegsspiel. Er hatte auch ein „Mathematisches System der angewandten Taktik oder eigentlichen Kriegswissenschaft"†) verübt und schrieb, kurz vor seinem Tode, die „Regeln eines neuen Kriegsspiels zum Gebrauch in Militärschulen". Schon 1797 war eine kleine Schrift über denselben Gegenstand aus seiner Feder geflossen. Er versichert, daß die neue Arbeit ihn unter allen, die er je gethan, „die größte Anstrengung und die meiste Zeit gekostet." Das wird begreiflich, wenn man die Regeln und den Plan des Kriegsspiels mustert.

*) Kriegsarchiv D. I. 110. Grundlinien zu einem allgemeinen Terrainbilde des Französisch-Preußischen Kriegstheaters und Resultate daraus zu dessen militärischer Benutzung.

**) Von Interesse für die im letzten Abschnitte geschilderten Verhältnisse ist der Zusatz: „Man kann beim Gefecht sowohl geschlossen als in einzelnen Trupps auftreten; nur wer sich tiraillirend zerstreut, wird Nachtheile von der Terrainbeschaffenheit haben."

***) Versuch einer Theorie, die Entfernung der Defensivfestungen unter sich und von der Grenze zu bestimmen, von dem Obristen v. Phull. Eine Abschrift für die militärische Gesellschaft in Potsdam. Rüchels Nachlaß, im Besitze des Herrn Hauptmanns v. Dewitz gen. v. Krebs zu Groß-Lichterfelde bei Berlin.

†) Schleswig bei Roeß, 1800.

Der letzte ist in unzählige Quadrate getheilt und sieht aus, wie ein großes Schachbrett. Die Terraingegenstände füllen stets ganze Quadrate. Festungen, Städte, Flecken, Dörfer und alle verschiedenen Terraingegenstände sind mit besonderen Farben bezeichnet, die Flüsse und Bäche gebrochen längs der Quadratlinien geführt. Von den Grenzen aus muß der Krieg beginnen. Jede Partei erhält halb so viel Steine, als die Grenze Quadrate enthält. Die Steine sind Brigaden, zwei Drittheile davon bilden die Infanterie, ein Drittheil Kavallerie. Auf je zwei Infanteriebrigaden erhält man eine Feldbatterie, auf je drei Kavalleriebrigaden eine Reitende. Nach ähnlichen Rechenexempeln werden Belagerungsbatterien, Wagenbrigaden, Proviantfuhrwesen und Bäckereien zugetheilt, nicht etwa nach den aus einer angenommenen Kriegslage sich ergebenden natürlichen Verhältnissen. Laufbrücken, Sturmleitern, Faschinenlinien, Erdbrustwehren, Wegstreifen, Magazinzeichen, kurz eine unendliche Menge Steine und Steinchen werden mitgenommen, künstlich zusammengestellt und aufgeladen. Dann wird der ganze Krieg in Feldzüge getheilt, jeder Feldzug enthält 48 Züge und theilt sich in 12 Monate zu vier Zügen. In den Städten kann man nur halb so viel Steine unterbringen, wie in den Festungen, seien sie so groß wie sie wollen. Im freien Felde darf man sich im Winter nur bedingungsweise bewegen. Bringt eine Figur dort während des Januar und Februar drei Tage zu, „so ist sie halb todt". Sogar die Portionen und Rationen werden bezeichnet und verzehrt, d. h. fortgenommen; regelrechte Verbindung mit dem Magazin muß immer vorhanden sein. Steht aber eine Figur in einer unversehrten Stadt, so backen die Bäcker, die daselbst wohnen, das Brot. Nur darf keine Brigadefigur etwas mitnehmen. „In einem Flecken oder Dorfquadrate sind die ansässigen Bäcker nur hinlänglich, täglich für eine einzige Brigadefigur das nöthige Brot zu backen." Eine Figur wird immer mit Lebensmitteln für einen Zug versehen; im Nothfalle kann sie für zwei Tage fortschaffen. Wird eine Figur auf größere Entfernungen entsendet, muß sie Wagen erhalten oder gar von einer Bäckerei gefolgt sein. Für Bewegung und Gefecht der Figuren ist ein Labyrinth von Regeln erfunden. Das Ganze gleicht etwa dem vor Jahren beliebten Post- und Reisespiel, wo man, wenn man unglücklich würfelte, in einen Sumpf gerieth, die Achse brach und ähnliche Malheurs erlebte. So hofft Venturini „die sonst so sehr verwickelten und schwer ordnungsvoll aneinander zu reihenden Ideen eines Anfängers der Feldherrnwissenschaft möglichst und leicht über den Gang, den Zusammenhang, die Entstehung und Wirkung der großen Operationen aufzuhellen."*)

Dies Kriegsspiel ist nun freilich ein arger Auswuchs der überfeinerten Kriegsgelehrsamkeit jener Zeit, die sich schließlich vor selbst aufgethürmten Schwierigkeiten nicht mehr rücken und rühren konnte. Ihr gehört auch die närrische Lehre an, daß eine Armee nur eine normale Stärke haben dürfe,

*) Neue Bellona, Jahrgang 1804, VI. Bd., 3. Stück, S. 213 ff.

derart, daß jede Vermehrung an Zahl der Streiter eine Schwächung ihrer Kraft bedeute. Trieben es nicht alle militärischen „Denker" ganz so schlimm, so bleibt die Behauptung, daß auch die besten Köpfe, die sonst vorurtheilfreiesten Männer mit ihren Anschauungen über Kriegführung in das Netz erkünstelter Wissenschaftlichkeit und angeblicher Vergeistigung gerathen waren,*) dennoch unerschüttert.

Klingt nicht sogar aus Scharnhorsts Lehren ein verwandter Ton, wenn er unter Anderem in seinem Vortrage über die Schlacht von Marengo sagt: „Je mehr eine Armee ihre Zuflucht zu den Künsten der Strategie nahm, um desto mehr stand sie in Korps vertheilt. Man sehe nur die letzten Feldzüge Friedrichs des Zweiten und vorzüglich die des Herzogs Ferdinand und des Marschalls Broglio."

Kunstvoll zu operiren galt also auch ihm als das Höchste, nicht einfach seinen Zweck erreichen. „Immer siegte die Preußische Armee durch Kunst", sagt er in der Denkschrift über „die Stärke und Vertheilung der Artillerie bei einer in Divisionen oder Korps getheilten Armee", welche noch vor 1806 geschrieben ist. Einige Lehrsätze über Theilung der Streitkräfte, welche er aufstellte, entsprechen zwar den Weisungen Friedrichs des Großen; aber während der König dieselben als eine Zuthat giebt, gewinnen sie bei Scharnhorst das Ansehen der Hauptsache. Sie kommen außerdem mit einem starken Anflug von Künstlichkeit zur Welt. „Derjenige, der zuerst detachirt und seine Operationen so einleitet, daß er den Feind auch dazu zwingt, hat in den meisten Fällen eher Gelegenheit, mit Uebermacht über ein abgesondertes Korps herzufallen, als der, welcher so lange konzentrirt hält, bis er zu dem Zerstückeln seiner Armee gezwungen wird."

„Der General" — fährt er dann fort — „dem es an Kenntniß des Landes, an der Kunst, geschickte strategische Entwürfe zu machen, vorzubereiten und auszuführen, fehlt, wird immer beim Detachiren, beim Vertheilen der Armee gegen einen andern, der ihm überlegen ist, den Kürzern ziehen und vielleicht am besten thun, sich konzentrirt zu halten und gerade darauf zu gehen."

*) Sehr hübsch karakterisirt Karl v. Nostitz diesen Zug der Zeit (Leben und Briefwechsel, S. 97): „Täglich (September 1806) zogen Preußische Regimenter über die Dresdener Brücke und durch die Stadt, die Gebirgsstraße entlang, die durch Sachsen längs Böhmen in das Reich führte, die natürlichste, geradeste Straße zu den Franzosen, denen es jetzt ernstlich zu gelten schien. Von der Elbe zum Rhein bezeichnete der natürliche Menschenverstand diesen Weg; doch das Natürliche paßte damals nicht in das Gebiet unserer politischen und militärischen Strategen, die in ihrer Vielwisserei und in der Verworrenheit ihrer Gedanken zuletzt wahrhaft dumm wurden und dem Molièreschen bourgeois gentilhomme glichen, der zur Magd, d. h. zur Einfachheit, sagt, als sie ihm mit ihrem Besen auf den Leib rückt: „Du greifst mich nicht nach den Regeln an, il faut que tu m'attaques ou de tiers ou de quart.""

„Die Kaiserlichen scheinen zu diesem verzweifelten Entschluß, bei welchem alle Strategie aufhört, am Ende des Krieges gekommen zu sein.“

Als ob es nicht gerade die weiseste Strategie wäre, mit den vereinigten Massen seinem Gegner gerade auf den Hals zu gehen und ihn zu schlagen! Das Detachiren erscheint hier als Selbstzweck, oder um der Kunst willen geboten. Wie plump hätte demnach einem Scharnhorst redivivus aus jener Periode das erste Vorgehen der Deutschen im Jahre 1870 erscheinen müssen, das dennoch zu den großen Siegen bei Metz führte.

Immer erklärlicher wird es, daß Scharnhorsts allerdings ganz modern gedachter Lehrsatz: „nie konzentrirt zu stehen — aber sich immer konzentrirt zu schlagen“, von seiner Zeit gar nicht oder falsch verstanden wurde.*)

Mehr noch tritt uns seine Neigung zu fein durchdachter Kriegskünstelei bei den Uebungen entgegen, welche er mit den jungen Offizieren seiner im Königlichen Schlosse eingerichteten Akademie in der Umgegend von Berlin vornahm. Alle strategische Weisheit läuft dort für unsern heutigen Geschmack auf eine kunstvolle und sinnreiche Unthätigkeit hinaus, obschon die Truppen unausgesetzt in Bewegung sind. Berlin muß es sich gefallen lassen, als „ein schwer zugänglicher Morast“ zu gelten. In der Lösung der Aufgaben hatten Scharnhorsts Jünger nicht allein auf politische und Kulturverhältnisse, sondern selbst auf Karakter, Kenntnisse und Verhältnisse des feindlichen Generals zu achten. „Karakter: Tapfer und standhaft in der Ausführung seiner Entwürfe“, sagt der betreffende Abschnitt der den Uebungen zu Grunde gelegten Idee. „Kenntnisse: Unbekannt mit den Grundsätzen eines Turenne, Montecucoli u. A. m. Mangel an eigener Ressource. Verfahrungsweise: Sehr methodisch und vorsichtig. Verhältnisse: diese hängen in der Absicht der Hauptentwürfe und Mittel der Ausführung von den beiden Kabinetten ab.“**)

Einer von Scharnhorsts Zuhörern, der Militärschriftsteller v. Strantz, hat uns den Inhalt dieser Aufgabe erhalten und sie in der Zeitschrift für „Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“***) bekannt gemacht. Offiziere, welche aus dieser Hochschule hervorgingen, mußten, mochten sie immerhin berichtigte Anschauungen von der Kriegführung gewonnen haben, sich auch die einfachsten Dinge unendlich schwer denken.[58]

Als Scharnhorst im Jahre 1806 dazu rieth, durch allgemeine Bewaffnung eine halbe Million Menschen auf die Beine zu bringen, wäre — so nimmt man als selbstverständlich an — der nächste Gedanke gewesen, mit 400 000 Mann auf den kürzesten Wegen in Süddeutschland einzubrechen, die dort noch nicht versammelten, sondern zerstreut in ihren Kantonnements

---

*) Scharnhorst, Ueber die Schlacht von Marengo. Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, I. 52 ff.

**) Als Gegner war eine verbündete Armee gedacht.

***) Berlin, Posen, Bromberg bei E. S. Mittler, Bd. 34, S. 171.

stehenden Franzosen überraschend anzufallen und zum eiligen Ausweichen über den Rhein zu zwingen. Um so bestimmter macht man diese Voraussetzung, als Scharnhorst hoffte, seine Milizen im freien Felde benutzen zu können.*) Nichts von alledem! Wir wissen, daß er eine Armee an der Weser, eine in Thüringen, eine an der Elbe, eine an der Oder bilden wollte. So würde denn bei Ausführung seines Vorschlages, trotz aller reichen Mittel, die man diesem zufolge aufgeboten, Napoleon an der Saale nur eine Minderzahl vor sich gefunden und sie geschlagen haben, ehe die Weserarmee herbeigeeilt wäre. Ebenso hätten wohl die Elb- und Oderarmee nacheinander isolirte Niederlagen erlitten, wie die Reserve des Herzogs Eugen von Württemberg bei Halle.**)

Auch Scharnhorst war, so große Gedanken ihn auf organisatorischem Gebiete leiteten, dennoch in Bezug auf die Kriegführung im Banne seiner Zeit. Aber es ist nicht der geringste Beweis für die Helle seines Geistes, daß die erste Berührung mit dem wirklichen Leben ihn von den Fesseln befreite. Sein Vorschlag, als Napoleon die Preußische Armee an der Saale zu umgehen drohte, mit dem ganzen Heer den Fluß zu überschreiten und den Kühnen durch Kühnheit zu übertreffen, ihn in Flanke und Rücken anzufallen, hat nichts mehr vom schulmeisterlichen Kleinkram seiner Vergangenheit an sich. Er war im großen Stile der neuen Heerführung gedacht. Er kam überein mit dem, was gleichzeitig Scharnhorsts genialster Schüler, Clausewitz, zur eigenen Prüfung im Marschquartier zu Tennstädt am 12. Oktober des Unglücksjahres niederschrieb.***) Er war durchdrungen von dem Geiste, welcher heute die Lehre vom Kriege durchweht, die uns Napoleon I. durch seine Thaten, und Clausewitz in Wort und Schrift gegeben.†)

In den durch Höpfner bekannt gewordenen Operationsentwürfen, mit welchen 1806 das Preußische Hauptquartier überschwemmt wurde, und in denen sich phantastische Ideen, Bilder aus der Befestigungskunst und allerlei Gemeinplätze bunt durcheinander tummeln, tritt die verzwickte Anschauungsweise jener vorjenensischen Zeit deutlich ausgesprochen zu Tage. Am klarsten dachte von den Heerführern immer noch der alte Herzog von Braunschweig, der sich auch über die Mittel Preußens wenig Illusionen hingab.††) Auch von ihm aber besitzen wir ein Bruchstück von Treibhausstrategie, das in hohem Grade interessant ist. In seinem Operationsentwurfe für 1805, den

---

*) Siehe S. 170.

**) Die sich freilich auch sehr unachtsam gezeigt hatte.

***) Schwartz, Leben des Generals Karl v. Clausewitz, I. S. 45—48.

†) Scharnhorsts Beispiel bei dieser Gelegenheit, das darf nicht unerwähnt bleiben, ist einer der vielen Beweise dafür, daß man das Wesen der Kriegführung großer Männer nicht allein aus ihren Schriften herauslesen soll, sondern daß man vor Allem ihr praktisches Verfahren zu Rathe ziehen muß. Zwischen beiden besteht oft ein großer Unterschied.

††) Vergl. Hoepfner, I. 1. 120. (1. Aufl.)

er zu Anfang November in Potsdam dem im Beisein der Monarchen abgehaltenen Kriegsrathe vortrug, schildert er im Voraus, wie der in Süddeutschland vorgedrungene Napoleon mit arger List umgarnt, vernichtet oder zur eiligen Flucht in die Schweiz gezwungen werden würde, wie man gleichzeitig auch Holland angreifen und sich dann am Rhein aufstellen müsse. Höchst bezeichnend ist es, daß der Herzog eine Niederlage der Franzosen gar nicht für unumgänglich nothwendig erachtet, um alles dieses zu erreichen. Vielmehr spricht er von der Hoffnung, den bis dahin siegreichen Kaiser möglicherweise allein „durch die Macht des Manövers"*) zu Paaren zu treiben. Solche Erwartung wird einem Napoleon gegenüber ausgesprochen!**)

Bülow hat für die Methode jener Zeit ein hübsches Wort erfunden. Als er am 15. September 1807 in der Gefangenschaft zu Colberg einen grotesken Plan entwarf, Napoleon aus Deutschland zu jagen, verlangte er zu seiner Hülfe Offiziere, aber „keinen vom Generalstabe, der immer rechnet und nach der Etikette Krieg führt." Zwar bewies Bülow gerade durch denselben Entwurf, den eines Zuges, wie ihn sich Schill gedacht,***) daß er die Kriegslage durchaus nicht begriff, aber die Bezeichnung „nach der Etikette Krieg führen" ist dennoch vortrefflich.

Als die Berliner Regimenter am 30. und 31. August 1806 auszogen, wurde an die Soldaten ein anonymes Schriftchen vertheilt, das man ihnen schon am 4. und 5. Dezember 1805 zum ersten Male in die Hand gegeben. Es führte den Titel: „Der alte Korbflechter im Invalidenhause vor Berlin an die Preußen bei ihrem Abmarsche."†)

„Zu meinen Zeiten", erzählt der alte Korbflechter und meint damit den siebenjährigen Krieg, „ging es mehr schlecht und recht her. Ich will sagen, wir gingen hin, griffen an, drückten uns weg, schlugen und so standen wir da, wo wir sein mußten."

„Seitdem ist die Welt raffinirter geworden, meinetwegen klüger, aber aus lauter Sinnen und Trachten, Grübeln und Klügeln ist unter manche Menschen eine Vorsichtigkeit gekommen, die Alles ausmessen will, Alles gewiß vorhersehn, bezweifeln und besorgen. Wer immer besorgen will, langt nicht hin. Wer darauf zugeht, ist da. Wenn sie euch nun sagen, wo werdet ihr

---

*) Nach einem Ausdrucke in Massenbachs Abschrift des Operationsplans (Kriegsarchiv D. II. 61). Der Französische Text, welcher von des Herzogs eigener Hand herrührt (Memoiren Hardenbergs II. 317), drückt denselben Sinn in anderen Worten aus.

**) Kriegsarchiv D. II. 61. Freilich war Austerlitz noch nicht geschlagen, aber schon nach seinen älteren Feldzügen und dem Vorgehen gegen Mack hätte man ihn besser kennen sollen.

***) E. Bülow und W. Rüstow, Militärische und vermischte Schriften von Heinrich Dietrich v. Bülow. Leipzig 1853, S. 41 ff.

†) Politisches Journal 1806. II. S. 924 ff. Eine Französische Uebersetzung findet sich in: Histoire des campagnes de l'Empereur Napoléon de 1805—1806 et 1807—1809 (par le dépôt général de la guerre). Paris 1845, I. 427 ff.

essen, wo werdet ihr trinken? so denkt: wo Andere essen und trinken, die von Süden herkamen, werden wir auch finden, was Noth thut", u. s. w.

Natürlichkeit und Schlichtheit in Beurtheilung der kriegerischen Angelegenheiten war es in der That, was mangelte. Man hat in jener Zeit nicht so sehr, als man gewöhnlich meint, die Bedeutung der entscheidenden Schlacht übersehen. Fast alle Schlachten Friedrichs waren in der militärischen Gesellschaft kritisch behandelt worden. In den Denkschriften spielt die Schlacht eine große Rolle. „Nie ist die Ursache, eine Schlacht zu liefern, dringender gewesen, als in dem gegenwärtigen Augenblick!" beginnt das Memoire, welches Phull am 12. Oktober dem Könige überreichte. Auf die Schlacht hoffte die Armee, die Revuetaktik drückte fortwährend ihr Bild aus.

Aber was man verlernt hatte, war, durch die Leitung aller Bewegungen mit unerbittlicher Beständigkeit auf die große Waffenentscheidung hindrängen, sie dem Feinde aufzwingen, wie Friedrich bei Prag und Kollin es gethan. Man sah sie mehr als etwas zufällig Entstehendes an; gleich einem Gottesgericht, das im Kriege von oben her verhängt, nicht herbeigeführt wird durch die handelnden Personen.

Es war die Armseligkeit der eigenen Geisteskraft, welche die herrschende Richtung ihre Vorbilder in derjenigen Zeit des siebenjährigen Krieges suchen und finden ließ, wo König Friedrich durch die Erschöpfung seiner Mittel gezwungen war, von den geraden Wegen zum Siege abzulassen, zu laviren, hinzuhalten, Gelegenheiten zu erspähen und sich mit der Noth seiner Lage abzufinden, so gut es eben gehen wollte. Nicht seinen entscheidenden Hauptunternehmungen wendete sich das Interesse zu, sondern den bei Seite liegenden, den Hin- und Herzügen des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand. Hier schien das Durchdachte, fein Ersonnene, Wissenschaftliche und Ueberlegte deutlicher hervorzutreten, hier die Kunst ihre höchsten Triumphe zu feiern. Die Ueberschätzung seines jüngeren Bruders hat der König durch das günstige Urtheil, das er über ihn fällte, mitverschuldet. Die Mißvergnügten, die Friedrichs Härte irgend einmal gekränkt, erhoben den Prinzen auf ihren Schild. Herzog Ferdinand wieder wurde durch die Wilhelmsteiner Schule des Grafen Lippe verherrlicht. Scharnhorst hatte dort seine Bildung empfangen. Seine Schriften, sein Taschenbuch, seine Handbücher*) fanden weite Verbreitung. Sie entlehnten ihre Beispiele vorzugsweise den Feldzügen des Herzogs. Graf Lippe, sein Lehrer, hatte unter diesem kommandirt, die Hannoverschen Truppen, bei denen Scharnhorst stand, unter ihm gefochten. Die Kenntniß der Einzelheiten aus Ferdinands Feldzügen lag dem Verfasser am nächsten. Es scheint, daß die Karlsschule in Stuttgart sich auch dieser Bewegung anschloß. So kam es, daß man schließlich glaubte, der Herzog Ferdinand, nicht der König sei es, von dem ein gewöhnlicher Sterblicher am

*) Vergl. Militärische Klassiker. Berlin 1881. Militärische Schriften von Scharnhorst.

meisten lernen könne. Friedrich war ein Genie, eine schwer begreifliche Ausnahme gewesen, Heinrich und Ferdinand standen dem großen Haufen näher, waren menschlicher in ihrer historischen Erscheinung und galten darum als brauchbarere Modelle. Massenbach hat beiden vor großer militärischer Versammlung widerlich schwülstige Lobreden gewidmet.*)

Daß Prinz Heinrich in seiner Jugend Philosophie und vor allen Dingen viel Mathematik studirt haben müsse, galt ihm als ausgemacht. „Nichts ist dem Feldherrn nöthiger, als der Geist der Kombination und des Kalküls." Als der junge Fürst zu selbständiger Thätigkeit berufen wurde, zeigten sich die Früchte solcher Vorbereitung. „Alle seine Stellungen und Märsche erhalten nach und nach das Gepräge der vollendeten Kunst. Gleich dem jugendlichen Adler, der mit ruhiger Vorsicht seine Kräfte erst erprobt und dann den kühnen Flug zur Sonne wagt, stählte der Prinz die Scharfsicht seines Geistes und führte in dem vierten Feldzuge den Vertheidigungskrieg auf eine Bewunderung und Nachahmung verdienende Art." Der König wird getadelt, daß er 1759 den General v. Wedell und nicht den Prinzen Heinrich gegen die Russen sendete. Wäre dieser gewählt worden, hätte alles anders kommen müssen. „Nicht durch eigene Botschaft konnte dann Elisabeths Feldherr die schreckliche Nachricht an die wehklagenden Ufer der Newa senden. — Die schüchternen Musen entflohen dann nicht ihrem geliebten Wohnsitze und suchten in grausenvollen Wäldern nicht unsichern Schutz." Nach der Schlacht von Kunersdorf aber wurde Prinz Heinrich Preußens Retter; das Fatum hatte ihn, nach Massenbachs Ansicht, zu dessen Schutzgeist erkoren. — „Leihe mir, o Tacitus! Deiner Sprache ausdrucksvolle Kürze, damit ich mit Kraft darstelle, was mit Kraft geschah!" deklamirt der Redner dazu. „Durch kühne Märsche schmeichelte der Prinz dem Glück" und „glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick erfocht er ohne Schlacht den Sieg."

Verblümt ist hier schon ausgesprochen, daß in gewissem Sinne der Prinz höher steht, als der König. Jener siegte durch Kunst, Wissenschaft und mathematische Vorbereitung, dieser bedurfte des ungewissen, unberechenbaren Mittels der Schlacht, also auch des Glücks dazu.

Unverhohlener tritt diese Tendenz in der Rede auf Herzog Ferdinand hervor. Die Vergleiche mit dem Könige sind unmittelbarer angestellt. „Unsterblicher Ferdinand! Ich glaube Deinen Schatten durch Schmeichelei nicht zu beleidigen, wenn ich Deine Talente an die Seite der Feldherrntalente eines Monarchen setze, dem nur als König der Name des Einzigen gebührt."

„Der König unaufhaltsam, ungestüm, nicht immer vermögend, den Eintritt gewisser Nebenumstände abzuwarten, bringt oft seinem Gegner ent-

*) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft in Berlin, II. S. 17 ff. und IV. S. 9 ff.

scheidende Stöße bei, aber er verfehlt auch oft sein Ziel und verletzt sich selbst."

„Der Herzog kalt, ruhig, überlegend, pünktlich genau, behutsam, entdeckt mit ungemeiner Scharfsicht jeden möglichen Vortheil, benutzt ihn schnell und im entscheidenden Augenblick, verfolgt ihn mit unnachahmlicher Beharrlichkeit, überschreitet aber nie das Maß seiner Kräfte, so wie er nie diesseits des Zieles bleibt, das er durch die ihm anvertraute Macht zu erreichen im Stande ist" . . . .

„Wenige Fehler wähnt die klügelnde Kritik in dem Betragen des Herzogs auffinden zu können, viele in dem Betragen des Königs."

Auf diese Behauptung läßt Massenbach eine sehr gewundene Ehrenerklärung folgen. Der König sei besonders groß, sagt er, wenn es sich handele, den Folgen eines Ereignisses vorzubeugen, „das unsere kurzsichtige Weisheit einem begangenen Fehler beizumessen wagt." Erkennt man bei ihm einen Mißgriff, so muß man sich auch schon auf einen großen bewundernswürdigen Zug des Genies gefaßt machen. „Wenn man geneigt sein möchte, manchmal den Feldherrn zu tadeln, so kann man doch nie umhin, den Helden zu bewundern."

Mit anderen Worten heißt das: Friedrich war eben unberechenbar, groß, vorzüglich durch seine allgemein menschlichen Eigenschaften. Der rein militärischen Größe nach steht Herzog Ferdinand höher, ebenso wie Prinz Heinrich, und wer sich zum Feldherrn bilden will, thut wohl, sich nach diesen beiden Männern zu richten. „Ferdinand und Heinrich, Beide sind kraftvolle Athleten, deren Arm den am Rande des Untergangs oft strauchelnden König hielt", lautet eine Stelle der Lobrede.*)

Auch Porbeck nannte den Herzog Ferdinand den Unsterblichen, den mächtigen Schild Deutschlands während des siebenjährigen Krieges.**)

Es lag im Geschmack der Zeit, nicht das Naheliegende, auf geraden Wegen Erreichbare zu ergreifen, sondern zu tasten, das Verborgene, Fernliegende zu suchen, eben darum, weil es schwerer zu finden und zu erlangen war.

So begnügte man sich nicht mit den Lehren, welche der große König durch seine ersten Feldzüge aller Welt verständlich gegeben, sondern glaubte das wahre Geheimniß bei seinen Rivalen zu entdecken, so zugleich das von ihm Ueberlieferte durch Abstreifung des Zuges von rohem Naturalismus, den man bei ihm wahrzunehmen meinte, zu vervollkommnen und der „echten Kunst"

---

*) Zu bedenken ist hier noch, daß diese Reden jedesmal am Geburtstage des großen Königs gehalten wurden, daß die Rücksicht also schon erforderte, ihn in den Vordergrund treten zu lassen und etwas von der wahren Meinung über seine Rivalen zurückzuhalten.

**) Neue Bellona II. 1. und 2. Stück, S. 181.

zu huldigen, die des Genies und des Heldenthums nicht bedarf, sondern durch Grübeln und Ersinnen ans Ziel gelangt. Nichts konnte einem Feldherrn wie Napoleon gegenüber gefährlicher sein, nichts gegen seine Art der Kriegführung hülfloser machen wie diese Richtung.

X.

Preußen und Frankreich. Vergleiche.

1. Literatur und Presse. Die militärische Gesellschaft in Berlin.

Bei Betrachtung der Zeit vor Jena meint man oft, es hätte sich nur noch darum handeln können, den richtigen Hebelpunkt zu gewinnen, um Alles in frische Bewegung zu bringen. In politisch stillen und sicheren Zeiten wird es freilich schwer sein, denselben zu finden und zu benutzen; die Macht der Ueberlieferung ist in solchen Perioden am stärksten. Aber dergleichen Zeiten waren der Welt damals nicht beschieden. Die Möglichkeit eines großen Krieges lag für Preußen nahe genug. Man dachte an ihn und mußte an ihn denken, da Französische Heere zu wiederholten Malen drohend an den Grenzen vorüberzogen. Vergleiche der eigenen Macht mit der des muthmaßlichen Gegners drängten sich fast gewaltsam auf.

Als sich nach dem Kriege von 1859 die Aussicht auf einen Zusammenstoß Preußens mit dem neuen Frankreich Napoleons III. in der Ferne zeigte, trat ein hochgestellter Offizier mit der offenen Frage hervor: „Wie wird es uns gehen" — wenn wir den Franzosen auf dem Schlachtfelde gegenüberstehn? Diese Frage fand lauten Wiederhall im Heere, und wo man die Schrift*) las, begann man die Bekämpfung von Zuaven und Turkos vorzubereiten. Ein jeder that es auf seine Weise, und lief auch mancher Irrthum dabei unter, so entwickelte die freimüthige Fragestellung dennoch einen ganz gewaltigen Strom militärischer Intelligenz, der viel zu den nachfolgenden Siegen beitrug.

Es scheint, daß, wenn eine ebenso unumwundene Fragestellung in den Jahren vor Jena stattgefunden, man auf das Richtige hätte kommen müssen.

Die praktische Vergleichsprobe von Roßbach und in den Feldzügen Ferdinands von Braunschweig hatte die Franzosen tief unter die Oesterreicher stellen lassen. In seinem Testamente sagt der große König von einem der Truppenführer, den er karakterisirt, man solle ihm in einem neuen Kriege zunächst kein selbständiges Kommando anvertrauen; denn er habe bisher nur gegen Franzosen gefochten.

---

*) P. F. C. Eine militärische Denkschrift. Frankfurt a. M. 1860.

Im Jahre 1790 wurde ein jenseits des Rheins gezogener Vergleich zwischen der Preußischen und Französischen Armee durch Scharnhorsts militärisches Journal in Deutschland bekannt.*) Er war ausgegangen von den Offizieren der Garnison Straßburg, welche eine Adresse an König Ludwig XVI. und die Nationalversammlung richteten und nachwiesen, daß die Französische Armee 26 000 Mann weniger zähle und 55 Millionen Livres mehr koste, wie die Preußische. „Die Straßburger Herren Offiziere hätten — nach Ansicht des Journals — noch hinzusetzen können: und ist schlecht geübt und schlecht diszipliniert." Auch wird geltend gemacht, daß Frankreich 10 200 Quadratmeilen, 25 300 000 Menschen und 100 Millionen Thaler Einkünfte habe,**) Preußen nur 3600 Quadratmeilen, 6 Millionen Menschen, 23 Millionen Einkünfte, daß man ferner Preußens Macht gegen Frankreichs Schwäche, Preußens Schatz gegen Frankreichs Schuld halten müsse.

Nicht erheblich anders fiel eine Vergleichung von 1792 aus, deren Urheber vermuthlich Scharnhorst selber ist. Auch dort, wo Französische Neuerungen an der Hand des code militaire betrachtet werden, ist das Endergebniß, daß die Französische Armee viel theurer und weniger zahlreich als die Preußische sei,***) ein Ausspruch, der damals seine vollkommene Richtigkeit hatte.†)

Bald folgte die neue praktische Probe der Rheinfeldzüge. Diese gaben nun freilich keine Gelegenheit, sich unmittelbar von den Vorzügen der Französischen Truppen zu überzeugen. Frankreich ging wohl als Sieger aus der großen Krise hervor und schob seine Grenzen weiter nach Osten. Allein für das Mißgeschick der Koalitionen gegen die Republik lagen allzu sichtbare politische und allgemeine Ursachen vor. Die Erklärung durfte nicht in größerer Tüchtigkeit der Französischen Heere gesucht werden. Es nimmt nicht Wunder, daß Blücher damals noch in sein Kampagnejournal verzeichnete: „Wenn sie einmal laufen, so ist an kein Halten zu denken, und sie sind in diesem Falle keine wüthenden Republikaner, sondern noch immer die Roßbacher Franzosen."††)

Auch war hinzugekommen, daß Preußen in diesen Feldzügen nur mit einem Bruchtheile seiner Kraft auftrat, weil es, wie Clausewitz sagt, „auf eine anständige Weise unthätig bleiben wollte." Der Trost lag nahe, daß, wenn

---

*) Neues militärisches Journal, 4. Stück, S. 280.

**) Thatsächlich waren sie höher, über 550 Millionen Francs.

***) Bezüglich der Dekrete vom 28. Januar und 26. April 1791 über Aufstellung einer Auxiliararmee von 100 000 Mann wird gesagt, daß durch diese Einrichtung die nicht vollzählige und zu schwache Armee bald rekrutirt werden könne, wenn sonst nur Alles in gehöriger Verfassung sei.

†) Erst durch die große Rekrutirung von 1793 und die Requisitionen im Lande änderte sich das Verhältniß zu Gunsten Frankreichs.

††) Man darf nicht vergessen, daß die Tüchtigkeit der neuen Französischen Armee erst allmälig heranwuchs. 1796 hatte ihr Erzherzog Karl sehr ernsthafte Schlappen beigebracht. Sie wurde 1795, 1796, 1799 noch über den Rhein zurückgeworfen.

der Staat in einem großen Kampfe seine gesammten Mittel einsetzen werde, er auch das neue Frankreich leicht überwinden müsse.

Dennoch rief das „Glück der Franzosen", wie man es in Deutschland nannte, zahlreiche Vergleiche hervor.

Im neuen militärischen Journal machten sich Scharnhorst und Decken daran, die Gründe dieses Glücks zu untersuchen.*)

Die überaus schnelle Niederwerfung der Holländischen Revolution hatte eine falsche Ansicht von der Widerstandsfähigkeit der Französischen erzeugt. Diese falsche Ansicht wurde allgemein durch die agitirenden Emigranten bestärkt, welche die Eroberung Frankreichs als eine leichte Arbeit darstellten und es hauptsächlich verschuldeten, daß man den Kampf mit ungenügenden Mitteln begann. Ein Theil der maßgebenden Gesellschaft in den verbündeten monarchischen Staaten sah mit aristokratischer Geringschätzung auf die republikanischen Gegner hinab, ein anderer fürchtete ihre Umsturztendenzen. Die Wirkungen beider kamen vollständig überein. „Die Furcht erzeugte eine allgemeine Aengstlichkeit, und man fing zuletzt auch an, diejenigen für Anhänger der Französischen Revolution zu halten, welche nicht bei jeder Gelegenheit mit der größten Verachtung von den Franzosen sprachen, welche nicht ihre Ressourcen, ihre Macht, ihre Maßregeln und ihre Armeen so tief als möglich heruntersetzten, welche nicht behaupteten, die Französischen Generale seien Schuster und Schneider, die Truppen seien feig, die Festungen schlecht verproviantirt u. s. w. Natürlicherweise nahm ein jeder vernünftige Mann, der nicht ein Opfer der Rache sein wollte, sich wohl in Acht, über die gegenseitige Lage der kriegführenden Theile, über die Vortheile, welche die besonderen Umstände den Franzosen darböten, und über die Schwierigkeiten, mit denen die verbundenen Mächte zu kämpfen hätten, zu reden." So steigerte sich auf künstliche Art die ohnehin schon vorhandene Unterschätzung des Feindes, und das trug seine üblen Folgen.

Als weitere allgemeine Erklärungen werden genannt: die Lauheit der verbündeten Kabinette, ihr Mißtrauen gegeneinander, die Theilnahmlosigkeit der höheren Schichten, die Zurückhaltung der einzelnen Staaten, von denen jeder nur einen Theil seiner Kräfte dem gemeinsamen Interesse weihen wollte.

Das Volk that, als ginge der Krieg es nichts an; höchstens war er als eine Gelegenheit zu bequemem Verdienste erachtet. „Der Krieg glich in den Kaiserlichen Niederlanden und Holland einer Privatunternehmung, bei der Jeder wuchern, aber Niemand das Geringste aufopfern wollte. Hier verkaufte der Schiffer den Armeen seine alten Schiffe für neue; hier ließ man sich die Transporte zu Schiffe und die Fuhren, die unentgeltlich geleistet werden mußten, dreifach bezahlen; hier betrog Jeder die Armee, ohne daß er das that, was sonst ein Landeseinwohner im Kriege zu leisten pflegt, das heißt, ohne

*) Neues militärisches Journal, Bd. VIII. (Militärische Denkwürdigkeiten, Bd. I.)

daß er hülfreiche Hand zur Aufnahme und dem Transporte der Krieges- und Mundbedürfnisse, der Hospitäler, der Waffen und Montirungen u. s. w. leistete. Man weiß, daß die Plätze, wo die Parks standen, bezahlt werden mußten, wenn die Armee mit der Regierung der Provinzen nicht in Krieg gerathen wollte; daß die Fähren nicht anders überfuhren, als wenn ihnen von dem Militär eine doppelte Bezahlung geleistet wurde; daß die Gerichtsbarkeiten vorgaben, der Einwohner sei vom Militär dadurch ruinirt, daß er statt einen Soldaten eine Nacht im Hause zu haben, ein Pferd darin habe stallen müssen u. s. w."*)

In Frankreich hingegen mußten wohl oder übel alle Kreise mit der rückhaltlosesten Opferwilligkeit für die Durchführung des Kampfes eintreten. Die Furcht vor Vergeltung und Reaktion mehrte die Mittel der Republik, das Preußische Kriegsmanifest von 1792, welches Paris in einen Steinhaufen zu verwandeln drohte, hatte den Enthusiasmus angefacht, und endlich brachte der Terrorismus die Massen in Bewegung. In den verbündeten Staaten scheuten milde Regierungen alle außergewöhnlichen Mittel.

Scharnhorst hebt weiter hervor, daß die Franzosen aus ihren Festungen, aus der glücklichen geographischen Lage ihres Landes und aus der Natur des Kriegstheaters viele Vortheile gezogen hätten. Auch meint er, die Französischen Truppen seien nicht so schlecht gewesen, als man sie sich vorgestellt, man habe vergessen, daß eine große Anzahl Linientruppen sich unter ihnen befanden. Die Rücksichtslosigkeit der republikanischen Gewalthaber brachte auch schließlich die richtigen Männer an die Spitze der Heere, und die Kriege gaben diesen die nöthige Erfahrung. Die wesentlichste der Ursachen sieht auch Scharnhorst endlich in den politischen Verhältnissen, namentlich in dem Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen.

Alle Einzelheiten sind mit Schärfe erkannt, allein diese, im Jahre 1797 geschriebene Abhandlung schließt noch nicht mit einem Hinweise darauf, daß Machtverhältnisse und Kriegführung überhaupt einer Revolution entgegengingen, daß durch die rücksichtslose Verwendung der nationalen Kräfte, die Loslösung vom alten System in Aufstellung, Bewegung und Verpflegung der Heere, ganz veränderte Bedingungen für die Kriege der Zukunft geschaffen würden. Uebrigens theilte er die Auffassung Blüchers und so vieler Anderer, daß eine anfängliche Niederlage, selbst das Ausbleiben von Erfolg den Franzosen jedesmal entmuthige und in Verwirrung bringe. Mit großem Vertrauen gehe derselbe in den Kampf, vernichte aber dann irgend ein Umstand seine Hoffnungen, so trete der Rückschlag um so heftiger ein. Daher seien alle verlorenen Schlachten bei der Französischen Nation von um so größeren Folgen.**)[59]

---

*) Neues militärisches Journal, VIII. S. 44.

**) Neues militärisches Journal, VIII. S. 98.

Aehnlich wie Scharnhorsts und Deckens Abhandlung sprach sich der bessere Theil der Militärliteratur überhaupt aus. Dumas' Werk: „Des résultats de la dernière campagne" erschien und veranlaßte in Deutschland Untersuchungen über „das neue Kriegssystem der Franzosen". Decken berichtet: *) „Es hat Schriftsteller gegeben, die in der Art, wie die Franzosen den Krieg führten, eine gänzliche Auflösung der in den vorhergehenden Kriegen festgesetzten Grundsätze haben erkennen wollen, und die uns für die Zukunft eine ganz veränderte Taktik weissagen. Ihre Behauptungen gründen sich nicht sowohl auf eine Zergliederung der Ursachen und der Bestandtheile des neuen Französischen Kriegssystems, als vielmehr auf die Wichtigkeit des Einflusses, die er auf die politischen Verhältnisse des Staats gehabt hat. Wenn es gleich sehr gewöhnlich ist, daß man sich ganz unbedingt für die siegende Partei erklärt, so ist es dennoch sehr unsicher, von der Wichtigkeit und Größe der Ereignisse auf große militärische Resultate zu schließen."

Die hierauf folgende kritische Betrachtung findet heraus, daß die Taktik Friedrichs darin bestanden habe, die Kräfte zu konzentriren und die Hauptpunkte, aber nicht zu gleicher Zeit, sondern einen nach dem andern, anzugreifen, die der Franzosen, dasselbe mit getheilten Kräften und auf allen Punkten gleichzeitig zu thun. So groß die Verschiedenheit, heißt es weiter, war dennoch das Verfahren der Franzosen den Verhältnissen sehr angemessen, in welchen sie sich nach dem Massenaufgebot befanden. Eine Verkettung der Begriffe von Vaterlandsliebe, Gleichheit und Freiheit, verbunden mit einer starken Dosis Schwärmerei, um den unumgänglich nöthigen Enthusiasmus zu erhalten und die Gemüther für das Regime der Strenge vorzubereiten, welches Robespierre herrschen ließ, endlich die Beimischung geübter Soldaten machten die ungeregelten Schaaren verwendbar und ihren sofortigen Gebrauch rathsam. Sie mußten sich zugleich aller überflüssigen Bedürfnisse des Lebens entschlagen, ohne Bagage marschiren, sich leichter von einem Ort zum andern bewegen, als die Armeen des siebenjährigen Krieges. Sie verbanden die nöthige Ausdauer mit der Geschwindigkeit, ohne welche Eigenschaften das neue System nicht hätte ausgeführt werden können. Die Generale der verbündeten Mächte endlich hatten die Gefälligkeit, die Parallelstellung und mit ihr das Ausdehnungssystem anzunehmen. So konnten die Franzosen, noch dazu auf ihre festen Plätze gestützt, Erfolge erringen.

Aber die vorübergehende Veränderung der Taktik brachte selbst in der Epoche ihrer größten Wirkung keine Vervollkommnung der Kriegskunst. Der schwächere Theil vermochte von der neuen Veränderung, welche Reichthum an Mitteln voraussetzt, keinen Nutzen zu ziehen, und als wahre Verbesserung kann nur das gelten, was dem Schwachen zu Gute kommt, ihn gegen den Starken schützt. Es scheint hieraus zu folgen, daß die Kriegskunst keine

*) Neues militärisches Journal, IX. (Militärische Denkwürdigkeiten II.) S. 63.

Revolution erlitten habe, die auf die folgenden Kriege einen entscheidenden Einfluß ausüben werde.

So stellte sich die kritische Untersuchung auf einen moralischen Standpunkt und verlor den praktischen aus dem Auge.

Daß es den Franzosen gar nicht darauf ankam, die Kunst durch „wahre" Verbesserungen zu bereichern, für den Schwachen Waffen gegen den Starken zu schmieden, sondern lediglich darum, ihre politischen Zwecke zu erreichen und, nachdem die Invasion glücklich zurückgewiesen war, ihre Herrschaft und ihren Einfluß zu erweitern, ließ der sonst so geistvolle Schriftsteller außer Acht.

Auf diesem praktischen Gesichtspunkte fußt die Untersuchung nur in einzelnen Folgerungen. Als erwiesen sah Decken an: „die großen Vortheile der Offensive, den Nutzen der erhöhten Beweglichkeit der Armee, den Einfluß der Festungen auf ihre Führung, die Unzulänglichkeit der sogenannten Preußischen Taktik in sehr durchschnittenen Gegenden und die daraus entstehende Nothwendigkeit, die leichten Waffen mehr als bisher mit den schweren zu vereinigen, die große Wirkung des Feuergewehrs und folglich die Nothwendigkeit, besser schießen, d. h. zielen zu lernen" u. s. w.

In der Neuen Bellona stellte Porbeck*) eine Betrachtung über die Ursachen des Französischen Kriegsglücks an, welche durch mehrere Jahrgänge lief.**) Er erkannte darin an, daß die Kriegswissenschaft in ihrem ganzen Umfange durch die neue Schöpfung der Französischen Armeen große Abänderungen erlitten und „diesen, in Rücksicht ihrer Verpflegung, Bewaffnung und dadurch leichterer Bewegung in Märschen und Gefechten, durch ihre Führung und ihren Freiheitsfanatismus, ein großes Uebergewicht über die verbündeten Heere gegeben."***)

Dann wird auf Mängel des innern Zustandes der verbündeten Heere hingewiesen. „Fast alle Dienste, wenige ausgenommen, hatten seit dem siebenjährigen Kriege durch den Geist, den Lauf und die Ereignisse der Zeiten gewonnen, die mehrsten hatten in Rücksicht des frohen Gemeingeistes viel verloren, da sie theils am Solde und der Verpflegung, theils in sonstigen Einrichtungen eine außerordentliche Staatsökonomie an sich ausüben gesehen und dadurch äußerst eingeschränkt und mißvergnügt geworden."

Die Warnungen, welche die Feldzüge von 1794 ab den alten Armeen zu Theil werden ließen, wurden übrigens durch eine Reihe von Erfolgen abgeschwächt, und so kam es, daß die Nichtachtung des Gegners keineswegs schwand. Dies unterdrückte, wie Porbeck im Jahre 1803 aussprach, „den sorgenvollen Gedanken, daß, wenn diese neugeschaffenen fanatischen Heeres-

---

*) Zur Zeit Hessischer Quartiermeister-Lieutenant.

**) Neue Bellona. Leipzig bei J. C. Hinrichs. Vom I. Bd., S. 385, bis IV. Bd., S. 422.

***) Neue Bellona, I. S. 388.

massen, des kriegerischen Talents ihrer Vorfahren eingedenk, einmal ans Feuer gewöhnt, das Lehrgeld entrichtet, mit zusammenwirkender weit überlegener Macht, in Front und Flanken, zugleich unter dem Schutz ihrer Festungen, operiren würden, was es dann wohl mit dem Kordonsystem ohne Flanken und Stützpunkte geben würde.*) Trotzdem mißt auch dieser Beurtheiler die Hauptschuld der Politik bei und bleibt bei der an sich richtigen aber werthlosen Meinung stehen, daß die Revolutionsfeldzüge nicht mit den Feldzügen großer Feldherren zu vergleichen seien.**)

Eingeräumt wurde, „daß man sich die Franzosen, die man seit dem siebenjährigen Kriege in den Deutschen Armeen als schlechte Krieger betrachtet, von denen man nicht gesprochen, ohne die Schlacht bei Roßbach zu erwähnen, die auf dem Theater, in den Wachen, allerwärts das Ideal der Feigheit hatten abgeben müssen",***) durch die eigene laue Kriegführung zu starken Gegnern herangezogen habe. Richtig würdigte man die Bedeutung einzelner Persönlichkeiten, welche die Revolution an die Spitze gebracht, so zuerst diejenige Robespierres und später auch die Bonapartes. Dieser erfuhr im Jahre 1798 in Deutschland durch sachkundige Federn eine erste sehr gründliche Beurtheilung.†) Schon hatte sich sein Feldzug von 1796 und 1797 in Italien vor den staunenden Blicken der Welt entwickelt. Archenholz erklärte in der Minerva: „Die Talente dieses Feldherrn sind groß, noch weit, noch unendlich größer aber ist sein Glück." Decken verglich die Lage des Korsen mit derjenigen Friedrichs. Er fand sie leichter, weil Bonaparte nur einen, nicht mehrere Feinde zu bekämpfen gehabt. Aber dessen Verdienst schien ihm darum nicht verkleinert. Zugeben müsse man, daß er die Umstände auf die allergeschickteste Weise zu benutzen verstanden. „Ihm bleibt das seltene Verdienst, seine Operationen nach den jedesmaligen Verhältnissen einzurichten."... „Er verfuhr nach anderen Grundsätzen, als der König von Preußen, ohne deshalb Tadel zu verdienen. Er zeigte sich tapfer und unternehmend, er machte von allen Französischen Feldherren die schnellsten Fortschritte, er war ununterbrochen glücklich; er fand vorzügliche Unterstützung. Tüchtige Führer hatten ihm vorgearbeitet, aber" — so schließt die Beurtheilung — „er verdiente es auch, ein Liebling des Glücks zu sein."

Zwei merkwürdige Betrachtungen finden sich in derselben Skizze. Die eine weist auf den Umstand hin, der viel zur falschen Beurtheilung der kriegerischen Kraft Frankreichs beitrug, nämlich die Geringfügigkeit der in den Italienischen Schlachten und Gefechten von 1796 und 1797 auftretenden

---

*) Neue Bellona, IV. Bd., S. 336.
**) Neue Bellona, IV. Bd., S. 152.
***) Neues militärisches Journal, VIII. S. 294.
†) Minerva 1798, IV. S. 131, und Neues militärisches Journal, Bd. IX. S. 370 ff.

Truppenstärken. Auf keinem Flecke schätzte man diese über 20 000 Mann.*) Der andere Hinweis wäre geeignet gewesen, auf die richtige Bahn zu lenken. Er lautet: „Eine Nation, die für ihre Existenz streitet, verrichtet oft, gleich einem Verzweifelten, ganz außerordentliche Dinge, weil sie, durch keine Verhältnisse zurückgehalten, alle Mittel, die ihr zu Gebote stehen, anwendet. Geht sie aus diesem Zustande zu dem entgegengesetzten über, wird sie nun ihrerseits der angreifende Theil, so wird der Schwung, der durch die große Spannung allen Ressorts mitgetheilt ist, noch lange fühlbar sein. Und wenn sie nun auch zu gewöhnlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen muß, so erscheint sie doch in einer furchtbareren Gestalt, als wenn sie nie in jenen Zustand versetzt worden wäre."

Der Feldzug von 1805 zeigte die Ueberlegenheit Napoleons und der Franzosen im hellsten Lichte. „Sind die Franzosen in den neuesten Zeiten in der Kriegskunst weiter gekommen als die Deutschen?" so lautet die damals in der Minerva**) beantwortete „wichtige" Frage.***) Archenholz bemerkt dazu: „Man kann jetzt, nach dem Feldzuge von 1805, fast keine politische Schrift in die Hand nehmen, ohne von den neuen Fortschritten der Franzosen in der Kriegskunst und deren Vervollkommnung mit einer Bestimmtheit reden zu hören, die jeden Zweifel ausschließt. Selbst Deutsche Militärschriftsteller haben dies theils geradezu angenommen, theils stillschweigend eingeräumt. Wenn dies Wahrheit ist, so bleibt uns nichts übrig, als auch durchaus nach dieser Vollkommenheit zu streben, welches für eine kriegerische Nation, wie die Deutsche, keine sehr schwere Aufgabe sein kann; oder, bei gänzlicher Unthätigkeit, uns mit Kleinmuth dem Schicksale zu überlassen." Die nachfolgende Untersuchung — meint er —, welche von einem trefflichen und sehr sachkundigen Denker angestellt sei, werde recht beruhigend wirken.

Diese Untersuchung führt aus:

Die Verschiedenheit zwischen den Deutschen Stämmen ist sehr groß. Unter Friedrichs Schutz enthüllte sich die Sonne der Aufklärung über Norddeutschland, während über dem Süden Finsterniß lag. Es ist also hauptsächlich das erstere mit Frankreich zu vergleichen und eigentlich zu fragen: „Sind die Franzosen in der Kriegskunst weiter, als die Preußen, Sachsen, Hessen ꝛc.?" Die letzten Feldzüge scheinen dies nicht zu erweisen. Die

---

*) Auch Archenholz suchte in der Minerva (Jahrgang 1801, I. S. 5 ff.) nachzuweisen, daß die wirklich ins Feld gerückten Heere niemals so zahlreich gewesen seien, wie die Geschichte sie angenommen; dies sei insbesondere mit den Französischen der Revolutionskriege der Fall. Er meint, daß die Armee, welche Soltikow und Laudon 1761 in Schlesien vereinigten, die stärkste gewesen sei, welche sich je im freien Felde in Europa an einer Stelle versammelt hätte — die Züge Attilas und Bonapartes eingeschlossen.

**) Minerva 1806, II. S. 397.

***) Nicht etwa: „Sind die Franzosen stärker als wir, und was ist zu thun, ihnen erfolgreichen Widerstand zu leisten?"

Preußen haben nur am 13. Juli 1794 unglücklich gefochten, die Franzosen wiederholt. In der theoretischen Kriegskunst stehen die Norddeutschen mit den Franzosen wenigstens auf gleicher Stufe. Die den Franzosen so oft nachgerühmte Schnelligkeit und Gewandtheit des Körpers mag beim Tirailliren einigen Nutzen haben, aber bessere Krieger sind sie darum nicht. Die „geradezuhauenden" Pommern vom Husarenregiment Blücher waren ihnen immer überlegen.

Auch die neue „Kriegskunst" des Kaisers verdient im Grunde genommen keinen Vorzug. Die Konskription ist eine Nachahmung des Deutschen Kantonwesens, und dieses für Deutschland jedenfalls besser. Die Eintheilung der Franzosen in Divisionen mit ständigem Generalstabe kann als zweckmäßig gelten, obschon „die größere oder geringere Geläufigkeit, womit die Offiziere des Generalstabes ihre Geschäfte betreiben, über das Glück einer Kampagne nicht entscheidet." Die Bewegungen ohne Magazine und das Requisitionssystem sind nur durch außergewöhnliche Umstände begünstigt worden. In unfruchtbaren Gegenden werden sie den Ruin der Armee herbeiführen. Die Franzosen haben allerdings weniger Bagage, und die Offizierpferde ließen sich wohl beschränken; denn auch zu Ende des siebenjährigen Krieges gingen Offiziere zu Fuß, die nicht mehr im Stande waren, sich Pferde zu kaufen. Ob man aber gar die Zelte abschaffen darf, wie es die Franzosen thun, darüber müßten erst einmal erfahrene Aerzte sich aussprechen. Das Tirailliren, von dem man so viel Wesens macht, ist nichts Neues und führt in der Ebene stets zum Verderben. „Kühne Evolutionen" kann man in Napoleons Kriegsweise nicht entdecken. Seine Feldherrnpläne sind sehr fragwürdig. War es wohl gerechtfertigt, daß er 1797 bis Bruck an der Mur vordrang, während in Tyrol und Kroatien die Oesterreicher noch auf seinen Flanken standen? Gewiß nicht! War der so oft gepriesene Uebergang über die unwirthbaren Alpen ein nachahmungswürdiges Manöver? Nimmermehr! Denn, wenn die Oesterreicher richtig verfahren wären, hätten sie die aus dem Gebirge heraustretenden Kolonnen einzeln geschlagen und in die Alpen zurückgeworfen, wo sie verhungern mußten. Bernadottes Donauübergang 1805 war verwerflich; denn wäre Mack ein anderer gewesen, als er war, hätte er den Marschall vernichtet. Napoleons Marsch nach Wien, später sogar nach Mähren zur Schlacht von Austerlitz ist entschieden zu verdammen; denn in Norddeutschland zogen sich ja bedeutende Streitkräfte zusammen, und wenn Preußen zugegriffen hätte, würde sein Unterfangen ihm übel bekommen sein. „Das bisher Gesagte mag genug sein, um zu beweisen, daß die Franzosen weder den Norddeutschen in der Kriegskunst überlegen, noch aber die Erfinder einer ganz neuen Kriegskunst sind."

Die Franzosen sind nicht stärker, auch nicht abgehärteter, als die Deutschen; die Abhärtung nützt überdies nichts, da ihre Armeen sich schnell verbrauchen und durch junge unerfahrene Elemente erneuert werden. Sie marschiren und bewegen sich auch nicht schneller. Bei dem berühmten Marsch von Boulogne

an den Rhein legten sie 3⅜ Meilen täglich zurück, das können Deutsche Infanteristen auch. Wurde dabei viel gefahren, so beweist dies nur, daß die Armee zahlreiche Marode hatte.

Die Franzosen sind also weder bessere Soldaten, noch steht ihnen eine neue Kriegskunst zur Seite. Sie verdanken Alles nur der Energie ihrer Führer, zumal derjenigen Napoleons, und diese Energie ist zu bekämpfen; daran werden es aber die Norddeutschen Heerführer nicht fehlen lassen.

Meist findet man in den aus jener Zeit herrührenden Studien über Frankreich einzelne sehr treffende Bemerkungen. Aber es mangelt die konkrete praktische Anwendung auf die Preußischen oder Deutschen Verhältnisse.

Immer nimmt die Untersuchung einen objektiven wissenschaftlichen, keinen realistischen Nützlichkeitsstandpunkt ein. Ob die Kunst gewonnen hat, ob, was die Franzosen thun, neu oder schon dagewesen sei, ob, was ihnen zum Siege verholfen, nicht auch seine Bedenklichkeiten habe und zum Unheil führen könne, wird erwogen, niemals das schlichte Macht- und Kräfteverhältniß. Trotzdem war man von der numerischen Stärke der Französischen Kriegsmacht unterrichtet. Noch im alten Jahrhundert hatte Archenholz sie zu 565 212 Mann angegeben.*) Es fehlte, sieht man von Bülow und Genossen ab, den Beurtheilern der prophetische Blick, in der gewaltsamen Aufbietung dieser Fülle von ungeregelten Kräften den Keim einer künftigen großartigen Machtentwickelung zu erkennen.**) Die Frage „wie wird es uns gehen, wenn wir künftig allein in einem entscheidenden Kriege dem neuen Frankreich gegenüberstehen?" ist von den Kriegsgelehrten der Zeit weder schlicht gestellt noch gar schlicht beantwortet worden.

Nur vereinzelte Stimmen erkannten unumwunden Frankreichs Stärke an, wie ein ungenannter Verfasser, der sich in der Minerva von 1801 vernehmen ließ:***) „Ich habe Frankreich als eine militärische Macht betrachtet; ich habe gezeigt, welche Uebermacht es als solche über die vereinigten Mächte des festen Landes insgesammt und um so mehr über jede insbesondere hat. Bevölkerung, natürliche und erworbene Reichthümer, Fruchtbarkeit des Bodens, glückliche Lage, Industrie, die Leichtigkeit, seine Armeen zu rekrutiren, ohne in die Nothwendigkeit versetzt zu sein, deren sehr zahlreiche zu unterhalten, alle Angriffsmittel, eine unüberwindliche Grenze, Enthusiasmus und Gewohnheit des Krieges, eine ganz aus Soldaten bestehende Nation, eine von seinen Feinden selbst

---

*) Minerva 1799, III. S. 341.

**) Wie S. 234 (Anmerkung) erwähnt, tröstete sich auch Archenholz über die große Zifferstärke der Französischen Landmacht mit der Betrachtung, daß die wirklich auf dem Kriegstheater zur Verwendung gelangten Theile derselben immer viel geringer gewesen seien, als man gemeinhin glaube.

***) Untersuchung des politischen und militärischen Zustandes der Europäischen Staaten in Beziehung auf Frankreich, im Anfang des Jahres 1801, Bd. IV, S. 45 ff.

anerkannte Gewalt über die Gemüther, Einheit der Rathschlüsse, Geschwindigkeit der Ausführung; mit einem Wort, alle Vortheile sind für Frankreich, gegen die Gegner, die es noch hat."

Diese goldenen Worte waren leider in langathmige philosophisch-wissenschaftliche Betrachtungen eingestreut und unter Schlacken so verborgen, daß sie dem flüchtigen Blick der Menge nicht sichtbar wurden.

Auch die Tagespresse beschäftigte sich mit dem Thema der Vergleichungen. Sie brachte ziemlich richtige Nachrichten über die Stärkeverhältnisse, erzählte viel von der Schnelligkeit der Heeresbewegungen der Franzosen, ihrer Art, ohne Magazine Krieg zu führen, aber zugleich von den zahlreichen Maroden, welche sie zurücklasse, und namentlich von dem schlechten Zustande ihrer Pferde. Daneben spielen allerlei Anekdoten eine Rolle. Eine ernsthafte Parallele zwischen Französischen und Deutschen oder Preußischen Heeresverhältnissen wurde nicht gezogen. Ueber den einfach berichtenden Ton kamen die bekanntesten Blätter nicht hinaus.

In der rastlos arbeitsamen militärischen Gesellschaft Berlins fehlte es natürlich nicht an Schilderungen der Französischen Armee, ihrer Waffenthaten und an Vergleichen.

Gleich im ersten Jahre*) besprach Scharnhorst ausführlich den „Etat militaire de la République françoise, pour l'an X".**) Organisation, Stärke, Eintheilung kamen dabei zur Sprache. Er schloß mit den Worten: „Man bemerkt in den meisten Einrichtungen der Französischen Armee, z. B. in den Exerzirreglements, den Mobilmachungsplänen und der neuen Konskriptions-Verfassung, daß man die Preußischen Einrichtungen mit sehr vieler Aufmerksamkeit da benutzt hat, wo die Lokal- und anderen Verhältnisse es gestatten."***) Den Etat militaire für das Jahr XII besprach Professor Kuhfahl in ähnlicher Weise. Die Feldzüge der Franzosen wurden in zahlreichen Vorträgen behandelt. Massenbach erklärte pathetisch, „das Jahr 1799 habe 1757 übertroffen."†) Oberst v. Phull lehrte, daß die Verbündeten das System hätten schlagen müssen, nach dem die Franzosen Krieg führten.††) Weiterhin sprachen: Major Graf Lottum vom Ober-Kriegskollegium, Major v. Menu, Major v. Berge,†††) Major v. Kleist, Hauptmann v. Schoeler, Lieutenant v. Grolman u. A. m. über die Franzosen und ihre Kriege. Aus allen bemerkenswerthen Französischen Büchern erfolgten Mittheilungen.

---

*) 1802.

**) Paris. Bureau de l'Etat militaire, XXXVI. 1802.

***) Denkwürdigkeiten der militärischen Gesellschaft, I. S. 133.

†) Denkwürdigkeiten III. S. 9.

††) Denkwürdigkeiten I. S. 1.

†††) Berge erklärte Napoleon für „ein Schooßkind des Glücks". Denkwürdigkeiten III. S. 60.

Der wichtigste Tag der Gesellschaft war wohl der 21. November 1803, an welchem Scharnhorst über das im Juni desselben Jahres in Hannover eingerückte Französische Korps sprach, über welches er genaue Nachrichten besaß.*) Zu dieser Vorlesung bemerkten die Mitglieder: „Die Französischen Truppen sind sich in jeder Hinsicht sehr ungleich, die Reitende Artillerie ist sehr gut. Der Etat der Kompagnien und Eskadronen ist inkomplet. Das Band der Subordination ist sehr schwach und zerreißt bei Unglücksfällen gewöhnlich gänzlich; daher eine geschlagene Französische Armee in eine sehr schlimme Lage kommt. „Indem man soviel von den Thaten dieser Truppen im Revolutionskriege spricht, sollte man bedenken, unter welchen ungleichen Umständen dieser Krieg ist geführt worden . . ." Dieser Krieg gleicht dem, den leichte Truppen mit einander führen. Vergleicht man ihn mit dem siebenjährigen, so findet man einen wesentlichen Unterschied. In keinem Feldzuge des Revolutionskrieges sind vor dem Feinde so viele Menschen geblieben, als in einer der großen Schlachten bei Prag, Torgau u. s. w. Die Schlacht bei Marengo, welche man für die blutigste hält, kostete kaum den dritten Theil von Menschen, die in der Schlacht bei Torgau blieben oder verstümmelt wurden." Das nicht sehr glückliche Verfahren, den Werth der Truppen und ihrer Fechtart nach der Höhe der Verluste zu berechnen, findet sich mehrfach wieder und scheint das Seinige gethan zu haben, die Täuschung zu erhalten.

Nach Vorlesungen, Mittheilungen, Besprechungen lief das Urtheil schließlich darauf hinaus, daß an den Armeen der Republik und des Kaiserreichs manches gut sein möchte, daß sie sich aber selbstverständlich mit der Preußischen nicht vergleichen könnten.

Es bleibt nun noch zu betrachten, was von Amtswegen für Beobachtung der Französischen Heereszustände geschah. Militärbevollmächtigte bei den Gesandschaften gab es freilich noch nicht. Staatsmänner und Diplomaten aber standen dem Heerwesen im Allgemeinen näher als heute. Das Uebertreten von Offizieren aus der einen in die andere Armee war häufiger. An militärischen Forschungsreisenden hat es nicht gefehlt. Zu den Zeiten des großen Königs scheint es üblich gewesen zu sein, denselben genaue Weisungen zu ertheilen, worauf sie bei den fremden Truppen zu achten hätten.**) Wenigstens ist eine solche Instruktion, von General Retzow aufgesetzt, erhalten geblieben.[60]

---

*) Klippel, III. S. 95.

**) Friedrich der Große forderte auch von seinen Gesandten sehr genaue Berichte über die Armeen des Staates, in dem sie akkreditirt waren. Sie mußten ihm die Etats verschaffen, über Manöver und neue Evolutionen Meldung erstatten. Den Versuchen St. Germains, die Französische Armee zu reformiren, folgte er mit lebhaftem Interesse in allen Details, ebenso später den Maßnahmen Ségurs.

2. Reiseberichte und Gutachten.

Lecoq. Schack. Knobelsdorf. Alvensleben.

Preußen hatte seit dem Friedensschluß von Basel am 21. April 1795 keinen thätigen Antheil am Kriege gegen Frankreich genommen. Es lernte die Franzosen Bonapartes nicht aus eigener Erfahrung kennen. Während der jenem Frieden folgenden Feldzüge war es jedoch ein nahe interessirter Zuschauer derselben. Die Französischen Truppen wurden im Jahre 1796 in Deutschland von Preußischen Offizieren gesehen. Der schon mehrfach genannte Oberstlieutenant v. Lecoq vom General-Quartiermeisterstabe befand sich in Jourdans Hauptquartier und berichtet aus Plauen am 31. August an den König:

„Der General Jourdan kam um 6 Uhr Abends in Erlangen an, wo er sein Quartier nahm. Eingeschlossen in sein Kabinet mit einem Theile der Adjutanten, dem Regierungskommissar Gaubert, dem Intendanten und mehreren Offizieren, welche Chefs verschiedener Departements sind, beförderte er sogleich die Befehle für die Operationen des nächsten Morgens, ferner die ganze Korrespondenz des Tages, auch die Antwort auf mein Memoire. Um 9 Uhr waren alle Angelegenheiten erledigt und die Ordonnanzoffiziere zu den verschiedenen Divisionen unterwegs. Jeder Divisionsgeneral wird von dem allgemeinen Zweck der Bewegungen und näher von dem unterrichtet, was seine Division angeht. An ihm ist es dann, die Einzelheiten seiner Aufgabe zu regeln. Ich habe die Ordnung, welche auf diesem Gebiete herrscht, nicht genug bewundern können . . ."

„Die Armee Jourdans habe ich in einem sehr guten Zustande gefunden Sire, wenn man die buntscheckige Bekleidung der Infanterie ausnimmt. Die Kavallerie hat schöne Leute und ziemlich gute Pferde; die Grenadiere sind von schönem Wuchs, die Infanterie ist klein, aber aus jungen, kräftigen Mannschaften zusammengesetzt, welche geeignet sind, die Beschwerden zu ertragen. Die Bespannung der Artillerie ist ausgezeichnet. Diese Armee, fast ohne Equipagen, ist der reißendsten Bewegungen fähig. Während die Oesterreicher Positionen nehmen, um den Rückzug ihrer Equipagen zu decken, hören die Franzosen nicht auf, sie zu harceliren." *)

Dieser Bericht, welcher erst in unseren Tagen ans Licht der Oeffentlichkeit gezogen worden ist, **) blieb in der Armee leider unbekannt und hat gewiß nur in sehr engen Kreisen gewirkt. Einige Jahre später gelangte die sehr ausführliche Abhandlung eines Französischen Militärs über die in der Organisation und der nationalen Taktik vorgegangenen Veränderungen in die

---

*) Diese Armee wurde freilich bei Amberg und Würzburg übel zugerichtet und über den Rhein zurückgedrängt.

**) Bailleu, Preußen und Frankreich 1795 bis 1807. Leipzig 1881. S. 89, 90.

Hände der Preußischen Militärbehörden.*) „Die unterscheidenden Karakterzüge der Französischen Nation sind der Enthusiasmus, das „génie offensive" und die Triebkraft eines hohen Muthes", begann diese Schrift, welche sich zu einer begeisterten Lobrede auf die Heere der Republik gestaltet. Sie gab die Hauptzüge der Organisation, Eintheilung und Ausbildung richtig an, hob die Momente der Französischen Ueberlegenheit, wie sie sich in den letzten Feldzügen gezeigt, deutlich hervor. Jene kostbaren nationalen Eigenschaften zu entwickeln, trotzdem aber die für den Zusammenhang der großen Operationen einer Armee nothwendige Ordnung zu erhalten, ist, so sagt der Bericht weiterhin, Zweck der Organisation der Französischen republikanischen Armee gewesen. Von diesem Gesichtspunkte aus sind Angriffsmittel und Hülfsquellen für den Fall eines Rückschlages nach und nach gestaltet und durch die Erfahrung bestätigt worden. Den Grundpfeiler bildet eine zahlreiche und in acht ruhmvollen Kriegsjahren an den Kampf gewöhnte Infanterie. Sie ist es gewohnt, dem Choc der Kavallerie ebenso zu widerstehen, wie dem Ungemache, und dies zwar im freien Felde wie auch hinter Wall und Graben. Gezwungen, sich den übermächtigen Legionen der Koaliton entgegenzustellen, hat sie sich nach und nach vermehren und die Fehler ihrer alten Verfassung beseitigen müssen. Alles in Allem wird sie auf 450 000 Mann veranschlagt. Ebenso hat sich die leichte Infanterie vermehrt und entwickelt, die gerade geeignet ist, dem Französischen Ungestüm und der individuellen Tapferkeit dienstbar zu sein. Ihre Schnelligkeit und Gewandtheit ist nicht nur ein Ergebniß des Muthes und der Intelligenz, welche den Französischen Soldaten auszeichnen, sondern auch seiner gleichmäßig leichten Ausrüstung, seiner physischen Beweglichkeit und vor allen Dingen der Unterdrückung alles Trosses, der sonst die Armeen schwerfällig macht. „Dieser Unterdrückung verdanken wir viele Erfolge unserer Truppen gegen einen Feind, der sich nicht davon loszumachen gewußt hat, weil nur der gleiche Enthusiasmus dieselben Opfer zu bringen vermag." Der gewöhnliche Marsch von 1776 ist nur insofern geändert worden, als das Französische Umgestüm ihn bei tausend Gelegenheiten vergewaltigte. Die von den Feinden so gerühmte, übertriebene, maschinenhafte Regelmäßigkeit ist insofern oft zur Sprache gekommen, als die Französischen Streiter sich davon mit größter Kühnheit und dem glänzendsten Erfolge freimachten. Bei ihren Angriffen bequemte sich das innere Feuer niemals der automatenhaften Präzision an, welche den Enthusiasmus erstickt und „den Erfolg tödtet, um die Symmetrie zu erhalten." Der Laufschritt endlich, der „Französische Schritt", der Schrecken der Feinde, ist durch den Sieg sanktionirt worden und wird in den Jahrbüchern der Französischen Infanterie ewig verzeichnet

*) Kriegsarchiv D. I. 104. Précis sur les variétés, qui ont éprouvées l'organisation de l'armée et la tactique nationale, depuis la guerre actuelle. (Geschrieben nach dem zweiten Koalitionskriege, wahrscheinlich 1801.)

sein. Den Kolonnenangriffen wird der Vorzug gegeben, aber doch vor Ueberschätzung ihres Werths gewarnt, hinsichtlich des Feuergefechts ein Mangel an Genauigkeit zugegeben.

Bezüglich der großen Operationen ist vor Allem hervorgehoben, daß die Französische Armee es, trotz ihrer zahlreichen Artillerie, zu einer bis dahin unbekannten Schnelligkeit der Bewegungen, ja bis zu einer Verdoppelung der in bestimmter Zeit durcheilten Entfernungen gebracht hätte.*) Man hat es selbst verstanden, der Schnelligkeit zu gelegener Stunde einen Theil der Artillerie zu opfern. „Das absurde Vorurtheil, welches an einen derartigen Verlust die Idee einer Schlappe knüpfte, ist größeren Gesichtspunkten und gesunden taktischen Ideen gewichen.“

Auch über die Schlachtordnung, über die Kriegskommissäre und ihren Dienst sind recht gute Bemerkungen, nebst Zahlen und reglementarischen Bestimmungen gegeben, kurz, man hat hier eine treffliche Skizze vor sich, welche, trotz der parteiischen Ueberschätzung des Französischen Wesens doch recht wohl geeignet war, einen richtigen Begriff von der überlegenen Kraft der Französischen Wehrverfassung zu geben.**)

Gewiß bergen die Archive noch manchen ähnlichen bisher ungehobenen Schatz. Ueber einige Preußische Besuche bei den Franzosen geben Gesandtschaftsberichte und Zeitungen Auskunft. Im Juni 1801 kam Kapitän v. Schack nach Paris, wurde dem „Ersten Konsul“ vorgestellt und wohnte der am Marengotage***) stattfindenden Parade bei. Bonaparte unterhielt sich mit ihm. Der Schlaue unterließ es nicht, dem Gast gegenüber die Tugenden König Friedrich Wilhelms zu rühmen und von der Preußischen Armee zu sprechen, „wie es alle Kenner der Kriegskunst“ thun. Er erkundigte sich auch genauer nach den Preußischen Truppen, die im Hannoverschen standen.†) Kapitän v. Schack wurde zu dem nach der Parade stattfindenden militärischen Diner geladen, erhielt die Einladung allerdings zu spät, um ihr noch folgen zu können, speiste aber in den nächsten Tagen beim Ersten Konsul. Dieser setzte den Kapitän neben sich und unterließ es nicht, ihm besondere Zeichen persönlichen Vertrauens zu geben, auch abermals seiner Achtung vor dem Preußischen Heere Ausdruck zu verleihen.

Mit einer gewissen Genugthuung fügt Lucchesini einem seiner Berichte aus jenen Tagen hinzu: es scheine, daß General Duroc sehr günstig über die

---

*) Durch Beseitigung des Trosses, von den Alten mit Recht als impedimenta bezeichnet.

**) Es ist leider nicht mehr zu ermitteln, welches Schicksal dem interessanten Schriftstück geworden ist. Jedenfalls aber dürfte es, da es sich in den Akten des Kriegsarchivs erhalten hat, zur Kenntniß der maßgebenden Persönlichkeiten gelangt sein.

***) Der 14. Juni.

†) Hannover war von Preußen im Februar 1801 besetzt worden, um der drohenden Okkupation von Französischer oder Russischer Seite zuvorzukommen.

Präzision und Schnelligkeit der Preußischen Truppen bei den Revuemanövern berichtet habe. Er ahnte nicht, daß jener statt dessen nach Paris geschrieben: „Je crois que le soldat a plutôt de l'apparence et qu'il manque tout à fait de nerf et d'intelligence.“*)

Schack blieb die Monate Juni, Juli und August in Frankreich, sah noch eine Parade mit an, verabschiedete sich bei Bonaparte und überbrachte dann einen Gesandtschaftsbericht an den König, den er am 10. September in Freienwalde übergab.**)

Zu den Krönungsfeierlichkeiten kam er in Begleitung des Grafen Haake wieder nach Paris und verweilte abermals geraume Zeit. Beide Offiziere äußerten den Wunsch, die Lager an der Küste und die militärischen Etablissements zu sehen, und erhielten durch Talleyrands Vermittelung in bereitwilligster Weise***) die begehrte Erlaubniß. Daß sie über den Zustand der Französischen Armee an den König berichtet, läßt sich wohl annehmen, indessen ist ihr Urtheil, wie es scheint, nicht weiter bekannt geworden. Die Armee erfuhr nichts davon.

Auch General v. Knobelsdorf war zur Krönung Napoleons entsendet worden und hielt sich von Anfang des November 1804 bis zu den ersten Tagen des Januar in Paris auf. Im Sommer 1805 lud Marmont den General in das Lager von Zeist ein, woselbst dieser am 20. Juli den Manövern beiwohnte, an denen sich 15 Bataillone, 10 Eskadrons betheiligten. Auch nach dem Helder war Knobelsdorf gegangen und hatte die dort vorgenommenen Aus- und Einschiffungsübungen gesehen. Wie er über die Franzosen geurtheilt, scheint ein Geheimniß geblieben zu sein. Aus Kassel, das er auf seiner Durchreise berührte, unterließ er nicht, dem König zu berichten, er habe bei dem dortigen Grenadierbataillon eine neue Art zu richten wahrgenommen. Sächsische Offiziere, welche 1805 nach Paris gingen, wurden durch den Preußischen Gesandten dem Kaiser vorgestellt. Fürst Hohenlohe sah bekanntlich kurz vor dem unglücklichen Kriege die Franzosen in nächster Nähe.†)

An Verkehr mit der Französischen Armee, an Gelegenheiten, sie zu sehen, hat es sonach nicht gefehlt, ebenso wenig an einzelnen vollkommen richtigen amtlichen Beurtheilungen.

---

*) Bailleu, Preußen und Frankreich 1795 bis 1807 (Publikationen aus den Königlich Preußischen Staatsarchiven). Leipzig 1881, S. 514.

**) Gleichzeitig mit Schack hatte sich auch ein Preußischer Kapitän v. Klitzing einige Zeit in Frankreich aufgehalten. (Bericht des Marquis Lucchesini vom 3. Oktober 1801. Geh. Staatsarchiv.)

***) Dieselbe erklärt sich durch Napoleons Absicht, Preußen zu ködern, entweder mit Frankreich gegen Oesterreich und Rußland zu gehen oder wenigstens sich still zu verhalten.

†) Er war nach der Auflösung der ihm 1805 anvertraut gewesenen Preußischen Armee in sein Süddeutsches Fürstenthum Oehringen zurückgekehrt, hatte dort eine Französische Ehrenwache und verkehrte viel mit den Offizieren der Division Gudin.

Minister v. Alvensleben führte in einer sehr merkwürdigen Denkschrift über Preußens Lage schon am 12. Mai 1798 aus:

„Um die Franzosen mit Vortheil zu bekämpfen, müßte man endlich ihre Gebräuche annehmen, ihre Mittel, ohne welche wir immer die Untergeordneten sein und beständig unterliegen würden. Welches sind diese Mittel im Heerwesen?" „Keine Magazine, keine Equipage; man lebt von Requisitionen und versorgt sich mit allem Nöthigen, selbst mit Ueberfluß . . . Um die Mittel zu beschaffen, müßte man, wie in Frankreich, ehe es begann alle Länder zu plündern, sämmtliche Werthe, — um Rekruten zu liefern, die nicht Kantonpflichtigen in Requisition setzen, derart, daß alle heute kantonfreien Städte, wie Berlin, verpflichtet würden, die Rekruten zu liefern. Um die Armee so leicht wie die Französische zu machen, wo kein Offizier außer dem General und dem Adjutanten ein Pferd hat, müßte man unsere sämmtlichen Stabsoffiziere, Kapitäns und Premierlieutenants verabschieden; denn sie sind beim besten Willen von der Welt nicht mehr fähig, Fußmärsche zu machen und zu gleicher Zeit ihr Gepäck zu tragen. Das würde also einen allgemeinen Ersatz dieser Offiziere nöthig machen, den man nur aus dem Stande der gemeinen Soldaten hernehmen könnte. Meiner Meinung nach würde man sich Illusionen hingeben, wenn man glauben wollte, daß man einen Krieg gegen die Franzosen anders mit Vortheil führen könnte, als indem man ihre Prinzipien annimmt."

Alvensleben verkannte den Radikalismus der vorgeschlagenen Maßregeln gar nicht. Er befürchtete sogar, durch dieselben eine Revolution herbeizuführen, und kam daher leider nur auf den Ausweg, die Allianz mit Frankreich zu empfehlen.

---

3. Gesandtschaftsberichte.

Den meisten Nachdruck hätten solche vereinzelten Hinweise durch die fortlaufenden Berichte des Preußischen Gesandten in Paris erhalten können, unter dessen Augen sich die Macht Frankreichs von Tag zu Tag mehr entfaltete. Von dieser berufenen Stelle aus hätten die Warnungen ertönen sollen, nicht zu rasten und die Waffen für den nahen Entscheidungskampf zu schmieden, so lange es noch Zeit sei.

Es war ein Unglück für das Vaterland, daß diesen wichtigen Posten kein Preuße inne hatte, sondern der Italiener Lucchesini, den der große König an seinen Hof gezogen, zum Bibliothekar und Kammerherrn gemacht und endlich zu diplomatischen Sendungen verwendet hatte. Der Ruf, den er sich dabei erworben, wurde verhängnißvoll für Preußen; denn König Friedrich Wilhelm II. vertraute ihm schon 1790 und 1791 wichtige Aufträge an.*)

*) Er war in einem höchst bedeutsamen Momente Preußischer Gesandter in Warschau.

Mit Beginn des neuen Jahrhunderts übernahm er die Vertretung Preußens in Paris.

Lucchesini war ein Diplomat der alten Schule und als solcher vielleicht mit Recht gerühmt. Für die Bedeutung der neuen Zeit, der durch die Französische Revolution hervorgerufenen nationalen Entwickelung hatte er kein Auge. Wer seine Berichte liest, unternimmt eine mühselige Wanderung durch die Wüste. Man denke sich heute einen Gesandten in ähnlicher Lage im benachbarten Reiche, das eben eine vollständige soziale Umwälzung durchgemacht hat und nun in einer Reihe von glücklichen Kriegen seine Grenzen fortwährend verschiebt, dessen Macht in unaufhörlichem Wachsen ist, an dessen Spitze ein berühmter Krieger steht. Er würde mit realen Faktoren rechnen, die Kräfte abwägen, warnen oder beruhigen, je nachdem die Verhältnisse sich im Vergleich zum eigenen Vaterlande gestalten. Nichts von alledem. Auf so schlichte Dinge ging der feine Sinn des Marquis nicht ein. Wie die gelehrten Taktiker und Strategen, so verfuhr auch der geschulte Diplomat. Es scheint auch ihm mehr auf staatsmännische Kunst als auf praktische Erfolge angekommen zu sein.

Lucchesini war sehr fleißig, wie man es damals überhaupt war. In Zeiträumen von drei bis vier Tagen gingen umfangreiche Berichte nach Berlin ab, manchmal sogar noch häufiger. Getreulich wird erzählt, was am Hofe des Ersten Konsuls und später des Kaisers vorgeht, was dieser oder jener andere Diplomat geäußert, welche Stellung sie einnähmen, welche Haltung sie beobachten, was die Gesellschaft von ihnen sagt. Endlos sind die Wiederholungen von Gesprächen mit Talleyrand, die Darstellungen von tausenderlei Kleinigkeiten, spitzfindigen Verknüpfungen und Auflösungen. Fast immer ist nur von Personen, ihren Meinungen und ihrem Verhalten, selten von allgemeineren Strömungen und fast nie von realen Machtverhältnissen die Rede. Schlichte Auffassung der Dinge scheint als naturalistisch ganz aus dem Gesichtskreise gebannt zu sein. Der Gesandte schreibt treulich, daß der „Sieur de Haller“ gesagt: „wenn man Napoleon nicht 14 Stunden täglich schlafen machen könnte, so würde die ganze Welt für seine Thätigkeit nicht genügen.“ Aber den tiefen Sinn dieser Bemerkung scheint er nicht erfaßt zu haben und noch weniger, welche Gefahr für Preußen in dem unruhvollen Thatendrange des Gewaltigen lag.

Lucchesini hat zu spät gelebt. Die Periode der Kabinetskriege, wo man Verträge schmiedete unter Voraussetzungen, die nicht stattfanden, wo man sich Länder garantirte, die man nicht besaß, und Provinzen vertheilte, die ein mächtiger Gegner inne hatte, wäre seine Zeit gewesen. Man hätte ihn unter solchen Umständen vielleicht einen „Meister der Kunst“ genannt. Für die Ereignisse, welche sich in den Tagen Bonapartes vollzogen, war er nicht der Mann.

Hin und wieder tauchen freilich richtige Gedanken aus dem Meere des

Irrthums und der Täuschungen auf. Der Anlaß ist dann fast immer im persönlichen Benehmen des Konsuls und Kaisers zu suchen. Stellt dieser sich zürnend, wird Gefahr gemeldet, zeigt er sich freundlich, erscheint auch der Frieden gesichert. So berichtet Lucchesini am 2. Januar 1801 voll Schrecken über die Einwirkung, welche zufällige Ereignisse auf die politischen Ansichten des Ersten Konsuls übten, und welche Besorgnisse vor neuen Anmaßungen der Französischen Nation sich daran knüpfen müßten. Aber er beruhigt noch in demselben Monat; — der Geist des Volkes habe sich geändert. Während dasselbe noch 1798 einer eingebildeten Freiheit nachjagte, sehne es sich jetzt nach einem ruhigen Regimente, und Bonaparte wolle den Frieden auf dem Kontinent, um alle Mittel des Staates gegen England zu wenden.[61] Diesem die Herrschaft zur See zu entreißen, sei sein einziger Ehrgeiz.*) An die friedlichen Gesinnungen des Ersten Konsuls, an seine Bestimmung, die Ruhe in Frankreich zurückzuführen, glaubte man damals allgemein. Lucchesini nennt ihn „den Helden, der Frankreich gerettet hat." Freilich ist zugleich von seinem „caractère impétueux" die Rede.**) Bald danach wird er neuerdings als der Erhalter des Friedens geschildert, freilich unter der Bedingung, daß man ihn Italien beherrschen lasse.***)

Die Heimkehr der Französischen Heere aus Deutschland nach dem durch den Frieden von Luneville†) beendeten Kriege gab Anlaß, über die militärischen Verhältnisse zu sprechen. Lucchesini meldete, daß sich die Auflösung der auf den Friedensfuß gesetzten Truppen mit Ruhe und Ordnung vollzöge, daß die Regierung außerordentlich für die Invaliden sorge, daß es in Frankreich wie bei den bestdisziplinirten Armeen Europas hergehe und die Generale ein gutes Beispiel gäben. Der Marquis glaubt, daß die Franzosen die Muße des Friedens benutzen würden, um sich in prompten Formationen und schleunigen Deployements zu üben. Er wagt am Schlusse sogar zu bemerken, daß die Garde der Konsuln und die Pariser Garnison ebenso fleißig exerzirten, wie die Truppen Sr. Majestät.[62]

Am 15. Juni 1801 hat der Marquis neue Friedensgarantien entdeckt. Die Unternehmungen gegen England beschäftigen, ihm zufolge, Frankreich und den Ersten Konsul ganz. Im Juli tritt hingegen eine Verstimmung ein. In einem geheimen Bericht vom 10. August ist von den „Dispositions toujours très-douteuses du Premier Consul envers la Prusse" die Rede, sowie von Bonapartes Hinneigung zu Oesterreich. Die Konsulatsregierung wird jetzt als ebenso ehrgeizig bezeichnet, wie die des Direktoriums; denn nicht nur

*) Le Premier Consul n'a plus d'autre ambition, que d'arracher aux anglais la domination de la mer. (Lucchesinis Bericht vom 3. Februar 1801.)

**) Bericht vom 29. April 1801.

***) Bericht vom 1. Mai 1801.

†) Am 8. Februar 1801. Der Frieden von Luneville richtete das Uebergewicht Frankreichs bereits in bedrohlichster Weise auf.

sei der Konsul zu sehr Eroberer, um Frankreich und durch Frankreich Europa einen dauerhaften Frieden zu geben, sondern auch die Nothwendigkeit, die zahlreiche Armee zu unterhalten, nöthige ihn zu kriegerischen Unternehmungen gegen die Nachbarn.

Am Ende des langen Schriftstücks wird einer merkwürdigen Thatsache erwähnt. Im letzten Winter schon hatte Bonaparte den ersten internationalen Entwaffnungsvorschlag gemacht. Jetzt ließ er denselben dem Oesterreichischen Gesandten Grafen Cobenzl erneuern. Angeblich, um die Völker zu entlasten, brachte er eine in gleichen Verhältnissen vorgenommene Herabsetzung der von den großen Mächten unterhaltenen Heere zur Sprache. Graf Cobenzl erwiderte, der Wiener Hof verlange nichts Besseres, aber die Schwierigkeit bestünde gerade darin, den Berliner zu gewinnen.*)

Bonaparte verstand es trefflich, den Gesandten durch ein System von Einschüchterungen und dann wieder von Zuthunlichkeit sowohl zu beherrschen, als auch irre zu führen. Er zeigte sich einmal barsch und kurz, erklärte Lucchesini rund heraus, er habe schon drei Monate nach dessen Eintreffen in Paris den Chiffreschlüssel der Preußischen Gesandtschaftskorrespondenz gekannt, und der Marquis dürfe nicht hoffen, geheim zu berichten;**) das andere Mal wieder war er voll von Lobeserhebungen über die Haltung Preußens, die Weisheit seiner Regierung, die Trefflichkeit seiner Heere. Deutlich erkennt man beim Durchgehen der Berichte Lucchesinis die ganze Hülflosigkeit seiner kunstvollen Diplomatik der Schlauheit und Rücksichtslosigkeit des Konsuls gegenüber. Im Allgemeinen wurde Preußen von Frankreich nur Weihrauch gestreut und ihm für sein neutrales Wohlverhalten reichliche Anerkennung gespendet. Das böse Oesterreich wird als Störer des Friedens bezeichnet. Lucchesini berichtet: „on dit, que l'attitude guerrière, que conserve l'Autriche, oblige le Premier Consul à en faire autant.“***)

General Moreau, „ce héros simple et modeste“, bewarb sich um die Erlaubniß, den Revuen und Manövern von Berlin und Potsdam beiwohnen zu dürfen. Lucchesini beeilte sich, darüber mit Genugthuung nach Berlin zu schreiben.†)

---

*) Lucchesini aus Paris (ohne Datum). Eingegangen in Berlin am 10. August 1801.

„Je ne saurais mettre fin à la longue dépêche sans prévenir Votre Majesté que Joseph Bonaparte a été chargé, il n'y a pas longtemps de renouveler au Comte de Cobenzl une question que le Premier Consul nous fit l'hiver passé à lui et à moi, savoir: s'il ne conviendrait pas pour soulager les peuples de diminuer proportionellement les armées que les grandes puissances entretiennent en temps de paix. Le plénipotentiaire autrichien a repondu cette fois, qu'assurément Sa cour ne demendrait pas mieux, mais que la difficulté serait d'y faire accéder la cour de Berlin.“

**) Bericht vom 7. August 1801.

***) Bericht vom 31. Oktober 1801.

†) Lucchesini. Paris, 26. September 1801.

„J'ai eu les jours passés l'occasion de m'entretenir assez longtemps avec le général

Es ist ersichtlich, wie geschickt in Paris die Miene angenommen wurde, als sehe man Preußen neben sich als die einzig wahrhaft starke Militärmacht an. Wie zwei Rivalen, deren äußerlich gutes Einvernehmen auf geheimen Respekt des einen vor dem anderen beruht, erscheinen beide Staaten und Armeen nebeneinander. Während Lucchesini gelegentlich eine Anerkennung für die Französischen Heere einfließen läßt, versäumen es Bonaparte und seine Organe nicht, wiederholt ihre Achtung vor der Preußischen Stärke und Klugheit an den Tag zu legen. Das dem Corps législatif am 31. Dezember 1804 vorgelegte Exposé der Lage des jungen Kaiserreichs erklärte: „Le roi de Prusse, sous toutes les occasions, s'est montré l'ami de la France, et l'Empereur a saisi toutes celles, qui se sont présentées de consolider cette heureuse harmonie.“ Napoleon übersandte dem Könige das Großkreuz der Ehrenlegion*) und der Kaiser, Cambacères, Talleyrand, Duroc, Murat und Bernadotte erhielten im Austausche die Zeichen des Schwarzen Adlerordens. Auf besonderen Wunsch Napoleons brachte Lucchesini dieselben zur Krönung nach Mailand, wo er sie am 12. Mai 1805 dem Imperator überreichte, der den Stern sofort zur Parade anlegte und am Abend damit im Theater erschien.

In derselben Zeit warf sich die Gazette nationale (Moniteur universel) sogar zur Verfechterin des Preußischen Waffenruhms auf. In der Nummer vom 5. April 1805 sagt das amtliche Blatt bei Besprechung der Zwistigkeiten zwischen Preußen und Schweden, daß 200 000 Preußen noch immer 200 000 Soldaten Friedrichs seien und daß Niemand berechtigt wäre, diese Armee nicht als eine der furchtbarsten Europas anzusehen.**)

Bei seiner Anwesenheit in Verona nahm der Kaiser abermals die Gelegenheit wahr, einem Oesterreichischen General gegenüber die Einsicht der

---

Moreau, qui ne paraît que rarement à Paris, et jamais dans les endroits publics. Ce héros simple et modeste m'a témoigné le plus vif désir de pouvoir aller l'année prochaine assister aux revues et aux manoeuvres de Berlin et de Potsdam. Il fait beaucoup de cas de l'intelligence et de la bravoure des troupes légères prussiennes, tant infanterie que cavalerie, et il m'a protesté que ni l'Autriche, ni la France ne possedaient un état major de l'armée aussi distingué que celui de Votre Majesté.“

*) Talleyrand an Lucchesini: „Le roi de Prusse est le premier souverain, auquel l'empereur a voulu offrir la grande décoration de la légion d'honneur et sans doute le roi verrait avec plaisir que le premier ordre porté en France par l'empereur fut celui de la Prusse.“ Lucchesinis Bericht vom 15. April.

**) Deux cent mille Prussiens sont toujours deux cent mille soldats de Frédéric, et rien n'autorise aucune puissance à ne pas regarder une telle armée comme l'une des plus formidables de l'Europe. Bekanntlich trieben Napoleon und Talleyrand Preußen an, sich das so wohl gelegene Schwedisch Pommern anzueignen. Preußen hätte durch einen solchen Schritt endgültig mit Rußland gebrochen, mit welcher Macht Schweden damals eng verbündet war.

Preußischen Regierung zu loben: diese Aeußerung wird Lucchesini hinterbracht, der sie sogleich nach Berlin rapportirt.*)

Daß sich der König in Wahrheit habe täuschen lassen, ist nach dem Inhalte einiger seiner Aufzeichnungen nicht anzunehmen.**) Aber der Umstand, daß seine politischen Berather unzweifelhaft im Glauben an Napoleons Wohlwollen befangen waren, erschwerte seine Lage. Nicht minder ist zu berücksichtigen, daß die öffentliche Meinung, wie sie dem Frieden von Basel und der neutralen Haltung Preußens während des zweiten Koalitionskrieges zugestimmt hatte, auch dem Kaiser Napoleon sehr günstig war. In den Zeitungen jener Periode ist viel von dessen friedfertigen Gesinnungen die Rede. England und Oesterreich werden beharrlich als die eigentlichen Friedensstörer gebrandmarkt. Nicht nur der Hamburger Korrespondent***) ließ sich von seinem Pariser Berichterstatter schreiben: „Man hat in England friedfertige Gesinnungen von unserer Seite zu erkennen gegeben, aber es findet es nicht für dienlich, sie anzunehmen." Ueberall stößt man auf ähnliche Bemerkungen. Von Napoleons Milde und Menschlichkeit, von seinen Wohlthaten, seiner Sorge für die Wittwen, Waisen und Unterdrückten, seinen guten Absichten gegen die Völker, gegen die Deutschen insbesondere, von seiner Freundschaft und Achtung für Preußen, seiner Würdigung für Kunst und Wissenschaft, wissen die Zeitungen nicht genug zu erzählen.†) Wo er sich in Deutschen Gauen sehen ließ, wurde er festlich empfangen.††)

Nur ausnahmsweise wagten sich Einsicht und Ingrimm mit der Waffe des Spotts und der Ironie an den „großen Mann".†††) Die Menge jauchzte ihm Beifall und Deutsche Städte empfingen ihn mit festlichen Illuminationen,

---

*) Bericht Lucchesinis vom 5. August 1805.

**) Siehe S. 144.

***) Vom 13. Februar 1805.

†) Professor Hegewisch in Kiel verglich ihn in einer Schrift mit Karl dem Großen.

††) Eine Pfälzische Gemeinde ließ es sich nicht nehmen, ihm an der Stelle ein Denkmal zu setzen, an welcher er auf ihrem Grund und Boden einmal gefrühstückt hatte. Nach der Spenerschen Zeitung lautet die „gutgemeinte ländliche Inschrift":

„Am 13. Vendemär, im 13. Jahr,
Ist der Tag, an welchem es war,
Wo Napoleon, der große Held,
Speiste hier auf freiem Feld;
Drum wird dies Denkmal zu seiner Ehr,
Auf heute als den 11. Frimär,
Hier aufgericht und wo eben derselbe auch zugleich
Auf heute wird gekrönt als Kaiser von Frankreich.
Heut steigt er auf Frankreichs Thron,
Vivat, es lebe Napoléon!
Gott erhalte den größten Mann,
Der jetzt unser Glück verbessern kann."

†††) Als solche ist wohl die nachstehende Einsendung zu betrachten, welche die „Ber-

als er 1806 nach Franken reiste, um den letzten Hort Deutscher Unabhängigkeit zu zertrümmern.*)

Bei solcher weit verbreiteten Auffassung wäre es bis zum Neutralitätsbruch von 1805 in der That nicht ganz leicht gewesen, Krieg in Sicht und Gefahr im Verzuge zu proklamiren, um auf Grund dessen von Land und Leuten Opfer zu verlangen und zu erhalten.

Außer 1800 und 1801 hätte das Jahr 1805 dem Marquis Lucchesini am ehesten Gelegenheit geben müssen, die kriegerische Stärke Frankreichs richtig zu würdigen. Die Vergleiche Napoleons mit Karl dem Großen mehrten sich. Als die Sachsen, deren starren Nacken der Frankenkaiser beugte, werden jetzt die Oesterreicher angesehen; Norddeutschland bleibt aus dem Spiel.**) Von militärischen Dingen ist trotzdem in den Gesandtschaftsberichten dieses Jahres anfangs wenig die Rede. Nur wird einmal gemeldet, daß der Spanische General O'Farill, der die „Französische Küstenarmee" gesehen, ihren Zustand nicht genug loben könne.[63] Dann folgte die Mailänder Krönungsfahrt, und es ist sehr bezeichnend, daß die Abwesenheit des geschulten und bewährten Diplomaten von Fach die Berichterstattung nunmehr in ein natürliches und zweckmäßiges Fahrwasser bringt. Lucchesinis Vertreter, Legationsrath Le Roux, wußte sich eine ganz genaue Dislokationsübersicht der Französischen Armee zu verschaffen und sendet dieselbe im Mai 1805 dem Könige ein. Es ist eine sehr gute, im Original unverkennbar von Französischer Hand geschriebene Arbeit, aus der sich die Stärke der Kaiserlichen Feldarmee leicht auf 400 000 Mann und darüber berechnen ließ. Im Juni und Juli sendet Roux Ver-

---

linischen Nachrichten" vom 11. Juni 1805 unter der Rubrik Miscellen als „Entlehnt" brachten.

„Cäsar war ein ungemein tapferer und kluger Mann, der der Menschheit Ehre machte. Nachdem er 10 Jahre hindurch Gallien, Helvetien und Germanien verheert, 800 Städte eingenommen, 300 freie Stämme zu Sklaven gemacht, in seinen Schlachten den Tod von 3 Millionen Menschen veranlaßt und beinahe 1200 mit eigener Hand (!!) umgebracht hatte, wollte sein Vaterland ihn nicht als Herrn anerkennen; aber er wußte seine Verdienste geltend zu machen, — wiewohl auf die großmüthigste Weise. Nachdem er noch etwa 200 000 seiner Landsleute hatte tödten lassen, verzieh er zwanzig, daß sie Patrioten waren."

*) Vossische Zeitung vom 18. Oktober 1806.

**) Die Affaire Rumboldt nahm ferner die Gemüther in Anspruch. R. war Vertreter Englands in Hamburg. Napoleon ließ ihn hier mitten im Frieden (November 1804) aufheben. Der König, als Direktor des Niedersächsischen Kreises, war verpflichtet, einzuschreiten. Napoleon gab nach und ließ Rumboldt frei, um Preußen nicht auf Rußlands Seite zu drängen. Diese Nachgiebigkeit steigerte die Stimmung in Preußen zu Gunsten Napoleons. Lucchesini berichtet zwar, daß der Kaiser im vertrauten Kreise gedroht: „Le roi de Prusse m'a fait passer un mauvais moment, mais je pourrai bien à mon tour lui faire passer de mauvaises heures"; allein er fügt abschwächend hinzu, daß des Königs Festigkeit den besten Eindruck auf die Pariser gemacht habe.

änderungsnachweisungen, bittet aber um Geld, um diejenige Person belohnen zu können, der er die Mittheilung verdanke.*)

Bald nahm der drohende Ausbruch des Krieges gegen Oesterreich die Aufmerksamkeit des wieder nach Paris zurückgekehrten Lucchesini in Anspruch. Zunächst berichtet er ziemlich genau über die „Küstenarmee", ihre Stärke, sowie über die Vertheilung der Französischen Streitkräfte. Dann folgen die Angaben über die Zusammensetzung und Zahl der durch den Marschbefehl vom 23. August nach dem Rhein in Bewegung gesetzten Korps, über die neuen Aushebungen und andere Kriegsvorbereitungen. „L'orage qui gronde sur le ciel autrichien est effrayant; le deployement des forces françaises du côté de l'Allemagne étonnera par sa rapidité et par son étendue." Von Napoleons rastloser Thätigkeit,**) den reißenden Märschen seiner Heersäulen ist die Rede. Lucchesini meint aber beschwichtigend, die Truppen würden sich dadurch sehr ermüden, das Land erschöpfen, sie verlören viel Pferde, weil dieselben vorher wochenlang eingeschifft gewesen; — in Deutschland würde das Heer große Requisitionen vornehmen müssen. Am Rhein, so glaubte er, sei es aber sicherlich gezwungen, erst 14 Tage zu ruhen.

Um die Mitte des September muß in den Ansichten des Gesandten eine Wandlung vor sich gegangen sein. Er erzählt am 16. dieses Monats von dem großen Eindruck, den die Kühnheit und Schnelligkeit der Oesterreichischen Bewegungen auf Napoleon gemacht hätte.***) Auch schildert er die Unzufriedenheit des Französischen Volks mit dem Kriege und mit den Konskriptionen, wodurch sich die Zahl der „mécontents" und „frondeurs" erheblich steigere. Die Machtentfaltung Preußens aber werde, sei sie auch nur zur Aufrechterhaltung der Neutralität bestimmt, doch allen kriegführenden Staaten imponiren und ihnen friedliche Gefühle einflößen.[64]

Dann wieder schreibt der Marquis von der Ordnung, mit welcher sich die Aufstellung der Reservearmee, die Einberufung von abermals 200 000 Konskribirten vollziehe, sowie von den schnellen Bewegungen der Französischen Heere, von dem Unwillen, der sich in Paris über die Verletzung des Preußischen Gebiets kund gäbe, und daß man selbst dort Preußens weise und feste Haltung billige. Es folgte sodann eine Reihe von Berechnungen derjenigen Truppen, welche Frankreich noch gegen Preußen, zumal gegen die Besetzung Hannovers

*) Lucchesini fuhr nach seiner Rückkehr noch eine Zeit lang mit diesen Sendungen fort, schickte auch einmal ein neues amtliches Uebersichtstableau über die Armee ein; dann aber scheint er damit aufgehört zu haben.

**) Cependant Napoléon redouble d'activité et de soins pour multiplier les moyens de combattre et hâter leur réunion. Au travail journalier il ajoute souvent celui de la nuit, et il n'est pas rare, qu'il fasse appeller à St. Cloud avant le jour le Maréchal Berthier, avec lequel il arrange tout ce qui concerne la grande armée."

***) Thatsächlich kam das Vordringen der Oesterreicher nach Schwaben den geheimen Wünschen des Kaisers durchaus entgegen.

verwenden könne. Sie werden im günstigsten Falle auf 60- bis 70 000 Mann veranschlagt.*) Die in der Gesellschaft schwirrenden Gerüchte über einen Krieg mit Preußen, über Napoleons Zorn gegen dieses, über seine Absichten, die Wiedererrichtung Polens unter Murat zu betreiben, sich selbst aber zum Kaiser des Occidents krönen zu lassen, füllen die weiteren Berichte. Er erzählt, daß man in Paris glaube, Napoleon werde Preußen angreifen, auch wenn dieses nicht zu Feindseligkeiten schreite, der Kampf sei unvermeidlich, Graf Haugwitz werde bei seiner Sendung an den Kaiser eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben; denn Jener befände sich in der Lage, von Venedig bis Mainz außerhalb Frankreichs über 400 000 Mann zu verfügen.[65] Es ist zwar von den ungewöhnlich großen Verlusten der Armee, aber auch von deren schnellem Ersatz die Rede, welchen Lucchesini als musterhaft empfiehlt.[66] Das Hin- und Herschwanken der Meinungen, das Gerede in den Pariser Salons, die viel- oder nichtssagenden Aeußerungen der Diplomaten finden wieder einen treuen Spiegel in den dickleibigen Berichten, die aus dem Pariser Gesandtschaftshotel nach Berlin abgehen; aber es fehlt an einem klaren sicheren Erfassen der Lage im Großen, an einem ernsten Hinweis auf die drohende Gefahr.**) Es fehlt an der Mahnung, sich für alle Fälle auf einen Waffengang gefaßt zu machen und sich gegen das erdrückende militärische Uebergewicht Frankreichs wohl zu rüsten.

Die Friedenshoffnungen leuchten sogar trotz der Haltung, welche Preußen 1805 infolge des Potsdamer Vertrages angenommen, wieder auf, nachdem Graf Haugwitz durch den Schönbrunner Vertrag die Krisis zu einem trügerischen Abschluß gebracht hatte.***) „Wenn der Kaiser noch etwas auf seine Minister hört, wird er dem Kontinent einen soliden Frieden geben, berichtet der vertrauensselige Gesandte am 13. Februar 1806. Selbst Murats räuberische Uebergriffe bei der Ausdehnung seiner Bergschen Besitzungen scheinen dem bewährten Diplomaten die Augen nicht geöffnet zu haben. Auch täuschte er sich völlig über den Zweck, den das Verbleiben der großen Armee

---

*) In Wirklichkeit waren die für diesen Zweck verfügbaren Streitkräfte unbedeutender.

**) Nur von der kriegerischen Stimmung, welche sich in den von der großen Armee nach Paris gelangenden Briefen ausspricht, berichtet der Marquis öfters. 9. Dezember 1805: „Toutes les lettres de la grande armée respirent des dispositions guerrières contre la Prusse.“ 20. Dezember 1805: „Depuis hier on parle plus que jamais de la guerre contre la Prusse. Il faut que les dernières lettres de l'Empereur l'aient représenté comme inévitable.“

***) Lucchesini, Paris den 23. Dezember 1805:

„Celles (die Briefe) de l'Empereur écrites à Vienne le 15 et parvenues ici hier au matin ont confirmé les espérances d'une paix générale sur le continent, par la satisfaction que Sa Majesté Impériale y témoigne des ouvertures du ministre de cabinet Comte de Haugwitz, et par l'assurance, que ce ministre doit avoir pu lui donner, Sire, de Vos intentions pacifiques et amicales envers la France.“

in Süddeutschland hatte. Er hielt dasselbe in der That nur für eine Drohung gegen Rußland, das die Hafenstadt Cattaro besetzt hatte, welche Oesterreich im Preßburger Frieden Frankreich mit Dalmatien abgetreten hatte. Noch am 13. Mai 1806 berichtete Lucchesini in diesem Sinne und glaubte an einen französischen Feldzug im Orient. Erst als Graf Haugwitz, der infolge des Traktats vom 15. Februar 1806 das auswärtige Amt als erklärter Anhänger Napoleons und des französischen Systems übernommen hatte, von Berlin am 30. Juni 1806 an den Marquis die erschreckt angstvolle Frage richtete: „Mais nous en voudrait-il? *) Nous chercherait-il querelle? Lui faudrait-il un nouvel aliment pour une nouvelle guerre? C'est avec peine, que je m'abandonne à une telle hypothèse“ — erst da erkannte Lucchesini das drohende Unheil, und nachdem er in St. Cloud „geheime Informationen“ genommen, gestand er sich und dem Grafen unumwunden ein, daß Napoleon in der That wegen des letzten Winters brennend nach Rache an Preußen dürste.**)

Napoleon hatte Preußen vollständig hinters Licht geführt. Doch waren es durchaus nicht die Staatsmänner allein, die sich täuschen ließen. Es gab Leute genug im Vaterlande, welche die noch im August 1806 abgegebene Versicherung des Journal de Paris „Frankreich und Preußen sind durch die genaueste Freundschaft verbunden“ für baare Münze nahmen. Wie ein Märchen klingt es uns, daß in jenen Tagen unaufhörlicher Kriegsgefahr in Deutschland nicht nur über Abschaffung der stehenden Heere, sondern auch über die Möglichkeit und die nahe Herstellung des ewigen Friedens philosophirt wurde. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisiren, als die jetzige“, erklärt ein Weiser in den Berlinischen Nachrichten vom 9. Mai 1805. Bald darauf***) wendet sich ein Anderer in demselben Blatt gegen Galls Behauptung, daß der ewige Frieden ein Hirngespinnst wäre, mit dem Hinweis auf Friedrichs Fürstenbund und — auf Napoleons Aeußerungen. Dieser soll nämlich am 2. September 1802 Fox gegenüber alle Nationen des Abendlandes als eine Familie, einen Krieg zwischen ihnen daher für einen Bürgerkrieg erklärt haben. „Liegt

*) Bonaparte.

**) Lucchesini an Haugwitz, 22. Juli 1806: „Le souvenir du mal, que les armées prussiennes ont voulu et pu lui faire l'hiver passé est encore tout criant, tout ennemi, tout respirant le désir de la vengeance!“ Es ist nach diesem Berichte nicht wahrscheinlich, daß Marquis Lucchesini die von Müffling behauptete Aeußerung zum Herzog von Braunschweig gethan, welche zum Aufschub der Preußischen Operationen mitgewirkt haben soll. Vergl. S. 10. Graf Haugwitz nahm übrigens noch das Anerbieten des Norddeutschen Bundes und des Kaisertitels für Preußen, das Napoleon am 22. Juli durch Talleyrand machte, für wohlgemeint.

***) In der Nummer vom 18. Juli 1805.

in diesen Worten nicht ein Keim, der, gehörig gepflegt, zu einem Baum entsprossen könnte, unter dessen Schatten unsere Enkel sicher ruhen und der goldenen Frucht, die er hoffen läßt, sich erfreuen sollten?" — setzt die salbungsvolle Philisterseele der Aufklärungsperiode hinzu.

Den König deklamirte noch 1806 ein Poet der Minerva an:

„Gieb Frieden uns, doch gilt es Krieg, so schwebe
Ein zweiter Friedrich siegumlaubt hervor."

Der Irrthum der Diplomaten war also der Irrthum Vieler. Um so verhängnißvoller hat er gewirkt, um so sicherer wiegten die Gemüther sich in Sorglosigkeit.

XI.

Das Jahr 1805.

Im Jahre 1805 war ein Augenblick zum Handeln für Preußen gekommen, wie er seit 1740 so günstig nicht dagewesen. Die Oesterreichische Armee unter Mack war im September bis zur Iller vorgegangen. Sie erwartete den Gegner aus den Schwarzwaldpässen; ihr rechter Flügel fand eine trügerische Anlehnung an dem zu Preußen gehörigen Ansbachschen Gebiet, dessen Unverletzlichkeit anzuerkennen Oesterreich sich beeilt hatte. Nichtsdestoweniger beschloß Napoleon gerade diesen Flügel zu umgehen und Macks Stellung aufzurollen. Es schien, als habe den Uebermüthigen alle Vorsicht verlassen.*) Die Kolonnen des linken Flügels marschirten auf seinen direkten Befehl über den Preußischen Boden hinweg. Damit beseitigte er das für Preußen größeste Hinderniß kriegerischen Auftretens, des Königs Bedenklichkeiten, der nur gezwungen zu den Waffen greifen wollte. Der Zwang war jetzt da. Die Art, wie Napoleon den frivolen Neutralitätsbruch zu entschuldigen vorgab, verschlimmerte die Verletzung.

Wunderbar war die Gunst der Umstände. Schon am 7. September hatte Preußen eine theilweise Mobilmachung angeordnet, um seine Neutralität zu wahren. Die Ankündigung Kaiser Alexanders, zur Vereinigung mit der Oesterreichischen Armee durch die Preußisch-Polnischen Lande und Schlesien marschiren zu wollen, hatte sodann die vollständige Mobilmachung vom 19. September herbeigeführt. Als vom 3. bis 6. Oktober die Französischen Durchmärsche durch Ansbach geschahen, befand sich das Heer fast schon kriegsfertig unter Waffen.**) Es bedurfte nur der Marschbefehle. Leider nicht die

*) Hinter diesem scheinbaren Mangel an Vorsicht barg sich allerdings klug berechnende Schlauheit. Napoleon wußte genau, mit wem er es in Berlin zu thun hatte.

**) Hierdurch wurde der Nachtheil, daß zwei starke Korps gegen die Ostgrenze hin aufgestellt worden waren und ein Theil der Truppen nunmehr Kontremärsche zu machen hatte, um sich gegen die Franzosen zu wenden, reichlich aufgewogen.

ganze Macht, aber doch immerhin eine recht stattliche Armee setzte sich erst nach Hannover und Thüringen, später nach Franken in Bewegung. Sie hätte einen wirksamen Druck auf Napoleon ausüben können, als dieser in Mähren stand. Im weiteren Verlaufe des Feldzuges würde Preußen bei zweckmäßigen Maßnahmen immerhin vermocht haben, mit 150 000 bis 160 000 Streitern auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen. Wenn es dann entschlossen handelte, so lag die Entscheidung über die nächsten Geschicke der kämpfenden Parteien in seiner Hand. Anfängliche Erfolge konnten unseren Waffen nach menschlicher Voraussicht nicht genommen werden. Eine vernichtende Niederlage aber, wie die von Jena, war überhaupt ausgeschlossen, weil die Stärkeverhältnisse sich ganz anders gestalteten, als im Oktober 1806.

Es war damals nur ein Schritt noch zu thun, und wie anders würde heute die ob ihrer Niederlage bei Jena und Auerstädt so vielgeschmähte Armee beurtheilt werden, wenn die Politik diesen Schritt wirklich gethan, wenn die Kriegserklärung an Frankreich im November 1805 erfolgte. Nichts von Verrottung, Verwahrlosung, Eigendünkel und Schwäche! Es gehört nicht viel prophetische Gabe dazu, um zu behaupten, daß die Geschichte von ihr erzählt haben würde: „sie war freilich nicht genugsam mit der Zeit fortgeschritten, aber sie bewahrte auch in dieser Lage den Ruf alter Tapferkeit und wußte sich bald in die Bedingungen einer neuen Zeit zu finden."

Die Armee fühlte es deutlich, daß ihr Alles auf dem Spiel stände. Sie sehnte den Krieg, der für sie ein glücklicher hätte werden können, lebhaft herbei. Aus fast allen Briefen jener Zeit spricht der heiße Wunsch, daß losgeschlagen würde, es koste was es wolle. Scharnhorsts Schreiben an Knesebeck aus jener Zeit ist schon bekannt.*) „Ich bleibe dabei", steht in einer Nachschrift, „wir haben jetzt die beste Gelegenheit, uns eine große Reputation zu erwerben. Aber wir müssen sterbelustig sein — und dann schnell Frieden machen."**) „Die Franzosen geschlagen, unsere Grenzen ohne Vergrößerung verändert, das war unser Tagewerk!" steht in einem anderen Briefe von seiner Hand.***) Knesebeck in einem Promemoria für den Kurfürsten von Hessen, Kamptz, Schoeler und viele Andere, wie Blücher und Rüchel, sprachen sich ganz ebenso aus. „Hätten wir doch jenen glücklichsten aller Augenblicke benutzt, möchte jetzt vielleicht auch Mancher anders denken, der damals nicht eines Sinnes mit uns war, aber es ist nun zu spät", klagte in jenen Tagen der spätere Kurhessische General und Militärschriftsteller v. Ochs.†) Preußens Rüstung, der Aufmarsch seiner Heere, Alles hatte einen sehr ernsthaften Anlauf genommen, und die Herzen schlugen hoffnungsvoll. Kein Zweifel, die Stimmung der

---

*) Siehe S. 71.

**) Kriegsarchiv D. II. 72 b.

***) Gleichfalls an Knesebeck, Dezember 1805. Kriegsarchiv D. II. 72 a.

†) Kriechsarchiv D. II. 72 b. Der Brief ist aus Kassel den 18. Februar 1806 geschrieben. Ochs war zur Zeit Kurhessischer General-Quartiermeister.

Armee war eine vortreffliche gewesen. Sie wurde nicht benutzt. Der Rückschlag konnte nicht ausbleiben.

Während die „öffentliche Meinung" über die Erhaltung des Friedens jubelte,*) die „aufgeklärte" Welt die Zauberpolitik als höchste Weisheit pries,**) fand sich die Armee in hohem Grade enttäuscht. Sie begann das kommende Unheil zu ahnen, das schon seine Schatten vor sich herwarf.

An Mahnern und Warnern fehlte es bekanntlich nicht. Eines derselben müssen wir gedenken.

Dumouriez war, 66 Jahre alt, zur schlechtesten Jahreszeit von England übers Meer gekommen,***) um Oesterreich zu retten. Unter falschem Namen irrte er, wie er selber klagt, von Gebirge zu Gebirge, bis er einen Fürsten finden würde, der die Kühnheit besaß, das Interesse für ihn einzugestehen und ihm öffentlich seinen Schutz zu gewähren. Die schlaflosen Nächte, die er durchwachte, wünscht er den Herrschern, damit sie die Katastrophe, die sie Alle bedrohte, mit vollem Ernste drohend vor ihren geistigen Blicken emporsteigen sähen.

Er schrieb aus Troppau am 20. Dezember 1805†) und stellte mit großer Klarheit die Lage dar. Er wies nach, daß Bonaparte trotz seiner großen Erfolge durch einen schnellen Frieden aus schlimmer Verlegenheit befreit werden würde. Dann ging er auf die Stellung Preußens über, dessen Versuch einer bewaffneten Intervention in den Augen des Kaisers ein „unverzeihliches Verbrechen" sei. „Durch seine Vermittelung wird der König von Preußen das Unglück Europas vergrößern. Er wird auf sich selbst aber den Zorn und die Rache eines Eroberers von 36 Jahren ziehen, da er die Kühnheit besessen, der Welt zu zeigen, daß er in Zeit von zwei Monaten mit einer Macht von

---

*) Siehe S. 65.

**) Posselts Europäische Annalen von 1806, III. S. 142, sagen z. B. darüber:

„Wer zweifelt an der Schiefheit eines Urtheils, das jenes kluge Benehmen Preußens, unter so verwickelten Umständen und bey der Verschiedenheit der Meinungen in dem Berliner Staatsrathe, für eine bloß lauernde Staats- und Kriegspolitik erklärte?"

„Preußen ist durch Erfahrung belehrt, daß mittelst wohlersonnener und geschickt in Ausführung gebrachter diplomatischer Taktik sich eben so wohl, nur mit minderer Gefahr und fast ohne allen Aufwand an Geld und Menschen, Eroberungen machen lassen, als durch das Wagestück des Krieges."

***) Er landete am 22. November 1805 in Cuxhaven. (Pol. Journal 1805, II. S. 1167.)

†) Kriegsarchiv D. II. 72 a. An wen der Brief gerichtet war, ist nicht festzustellen. Eine Abschrift befand sich, ebenso wie eine solche von einem Brief Dumouriez' vom 28. Dezember 1805, unter den Papieren Knesebecks. Die Anrede lautet: „Cher Baron." Es ist ferner Bezug genommen auf mündliche, am 17. Dezember 1805 stattgehabte Verhandlungen. Auch in Massenbachs Nachlaß sind Kopien erhalten geblieben. Ein französischer Abdruck der Briefe befindet sich, nebst einigen Notizen über die Briefe, in „Histoire des campagnes de l'Empereur Napoléon en 1805—1806 et 1807—1809 (par le dépôt général de la guerre)." I. S. 441 ff.

200 000 Mann auftreten könne." — Sofortige Entwaffnung oder Gebrauch der Streitkräfte, um Bonapartes Siegeslaufbahn aufzuhalten, sei allein die Rettung.

Weiterhin ist Dumouriez' Gedankengang folgender:

Durch eine glückliche Schlacht hat Bonaparte Oesterreich vermocht, sich selbst aufzugeben, seinen Verbündeten zu einem eiligen Rückmarsche zu bewegen, der einer Niederlage gleiche. Kaiser Franz muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Bald wird der gefürchtete Tyrann daher in der Lage sein, Oesterreichs Streitmittel, ähnlich wie diejenigen Bayerns und des übrigen Süddeutschlands für seine Zwecke dienstbar zu machen und zu organisiren. Von diesen frisch gewonnenen Kräften unterstützt, wird Bonaparte Preußen unfehlbar angreifen, das trotz aller Tüchtigkeit seiner Armee den Krieg im eigenen Lande nicht lange aushalten kann, da der „Zahlwerth" Norddeutschlands in Berlin, Dresden und Kassel liege, Bonaparte aber von Süddeutschland aus sofort direkt auf Berlin marschiren würde. Das ganze Land zwischen Magdeburg und Schlesien liegt offen; keine große Festung verschließt hier den Weg zur Hauptstadt, und ihn wird der Französische Kaiser wählen, ohne Magdeburg zu belagern, oder sich um Schlesien zu kümmern. Bei Berlin wird er die Vereinigung mit seinen durch Hannover vordringenden nördlichen Streitkräften suchen. „Wohlan, nach der neuen Art der Kriegführung ist jeder Souverain verloren, der aus seiner Hauptstadt vertrieben wird, wie es das Beispiel Oesterreichs und des Königs von Sardinien bewiesen."

Was soll dagegen geschehen?

Preußen muß sogleich handeln, ehe sich Oesterreich ganz in Frankreichs Hände gegeben hat, ehe seine Besitzungen in Italien, ehe Tyrol und Salzburg durch einen förmlichen Vertrag den Herrn gewechselt haben, ehe Böhmen und Ungarn durch revolutionäre Umtriebe desorganisirt sind, ehe Polen unruhig wird, Rußland von Napoleon geschickt durch Hinweis auf andere Interessen abgelenkt ist, ehe England müde geworden, Subsidien zu zahlen, die es stets schlecht angewendet sieht.

Noch ist es Zeit, diese Kette von Unglück zu zerreißen. Ueberblickt man die militärische Lage der Verbündeten, so erscheint sie nicht hoffnungslos.

Zwar ist Bonaparte augenblicklich im Besitz von Italien, Tirol, Oesterreichs mit Wien, von Mähren und halb Böhmen. Dennoch steht es um seine Armee nicht gut. Mangel und Krankheit dezimiren sie. Die Sterblichkeit ist so groß, daß er Brünn schon aufgeben mußte, um sich der Donau zu nähern. Er hat in seinen Schlachten die Blüthe seiner Soldaten verloren und nur mangelhaft durch die in Schwaben und Bayern aufgestellten Truppen ersetzt. Italien kann ihm nur wenig Rückhalt liefern, und vom Französischen Ersatz vermag man ihn abzuschneiden. Eine kräftige Diversion am Niederrhein wird seine Hülfsmittel noch mehr schwächen und die Französische Nation eines

Krieges überdrüssig machen, welcher ihre Lebenskraft verzehrt, nur um dem Ehrgeize eines Einzigen zu dienen.

Der Kaiser von Oesterreich hat keinen Staat mehr, aber noch den Kern einer Armee. Die 80 000 Mann des Erzherzogs Karl haben nur glücklich gefochten und sind nicht entmuthigt. Das Böhmische und das Mährische Korps zusammen sind 40 000 Mann stark und verstärken sich täglich; die Reserve in Polen beläuft sich auf 30 000 Mann. Sobald die Verhandlungen abgebrochen sind und Erzherzog Karl in Ungarn erscheint, wird das Land in Waffen stehen. Man kann also auf mehr als 200 000 Mann, zur Hälfte vortreffliche Truppen, rechnen, die zur Wiedereroberung Wiens verfügbar sind.

Der Kaiser von Rußland ist weit entfernt davon, die Koalition zu verlassen. Seine Truppen sind noch nahe; er wünscht die Umkehr, seine Niederlage zu rächen, und ein ganz intaktes Korps von 40 000 Mann unter Bennigsen steht auf Preußischem Boden. Dasselbe kann von dort in Böhmen und Mähren einbrechen. Ist der Kaiser von Rußland zurückgekehrt, so berechnen sich die Streitkräfte schon auf 300 000 Mann.

Aber der König von Preußen allein ist es, der die Entscheidung geben kann und muß. Er vermag durch einfache Märsche und Stellungen, welche den Rückzug der Franzosen durchschneiden, Bonaparte zur völligen Räumung Deutschlands zu zwingen. Die Truppen im Markgrafenthum haben nur das starke Lager von Schellenberg über Donauwörth zu erreichen, während die Schlesische Armee durch die Oberpfalz debouchirt und Ingolstadt einschließt oder nimmt, und ein von der Oesterreichisch-Russischen Armee entsendetes Korps auf Passau vorgeht. Dabei ist die sehr wichtige Diversion, welche die verbündete Armee von Niedersachsen aus machen kann, nicht in Anschlag gebracht, ebenso sind die Truppen am Rhein, in Süditalien, in Spanien noch nicht gegen Frankreich in Anschlag gebracht.

Ein Umschwung ist also möglich, die höchste Eile aber geboten. Entschließt sich Preußen nicht, so wird es in zwei Feldzügen erliegen; denn seine militärischen und seine Geldmittel reichen nicht hin, um einen Krieg gegen Frankreich zwei Jahre lang durchzuführen.

Am Schlusse faßt Dumouriez seine Meinung noch einmal in kurzen Sätzen zusammen: „Nach der Unterwerfung Oesterreichs wird Preußen die erste Macht sein, welche Bonaparte angreift; denn nach seinem ganzen politischen System, nach seinem Karakter, kann und darf er in seiner Nähe einen Staat nicht dulden, so gemäßigt auch dessen Grundsätze sein mögen, welcher im Stande ist, ihm in zwei Monaten 2—300 000 Mann entgegenzustellen."

Jede Mittlerrolle, jede Neutralität erklärte Dumouriez mit bestem Grunde für eine gefährliche Illusion.

Ein zweiter, vom 28. Dezember ohne Ortsangabe geschriebener Brief geht noch näher auf das Militärische ein.

Die Französische Armee wird sich, wenn sie Wien, Mähren und Böhmen ausgesogen hat und der Frieden geschlossen ist, hinter den Inn zurückziehen und ihre Winterquartiere zu beiden Seiten der Donau nehmen, mit Augsburg als Mittelpunkt. Da Schwaben und Bayern erschöpft sind, so muß sie ihre Subsistenz vom Rheine her beziehen, außerdem wird Bonaparte das Korps des Marschall Augereau nach Würzburg und Bamberg verlegen, um es auf Kosten dieser Bisthümer leben und zugleich Franken für sich ausnützen zu lassen. Durch Ankauf wird er alle dort und in Sachsen irgend lagernden Vorräthe an sich ziehen, um der Preußischen Armee die Operationen durch Sachsen und Franken zu erschweren. Seine nach Bamberg und Würzburg sowie in die Oberpfalz vorgeschobenen Truppen umstellen Ansbach und Bayreuth, dahinter werden ihm Brückenköpfe, die er zwischen Passau und Ulm errichtet, eine feste Linie geben. So basirt, wird es ihm leicht sein, nach Sachsen zu debouchiren, zwischen Leipzig und Dresden hindurch vorzugehen und, Magdeburg links, Schlesien rechts lassend, die Elbe bei Dresden, Torgau, Wittenberg oder Dessau zu überschreiten und auf Berlin vorzubringen. Die Französische Armee aus den Niederlanden aber wählt ebendahin ihren Weg durch Mecklenburg über Perleberg und Fehrbellin.

Wunderbar ist es, wie der alte Feldherr der Republik die geheimen Absichten des glühend Gehaßten durchschaute.

Er meint, daß es leicht sei, die „griefs“ zu errathen, welche Bonaparte gegen Preußen schon bereit habe. „Es entgeht ihm kein Schritt, der beim Könige gethan wird, er kennt aufs genaueste alle Verhandlungen, welche stattgefunden haben, die bedingungsweisen Verpflichtungen, die Epochen, in denen sie erfüllt werden sollten, auch, daß sie durch die Niederlage von Austerlitz nur unterbrochen worden sind. Er kann Preußen den Stolz, offen zu vermitteln, und die großen militärischen Kräfte, die es mit solcher Schnelligkeit in so reichem Maße entfaltete, nimmermehr verzeihen.“

Noch einmal räth er zu sofortigem Losschlagen: „Ich wage zu versichern, daß, wenn der König von Preußen diese Partie ergreift, er Europa retten wird, und daß im entgegengesetzten Falle er verloren ist und ganz Europa nach ihm!“

„Voilà ce que peut le roi de Prusse, gloire, profit, honneur, justice, interêt de la couronne et de ses peuples, salut de l'Europe, tout depend de la détermination actuelle et doit la fixer.“

Leider blieb auch diese Mahnung ungehört. Am 15. Dezember 1805 hatte Graf Haugwitz den Schönbrunner Vertrag geschlossen; am 4. Januar wurde derselbe formell ratifizirt. Am 24. Januar folgte die Demobilmachung der Armee.

Die nahe Kriegsaussicht hatte die Aufmerksamkeit doppelt rege auf die Französischen Heereszustände gelenkt. Verschiedene Offiziere hatten die vor-

überziehenden Kolonnen der Franzosen beobachtet. Einer der Adjoints des Generalstabes berichtete aus Hof vom 24. Oktober 1805, nachdem er die traurige Lage der Oesterreicher geschildert, in das Hohenlohesche Hauptquartier,*) daß die Franzosen in bester Stimmung seien, daß ihre Kavallerie sich sehr gebessert habe, troß ihrer schlechten Pferde wirksame Massenangriffe mache, ja sogar häufig ganz allein der Armee voraus eile und außer Verbindung mit den anderen Waffen handle. Die Artillerie wurde als schlecht bezeichnet, bei Günzburg habe sie den ganzen Tag geschossen, ohne Eindruck zu machen.[67]

Im Monat Juni 1806 sandte ein Französischer Offizier Nachrichten über die Armee des Kaisers**) ein. Er behauptete freilich, diese sei bei weitem nicht so stark, als man glaube und glauben mache, man dürfe den amtlichen Zahlen nicht trauen; denn aus Gewinnsucht der höheren Befehlshaber wären sie vielfach übertrieben. Berichtigend führt er aus, daß die Infanteriebataillone statt 950 meist nur 600 Mann, die schweren Kavallerieregimenter statt 600 nur 400, die leichten statt 1000 nicht mehr wie 500 Pferde stark seien. Es folgen zahlreiche Angaben über die Eintheilung der Armeekorps und ihre Stärke, Winke für die Spione und endlich über die allgemein bekannte Zusammensetzung der Armee in Süddeutschland. Eine lange Abhandlung ist Napoleons Verpflegungssystem ohne methodische Magazinanlagen gewidmet, „dem man die Schnelligkeit seiner Märsche und Bewegungen zuschreibt, und das man als eine der Hauptursachen seiner Erfolge ansieht.“ Nicht unbedingt pflichtet der Verfasser diesem System bei und führt für sich die Meinung eines hohen Französischen Militärs an. Auch der Anwendung der Kolonnen bei der Infanterie geschieht eingehende Erwähnung und es wird eine Reihe Vortheile derselben aufgeführt.

An Mitteln zur Orientirung fehlte es demnach nicht. Der Umstand, daß die Französische Armee auf vollem Kriegsfuß in Süddeutschland stehen blieb, erleichterte dieselbe. Aber nur Wenige fragten danach. In der Preußischen Armee schritt man auf so hohen strategischen Stelzen einher, daß man simple Dinge, wie Zahl und Zustand der Streiter, übersah. Statt dessen wurde eine Terrainstudie nach der andern bearbeitet.***) Ideale Feldzugspläne drängten sich, Stellungen für Avantgarden und größere Schlachtkörper wurden gesucht und gefunden oder vermißt. Von den lebendigen Kräften des Gegners war nicht die Rede.

Wo dies der Fall war, da zeigte sich, daß die Beurtheiler sich von einer engpreußischen Auffassungsweise nicht losmachen konnten. In der Französischen Armee ging Manches, wie es Scharnhorst in der militärischen Gesell-

---

*) Kriegsarchiv D. II. 72a.

**) Notes sur l'armée française et sa tactique. Kriegsarchiv D. II. 72b.

***) Namentlich über Westfalen, weit weniger über Franken und Thüringen.

schaft betont, bunt her und fiel dem Preußischen Soldatenauge störend auf. Die Ungleichmäßigkeiten in Stärke, Ausrüstung, Anzug, die schlechten Pferde, die Freiheiten und Unordnungen, welche sich die Truppe erlaubte, der starke Abgang aller Art beleidigten den an strengste Peinlichkeit gewöhnten Preußischen Sinn. Dieser vermochte sich nicht über die schulmeisterlich-pedantische Anschauungsweise zu erheben und sich zu sagen, daß alle diese Dinge freilich nicht in der Ordnung, am wenigsten nachahmenswerth für Preußische Truppen seien, daß sie aber zum größten Theil in der Natur der damaligen Französischen Armee lagen, daß sie keineswegs für Untüchtigkeit, nicht einmal für Indisziplin gelten dürften, daß sie die Wucht der Masse, die kriegerische Kraft und Macht Frankreichs gar nicht oder nur unmerklich beeinträchtigten. Mit dem starren Doktrinarismus eines gelehrten Militärprofessors hielten die meisten und gerade die sonst vorzüglichsten Männer im Heere an der Vorstellung fest, daß eine aus der Französischen Revolution, der Konskription und den Kriegen des Konsulats und Kaiserreichs hervorgegangene Armee durchaus dasselbe Bild darbieten müsse, wie die glänzenden Preußischen Garden Potsdamer Observanz.

Major v. Kamptz sah die Franzosen im Sommer 1805 in Hannover. Er war ein braver, sehr tüchtiger Offizier, der 1805 an seinen Freund Knesebeck schrieb, er wünsche den Krieg, sollte er ihm selbst ein schmerzvolleres Ende bringen als eine schwere Krankheit, an welcher er gerade litt, und der diese Worte dann thatsächlich auf dem Schlachtfelde von Auerstädt mit dem Heldentode besiegelte. Sein Urtheil indessen war nicht minder befangen, als das aller andern. „In drei Monaten peitschen wir die Kerls mit zwei Drittheil Force über den Rhein, darauf wette ich meine Seligkeit. Es sind immer noch die alten Roßbacher, wenn man sie nur aufs Leder geht. Ich habe sie nirgends brav thun sehen während der drei Kampagnen, die ich gegen sie gemacht habe."

„Dies, mein Freund, müssen alle Generals und auch wir besonders uns zur Pflicht machen, öffentlich auszuposaunen, weil es wahr ist, und weil es, kommt es von oben, guten Effekt macht. Alle Schwarzkieker und ewige Fürchter muß man zum Teufel wünschen, sie sind keine wahren Preußen."*)

Aehnlich lauten dem Inhalte nach die meisten Aeußerungen. „Es sind noch immer die alten Roßbacher!" war ein Schlagwort geworden.**)

---

*) Kamptz an Knesebeck aus Münster, den 31. August 1805. Kriegsarchiv D. II. 72a.

**) Sogar der sonst so bescheidene Fürst Hohenlohe soll sich bekanntlich, nach von der Marwitz' Zeugniß, von dem allgemeinen Vertrauen zu der Rodomontade haben fortreißen lassen: „J'ai battu les français dans plus de soixante affaires et ma foi je batterai Napoléon, pourvu qu'on me laisse les bras libres, quand je serai aux prises avec lui." (Marwitz, Nachlaß II, S. 65.) Nach Bülows Behauptung äußerten *Preußische Generale:* „Bonaparte verdiene nicht Korporal in der Preußischen Armee zu

In jener Zeit nun will Müffling das Unglück vorausgesehen haben. Er war 1805 und 1806 in Bayreuth und konnte von dort aus die Franzosen im Ansbachschen hinlänglich beobachten. In seinen 1844 abgeschlossenen Memoiren sagt er darüber:

„Ich sah die Französische Armee in Ansbach, die Leichtigkeit der Bewegung ihrer Infanterie und erkannte, daß ohne bedeutende Veränderungen in der unsrigen wir in einem Kriege unterliegen müßten." *)

So wäre Müffling der echte Prophet gewesen.

Doch nun wissen wir schon, daß er zwei Jahre nach dieser Erfahrung behauptete, „die Preußische Armee sei in der Taktik von keiner übertroffen gewesen." **) Die Forschung im Aktenmaterial führt ferner zu der Originalquelle über seine Ansicht, die er sich damals an Ort und Stelle wirklich gebildet hat. Da heißt es in einem Briefe an Knesebeck aus Bayreuth vom 3. April 1806: ***)

„Ich habe die Französische Armee gesehen; sie hat viel Vortreffliches, aber ich habe mir auch Manches hinters Ohr geschrieben. Der gemeine Mann und der Subalternoffizier ist so weit, daß er sich für unüberwindlich hält. — Ein großer Vortheil! — aber es sind doch noch die alten Franzosen. Einmal sie gut geschlagen, so würde unbeschreibliche Verwirrung entstehen." †)

---

sein." Man wird indessen diese Nachrichten ebenso mit Vorsicht aufnehmen müssen, wie alle anderen der damaligen Armee nacherzählten Anekdoten. Zumal Hohenlohes Karakter entspricht die berichtete Aeußerung durchaus nicht.

*) Müffling, Aus meinem Leben, S. 14.

**) C. v. W. (Müffling), Operationsplan der Preußisch-Sächsischen Armee. Weimar 1807. Vorbericht S. VI. Vergl. S. 76.

***) Kriegsarchiv D. II. 72 b.

†) Richtiger schilderten damals nach Russischen Zeugnissen die unter Bülows Mitwirkung herausgegebenen „Annalen des Krieges" (Band I. Berlin 1806, S. 153): „Die Franzosen sind die schnellsten Soldaten, greifen mit unglaublicher Geschwindigkeit an, eilen ebenso schnell zurück, kommen wieder und eilen ebenso leicht davon."

„Sie behalten bei der Retraite die mehrste Besonnenheit und werden nicht niedergeschlagen, wenn sie Terrain verlieren."

„Der Tod ihrer Offiziere bringt keine Verwirrung unter ihnen hervor. Wenn der kommandirende Offizier fällt, nimmt der nächste nach ihm das Kommando und dann wieder der nächste. Das kleine Kommando verstehen sie fast alle."

„Der Französische Soldat ist gewohnt, in einem pays à requisition bald als Prinz und bald als Sansculotte zu leben. Gleichheit in der Lebensart wird nicht durchaus erfordert, damit er gut diene."

„Es herrscht ein großer esprit de corps unter den Französischen Truppen. Im Anfange der Revolution band sie republikanischer Fanatismus, und am Ende derselben das Wort „la grande nation.""

Die Arbeit vergleicht die Franzosen, Oesterreicher und Russen; sie zieht die Preußen nicht hinzu.

Das klingt ganz anders. Es sind nicht die Worte eines Mannes, der das Unglück des Vaterlandes vor Augen sieht.*)

XII.

Vertrauen auf die Revuetaktik.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, mit welchem Mittel man die Franzosen schlagen wollte. Die Französische Kriegführung mit ihren Neuerungen von Tirailleurgefecht und Requisitionssystem wurde verworfen. Was glaubte man ihr siegreich entgegenstellen zu können?

Bekanntlich wird erzählt, Massenbach habe für jeden möglichen Krieg einen Plan vorräthig gehalten, nur für den gegen Frankreich nicht. Für Massenbach mag dies zutreffen; nicht für den Generalstab im Allgemeinen.

Ein erster Entwurf rührt aus der Zeit des zweiten Koalitionskrieges her.**)

„Wir können denen feindlichen 170 000 Mann starken Heeren höchstens 100 000 Preußen und 20—25 000 Alliirte, zu denen ich Hannover, Braunschweig und Hessen-Kassel bestimmt rechne, also im Ganzen 120—125 000 Mann entgegenstellen", sagt der unbekannte Verfasser, „denn trotz allem Anschein von Sicherheit für Rußland und Oesterreich müssen doch die Schlesischen und Preußischen Festungen gut besetzt sein und dennoch außerdem ein reputables Corps d'armée auf unerwartete Ereignisse in diesen Provinzen verbleiben. Rechnet man, wie billig, auf die anerkannte innere Vortrefflichkeit und Manövrirfähigkeit unserer Truppen, auf große Feldherren und unsern Monarchen an ihrer Spitze, so wird man unsere Stärke der feindlichen sehr gewachsen finden."

Der Verfasser erläutert weiterhin, daß er einen Angriff von 70 000 Mann über Düsseldorf durch Westfalen gegen die Weser, ferner einen anderen von 100 000 über Mainz, Koblenz oder Köln, und einen dritten von 30 000 Mann gegen die Fränkischen Besitzungen erwartet.

„Man mache hier nicht den Einwurf, die bei jeder anderen Puissance gegründet sein würde, daß die feindlichen Armeen zu diesen großen und weiten Operationen feste Plätze am rechten Rheinufer sowie auf ihrer Operationslinie und in diesen sehr große Magazine jeder Art haben müßten. Die Kampagnen der Generale Jourdan und Moreau im Jahre 1796, wie Ersterer

---

*) Auch der Preußische Staatsanzeiger von 1806, herausgegeben von einer Gesellschaft von Geschäftsmännern, brachte im Maistück einen Aufsatz: „Ueber die Verschiedenheiten des Preußischen und Französischen Militärs", und im Oktoberstück Bemerkungen zu demselben.

**) *Kriegsarchiv* D. I. 104.

vom Rhein bis an die Böhmische Grenze, und Letzterer von eben diesem Fluß bis ins Herz von Bayern, ohne feste Plätze auf ihren Operationslinien und ohne vorher zusammengebrachte Magazine irgend einer Art, vordrangen, und ohne die auffallenden Fehler des Generals Jourdan, der sich ganz éparpillirte, wahrscheinlich in ihren Eroberungen behauptet haben würden, beweisen die Möglichkeit solcher Bewegungen bei denen Französischen Armeen nur zu deutlich; man wird also wohl gut thun, sich auf dergleichen*) Operationen von Seiten des Feindes gefaßt zu halten."

Es werden nun die Gegenmaßregeln in sehr umständlichen, auf die einzelnen Fälle berechneten Heeresbewegungen vorgeschlagen.

„Womöglich in Allem und besonders bei Eröffnung einer Kampagne seinem Feinde stets zuvorzukommen, ist eine Maxime, die Preußen immer auszuüben suchen muß", heißt es hierbei.

„Nur durch diese zuvorkommende Schnelligkeit, vereint mit der Aufrechterhaltung einer inneren strengen Disziplin, Güte und Manövrirfähigkeit unserer Armee, durch Bildung vorzüglicher, nicht durch die Last der Jahre unthätig gemachter Feldherren und durch Ersparung eines Schatzes, der für die ganze Armee wenigstens zu drei Campagnen zureichen muß und ohne welchen nichts Wesentliches unternommen und ausgeführt werden kann, — nur durch Vereinigung dieser Mittel ist Preußen im Stande, nicht allein seinen ihn umgebenden mächtigen Grenznachbarn Trotz zu bieten, sondern selbst noch Eroberungen über sie zu machen und dadurch einen ehrenvollen Frieden zu erzeugen."

„Diese zuvorkommende Schnelligkeit aber ist bei uns um so leichter möglich, da unsere Könige stets unsere ersten Feldherren sind und sich stets selbst an die Spitze ihrer Armeen setzen, um mit ihnen alle Gefahren des Krieges nicht allein zu theilen, sondern ihnen das erste und erhabenste Beispiel jeder militärischen Tugend zu geben, alles Umstände, die unglaublich viel zur Schnelligkeit einer jeden Operation und zum kühnen Unternehmungsgeist unserer Armeen beitragen müssen."

Der Verfasser empfiehlt, sowohl in der Offensive wie in der Defensive, die Entscheidung in großen Schlachten zu suchen. Wo er von Nachdruck spricht, erklärt er besonders: „Unter dem Worte Nachdruck verstehe ich, daß man immer bereit sei, dem Feinde eine Schlacht zu liefern, sowie die Gelegenheit nur irgend favorable dazu ist, oder die Umstände Entscheidendes nothwendig machen."

Es ist also keineswegs das Eigenthümliche der Französischen Kriegführung noch die Bedeutung der Schlacht verkannt, wohl aber die Hoffnung ausgesprochen, der ersten mit Glück die Preußischen besonderen Vorzüge entgegenzustellen und darum die zweite für sich zu haben.

---

*) Das Wort fehlt im Originaltext.

Seit dem Juni 1803 stand der Feind nach Besetzung Hannovers an den Preußischen Grenzen. Im Oktober dieses Jahres stellte Knesebeck, der damals besonders fruchtbar an Entwürfen war, „Einige Berechnungen bei einem plötzlich ausbrechenden Kriege zwischen Frankreich und Preußen" an.*)

Darin entwickelte er folgende Aussichten:

Napoleon kann drei Armeen sogleich verwenden, die in Hannover unter Marschall Mortier eingerückte, die in Holland und zwischen Dünkirchen und Boulogne an der Küste stehende, endlich die Reserve aus dem Innern.

Die Armee von Hannover kann Berlin in acht Tagen erreichen. Führt sie den Marsch dahin selbst in ihrer ganzen Stärke von 35 000 Mann aus, so ist dennoch ein Erfolg nicht zu erwarten, weil mittlerweile bei Berlin 22 000 Preußen versammelt sein können, welche unter allen Umständen ausreichen, 35 000 Franzosen zu schlagen. Nun müssen aber die Franzosen in Hannover einen Theil ihrer Kräfte gegen General v. Blücher**) und gegen die Dänen zurücklassen, also erst die Verstärkungen aus Holland abwarten.

Wenn Bonaparte die Armee aus Holland folgen läßt, so kann er in 21 Tagen mit 80 000 Mann vor Magdeburg stehen. In derselben Zeit versammelt Preußen dort 99 000 Mann. Außerdem sind bei Kassel oder Paderborn von Blücher 28 000 Mann Preußen und Hessen zusammenzubringen, welche entweder vor dem Erscheinen der Verstärkungen über Mortier herfallen, oder sich an die Hauptarmee heranziehen.

Keine Hoffnung auf Erfolg für Bonaparte!

Greift er nun aber mit 200 000 Mann an, so kann Preußen in gleicher Zeit 170 000, Sachsen 20 000, Hessen 15 000 Streiter aufstellen. Im Ganzen stehen also 205 000 Verbündete ihm gegenüber. Kurz und gut, bei Magdeburg, dem entscheidenden Punkte, vermag Preußen immer stärker aufzutreten als Frankreich. Es ist ihm dort überlegen um 5000 Mann, ferner durch seine Disziplin und durch die Manövrirfähigkeit seiner Truppen. Preußen wird also den Feind in diesem Falle nicht nur besiegen, sondern ihm sogar eine Niederlage beibringen, an welcher er viele Jahre kranken muß.

Selbst wenn die Franzosen in der Stärke von 300 000 Mann erscheinen, können sich 170 000 Preußen und Bundesgenossen bei Magdeburg, 50 000 bei Bayreuth versammeln. Bonaparte muß sich auf Magdeburg dirigiren, kann sich aber zwischen Weser und Elbe nie mit seinen Gegnern messen, richtet daher auch mit solchen Kräften nichts aus.

Die Preußische Armee vermag sich nämlich bei dieser Operation leicht aus den Vorräthen von Magdeburg und Erfurt zu ernähren; die Franzosen sind gezwungen, ganz aus dem Lande zu leben, und dies ist im größten Theile von Westfalen, das sie beim Vorgehen gegen Magdeburg hinter sich haben

---

*) Kriegsarchiv D. I. 36.

**) *Befehligte in Westfalen.*

würden, sehr schwer. Auch gerathen sie bei der Annäherung an die Elbe in die Wirkungskreise von Magdeburg und Erfurt, die ihnen verderblich, den Preußen aber die größte Hülfe sind.

„Eben daher werden die Franzosen nicht lange zwischen Weser und Elbe verweilen, sich nicht unserer Stärke anpassend bewegen können, weil wir immer mehr Kräfte auf einen Punkt hinbringen werden, als sie, folglich also werden sie geschlagen werden, wenn die Eigenheiten des Terrains auch wirklich für sie sein sollten."

Zum Schluß ertheilt dann Knesebeck den Rath: „Wir müssen die geschlagenen Französischen Heere zwar bis zum Rhein lebhaft verfolgen, nie aber uns auf ernste Operationen dort einlassen, wenn wir den Sieg an unsere Fahnen fesseln wollen."

Beunruhigt durch die Befestigung von Hameln und Nienburg seitens der Franzosen schrieb er bald danach — am 20. November 1803 — ein politisches Memoire: „Es ist Zeit!"*) Auch hier wiederholt er: „Jenseits des Rheins wird der Krieg Preußen den Untergang bringen; diesseits der Elbe werden die Franzosen aus denselben Ursachen unvermeidliche Niederlage erleben!"

Das fortwährende Nachschieben von Reserve-Armeen, das sie mit so viel Glück in Süddeutschland und Italien durchgeführt, ist in Norddeutschland nicht möglich. Schon die dritte Armee würde nichts mehr zu leben finden; sie müßte ihr Brot von Hause mitnehmen — „und in diesem „„Mitnehmenmüssen"" liegt unser Sieg!"

„Unsere Verpflegung bis zur Elbe ist dagegen durch die Wasserverbindung mit der Oder und Weichsel gesichert und durch mehrere Festungslinien begründet, unsere Bewegungen werden daher schnell, die ihrigen aber langsam, unsere Schläge kräftig, die ihrigen matt sein. Ein Sieg von uns wird sie unvermeidlich bis zum Rhein, ein Sieg von ihnen über uns, unsere Heere nur bis zur nächsten Festung und dem nächsten Flusse treiben. Alles dies gilt jedoch nur, so lange sie keine Festungen an der Weser haben."

Die erste Schaufel Erde, von den Franzosen an der Weser ausgehoben, will Knesebeck schließlich als casus belli betrachtet wissen.

Abgesehen von dem unfruchtbaren Doktrinarismus, welcher die ganze Anschauungsweise jener Zeit durchzog, spricht sich auch hier das Vertrauen auf das Uebergewicht Preußens in einzelnen großen Schlägen aus, mag immerhin bei den kleinen Vorgängen Frankreich die Oberhand haben.

In Knesebecks schon erwähnter Abhandlung über das Französisch-Preußische Kriegstheater tritt dies noch deutlicher hervor. Er beweist hier zunächst, daß sich das Land am rechten Elbufer weit mehr für eine Preußische, als für eine Französische Armee eignet, „so lange der Preußischen die taktische Ueberlegenheit bleibt, die ihr den Erfolg des nachdrucksvollen geschlossenen Angriffs

---

*) Kriegsarchiv D. I. 36.

verspricht." „Der Preußische Soldat, in der Ebene geboren, findet sich hier besonders gut zurecht, während der Alpenbewohner sich fern von seinen Bergen so verloren glaubt, wie der Märker im Hochgebirge." Einen besonderen Vortheil erblickt er wiederum darin, daß Frankreich auf diesem Kriegstheater sich von seinen Hülfsquellen entfernen müsse, während sein Verpflegungssystem gerade darauf nicht eingerichtet ist, da es nicht auf Nachschaffung, sondern auf dem Aufzehren des Vorgefundenen beruhe.*)

Anders gestaltet sich das Verhältniß im südlichen Theile des Kriegstheaters links der Elbe, zwischen diesem Strom, der Weser und Werra. Im Gebirgslande, meint Knesebeck, müsse man dem Franzosen wegen des geringen Trosses, der wenigen Pferde und des Tirailleursystems, das seine Stärke ausmache, selbst wegen des Nationalkarakters den Rang vor dem Preußen ertheilen. „Aus dieser Rücksicht betrachtet, scheint es also, als wenn eine Preußische Armee es in dem südlichen Distrikt dieses Kriegstheaters auf die Länge der Zeit nicht mit einer Französischen würde aufnehmen können."

Daher sollte sie, wie bekannt,**) sich nur auf den Vorbergen hin und her bewegen.

Die Vortheile besserer Basirung spricht Knesebeck aber auch hier noch den Preußen zu.

Dies ändert sich erst zwischen Weser, Main und Rhein, wo Frankreich die beste Basis am Rhein besitzt und nach Kassel nur so weit hat, wie Preußen von Magdeburg aus. Taktisch würde auch hier Alles darauf ankommen, „sich allezeit so zu stellen, daß man bei der Preußischen Armee das Gefecht mit geschlossenen Heereshaufen und die taktische Beweglichkeit der verschiedenen Waffenarten nicht aufzugeben braucht, — als worin, wie schon oft bemerkt, ihre Ueberlegenheit über die Französische Armee besteht."

Die Denkschrift ist von besonderem Interesse, weil Scharnhorst sie mit zahlreichen Bemerkungen versah, welche sich namentlich gegen die Neigung wendeten, den geographischen Verhältnissen zu viel Wichtigkeit beizumessen. Sehr richtig bemerkt Scharnhorst, daß die großen Haiden Westfalens und die offenen Felder am Main für den geschlossenen Angriff und die Ueberlegenheit der Preußischen Kavallerie ebenso vortheilhaft seien, wie das Land zwischen Elbe und Oder. Der Umstand, daß der Preußische Soldat in der Ebene geboren wäre, meint er, habe für die gegenwärtige Art, Krieg zu führen, keine Bedeutung. Die Preußischen Regimenter hätten bei Zorndorf zum Theil schlechter gefochten als in Sachsen und Böhmen; die Oesterreicher, die sich bei Novi und Stockach tapfer schlugen, wollten im Oesterreichischen

---

*) Kriegsarchiv D. I. 110. Grundlinien zu einem allgemeinen Terrainbilde des Französisch-Preußischen Kriegstheaters und Resultate daraus zu dessen militärischer Benutzung. (Wahrscheinlich 1803 oder 1804 geschrieben.)

**) Siehe S. 218.

ihre Schuldigkeit nicht thun. Daß die Franzosen, wenn sie erst bis zur Elbe vorgedrungen, fern von ihrer „Basis“ hülflos sein würden, bestreitet Scharnhorst, da gerade der Besitz der Länder zwischen Rhein und Elbe ihnen gestatte, auf fremde Kosten zu leben. „Die stehenden Heere sind bestimmt, die Unterthanen und das Land für feindliche Einfälle zu sichern, aber nicht in dem Innern des Landes Krieg zu führen und es selbst zu verwüsten. — Kein Krieg kann unglücklicher genannt werden, als der, in dem man dem Feinde die Hülfsmittel zur Führung des Krieges in die Hände giebt und sie sich dagegen selbst entzieht.“... „Darum spielte Herzog Ferdinand auch den Krieg an den Rhein.“

Gegenüber den Berechnungen Knesebecks, wonach sich an der Weser schon ein für Preußen ungünstiges Verhältniß der Weiten ergeben müßte, sucht Scharnhorst die einfacheren, natürlicheren und lebendigen Verhältnisse in den Vordergrund zu bringen. Er betrachtet die Länder zwischen Elbe und Rhein als natürliche Machtsphäre Preußens und will die Preußische Armee daher von Hause aus am linken Weserufer versammelt wissen. Die Maßnahmen des Herzogs Ferdinand gelten ihm durchweg als Muster.

In diesem Gutachten spricht Scharnhorst zugleich von einem Memoire, das er selbst über das westliche Kriegstheater aufgesetzt, und worin er nachgewiesen haben will, daß bei einem Vertheidigungskriege die Lage der Preußischen Armee im Vergleich zu der der Französischen wesentliche Vortheile voraus habe.*) Es ist fraglich, ob eine vor 1806 verfaßte „Uebersicht der militärischen Beschaffenheit des Kriegstheaters gegen Westen“**) damit gemeint ist.***) Scharnhorsts Ansichten über die Mittel, mit welchen man die Franzosen bekämpfen müßte, sind jedenfalls festzustellen. Sie sprechen sich deutlich in seiner Abhandlung „Ueber die Stärke und Vertheilung der Artillerie bei einer in Divisionen oder Korps getheilten Armee“†) aus.

Er erkennt die große Schnelligkeit, mit der die Französischen Armeen „agirten“, an, hofft aber, sie von der Preußischen auch darin übertroffen zu sehen. Deren starke Seite erblickte er in rasch ausgeführten entscheidenden Angriffen auf bestimmten Punkten. Noch in den Revolutionskriegen habe sie,

---

*) D. I. 110.

**) D. I. 104.

***) Von strategischen Beziehungen ist in dieser Schrift Scharnhorsts unmittelbar nicht die Rede, sie enthält vielmehr nur Angaben über Fruchtbarkeit und Beschaffenheit des Landes, über Festungen und einige Vertheidigungslinien. Immerhin kann die angeführte Stelle darauf Bezug haben, da sich aus der Schilderung allerdings entnehmen läßt, daß zwischen Elbe und Weser eine Armee von 100 000 Mann, gestützt auf Magdeburg, sich längere Zeit ohne Schwierigkeit behaupten könne. Möglicherweise hat man in dieser ursprüglich mit vier, leider nicht mehr vorhandenen Karten ausgestatteten Skizze nur die Einleitung einer umfangreicheren Abhandlung vor sich. (Die Skizze schildert das ganze Land zwischen Elbe und Maas nach seiner Beschaffenheit für kriegerische Zwecke.)

†) Kriegsarchiv D. I. 123.

so führt er an, durch Schnelligkeit und Geschicklichkeit, z. B. in Frontveränderungen, da den Sieg erlangt, wo alle anderen Heere unterlegen wären. „Diese Armeen", sagt er von der Preußischen, „haben also einen unwidersprechlichen Vorzug in der Geschwindigkeit ihrer Manöver." Weiterhin spricht er abermals von deren Kühnheit und Geschwindigkeit, von dem Geist der Offensive, der im Preußischen Heere lebe, von dem bei ihr herrschenden Grundsatze, „von jedem Fehler des Feindes, jedem günstigen Umstande im ersten Momente zu profitiren."

Auch Scharnhorst sah augenscheinlich die eigenthümliche Kraft unserer Armee jener Zeit in der pünktlichen und schnellen Bewegung bedeutender Truppenmassen. Er rechnete darauf, unter allen Umständen durch diese Eigenschaft in den großen Entscheidungen das Uebergewicht wieder zu erlangen.[68]

Dies lenkt den Blick auf die einst weltberühmten Preußischen Revuemanöver. Sie sind nach der Katastrophe einstimmig als Spielerei verurtheilt worden. Vor derselben, im Jahre 1805, sagte Bülow von ihnen:

„Die Taktik auf den Exerzirplätzen ist etwas in sich selbst Vollendetes, nach dem ästhetischen Grundsatze von Goethe und Schiller. Sie hat ihren Zweck in sich selbst. Auf dem Exerzirplatze zu glänzen, das ist ihr Zweck."*) Clausewitz schrieb in späteren Jahren nieder: „Am schmerzlichsten fiel es mir auf, daß diese lange vorher einstudirten, viel besprochenen, genau vorgeschriebenen, an Ort und Stelle gezeigten Spiegelfechtereien von den ausgezeichnetsten Männern des Heeres, wie Möllendorf und Rüchel waren, mit einem das ganze Leben absorbirenden Ernst, mit einer an Schwäche grenzenden Lebhaftigkeit betrieben wurden."

Daß Männer, wie die genannten, mit Ernst und Lebhaftigkeit Dinge trieben, die auch ihrem Bewußtsein als Spiel erschienen, ist nicht vorauszusetzen. Thatsächlich lag für sie ein tiefer Sinn in diesem Spiel. Die herrschende Meinung jener Tage ging in den maßgebenden Kreisen meist dahin, daß man den höheren Anforderungen der neuen Zeit am besten durch Steigerung der taktischen Dressur der Truppe in den alten Formen zu genügen vermöchte.

Wie diese gesteigerte Dressur den inneren Werth auf der Höhe der Zeit erhalten sollte, so glaubte man der Armee das ausreichende Gewicht für die moderne Schlacht eben dadurch geben zu können, daß man schneller und sicherer als jede andere zwanzig, ja dreißig Bataillone gleichzeitig auf einen zum Angriff bestimmten Punkt der feindlichen Stellung zu bringen vermochte. Ein geflügeltes Wort jener Tage lautet:

„Die Stärke der Preußischen Armee beruht auf der Schnelligkeit und Präzision ihrer Bewegungen." Es kommt eben sowohl in dem Gutachten der

---

*) Neuere Taktik der Neueren, II. S. 3.

Reorganisationskommission als in Scharnhorsts Denkschriften vor — daher auch die unendliche Mühe, die man sich mit den Revuemanövern, mit dem tadellosen Avanciren, Retiriren und Schwenken, mit den Flußübergängen, mit Defileedurchzügen, Aufmärschen, Entwickelungen und vor Allem mit dem Echelonangriff jeder Art gab.

Die Dispositionen dieser Revuemanöver aus den Jahren 1797—1805 sind zum großen Theile noch vorhanden*) und Muster von Ausführlichkeit und Pedanterie. Möllendorfs Revuedisposition zum 15. Mai 1797 zählt für 18 Bataillone, 10 Eskadrons sieben volle enggeschriebene Bogenseiten. Aber damit noch nicht genug! Fünf eben solcher Seiten besprechen insbesondere die Attacke und den Rückzug, wenn er nöthig werden sollte. Die Disposition zum Manöver vom 15. Mai 1798 ist gar zehn Seiten lang. Alle Aufstellungen, alle Bewegungen, die meisten für verschiedene Fälle berechnet, werden haarklein darin vorgeschrieben, jedes Ding aufs peinlichste geordnet.

Revuen und Manöver unterschieden sich. Die ersteren waren**) ein einfaches Exerziren im Feuer ohne untergelegte Idee. Das Vorgehen, Zurückgehen, Treffendurchzüge, Schwenkungen, Richten, Pelotonfeuer, die so viel gerühmten Salven mit überspringenden Bataillonen, die „différents feux dont les Prussiens font un cas particulier"***) wurden unablässig geübt. Diese Exerzitien fanden in einem Maßstabe statt, den wir heute nicht mehr kennen. Am 21. Mai 1798 exerzirten bei Berlin nicht weniger als 30 Bataillone, 25 Eskadrons nach 18 durch Kanonenschüsse bezeichneten Momenten.[60]

Bei den Frühjahrsmanövern wurde gleichfalls jede Bewegung genau vorgeschrieben. Sie glichen unserem Korpsexerziren, doch ohne einen markirten Feind, nur nach einer zu Grunde gelegten Idee. Der Ausmarsch aus der Garnison Berlin erfolgte stets in gleicher Weise, von einem Treffen zum Halleschen, vom andern zum Potsdamer Thore hinaus. Beide vereinigten sich dann am unteren Ende von Schöneberg. Mehrfach handeln ein paar Seiten nur von der ersten Aufstellung. Vor der Front eines bestimmten Regiments versammeln sich die Stabsoffiziere zur Empfangnahme der Disposition. Es scheint aber, daß diese schon vorher bekannt war. Niemand hätte sie auch sonst behalten können. Jede Kleinigkeit wird vorgesehen, jeder Abmarsch irgend eines Truppentheils, ob in Sektionen, in halben Zügen, rechts oder links, von oben her befohlen. Meist wurde dann eine Oertlichkeit angegriffen, bei den Berliner Manövern fast regelmäßig der Weinberg bei Schöneberg, hin und wieder auch das Dorf Tempelhof. Eine Lehmgrube spielte eine verhängnißvolle Rolle. Es wird befohlen, wie die einzelnen

*) Kriegsarchiv E. II. 91—104 u. a. a. O.

**) Abgesehen von den sogenannten Spezialrevuen, wobei die Mannschaft gemustert wurde.

***) Marquis Toulongeon, Une mission militaire en Prusse, S. 229.

Truppen vorrücken, welche Exerzirbewegungen sie machen, wie weit sie an das Ziel herangehen, wieviel Patronen sie verfeuern, wie sie dann zurückgehen sollen u. s. w. In verwickelter Art und Weise, mit maschinengleichem Ineinandergreifen der einzelnen Theile wurde der Angriff aufs umständlichste durchgeführt und am Ende auf dem erstürmten Weinberg die Parole ausgegeben. Man kann sich wohl vergegenwärtigen, daß das Ganze einen höchst glänzenden Anblick gewährt haben muß, ja daß diese zahlreichen, wie Hebel und Räder pünktlich durcheinander arbeitenden Truppenmassen einen Eindruck von Unwiderstehlichkeit erweckt haben.

Bezeichnend für die Zeit ist die wahrhaft ängstliche Sorge des Kommandirenden, ein Betreten von Saaten zu verhüten; der Plan des Manövers wird ihnen zu Liebe gewaltsam in Unnatürlichkeiten gezwängt: „Ueberhaupt werden wir durch die Saat und die Lehmgrube in der richtigen Ausführung des Manövers sehr eingeschränkt und der Kunstverständige muß danach die Natur der Bewegungen beurtheilen", klagt der alte Möllendorf in einem seiner Befehle.

Bei den Herbstmanövern wurde am ersten Tage in der Regel ähnlich verfahren, an den übrigen herrschte größere Freiheit. Zwar blieb der Gang der Uebung vorgeschrieben, aber es wurden doch mehrere Fälle vorgesehen, über welche die Entscheidung erst an Ort und Stelle getroffen ward. Dem kleineren Korps, welches bei diesen Gelegenheiten den Feind darstellte, ließ man etwas mehr Spielraum in seinen Unternehmungen, als sie heute in der Regel der markirte Feind bei einem Besichtigungsexerziren hat. Angriffe auf ausgedehntere Positionen, die von allen drei Waffen besetzt waren, Vorrücken und nach verfehltem Angriff ein Zurückgehen mit Echelons von je drei Bataillonen, Aufnahmestellungen großer hohler Quarrees von mehreren Bataillonen, einige besondere Unternehmungen der Jäger und Schützen bildeten hier die Hauptgegenstände.

Es müssen diese Manöver, als Schaustück betrachtet, die Frühjahrsrevuen noch weit übertroffen haben. Auch hier waren 28, 30 Bataillone und ebenso viele Schwadronen mit einer Anzahl Geschütze vereinigt, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen war erheblich größer als im Frühjahr.

Zahlreiche Offiziere wohnten den Manövern dienstlich oder freiwillig bei. 1798 waren bei Potsdam nicht weniger als 33 Generale, 390 Offiziere aus allen Theilen der Monarchie als Zuschauer versammelt, außerdem 9 fremdherrliche Offiziere.*) Die Erfolge der Revuetaktik wirkten daher auf die ganze Armee. Es gab sicherlich seit der Entstehung der modernen Kriegsheere nichts, das diesen Revuemanövern in ihrer Art gleichgekommen wäre. Keine andere Armee hätte es der Preußischen darin nachthun können. In der Ausführung dieser Uebungen, die einem rauschenden Theaterstück ähnlich sahen,

*) Kriegsarchiv E. II. 92.

welche man aber für ein getreues Bild des wirklichen Kampfes nahm, leisteten die Truppen Bewundernswerthes.

Marquis Toulongeon hat in seinem Reisebericht ausführliche Erzählungen davon geliefert.*) Er tadelt wohl das Monströse der militärischen Riesenschauspiele: „On sent bien", sagt er einmal, „que la formation et la marche d'un bataillon quarré de 12 000 hommes ne peuvent estre qu'un tour de force et son utilité une chimère",**) sonst aber ist er des Lobes voll.

So erging es fast jedem Augenzeugen. Sie waren Alle hingerissen von dem Eindruck, den die tadellosen Stellungen und Bewegungen der unabsehbaren Linien, ihre glatt fallenden Salven, ihre überraschenden Ver- und Entwickelungen hervorriefen. Wie die Mauern standen sie und setzten sich dann mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks in Gang.

Gneisenau, der die Revuemanöver späterhin bitter getadelt hat, ließ sich 1786 durch sie zu einem langen begeisterten Hymnus fortreißen, in dessen Schlußvers er sich pathetisch an die anwesenden Fremden wendet:

„Ihr aber, die Ihr fernher zu uns kamet,
Zu sehn, was Friedrichs Volk durch ihn vermag,
Sagt, welches unter allen Völkern ahmet
Wohl ganz dies wunderbare Schauspiel nach?" ***)

Franz v. Kleist schildert die Revuetaktik im Jahre 1791 mit den Worten: „Welche bewundernswürdige Wirkung erzeugt hier der weise Gebrauch einzelner Kräfte, zu einem mächtigen Ganzen vereinigt. Hier reißt sich ein zusammengedrängter Körper los und zertheilt sich mit Zauberschnelle in mehrere Reihen! Dort rückt eine stählerne Mauer der Krieger in abgemessener Bewegung gegen den Feind, in lebloser Stille mit Maschinengleichförmigkeit! Ein Wort, und Leben ergießt sich durch ihre Reihen und tödtender Donner stürzt sich aus ihrer Mitte! — Ein Wunderanblick dem ununterrichteten Neuling und dem ältesten Krieger, obgleich nicht mehr neu durch Gewohnheit — immer noch schön. Denn wer kann ohne Begeisterung ein Preußisches Heer manövriren sehen, hier, wo die Kunst die Natur übertrifft und der menschliche Verstand in seinem schönsten Siege erscheint.†)

Zufälligerweise hat genau in demselben Jahre der Französische Militärschriftsteller Baron d'Ecrammeville den Preußischen Revuen gleichfalls seine Huldigung dargebracht.††) Er meint, daß kein unterrichteter und eifriger Offizier es ohne Bewunderung ansehen könne, wie 24 Preußische Bataillone

---

*) Une mission militaire en Prusse, S. 229 ff.

**) Une mission militaire en Prusse, S. 245.

***) Pertz, Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau, I. 637.

†) Kleist, Ueber die eigenthümlichen Vollkommenheiten des Preußischen Heeres. Berlin 1791.

††) d'Ecrammeville, Examen historique et militaire 1791, S. 355.

immer nur genau die gleiche Zeit brauchten, sich in Kolonne zu setzen und wieder zu deployiren.

Auch Scharnhorsts Neues militärisches Journal hat mehrere Preußische Manöver aus der Zeit vor Jena genau geschildert. Dort wird an denselben als nachahmenswerth besonders gerühmt, daß die Dispositionen nicht bestimmter gegeben würden, als sie bei wirklichem Verlauf gegeben werden könnten,*) daß in den Uebungen eine ungekünstelte Folge herrsche, „so daß sie mit den Vorfällen im Kriege die genaueste Uebereinstimmung haben", daß sie ferner eine wahrhafte Belehrung für die Führer und eine treffliche Probe für neue Grundsätze gewesen seien.

Unzweifelhaft galten jene Uebungen für das beste Mittel, die Truppe kriegsgemäß zu bilden, sie insonderheit für die Schlacht vorzubereiten. Mit den sicher bewegten langen Linien hoffte man die Französischen Tirailleurschwärme vom Felde zu fegen, die Kolonnen umfassen und vernichten zu können. Man hielt sie für geradezu unwiderstehlich. Erzählt doch Marquis Toulongeon, wie er beobachtet, daß es bei den Preußen Grundsatz sei, stets den stärksten, nicht etwa den schwächsten Punkt der feindlichen Stellung anzugreifen.

In dem, was man so oft fälschlich Revuespielerei genannt hat, trat ein ganz bestimmtes Preußisches Prinzip hervor, das man noch immer dem Französischen mit Glück entgegenzustellen rechnete. Die bestimmteste Fassung hat diesem Prinzip die Reorganisationskommission in dem Gutachten über Knesebecks Vorschläge verliehen, in dem sie den Werth der Bravour des Korps hervorhob, während die des einzelnen Individuums am Tage der Schlacht nicht entscheide.**)

Es war richtig erkannt worden, daß die Französische Kriegsweise die individuelle Kraft des einzelnen Soldaten zur Geltung bringe, aber man vertraute mehr auf die geschulte Gesammtkraft und hielt diese für die relativ stärkere.

Würde die Preußische Revuetaktik wirklich nur auf Gewohnheit und Nachahmungstrieb beruht haben, so hätte sie der Gewalt der neuen Zeit nicht widerstanden. Aber ein tieferer Sinn hielt sie aufrecht.

Das militärische Taschenbuch von 1801***) brachte eine in dieser Hinsicht sehr interessante Abhandlung: „Die Kriegskunst am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts", wobei alle Heere, namentlich das Preußische und das Französische, besprochen wurden.

Zugegeben ward dort den Franzosen die größere Leichtigkeit, die Kraft ihrer wüthenden, regellosen Angriffe, durch welche sie sogar die geübtesten Deutschen Truppen zurückdrängten; ihr Enthusiasmus, gegen den auch die

---

*) Neues militärisches Journal, IV. S. 31—34.

**) Siehe S. 153.

***) Berlin bei Himburg.

Kunst nichts vermocht hätte; ihre Bedürfnißlosigkeit, ihre Unabhängigkeit von der Verpflegung und daher die reißende Schnelligkeit der strategischen Operationen. Aber der Alp, der schon angefangen auf den Gemüthern ihrer Gegner zu lasten, konnte wieder gehoben werden. Der Emanzipation vom Magazinsystem folgte die Nemesis von Unregelmäßigkeiten in der Verpflegung und damit die Disziplinlosigkeit. Die Auflösung im Gefecht erzog die Unordnung, den Mangel an Kraft für die geschlossene Aktion. So kam es, daß der Französische Krieg nur wenig große offene Feldschlachten brachte.

„In der Ausführung großer Manöver" — so hieß es dann weiter — „schritten vorzüglich die Preußen auf der schon längst von Friedrich II. betretenen Bahn eifrig fort, indem sie theilweise die Bewegungen der Truppen überhaupt zu vereinfachen, theils den Truppen durch anhaltende Uebung selbst die schwierigsten Formirungen leicht zu machen suchten. Ihre Revuen stellten daher auch zu allen Zeiten ein musterhaftes Beispiel mit der größten Präzision und Schnelligkeit ausgeführter Manövers dar, unter denen sich besonders eine Schwenkung en echelon mit der ganzen Infanterielinie auszeichnete, die der König im Jahre 1798 bei Potsdam machen ließ;*) eine Bewegung, die durch ihre Schwierigkeit als der höchste Beweis der Kunstfertigkeit der Truppen anzusehen ist, welche sie ausführten." **)

Die im Beginne des 19. Jahrhunderts fühlbar werdende Reaktion machte sich, wie erwähnt,***) im engsten Anschlusse an die politische Rückstauung geltend. Der Erste Konsul Bonaparte war im Dezember 1799 mit der Gewalt eines konstitutionellen Fürsten an die Spitze der Französischen Republik getreten. Der Sieg von Marengo hatte ihn in seiner neuen Stellung derart befestigt, daß sie sich in nichts mehr als in der Form von einer monarchischen unterschied. So waren also die Geister der politischen Revolution gebannt, und unwillkürlich glaubte man auch die der militärischen beschwichtigt. Ein innerer Zusammenhang zwischen der zerstreuten Fechtart und revolutionärer Gesinnung wurde stillschweigend angenommen. Zwar war Beides der Natur der Sache nach unabhängig von einander. Das Zusammentreffen der Zeit nach war ein durch besondere Umstände herbeigeführtes. Immer aber machen sich, wie unter den Menschen so auch unter den Gedanken, die Gevatter-

*) Es ist hiermit wahrscheinlich eine bei dem Manöver vom 22. September 1798 ausgeführte Bewegung gemeint. Der König, mit dem Corps de bataille, von Nedlitz kommend, griff den auf den Hügeln bei Bornim und im Katharinenholze aufgestellten Feldmarschall Möllendorf auf dessen linkem Flügel unmittelbar bei Bornim an. Als dieser Angriff, der Verabredung gemäß, zurückgewiesen war, ging das Corps de bataille, echelonweise und eine Schwenkung vornehmend, an den Rand des Nedlitzer Holzes zurück.

**) Als Titelbild brachte das Taschenbuch die Statue des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, des Begründers der in der Revuetaktik sich ausprägenden Massendressur.

***) Siehe S. 213.

Wie weit hierbei über das Ziel hinausgeschossen wurde, ahnt, wer Bülows köstliche Schilderung von der Besichtigung einer kleinfürstlichen Reitenden Artillerie liest, bestehend aus einem schön polirten Sechspfünder, „der von vier Pferden gezogen, von sechs Mann bedient, von sechs Offizieren kommandirt" wird. „Der Sechspfünder war aber wirklich so mobil, daß er über einen Zaun hätte springen können." Nachher ist er aus Mangel an Finanzkraft des Ländchens in Gnaden entlassen worden.

Die Gerechtigkeit erfordert es, anzuerkennen, daß der Revuetaktik zwei an sich richtige Gedanken zu Grunde lagen, deren Triumph, damals vielleicht nur unbewußt geahnt, heute eine vollendete Thatsache ist.

Niemand wird in der Gegenwart leugnen, daß bei sonst gleichen Umständen in der Schlacht derjenige Theil die Oberhand hat, der es versteht, große Massen schnell und geschickt zu lenken, sie überraschend auf den entscheidenden Punkt zu bringen und sie dort sogleich ihre volle Feuerkraft entwickeln zu lassen. Das aber war ursprünglich der Sinn der Revuetaktik. Auf Kommando warf sie ihre 20, 30 Bataillone und zahlreiche Kavallerie geschlossen herum, ließ sie Terrainhindernisse überwinden, sich in Marschkolonnen setzen und in Linien entwickeln. Die Infanterie eines Armeekorps exerzirte in der Weise, wie jetzt die Brigaden.*) Die ganze Masse stieß am Ende nach Kommando gleichzeitig auf den Einbruchspunkt.

Von einem solchen Stoße könnte man sich heute die höchste Wirkung versprechen. Er gewährte auch einen sehr ähnlichen Anblick; denn die dichten Schützenschwärme, welche jetzt die Schlachten entscheiden, gleichen den damaligen Infanterielinien. Sie würden ebenso kurz vor dem Einbruch den Feind mit Massenfeuer überschütten. Selbst die Salve jener Zeit ist ihrem Grabe wieder entstiegen und hat neuerdings eine große Rolle gespielt. Der Unterschied ist nur, daß die Infanterie nicht mehr im Parademarsch**) durch das feindliche Feuer vorrückt, sondern laufend die gefährlichen Strecken zurücklegt, und daß

---

*) Bei dem Potsdamer Manöver vom 22. September 1798 stand der König mit 22 Bataillonen, 25 Schwadronen, 14 Geschützen verdeckt in einer Terrainfalte am Reiherstande auf der Bornstedter Feldmark. Während nun die Kavallerie, die vorgezogenen Schützen und eine Avantgarde gegen die Front des die Bornimer Pannenberge und das Katharinenholz haltenden Feldmarschall Möllendorf vorgingen, zogen sich die noch übrigen 18 Bataillone, 5 Eskadrons und die Artillerie in der Bodenfalte 2500 Schritt rechts fort auf das Nordende von Bornim zu, schwenkten hier links ein und gingen unverzüglich zum Echelonangriff vor, während die Jäger in das Dorf drangen. Vor dem versuchten Einbruch überschütteten die Bataillone den Gegner mit ihren Salven. Die ganze Bewegung verlief ohne jedes Zögern. Da die Echelons schließlich dicht vor der Stellung in dieselbe Linie rückten, so trafen alle 18 Bataillone mit nur 900 Schritt Frontausdehnung auf den an Bornim gelehnten linken Flügel des Feindes.

**) Auch der alte Geschwindschritt war ein solcher.

sie sich zu Boden wirft, wenn sie hält und feuert. Der Geist der Preußischen Armee ist dem heutzutage nicht mehr im Wege.

Mit Fug und Recht sträubte sich die Preußische Infanterie, die Kolonne als Gefechtsform anzunehmen. Diese kann es der Natur der Sache nach nicht sein; denn die Kugel entscheidet, und nur die zweigliedrige Linie allein vermag alle Feuergewehre in Thätigkeit zu setzen. Die Leute, welche im dritten, vierten oder achten Gliede hinterdrein folgen, vermögen dem Feinde nichts anzuhaben, es sei denn, daß dieser vom Schreien und Trommeln allein davonliefe. Nur im dichten Walde, bei Nacht, im großen Gewirre der Kämpfer mag eine dicht geschlossene Kolonne gelten; denn es handelt sich dann im Grunde genommen mehr um Vorwärtsbewegung als um eigentlichen Kampf.

Aus dem Oesterreichischen Reglement von 1809 wurde die Kolonne als Gefechtsform in das Preußische von 1812 übernommen; sie hat ihr Dasein als solche bis in unsere Tage gefristet. Bei Jena hatten die Preußen in Linien gestanden und waren geschlagen worden, folglich taugte die Linie nichts. In kriegerischen Angelegenheiten, wo die Erfahrung eine so große Rolle spielt, wird nur zu oft ein solcher Schluß gezogen. Unserer Zeit war es, nach den Erfahrungen von 1870, vorbehalten, anzuerkennen, daß man damals das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, daß es falsch war, die Linien zu verwerfen. Der Gegenwart blieb es gleichfalls aufgespart, den Werth schneller und korrekter Bewegung großer Massen wieder hervorzuheben, der damals so viel galt. Nur haben wir in diesem Punkte die Virtuosität unserer Väter noch nicht erreicht.

Der zweite richtige Grundgedanke der Revuetaktik war der einer sicheren Leitung des Feuers von oben her. Der damals schon vollkommen eingeführte Gebrauch, die Zahl der Patronen*) und die Art des Feuers zu befehlen, verschwand mit alledem, was man nach Jena über Bord warf, um heute wieder zu erwachen. Wir zählen diese Maßnahme zu den Neuerungen unserer Tage.

Der Revuetaktik lag also insofern ein gutes Recht zu Grunde, als der in derselben ursprünglich ausgeprägte Gedanke nicht zu verwerfen ist. Dieser war ebenso wenig schuld an den Niederlagen wie die Liniengefechtsform der Infanterie. Haben sich doch beide wieder siegreich Bahn gebrochen.

Sie würden sich behauptet haben, wenn man statt der unnützen Zuthaten, statt der Divisionseintheilung, der Ausscheidung der Grenadiere und ähnlicher Dinge das weit einfachere und natürlichere Mittel gewählt hätte, die alte Lineartaktik mit dem neuen Dienst der leichten Infanterie in enge Verbindung zu bringen.

Daß es lediglich daran fehlte, hat ein Schriftsteller früh erkannt. In

*) Dieselbe wurde sogar in den Dispositionen vorgeschrieben.

der 1808 geschriebenen Kritik des Feldzuges in Deutschland im Jahre 1806*) heißt es sehr richtig: „Ich habe eben gesagt, daß die Preußischen Generale die Mittel vernachlässigten, welche sie zur Verminderung der Nachtheile ihrer Infanterietaktik anwenden konnten; ich verstehe darunter hauptsächlich die Vereinigung der Füsiliere mit der Linieninfanterie zur gegenseitigen Unterstützung; diese mußten die Linientruppen gegen das fürchterliche Feuer der Französischen Tirailleurs decken, indem sie auf die Art gebraucht wurden, wie ich die Schützen der Kolonnen angewendet wissen will ...... Auf diese Weise mit gleichen und selbst mit überlegenen Waffen bekämpft, würde der Feind in der Schlacht bei Jena nur schwer, und in der Bataille bei Auerstedt niemals gesiegt haben, vorzüglich wenn man nächst dieser Vereinigung der Infanteriearten die Lehre von der gegenseitigen Unterstützung der Waffen gehörig befolgt hätte. Schon im Gefecht bei Saalfeld sehen wir, daß von allem diesem gerade das Gegentheil von der Preußischen Armee geschah; die leichten Truppen agirten völlig getrennt von der Linieninfanterie und selbst die Schützen waren von ihr abgesondert."

In der That, es wäre nur nöthig gewesen, die Füsiliere vor das Linieninfanterie-Treffen zu setzen und dort als Schützen zerstreut fechten zu lassen, wie sie es ja verstanden, oder das dritte Glied hierzu zu verwenden, wie es vielfach angeregt wurde. Hätte man gar das von Bülow angepriesene Laufen und Niederlegen gestattet, weil auch die Feinde liefen und sich niederlegten, um Verluste zu meiden, so wäre Alles gethan gewesen. Schützenschwärme, dahinter die langen geschlossenen Linien, mit unfehlbarer Sicherheit auf den Angriffspunkt dirigirt, und dazu Terrainbenutzung und geleitetes Feuer, mehr verlangt auch die Gegenwart nicht, Besseres ist von der Infanterie wohl überhaupt nicht zu leisten.

Das Alles war ja sogar schon legalisirt. Es stand in des großen Königs militärischem Testamente, seinen Nachfolgern empfahlen.

Fürwahr, die damalige Armee war, bezüglich der Gefechtsform ihrer Infanterie, auf dem Wege, das zu erreichen, was wir heute zum Theil noch erst erstreben. Die Niederlage unterbrach für ein halbes Jahrhundert einen Entwickelungsprozeß, der ohne sie vielleicht nach zehn, zwanzig Jahren zum Ziele geführt hätte. Ein fremdes Element kam mit dem Unglück in die Preußische Infanterie, die von der Französischen und später von der Oesterreichischen Armee aus Noth angenommene Kolonnentaktik.

*) Ohne Angabe des Verlagsortes erschienen.

XIII.

Die Ursachen der Katastrophe.

Die Ursachen großer nationaler Unglücksfälle sind meist so verwickelter Natur, daß es schwer wird, sie genau festzustellen. Sie hängen nicht nur mit der Führung des Staates, sondern auch mit der Entwickelung des öffentlichen Lebens untrennbar zusammen. Die Geschichte einer Niederlage schreiben, heißt zugleich die Geschichte der vorangegangenen Politik, der Staatsverwaltung und des Volksgeistes schreiben. Nur einzelne Erscheinungen, welche besonders auffallend hervortreten, lassen sich leichter festhalten. Sie zu bezeichnen, soll hier versucht werden, nachdem die hauptsächlichsten Züge aus dem Leben der Armee jener Zeit vorgeführt worden sind.

Wir wenden uns zunächst den sichtbaren Ursachen zu, welche die Katastrophe heraufbeschworen.

Obenan steht die unglückliche Politik. Sie brachte den alten Preußischen Staat auf unverantwortliche Art zu Fall. Man mag den Baseler Frieden als durch das Vorgehen Oesterreichs und Rußlands in der Polnischen Frage begründet erklären und die Zurückhaltung während des zweiten Koalitionskrieges entschuldigen. Gegenüber dem in den Jahren 1805 und 1806 befolgten Verfahren bleibt nichts übrig, als anzuerkennen, daß ärgere Mißgriffe nicht wohl begangen werden konnten. In dem Gedanken, welcher die beiden leitenden Staatsmänner Hardenberg und Haugwitz beherrschte, aus der großen Krise einen Gewinn davonzutragen, ohne das Schwert ziehen zu müssen, lag Napoleon gegenüber die räthselhafteste Verblendung. Beute zu suchen, ohne den ernsten Willen, sie vom Gegner zu erstreiten, kann weder als ehrenvoll noch als klug angesehen werden. „Eine Politik, die gern im Trüben fischt, ist ein gefährliches Ding; sie ist nur nützlich, wenn eine große Entschlossenheit und Kraft damit verbunden ist, denn ohne uns zu fürchten werden uns die Leute niemals erlauben, sie ungestraft zu überlisten."*)

Als dann am 24. Januar 1806 der größte Theil des Heeres auf Friedensfuß gesetzt und in die Garnisonen geschickt wurde, während Napoleons Armeen noch schlagfertig in Süddeutschland standen, lieferte sich Preußen auf Gnade und Ungnade dem Feinde aus, den es eben durch Säbelrasseln erbittert und mißtrauisch gemacht hatte.

Dann folgte im August 1806, als Napoleons Absichten nicht mehr zu verkennen waren, der Entschluß zum Kriege. Er entsprang der gegründeten Besorgniß vor einem Ueberfall und kann als ein Akt der Verzweiflung gerechtfertigt erscheinen. Aber der Moment war für den Losbruch im höchsten

*) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsarchiv A. c. 9, II.

Grade ungünstig. Zwar bestand noch die Verbindung mit Rußland, welche der König selbst sich gesichert hatte. Aber die Russischen Heere waren fern, auf ihre Unterstützung erst nach Monaten zu rechnen. Statt diese Umstände zu berücksichtigen und mit höchster Vorsicht zu handeln, verlieh Graf Haugwitz der Aktion Preußens einen auffallend offensiven Karakter.

Nach so schweren politischen Fehlern wird auf glückliche Kriegführung kaum jemals zu hoffen sein.

Hier war die Wirkung auf die militärischen Verhältnisse eine ganz unmittelbare.

Alle einsichtsvollen Männer im Heere hatten die Gunst der Umstände, wie sie sich 1805 für Preußen bot, vollauf begriffen; die Masse fühlte sie instinktiv heraus. Die Hoffnung auf einen glorreichen Krieg, auf Wiederherstellung des Preußischen Ansehens hatte sich in einer Weise der Gemüther bemächtigt, daß, als auch diese Gelegenheit ungenützt verstrich, sich aller Herzen düstere Ahnungen bemächtigen mußten.

„Preußen kann sich mit einer der gegenseitigen Parteien verbinden, oder sich mit keiner Macht gegen eine andere einlassen und seine Neutralität behaupten."

„Der letzte Fall ist der gefährlichste, er führt wahrscheinlich einen Krieg herbei, welcher nicht vorbereitet ist, und in dem die meisten Provinzen der Preußischen Monarchie das Kriegstheater werden und in dem die Armee die größten Unglücksfälle erlebt."

So sprach sich Scharnhorst am 16. April 1806 aus;*) so kam es im Herbst desselben Jahres. Rüchel, an den jene Worte gerichtet waren, schrieb seiner Gemahlin, nachdem er in Berlin eingetroffen, am 15. August 1806 einen von ernstester Sorge erfüllten Brief.**) „Dazu der Jubel, die thörichte Zuversicht. Es impassiantirt mich alles. Ich möchte mich verstecken, so ich nicht einstimmen kann, und fühle doch, daß ich es sollte" ..... „Noch glaubt man nicht an den Krieg, thut alles, um ihn jetzt hervorzurufen, wo man nicht vorbereitet, wie im vorigen Herbst, ergreift halbe Maßregeln, und es ist nicht zu bezweifeln, diese werden die muthige und tüchtige Armee zu Grunde richten."***)

Mißtrauen in die oberste Leitung, welche den glücklichen Augenblick hatte verstreichen lassen, um im unglücklichen loszubrechen, Reue über die verlorene Gelegenheit und eine daraus entstandene fieberhafte Hast, das Versäumte um jeden Preis nachzuholen — das war die krankhafte Stimmung, welche die

---

*) Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878, S. 17.

**) Aus Rüchels Nachlaß. Berlin 1878, S. 33 ff.

***) Zu einem seiner Adjutanten äußerte Rüchel damals: „Zum letzten Male hat der schwarze Adler seine Flügel über uns geschwungen und uns zu Thaten gemahnt; *diese Gelegenheit* wird nie wiederkommen." (Aus Rüchels Nachlaß, S. 25.)

Armee ins Feld führte und welche selbst in dem Vertrauen auf die Bravheit der Truppen kein hinreichendes Gegengewicht fand.

Eine solche Stimmung wird immer neben der Ueberstürzung die Unsicherheit erzeugen. Preußen stellte sich dem sehr überlegenen Gegner unter den gefährlichsten Bedingungen zu einem Duell. Daher die Aengstlichkeit in der Heerführung, welche nur ganz sichere Schritte thun wollte und die halb gethanen immer wieder zurückzog, was am Ende verderblicher wurde, als die wirklich begangenen Fehler.

Diese Politik, diese Heerführung, die unglückliche Zusammensetzung des Hauptquartiers, die geringe numerische Stärke der Armee waren die hauptsächlichen äußeren Ursachen der Katastrophe.

Mehr beschäftigen uns die Ursachen, welche die innere militärische Schwäche Preußens erzeugt hatten.

In dieser Hinsicht nennen wir zuerst den Einfluß des Zeitgeistes.

Erschreckend that sich dieser Zeitgeist kund, als die Niederlage eingetreten war. Statt der Aufwallungen eines entrüsteten Nationalgefühls, das zu den Waffen ruft, um die Niederlage des Heeres zu rächen, nehmen wir Gleichgültigkeit, hin und wieder sogar Schadenfreude wahr, vor allen Dingen aber vielfach eine das Ehrgefühl beleidigende Unterwerfung unter die Macht der vollendeten Thatsachen. Wohl mag der Bauer auf dem Lande, der in seiner Jugend als Einländer gedient hatte, der Besitzer, dessen Söhne im Heere standen, der selbst unter dem großen Friedrich das Offiziersponton getragen, um den verlorenen Glanz der Preußischen Waffen getrauert und dem Feinde grimmige Rache geschworen haben. Die große Zahl der „Aufgeklärten", zumal in den Städten, fand sich mit betrübender Gewandtheit in die neue Lage der Dinge.*)

Man muß gerecht sein und anerkennen, daß der am 14. Oktober gefallene Schlag geradezu betäubend auf das Land wirkte und ihm die Besinnung raubte. Niemand hatte einen derartigen Ausgang für möglich gehalten. Es ist ferner zuzugeben, daß Napoleon äußerst geschickt die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten zu bearbeiten verstand, daß ihm z. B. in Berlin unter den Mitgliedern der Französischen Kolonie brauchbare Werkzeuge hierfür zur Verfügung standen. Trotzdem bleibt es eine traurige Thatsache, daß der Zwang, den er übte, sich so leicht und anstandslos vollzog, daß die Spuren auch nur von passivem Widerstande so äußerst seltene waren, daß vor allen Dingen dem Feinde überall, wohin er kam, der staatliche Verwaltungsapparat für seine Zwecke bereitwillig zur Verfügung stand und er aus dem feindlichen Lande die Mittel zu ziehen vermochte wie aus dem eigenen.

---

*) Vergl. unter Anderem Marwitz' originelle Schilderung. Aus dem Nachlasse Friedrich August Ludwig von der Marwitz'. Berlin 1852, I. 190—196.

Es ist gewiß bedenklich, ohne Weiteres aus der Presse jener Zeit Beweise herzunehmen. Französische Einwirkung auf dieselbe ist unverkennbar. Dies mag auch hier mit der Einschränkung zur Entschuldigung dienen, daß der Beeinflussung durch den Feind die Wege wenigstens nicht so, wie geschehen, hätten geebnet werden dürfen. Nicht Alles, was zum Lobe der Unterdrücker geschrieben wurde, ist aber gemacht und erzwungen. Ein großer Theil davon rührt unzweifelhaft von freiwilligen Anbetern des Erfolges her und behält seine Kraft als Zeugniß für die Verirrungen jener Zeit.

Ein Unkundiger, welcher in den Preußischen Zeitungen von damals blättert, könnte wähnen, es handle sich um einen Krieg zwischen dem Schah von Persien und dem Emir von Kabul, oder um Englische Operationen in Ostindien, so gleichmüthig wird von den kriegerischen Vorgängen im Vaterlande erzählt.*)

Hin und wieder entdeckt man freilich eine Parteinahme, aber bei Leibe nicht für die eigenen Waffen. Die Franzosen sind die lieben Freunde, welche — so möchte es scheinen — eben einen ungerechten Angriff der Preußischen Barbaren auf die gute Stadt Berlin zurückgewiesen haben. „Der König von Preußen ist über die Weichsel gegangen und befindet sich in Graudenz. 12—15000 Mann ist das Höchste, was sich an der Weichsel befinden kann!" frohlockten die „Berlinischen Nachrichten" vom 8. November 1806, nachdem sie soeben Dabrowskis und Wybickis Proklamation an die Polen zur Erhebung gegen Preußen gewissenhaft abgedruckt hatten. Ein treuer Beamter, der dem Könige nach dem Osten der Monarchie gefolgt war, wird mit heftigen Vorwürfen überhäuft.[70] Im November machten sich die „Berlinischen Nachrichten" daran, den Uebergang der Franzosen über den St. Bernhard zu verherrlichen. Als Blücher seinen Bericht über die Lübecker Ereignisse erscheinen ließ, öffnete das dienstfertige Blatt sofort der Entgegnung eines Französischen Offiziers die Spalten.

Die St. Petersburger Zeitung vom 16. November hatte der Preußischen Vaterlandsliebe eine Anerkennung zu Theil werden lassen und zuversichtlich geschrieben: „Das Mißlingen der Schlachten hat die Anhänglichkeit der Preußen an ihren König nicht erschüttert. Alle wünschen sie die Fortsetzung des Krieges." Eine so simple Anschauungsweise durfte in der Stadt der Aufklärung, die auch das eigene Elend vom erhabenen kosmopolitischen Standpunkte herab betrachtete, nicht ungerügt bleiben. Haude und Spener**) beeilten sich, die Petersburger Kollegin ob ihres guten Glaubens zu ver-

---

*) Unmittelbar unter dem offenen Brief an den Herzog von Braunschweig, der am 4. November 1806 mit Behagen die Wunden des Vaterlandes aufdeckte (siehe S. 30) und von bitteren Schmähungen erfüllt war, finden wir die Anzeige: „Königliches Nationaltheater: Das unterbrochene Opferfest. Mittwoch: Beschämte Eifersucht und Der kleine Matrose."

**) *Berlinische* Nachrichten vom 20. Dezember 1806.

höhnen und fügten hinzu: „Alle Preußen wünschen die Fortsetzung des Krieges — dies kann man wohl in Petersburg glauben, aber nicht in Berlin!"

Leider hatten sie damit Recht; denn in Berlin dachte man durchaus nicht an längere Vertheidigung.

Vielmehr war man bemüht, die Gunst des Siegers zu gewinnen und thörichten Widerstand gegen die Gewalt zu verhüten.

Wie in der Hauptstadt die Behörden das Volk ermahnten, die erste Bürgerpflicht vollkommener Ruhe zu erfüllen, ist männiglich bekannt, weniger, daß Leipzig mit dem Beispiel vorangegangen war und schon am 13. Oktober, noch ehe sich das Glück gegen die Preußen und Sachsen entschieden hatte, die „wohldenkende Bürgerschaft" aufforderte, nicht nur, sich ruhig zu verhalten, sondern sogar dem Feinde, wenn er kommen sollte, durch „eine bescheidene und gutmüthige Aufnahme" zu Gefallen zu leben.*)[71]

Präsident, Bürgermeister und Rath von Berlin trieben ihren Eifer für die schlechte Sache so weit, daß General Hülin, der Französische Gouverneur, sich genöthigt sah, denselben zu zügeln. Die hochwohlweise Behörde hatte am 4. November unaufgefordert das Verbot des Waffenbesitzes bei Todesstrafe erneuert, und General Hülin mußte ihr schreiben, er halte dergleichen Drohungen für ganz überflüssig. Er befahl dem Magistrat, sein Schreiben zu veröffentlichen „und die Einwohner wegen der strengen Maßregeln, welche die erlassene Verordnung enthalte, zu beruhigen."

Hülin blieb nicht ohne Lohn.

„Dort an seinem Fenster steht der Platzkommandant, General Hülin, ein sehr wackerer Mann, strenge haltend über Pflichterfüllung, aber auch gütig und billig." „Es thut mir wohl, diesen Mann zu sehen. Berlin erkennet, was er für Ruhe und Sicherheit der Stadt thut", deklamirte ihn ein „Aufgeklärter" an.**) Hülin umgab sich bekanntlich mit einer Bürgergarde und Adjutanten aus der Munizipalität. Einer derselben entschuldigte sich bei ihm, daß er gewagt, den Geburtstag der Königin Luise, seiner Königin, irgendwo mitzufeiern, aber Hülin erwiderte ihm: „Recht gut! Ich habe auch auf das Wohlsein der schönen Frau getrunken!" — „Der Würdige!" Man that jetzt Waffendienste für den Fremden,***) während

---

*) Hamburger Korrespondent vom 17. Oktober 1806. Als Entschuldigung kann hier allerdings angeführt werden, daß Sachsen halb gezwungen mit Preußen in den Krieg gegangen war.

**) Neue Feuerbrände, 2. Heft, S. 99.

***) Die nach Französischem Muster organisirte Bürgergarde sollte allerdings nur zu Polizeizwecken dienen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß ihre Thätigkeit dem Feinde das Zurücklassen einer starken Etappenbesatzung ersparte und ihm erlaubte, mehr Kräfte im freien Felde gegen Preußen und Russen zu verwenden. Nach Marwitz' Angabe (I. S. 192) that sich übrigens die Schützengilde freiwillig zusammen, um ein Korps berittener Ordonnanzen für die Französischen Gouverneure und Kommandanten zu gestellen.

wenige Jahre zuvor Rüchels Versuch, die Kantonfreiheit der Hauptstadt aufzuheben, als ein schmähliches Attentat auf die Privilegien der Bürgerschaft bezeichnet worden war.

Die wunderlichsten Eindrücke empfangen wir — die wir heute unwillkürlich das Deutsche Nationalitätsbewußtsein als etwas Selbstverständliches voraussetzen — wenn wir die Umschau über die Preußischen Grenzen hinaus erweitern.

Napoleons Großmuth, die Trefflichkeit seiner Armee, die Jovialität der Französischen Offiziere, der Edelsinn der „grande nation“ wird in allen Tonarten mit Unermüdlichkeit gepriesen. Der Kaiser ist der „Held“, der „Große“, der „Herablassende“. Seine Prahlerei ist „ein Meisterstück der Beredtsamkeit; ein großer Geist spricht aus ihr“.*) Hätte er eine Ahnung davon gehabt, wieviel rührende Züge ihm im Deutschen Lande nachgerühmt wurden, das er eben mit Füßen trat, es würde ihn selbst ergötzt haben.

Sein Fuß sogar wurde als sehr schön geschildert; sich von einem solchen Fuß treten zu lassen, mußte einer „aufgeklärten“ Zeit zur Ehre gereichen. „Daß er nachlässig zu Pferde saß und einen abgetragenen Hut aufsetzte, hatte er mit dem großen Friedrich gemein.“ Sehr liebenswürdig war er gegen die Frauen; selbst auf die Toiletten verstand er sich. Seine Zartheit gegen die Kaiserin, seine Herzensgüte im Familienleben spotteten jeder Beschreibung. Als er im Januar 1806 in München vom Königlichen Hofe einen natürlich sehr „rührenden“ Abschied nahm, versprach er, bald wiederzukommen. „Die gute Seele!“

„Mitten unter seinen unermeßlichen Beschäftigungen behält Napoleon jene Leutseligkeit, die ihm alle Herzen gewinnt.“**) Sein Wohlwollen, den vor ihm erscheinenden Deputationen gegenüber, wird eifrig gerühmt. Der Leipziger Universitätsdeputation, die nach Berlin kam, um ihm ihre Bewunderung auszudrücken, wußte er — eingedenk dessen, daß ein Deutscher Gelehrter meist hungrig ist — zu erzählen, daß in Italien die Professoren in Palästen wohnten und 3000 bis 4000 Thaler Einkünfte bezögen. So sei es auch allein recht und billig! Die Polen wurden mit diplomatischem Bescheide entlassen, aber gleichfalls durch eine verlockende Perspektive auf die goldene Zukunft geködert: „Zeigen Sie Sich, erlauchte Herren, Ihrer Vorfahren würdig. Sie beherrschten die Fürsten Brandenburgs; Moskau stand unter ihrer Herrschaft; sie eroberten Widdin und befreiten dadurch die gesammte christliche Welt von dem Joche der Türken!“***)

An der Spitze der Franzosen steht, den Deutschen Schilderungen zufolge, „eine Menge von Braven“ — und Seydlitz' Statue auf dem Wilhelmsplatze

---

*) Europäische Annalen, Jahrgang 1806, IV. S. 132.

**) Politisches Journal 1806, II. S. 1169.

***) Politisches Journal 1806, II. S. 1211.

wird mit den Worten angeredet: „Versinke, muthiger Mann; in den Umgebungen von Jena und Auerstädt rächte jenes Volk den durch Dich ihm abgerungenen Triumph bei Roßbach, und Du stehst jetzt nicht gut da. Versinke! Versinke!"*)

„Es ist kein Deutschland mehr! Was man für Anstrengungen einer gegen ihre Auflösung kämpfenden Nation zu halten versucht werden könnte, sind nur Klagen weniger Menschen an dem Grabe eines Volkes, das sie überlebt haben!"**)

Dafür feierten Deutsche Stimmen die Auferstehung Polens. „Polen soll wiedergeboren werden. Seine neue Bestimmung ward bei Jena entschieden."***)

Deutsche Zeitschriften veröffentlichten die Französischen Siegeslieder, brachten Lobreden auf die Französischen Marschälle und Staatsmänner.

Genug von diesem schweifwedelnden Gebahren eines Geschlechts, das, vom Feinde geschlagen, ihn hinterdrein noch um Verachtung bat und sie dankbar empfing.†)

Man fragt sich staunend, ob man recht gelesen, ob es möglich war, daß ein Theil des Volks so allen Stolzes, alles warmen Nationalgefühls baar gewesen sei.

---

*) Neue Feuerbrände, 2. Heft, S. 93.

**) Politisches Journal 1806, II. S. 1072.

***) Politisches Journal 1806, II. S. 1209.

†) Wie schnell sich die Wandlung vollzogen, fiel selbst jener karakterlosen Zeit an besonders deutlichen Beispielen auf. 1805 bei Eröffnung der Kriegsaussichten war in Berlin ein Blatt des Professor Lange erschienen „Der Telegraph", welches dem Siegeszuge der Preußischen Armee Schritt für Schritt folgen sollte.

Im Oktober 1806 kam es abermals heraus und debütirte mit einem Brandartikel „Das Erwachen des Nordens". „Lange hatte der Norden geruht", heißt es darin. „Lange hat ein weiser, menschenfreundlicher Monarch den Vorstellungen, Einladungen und Verheißungen Frankreichs, mehr aber noch den Wünschen und den Eingebungen seines eigenen Herzens, die Ruhe und den Frieden der Völker zu erhalten, Gehör gegeben. Aber das Maß der Verheißungen, der List ist voll. Der Norden ist erwacht! Der erste Schlag von Preußens Braven wird dem Feinde die Wohlthat fühlbar machen, die Friedrich Wilhelms Schonung ihm gewährte."

Dasselbe Blatt sprach sich über denselben Gegenstand, den Entschluß des Königs zum Kriege, nach dem Bekanntwerden des Unglücks, am 28. Oktober, folgendermaßen aus:

„Wie gut stände es mit dem Könige von Preußen, hätte er nicht sein Ohr den verführerischen Worten einer unvorsichtigen Fürstin geliehen! Wie glücklich ist die Nation, deren Frauen, treu der Stimme der Natur und bloß den Pflichten ihres Geschlechts geweiht, Feindinnen des Krieges und von den Berathschlagungen des Kabinets entfernt sind."

Das war selbst für die damaligen Verhältnisse zu viel, und Coelns Feuerbrände stellten den „Telegraph" und seine Herausgeber durch einen öffentlichen Hinweis an den Pranger. (Neue Feuerbrände II. S. 62 ff.)

Die Krankheit war nur eine kurze, aber zu leugnen ist sie nicht. Wie hatte es dahin kommen können?

Es rächte sich in dieser Zeit ein wenig die Bevormundung, unter welcher Friedrich Wilhelm I. und der große König Preußen gehalten. Zwar war durch dieselbe Großes geleistet worden. Aber das Volk und noch mehr das Beamtenthum hatten sich gewöhnt, in allen Stücken von oben her geleitet zu werden, und sie zeigten sich hülflos, wie sie dieser alles durchdringenden Leitung entbehren mußten. Friedrich hatte die Politik, Kulturarbeit, Verwaltung, den Waffendienst, das Finanzwesen, ja, wenn es darauf ankam, selbst die Rechtspflege nach eigenen Gedanken geordnet; er war in seinem Staate Alles gewesen, und nach seinem Tode war dieser in der That verwaist.

Aber es mußte noch mehr hinzukommen, um einen solchen Verfall des öffentlichen Geistes herbeizuführen.

Ein Krieg, wie der siebenjährige, konnte nicht ohne andauernde Nachwirkung bleiben. Die besten Männer lagen auf den Schlachtfeldern begraben. Kummer, Sorge und Noth hatten sieben schwere Jahre hindurch auf dem Volke gelastet, das während dieser langen Zeit in einem Zustande fortwährender höchster Anspannung lebte. Eine Erschlaffung im Handeln mußte durch Naturnothwendigkeit folgen.

Friedrichs Strenge hielt freilich die Lebensgeister rege. Nach seinem Tode indessen folgte ein mildes Regiment. Jetzt war es möglich, aufzuathmen und sich einmal gehen zu lassen. Mehr noch als König Friedrich Wilhelms II. war Friedrich Wilhelms III. Regierung eine nach damaligen Begriffen entschieden liberale. Beide Monarchen hatten den Wahlspruch ihres großen Vorfahrs, daß der Regent der erste Diener des Staats sei, in dem Sinne genommen, daß sie als oberste Pflicht hielten, für das Glück und Wohlergehen jedes Einzelnen im Staate zu sorgen. Beide wollten mehr geben als fordern. König Friedrich Wilhelm III. zumal war stets darauf bedacht, die Lasten zu verringern, den Bürger gegen Vergewaltigung und Beamtenwillkür zu schützen und durch immer größere Sparsamkeit, nicht durch vermehrte Opfer des Volks, den Bedürfnissen der Zeit gerecht zu werden.

Die Kabinetsregierung war der Form nach eine autokratische, ihrem Wesen nach eine demokratische.

„Nur in einer Beziehung zeichnete diese Kabinets-Regierung sich durch eine allgemeine und konstante Richtung aus", — schildert Clausewitz*) — „nämlich in einem gewissen Liberalismus. Freiheit und Aufklärung, in dem Sinne, wie sie damals genommen zu werden pflegten, schien den verschiedenen Kabinets-Räthen, welche für die Angelegenheiten des Innern einander folgten, die hauptsächlichste Pflicht ihrer Stelle, und sie sahen sich daher als eine Art

---

*) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe. Kriegsarchiv A. c. 9, II.

von Volks-Tribunen an, die, neben den Thron gestellt, den aristokratischen Sinn des adeligen Ministeriums im Zaum halten und die Regierungsgewalt in dem Sinn der Zeit fortschreiten lassen müssen. Diese Rolle wurde ihnen nicht schwer, denn von der einen Seite waren sie selbst Leute, die nicht zu großen Familien gehörten, also keine angeborne aristokratische Gesinnungen mitbrachten, und die vor der Hand von der demokratisirenden Aufklärung auch für sich nur Vortheil und keinen Nachtheil zu erwarten hatten, von der anderen Seite glaubten sie durch dies Schwimmen mit dem Strom am besten dem Drucke dieses Stroms zu entgehen. Sie glaubten dadurch das Ungewitter zu beschwören, was sich seit 1789 in Paris aufthürmte."

Diese Richtung der Regierungsgewalt blieb nicht ohne Früchte; es wurde jeder revolutionären Regung im Lande vorgebeugt und es ging dem Landmann und Bürger gut.

Zudem blieb der Frieden erhalten, während der Krieg in halb Europa entbrannt war, und man schätzte sich in Preußen glücklich, eine Regierung zu besitzen, welche dem Volke die guten Errungenschaften der Revolution ohne Umsturz zu gewähren verstand, Zerstörung, Unkosten und Beängstigungen fern zu halten wußte.

Dazu kam die von der Bewegung in Frankreich übernommene Schwärmerei für Menschenrechte und die Würde des Individuums, das unter dem großen Friedrich erstaunlich wenig gegolten hatte. Der „biedere Mann" kam in Aufnahme. Nur die Persönlichkeit hatte Geltung, nicht Rang, Stellung oder gar Herkommen. Es galt für guten Ton, von letzterem nichts zu wissen. Man schrieb mit Vorliebe: Möllendorf, Lottum, Massenbach, Guionneau, Gaudi, Kleist, Köckeritz, Schulenburg, nicht: v. Möllendorf, Graf Lottum, v. Guionneau, v. Gaudi u. s. w. Der hochbejahrte Herzog von Braunschweig, Feldmarschall und regierender Herr, bezeichnete sich Knesebeck gegenüber, der sein Untergebener und sein Schützling war, stets als der „ergebenste Freund und Diener".*) Rang und Würden sollten eben nichts, der Mann Alles sein.

„Aufklärung", „bieder" und „würdig" sind drei überall vorkommende Begriffe. Man erwiderte den „biedern Gruß" eines Freundes; die Offiziere, die ihren neuen Regimentschef mit einem Festgedicht empfangen, nennen sich seine „biederen Söhne", ja der alte Möllendorf machte es wie weiland Jan Sobieski, der sein ganzes Heer adelte, — und nannte die gesammte Nation „bieder". „Würdig" war nicht bloß Hülin allein, sondern Jedermann aus dem Volke.

Es bestätigt sich hierin die alte Erfahrung, daß Menschen von Eigenschaften, die ihnen fehlen, am liebsten reden. Wohl kaum hat es jemals im Deutschen Vaterlande eine leichtlebigere und frivolere Zeit gegeben, wie die

*) Es war dies sogar die in Privatkorrespondenzen gewöhnlich von ihm angewendete Form.

damalige. Der Wohlstand wuchs mühelos, die Lasten blieben die alten, der Werth des Daseins stieg — die Neigung, es zu genießen, pflanzte sich reißend gleich einer ansteckenden Krankheit fort. Die lebendige Geselligkeit erhielt eine gewisse Würze durch anregende neue Ideen, die, flüchtig erfaßt und flüchtig weiter gegeben, zur Unterhaltung dienten, nicht als befruchtender Thau auf das praktische Leben wirkten. Gesellschaftliche Politur, Lebensart, geistreichelndes Dilettantenthum, ein seichter Rationalismus standen im Flor, und man war sehr stolz auf diese von der „Sonne der Aufklärung" gezeitigten Früchte. Große Selbstgerechtigkeit machte sich breit. Mit Abscheu sah man auf die Greuelscenen, die während der Schreckensherrschaft in Paris spielten, mit Nichtachtung auf das ganze Französische Volk und die Französischen Zustände. Zahlreich sind, neben überschwänglichen Lobeserhebungen der geistigen und sozialen Errungenschaften der Revolution, die satyrischen Schilderungen der staatlichen und politischen Verhältnisse.*) Das Wort eines Französischen Schriftstellers: „Unsere Revolution ist von der Art, daß bis zur gegenwärtigen Epoche (1796) Jeder, der nicht Mörder oder Schlachtopfer wurde, eben dadurch unter dem Thiere stand", fand in Deutschland seine Verbreitung. Die Unsicherheit, die Entsittlichung Frankreichs ward in den düstersten Farben geschildert. Selbst als unter dem Kaiserreich die Ruhe und Ordnung zurückgekehrt waren, setzte sich dies fort. Nicht einmal das lustige Paris fand Gnade vor Deutschen Augen: „Jedermann bauet in Paris, ein jeder speculirt daselbst, wenige Menschen amüsiren sich, viele ruiniren sich, einige wenige bereichern sich daselbst. Die Menge lebt von den Hoffnungen und Thorheiten der neuen Ankömmlinge. Die Gelehrten machen wenig Sensation .... Man bestrebt sich nicht mehr, Ruhm sondern Vermögen zu erlangen ..... Wenn Jemand den Pfad der Tugend beträte, so würde er reüssiren, sei es auch nur weil er wenige Concurrenten hätte"**) u. s. w. Nun gar die Französische Armee, „sie möchte ihr Leben nicht mehr aufs Spiel setzen, der Enthousiasmus sei vorbei!"

Man darf nicht vergessen, daß diese allgemeine Geringschätzung Frankreichs in der Zeit vor der Katastrophe der fruchtbare Boden war, auf dem die Meinung vieler Militärs emporsproßte: „Es sind noch immer die alten Roßbacher."

Aus der Selbstgerechtigkeit, dem Kultus des Individuums, der Aufklärung, dem Sinn für Lebensgenuß keimte am Ende eine alles beherrschende Selbstsucht. Trotz des regen geselligen Treibens, der äußerlichen Annäherung und Vermengung der Stände griff doch eine trostlose Isolirung des Einzelnen Platz. Die gesuchte Anspruchslosigkeit in den Verkehrsformen ruhte nicht auf

*) Vergl. z. B. die Minerva 1796, II. S. 165 ff.; 1797, III. S. 238; 1802, I. S. 368 ff.

**) Politisches Journal 1806, II. S. 986 ff.

***) Politisches Journal 1805, I. S. 89.

innerer Bescheidenheit. Die Leute von damals stelzten genau so satt und selbstzufrieden in Schnallenschuhen, ungeheuren Jabots, mit zurückgeworfenem Kopfe und hochgehobenen Nasen einher, wie alte Kupferstiche und Holzschnitte aus dem Berliner Leben sie uns darstellen — ein Jeder nur mit sich, mit seiner Biederkeit, seiner Würde, seiner Aufklärung beschäftigt.

Der Gemeinsinn war verloren gegangen und ebenso jede kernige, gesunde Leidenschaft, jede kräftige Einseitigkeit und warme Vaterlandsliebe. Der geistreiche Dilettantismus hatte die praktische Tüchtigkeit vernichtet. Man versteht den derben Marwitz, wenn er in jenen Tagen zornig poltert: „Jenes Pack, was man jetzt die Gebildeten nennt, taugt garnichts und ist garnicht zu gebrauchen.“ *)

Es konnte nicht ausbleiben, daß bei dieser Vereinzelung, diesem Kultus des persönlichen Wohlergehens das Staatsinteresse in den Hintergrund trat. Zu Friedrichs Zeiten war ihm Alles geopfert worden, jetzt geschah es umgekehrt. Der Staat wurde das Aschenbrödel, von dem Jedermann Leistungen, Schutz nach außen, Sicherheit im Innern verlangte, ohne ihm dafür etwas gewähren zu wollen.

Nirgends wurde dies so fühlbar, als in der Armee. So reichlich man ihr auch Weihrauch streute, wurde sie doch das Stiefkind des Vaterlandes. Ihre Stellung vor 1806 war trotz des äußeren Glanzes eine sehr gedrückte.

Wieviel ist nicht vom Uebermuth der uniformirten Junker, ihrer Prasserei, ihrem Hochmuth gefabelt worden!

Freilich griff das Wohlleben auch im Offizierkorps um sich. Die Richtung, welche Marquis Toulongeon im Jahre 1786 wahrgenommen, daß nämlich ein Jeder ganz nach Geschmack und Vermögen lebte, hatte Fortschritte gemacht. Die Isolirung, welche das öffentliche Leben durchdrang, griff auch im Heere Platz. Die Aufnahme fremder Elemente nach den Verlusten des siebenjährigen Krieges hatte schon die Homogenität gestört; jetzt war die Kameradschaft auch durch die Verschiedenartigkeit der Lebensweise vernichtet. Die reichen Offiziere, welche Güter besaßen oder schon einkömmliche Stellungen erreicht hatten, genossen, wie alle Welt, was ihnen Gott beschieden, und huldigten dem Grundsatze der Zeit, die gute Stunde nicht ungenützt verstreichen zu lassen. Sie nahmen Theil an der feinen, geistig regen, wenn auch oberflächlichen Geselligkeit, lebten, eine „bande joyeuse“, wie sie Nostitz nennt,**) in der Hauptstadt dem Vergnügen oder suchten ihren Umgang in den höheren Regionen der Diplomaten, Gelehrten und vornehmen Dilettanten aller Art.

Die große Zahl der unbemittelten Offiziere lebte indessen kärglich und hatte Mühe durchzukommen. Der Junker machte mit dem gemeinen Mann Menage, und den Subalternoffizier hielt der Kompagniechef über Wasser. In

---

*) Marwitz' Nachlaß I. S. 161.

**) Aus Karl v. Nostitz' Leben und Briefwechsel. Dresden und Leipzig 1848, S. 39.

den kleinen Garnisonen schloß Jener sich wohl gar an Gevatter Schneider und Handschuhmacher an und versuchte sich, so gut er konnte, zu verbergen, um sein kümmerliches Dasein ungesehen zu fristen. Vor uns liegen Briefe jüngerer Offiziere aus dem Beginne dieses Jahrhunderts. Alle drücken eine erstaunliche Dürftigkeit und Spießbürgerlichkeit der Lebensweise aus. Lange Korrespondenzen handeln über ein Pferd von 50 Thaler Werth, über ein ärmliches Feldgeräth oder ähnliche Bagatellen, die nichtsdestoweniger mit großer Wichtigkeit behandelt werden. Die Gehaltsaufbesserungen hatten bei der schnell fortschreitenden Theuerung keine nachhaltige Wirkung geübt. Bei dem gänzlich stockenden Avancement, das in Ersparnißrücksichten und falscher Humanität seine Ursache hatte, schwanden auch die Aussichten für die Zukunft.*) Das Alles war nicht geeignet, Selbstvertrauen und Unternehmungslust zu fördern.

Die Gegensätze im Leben des Offizierkorps standen unvermittelt neben einander. „Schicke doch Haak her — hier hat er doch freien Tisch, der arme Teufel" — schrieb in jener Zeit ein Generalstabsoffizier an den Andern über den Dritten.**)

Nur im Dienst, bei den Revuen und Manövern, bei gemeinsamen Festessen und Partien, bei denen die Kompagniechefs für die Subalternen bezahlten,***) war die Gleichheit und die Kameradschaftlichkeit äußerlich hergestellt, und die innere Verschiedenheit wurde von der Uniform verdeckt. Aber erschreckend trat sie wieder hervor, als der allgemeine Schiffbruch in den Unglückstagen die Bande lockerte. Ledeburs Erlebnisse†) aus der Kriegsgefangenschaft im Jahre 1806 lassen einen tiefen, wenig erfreulichen Einblick in diese Verhältnisse thun. Da zeigte sich, daß die echte Kameradschaft, die Freud' und Leid theilt, nicht mehr vorhanden war. Hatten die Hochgestellten und Reichen sich daheim um die Niedrigen und Armen nur wenig gekümmert,

---

*) Höpfner empfiehlt (I. S. 48) einen Blick in die Rangliste jener Zeit, welche das Alter von Generalen und Stabsoffizieren anführt. Es sah damit trostlos aus. Wir zählen unter 291 Majors von der Infanterie, den Füsilieren und Jägern nicht weniger als 25, welche 60 Jahre und darüber alt waren. Bei den dritten Musketierbataillonen standen fast alle Majors diesem Lebensalter nahe; von 111 hatten 50 das 60. Jahr erreicht oder überschritten, und man findet mehrere Siebziger darunter. Bei der Kavallerie standen die Verhältnisse günstiger; von 117 Majors waren nur 4 sechzig Jahre und darüber alt, doch zählte man unter den 50 Majors von den Husaren 7 Sechziger. Bei den Gouvernements, den Kommandanturen, der Artillerie und dem Invalidenkorps stellen sich die Altersverhältnisse noch weit ungünstiger. Haben wir die landläufigen Begriffe vom überhohen Lebensalter der Heerführer von 1806 auch einigermaßen modifiziren müssen (siehe S. 49), so treffen sie doch vollständig zu, sobald man von den einzelnen Bevorzugten absieht. Unstreitig lag darin ein großes Moment der Schwäche.

**) Kamptz an Knesebeck den 23. November 1805. Kriegsarchiv D. II. 72 a.

***) Wienskowsky, Tagebuch. Kriegsarchiv D. II. 2.

†) Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren 1806 und 1807. Berlin 1855, S. 30 ff.

so machten es diese jetzt ebenso. Vor Allem aber — ein karakteristisches Zeichen der Zeit — sorgte ein Jeder für sich selbst.

Erst im allgemeinen Unglück lernte man im Preußischen Volke sich wieder an einander schließen, das Vaterland lieben, den Feind hassen und der gemeinsamen Sache ohne Rücksicht auf das persönliche Wohl anhangen. Da kehrte auch in das Offizierkorps die echte Kameradschaft zurück.

War schon die allgemeine Lebenslage der meisten Offiziere eine gedrückte, so war es die dienstliche in noch höherem Maße.

Nach des großen Friedrichs Tode hatte man in der Armee um keinen Preis unthätig bleiben wollen. Es wurde fleißiger und fleißiger exerzirt. Die äußeren Anforderungen stiegen von Jahr zu Jahr. Zuletzt machte die Infanterie die 108 Gewehrgriffe auf gegebenen Befehl hinter einander fort, nur nach den Griffen des vorgetretenen Flügelmanns.*) Die Flügel-Unteroffiziere erhielten Astrolabien an die Kurzgewehre, um geradeaus gehen zu können wie an einer Schnur. Der Stampfschritt, ohne den man keine Disziplin für möglich hielt, wurde von den großen Quarrees noch fortgesetzt, wenn sie den Brückenübergang — ein beliebtes Schaustück — bereits ausgeführt hatten und der Fluß nun zwischen ihnen und den feindlichen Reitern lag.**) Immer glatter, glänzender, künstlerisch vollendeter verliefen die Bewegungen; immer größer war das Staunen der Zuschauer, und immer mehr Schwierigkeiten wurden überwunden. Die Taktik, welche Bülow „die Taktik Köpfe rechts, Augen links!" nennt, trieb die üppigsten Blüthen.

Selbst die Berichte und Pläne über die Manöver waren kalligraphische Kunstwerke.

Nach außen hin wurde die Armee ängstlich gehütet, damit sie nur ja keinen Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe. Die leitenden Kreise waren, so ruhig es im Ganzen auch in Preußen aussah und ob auch die Treue der Armee nirgends wankte, nicht frei von geheimer Revolutionsfurcht.

---

*) Bechelde, Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz, S. 72.

**) Massenbach, Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates, III. Amsterdam 1809, S. 34: „Man machte die Bataillone zu Linealen, die auf dem Terrain hin- und hergeschoben wurden. Und so weit ging der Unsinn einiger General-Inspekteurs, daß sie an die Kurzgewehre der die Fahnen begleitenden, also vormarschirenden Unteroffiziere eine Art von Astrolabien anschmieden ließen und in dem Wahne standen: Nun könne es ihnen nicht fehlen, ihren Vormarsch senkrecht auf die Grundlinie vollenden zu können." ....

„Ein Quarree machte den Rückzug über eine Ebene, auf welcher es von feindlicher Kavallerie verfolgt ward. Es setzte seinen Rückzug mit Ruhe und langsam fort. — Das war nun zwar schon ganz recht und gut. Als aber das Quarree an die durch vier Unteroffiziere bezeichnete Brücke kam und auch jenseits des Flusses seine Retraite mit der größtmöglichsten Langsamkeit und einem Stampfen fortsetzte, als wenn alle Feldmäuse in ihren Höhlen zerquetscht werden sollten — da riß meine Geduld und ich ritt von dannen."

Einmal über das andere ermahnte Möllendorf die Wachen und Posten, bei Aufläufen „und in den Fällen überhaupt, wo Ordnung wieder herzustellen ihnen obliegt, mit Glimpf und Gelassenheit zu Werke zu gehen, und erst, wenn gelinde Mittel vergebens sind, mit mäßiger Strenge zu verfahren". Keinem Bürger sollte „zu wörtlichen oder gar thätlichen Beleidigungen oder gar Widersetzlichkeiten auf irgend eine Art und Weise Anlaß und Anreizung gegeben", der verhaftete Excedent aber „schlechterdings nicht übel behandelt werden", vielmehr müßte ihm „gebührenderweise begegnet werden".*)

Sehr bezeichnend für die damaligen Zustände sind die Breslauer Vorgänge im April 1793. Ein Ungarischer Schneidergeselle war wegen eines Verstoßes gegen die Zunftordnung nach Recht und Gesetz ausgewiesen worden. Die übrigen Herren Schneidergesellen vermerkten dies indessen übel, erregten, von anderen Gewerken unterstützt, Unruhen in der Stadt, zerstörten, ohne gehindert zu werden, das Haus des Polizeichefs, Geheimrath Werner, befreiten gewaltsam Verhaftete und verhöhnten die am Ende herbeigeholten Truppen im Vertrauen darauf, daß wie gewöhnlich Schonung geübt werden und das Militär sich „leidend" verhalten würde. Die Artilleristen wurden mit dem Spotte gereizt, daß ihre Geschütze mit Mondschein und Butter geladen seien, die Kavalleristen von der Menge zurückgedrängt. Schließlich mußte Feuer gegeben werden, um den Aufruhr nicht wachsen zu lassen; eine Anzahl Leute fiel, andere erlitten Verwundungen.

Aber trotzdem wurde der Polizeichef beseitigt, den Tumultuanten Straflosigkeit zugesichert; die Begräbnisse fanden unter Begleitung der Militärmusik statt. Um die Herren Gesellen mit Behörden und Militär zu versöhnen, mußte dann auf Befehl des Ministers Hoym der Kammerreferendarius Graf Kameke mit dem wieder zurückgeholten und durch einen Regimentsadjutanten feierlich geleiteten Ungarischen Schneider vor allen Herbergen ein öffentliches Willkommen zutrinken.

Kein Wunder, daß sich die Exzesse nach drei Jahren wiederholten, daß man die alten Unruhestifter dabei wieder erkannte, und daß nun strenge Strafen nöthig wurden.**)

Bei ähnlichen Exzessen in Berlin im Jahre 1795 wurde trotz mehrtägiger Dauer der Ruhestörung dem Militär der Gebrauch der Schußwaffe gegen die auf den Dächern sitzenden Aufrührer untersagt und dadurch natürlich,

---

*) Kriegs-Ministerialarchiv. „Verordnungen aus der reponirten Registratur des vormaligen Infanterie-Regiments v. Möllendorf de 28. Dezember 1786 ad 7. Dezember 1798."

Vergleiche hierüber auch: Witzleben, „Aus alten Parolebüchern der Berliner Garnison zur Zeit Friedrichs des Großen." Berlin 1851, S. 47—50.

**) K. A. Menzel, Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte, S. 419 ff.

wie Menzel bemerkt, „der Uebermuth der Letzteren gesteigert", so daß sich schließlich die Bürgerschaft erbot, der Sache ein Ende zu machen.*)

Wie strenge König Friedrich Wilhelm III. darauf hielt, daß auch der geringste Bürger nicht von Offizieren „bruskirt" werde, ist bekannt, weniger, daß eine förmliche Unterordnung des Militärs auch unter Zivilbehörden unterster Instanz ganz gebräuchlich war.

Daß Soldaten gezwungen wurden, sich von den Schankwirthen, bei denen sie verkehrten, Atteste über ihre gute Aufführung zu holen, mag noch hingehen, denn es betraf nur den Einzelnen; daß aber ganze Truppentheile, wie es beim Marsche 1805 geschah, sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihr Wohlverhalten ausstellen lassen mußten, war eine um so unerhörtere Maßregel, als damals auch die Kompagniechefs durchweg schon ältere Leute von 25 oder 30 Jahren Dienstzeit waren.

Wie wenig Umstände hingegen die Zivilbehörden mit Militärs machten, ist schon an einem Beispiel erläutert worden.**)

Funk***) erzählt ferner in seinem Tagebuch aus jener Zeit:

„Sachsen hatte fast 30 Jahre Frieden und eine Verwaltung gehabt, bei welcher das Militär überall zurückgesetzt war; Amtmänner und Bürgermeister blickten stolz auf Stabsoffiziere herab, im Bewußtsein, daß diese in jedem Kollisionsfalle von allen Instanzen verdammt werden würden."

Was hier für Sachsen gesagt ist, gilt in beschränkter Weise sicherlich für Preußen. Auch hier hatte der Offizier bei einem Konflikt mit dem Bürger oder einer Zivilbehörde gegründete Aussicht, unter allen Umständen schlecht wegzukommen.

Sicherlich wird diese Behauptung Widerspruch finden. Es sei darum ein Zeuge angeführt, den Niemand aristokratisch-militärischer Vorurtheile zeihen wird. Scharnhorst schrieb dazumal:

„Die Bestrafungen haben in unseren Zeiten in den meisten Armeen (Deutschlands)†) eine besondere Wendung genommen. Wenn ein Soldat mit seinen Kameraden oder einem Bauern oder Schreiber im Staat in Streit kömmt: so bestraft man ihn nach der Strenge; daß er aber seine Waffen in einem unglücklichen Gefecht von sich geworfen, daß er ehender als seine Kameraden davon gegangen u. s. w., das übersieht man .....

*) Politisches Journal 1795, II. S. 579.

**) Siehe S. 164.

***) Der schon früher (siehe S. 82) erwähnte Sächsische Generallieutenant, 1806 Major und erster Adjutant des die Sächsischen Truppen kommandirenden Generals v. Zeschwitz, und ein Mann, welcher „durch kluge Benutzung der Umstände eine seine eigentliche Stellung weit überragende Rolle in der Geschichte seines Vaterlandes gespielt und in seinen Memoiren ein reichhaltiges Material über die hervorragenden Persönlichkeiten und die damaligen Verhältnisse hinterlassen hat." (Montbé, Die Chursächsischen Truppen im Feldzuge 1806, I. S. 37.)

†) Als Gegensatz ist Frankreich angeführt.

Wenn ein Offizier mit dem Bürger Streit bekömmt und nicht gleich nachgiebt, wenn er gegen die Civil-Obrigkeit einen kleinen Fehler macht, wenn er einmal mit den Studenten sich schlägt, mit einem Worte, wenn er einmal von der angebornen und ihm zum Soldaten unentbehrlichen Heftigkeit des Temperaments sich etwas merken läßt, so wird er weit stärker als der Bürger bei gleichem Vergehen bestraft."*)....

Alle Strenge, alle Achtsamkeit richtete sich darauf, daß die Armee sich im bürgerlichen Leben ja nicht mißliebig mache und das seit dem siebenjährigen Kriege errungene Wohlwollen der öffentlichen Meinung aufs Spiel setze. Bei jeder Gelegenheit wurde ihr eingeschärft, daß sie das Gnadenbrot des Landes äße.

Die Schilderungen von den schnöden Uebergriffen und Ausschreitungen des junkerlichen Offizierübermuths konzentriren sich hauptsächlich auf die Erzählungen von den säbelschleifenden Gendarmen vor dem Französischen Gesandtschaftshotel und auf die historisch gewordene Sommerschlittenfahrt.

Für die erste fehlt eine Beglaubigung aus erster Hand.**)

Von der zweiten hat uns Nostitz einen treuherzigen Bericht erhalten, der die Sache in mildem Lichte erscheinen läßt. Der Streich entstand aus einem Gespräch im Kameradenkreise, das von alten Zeiten und ihren Tollheiten handelte. „Man müßte mal wieder so einen Spaß machen!" hieß es da, und gesagt — gethan. Nostitz nahm die Anwesenden beim Wort, und auf Vorschlag eines Rittmeisters v. Koenigseck wurde beschlossen, ein pathetisches Drama von Zacharias Werner, „Die Weihe der Kraft", darin Dr. Luther und Katharina v. Bora auftreten, durch einen Mummenschanz à la Kölner Karneval zu persifliren. Nach einigen Tagen ging das Spektakelstück, ein ganz stattlicher Maskenaufzug, zum großen Ergötzen der Berliner durch die Straßen der Stadt.

Keinem der Theilnehmer ist dabei eine Verhöhnung der Religion eingefallen, und wenn man die damaligen Verhältnisse Berlins, die Ungebundenheit der Zeit und das häufigere Vorkommen solcher Scherze in Betracht zieht, so kann man in der That wohl sagen, daß kein Anlaß vorlag, den Vorfall zu einem großen Ereigniß aufzubauschen.

Auch diesmal war es nicht die Miliärbehörde, welche die üble Wendung herbeiführte, sondern die Zivilautorität. Möllendorf sandte zwar Husaren und Polizisten hinterdrein, um den Maskenzug aufzuhalten, aber diese konnten

---

*) Kriegsarchiv D. I. 117. Scharnhorst, „Ueber die Französische Nation."

**) Nostitz erzählt nichts davon, ebenso wenig: Gubitz (Erlebnisse), George (Erinnerungen), oder Gemälde von Berlin im Winter 1806/7. Gräfin Schwerin (Romberg: Sophie Schwerin) sagt S. 154: „Ich gehöre gar nicht zu denen, welche eine unerläßliche Nothwendigkeit darin finden, daß Gott Preußen vernichten mußte, weil einige junge *Offiziere ihre* Degen unter des Französischen Gesandten Fenster gewetzt haben sollten."

bei der Menge der Zuschauer nichts weiter thun, als dem Zuge Platz machen.

Erst der Einfluß des Kabinetsraths Beyme war es, der mehrere Tage hinterdrein die strenge Bestrafung veranlaßte.

Schon damals dichtete ein schlechter Dichter, aber vernünftiger Mann, auf das Ereigniß den Reim:

Kann Herr Luther Balken treten,
Mag er auch das Pflaster kneten.*) **)

Die Erzählungen vom unerträglichen Offiziersübermuth beziehen sich überdies immer auf einen kleinen, vom Glück besonders reichlich bedachten Bruchtheil des Heeres.***)

Während der Bürger es für selbstverständlich hielt, daß die Armee ihn in Kriegsfällen vor jeglichem Schaden und Nachtheil sicherstellen müsse, hatte die Staatsautorität allen Glauben an ihr gutes Recht, in Privatverhältnisse einzugreifen, wo es das gemeinsame Interesse forderte, vollkommen verloren.

Scharnhorsts Klagen hierüber haben schon früher ihre Erwähnung gefunden.†) Eine sei noch hinzugefügt.

„Bei Menin", — so berichtet er††) — „wo man Jahre lang den Feind immer vor Augen hatte, wo man zweimal von ihm mit großem Verlust vertrieben wurde, wo man fast alle Morgen mit ihm im Feuer war, durfte man dennoch nicht einmal eine Schanze an einem vortheilhaften Ort bauen, ehe bis der Eigenthümer einer dort stehenden Windmühle seine Einwilligung zum Abreißen der Mühle gegen Entschädigung gab; man kann denken, daß hierzu eine Unterhandlung von mehreren Monaten erfordert wurde."

Mußte doch sogar Gewalt angewendet werden, um die Verwundeten in Privathäusern unterzubringen oder Fuhren zu ihrem Transport zu beschaffen.

„In Frankreich bot die Zivildirektion dem Militair immer die Hand, während in Deutschland der Geist, der sowohl bei den Regierungen als dem Volke herrschend war, im Ganzen wie im Einzelnen der Kriegsmacht Hindernisse in den Weg legte." So faßt Scharnhorst sein Urtheil zusammen†††) und fügt hinzu: „Man hat deswegen nicht ohne Grund gesagt: daß die Franzosen bei einer republikanischen Verfassung monarchisch,

---

*) Aus Karl v. Nostitz' Tagebuch, S. 74 ff.

**) Womit wohl gesagt sein soll, daß, wenn man Luther auf die Bühne brächte, man es auch nicht für ein großes Verbrechen ansehen dürfe, ihn in einem Mummenschanz erscheinen zu lassen.

***) Diesem Bruchtheil fallen auch die „kannibalischen Orgien" in den Winterquartieren von 1805 zur Last, von denen Nostitz erzählt. (Leben und Briefwechsel, S. 67.)

†) Siehe S. 229—230.

††) Neues militärisches Journal, VIII. S. 45.

†††) Ebenda, S. 43 und 45.

und die verbundenen Mächte bei einer monarchischen Verfassung republikanisch regiert wurden."*)

Unglaublich hülflos war durch diese Zaghaftigkeit die Armee gerade im eigenen oder befreundeten Lande geworden.**) Sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, daß sie inmitten einer fruchtbaren Gegend im Jahre 1806 durch den Hunger fast aufgelöst wurde.

Quartierverweigerungen waren während des Koalitionskrieges überall vorgekommen. 1805 begannen die Preußen wenigstens mit der Verpflegung durch die Wirthe gegen eine unter damaligen Verhältnissen sehr gute Bezahlung,***) ein Mittel, das der große König wiederholt angewendet hatte. An Schwierigkeiten fehlte es trotzdem auch 1805 nicht. Während die Kompagnien sich von den Dorfschulzen Zeugnisse über ihr gutes Betragen holten, verweigerten diese dem gegen den Feind des Vaterlandes marschirenden Heere nicht nur die Fuhren zum Fourageholen, sondern sogar die Benutzung der Häckselmaschinen zum Häckselschneiden.†) Der Kurfürst von Hessen erklärte 1805 ein Kommando von 70 Pferden, das Fürst Hohenlohe nach Bach schicken wollte, als eine Last für die Hessischen Lande. Mecklenburg lehnte 1806, trotz der Zusicherung von späterer Bezahlung, jede Hülfeleistung für die Verpflegung der Preußischen Truppen ab.

Bekannt ist, wie sehr die Armeeabtheilung des Fürsten Hohenlohe nach den Gefechten von Schleiz und Saalfeld an Allem Mangel litt. „Die ganze Noth wäre indessen nicht vorhanden gewesen, wenn man sich hätte entschließen können, zuzugreifen, wo man Lebensmittel fand"; — sagt Höpfner darüber ††) — „aber obgleich die Pferde keinen Hafer hatten und man in Jena auf der Rathskammer einen ziemlichen Vorrath fand, wurde doch erst in Weimar angefragt, ob man sich desselben gegen Bezahlung bemächtigen könne, und bis zur Antwort war die Möglichkeit der Benutzung verloren gegangen."

---

*) Neues militärisches Journal, VIII. S. 48. Beziehen sich Scharnhorsts Anführungen auch nicht direkt auf Preußen, so beweisen doch die Vorgänge des unglücklichen Krieges, daß es hier ganz ähnlich stand.

**) Diese gedrückte Lage der Armee im Staate und dem bürgerlichen Leben gegenüber ist es auch wohl allein, welche Metternichs abfälliges Urtheil von 1804 hervorrief:

„On peut assurer avec certitude que l'étant militaire est tellement déchu de son ancienne hauteur, et a tant perdu de sa considération, que la première guerre, dans laquelle la Prusse, se trouverait entrainée, peut-être malgré elle, lui prouverait qu'elle a reculé d'autant, que ses voisins ont acquis et de force réelle et d'expérience." (Adolf Beer, Zehn Jahre Oesterreichischer Politik, 1801—1810. Leipzig 1877, I. Buch, S. 110.)

***) Vier gute Groschen für den Mann. Montbé I. S. 38. Sehr hohe Beträge zahlten die Russen 1805 in Hannover, nämlich für den Mann 8 Groschen, für ein Pferd gar 20, für einen Wagen 3 Thlr. (Kriegsarchiv D. II. 25.)

†) Wienskowsky, Tagebuch. Kriegsarchiv D. II. 2.

††) Der Krieg von 1806 und 1807, I. S. 319.

Weiter:

„Zwischen Weimar und dem Lagerplatz befand sich ein großer Vorrath trockenen Holzes, doch nahm man ihn nicht in Beschlag, sondern ließ die Truppen in der Nacht zum 12. frieren und am 12. ohne Kochholz. Erst am Abend des 12. hielt man es für nothwendig, jenen Vorrath anzugreifen, als die Truppen anfingen, im Webicht die Bäume zu fällen."

Selbst bei Auerstädt wagte die hungernde Hauptarmee nichts zu requiriren. Erst als die gemeinen Soldaten, die leichter mit den gegebenen Verhältnissen fertig wurden und eher einmal einen kühnen Griff wagten als die Offiziere, trotz der fortwährenden Androhungen von schweren Strafen, Hammel, Hühner, Kälber und allerlei Lebensmittel aus dem Orte heranschleppten, ließ man die Selbsthülfe geschehen. Zuletzt erst entschlossen sich die Offiziere, an der Mahlzeit theilzunehmen. „Die alten Herren zierten sich anfangs, allein der gerade nicht unappetitliche Geruch und der Hunger überwogen endlich jedwede Bedenklichkeit."*)

Clausewitz erzählt als Augenzeuge**) eine noch seltsamere Scene. Als am 16. Oktober, nachdem die Mannschaften schon den 14. und 15. über nichts genossen hatten, die vollkommen ausgehungerten Truppen bei Creußen ankamen, schickte Prinz August von Preußen nach dem nahe gelegenen Dorfe, um einige Lebensmittel für seine Grenadiere zu holen. Die Bauern weigerten sich, etwas herzugeben; das lag ganz im Stile der Zeit. Es mußte Gewalt angewendet werden, und darüber entstand ein Zetergeschrei. Da ließ denn der alte Major v. Rabiel von der Garde Clausewitz, der des Prinzen Adjutant war, rufen, „war ganz entrüstet über den Vorfall und bat ihn dringend, dem Prinzen vorzustellen, daß ein solches Raubsystem in der Preußischen Armee nicht herkömmlich und dem Geiste derselben zuwider sei."

General Kalkreuth hatte dafür Abends zuvor befohlen: „Es soll den Truppen Brod gegeben werden, und wenn kein Brod da ist, soll ihnen der Brodgroschen gegeben werden." Da an Brotwagen nicht zu denken war, aber ebenso wenig an Geld, bemerkte Prinz August ganz richtig, daß das soviel bedeute, als: „Gebt den Leuten Geld, was ihr nicht habt, damit sie Brod kaufen können, wo keines zu kaufen ist."***)

Nur einige der jüngeren Führer dachten daran, sich des alten Kriegsrechts zu bedienen, das schon Moses eingeführt, als er seine Kundschafter nach Kanaan schickte und ihnen die Verpflegungsinstruktion mitgab: „Seid getrost und nehmet der Früchte des Landes."†)

Wie die auf dem Rückzuge versprengten Offiziere im Vaterlande verhöhnt

*) v. Bechelde, Aus dem Tagebuche des Generals v. Wachholtz, S. 117.

**) Kriegsarchiv A. c. 9, II. Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

***) Clausewitz, Nachrichten.

†) 4. Buch Mose 13, 21.

wurden,*) hat seine Erwähnung gefunden. Es verdient aber hinzugefügt zu werden, daß ihnen selten Jemand half, die Armee zu erreichen, daß sogar Beamte sie abwiesen, weil nach dem Unglück die Mehrzahl es für das Gerathenste hielt, sich persönlich neutral zu erklären. Größere Abtheilungen von verzettelten Truppen wagten es nicht, Unterhalt zu verlangen, die Kassen mit Beschlag zu belegen und so vor dem Feinde zu retten, oder überhaupt irgend etwas zu thun, was in behördliche oder bürgerliche Rechte eingriff. Einen interessanten Fall dieser Art erzählt Ledebur, der nach der Kapitulation von Ratkau einen General mit vier Dragonereskadrons antraf, inmitten des Preußisch gewordenen Hannoverschen Gebiets, im reichen Orte, weit und breit keinen Feind vor sich, der aber, statt einen kühnen Streifzug zu unternehmen, nur zu klagen wußte, daß er die Bagage verloren habe, daß die Offiziere ohne Kleidung, die Leute ohne Löhnung und ohne Nahrung seien.

Der Magistrat aber beeilte sich dafür, die Aufforderung an ihn zu richten, er möge sich entfernen, um die Stadt nicht in Ungelegenheiten zu bringen.**)

Soweit war es gekommen bei der Einengung der Befugnisse des Heeres.

Freilich erfreuten sich die Spitzen desselben, Braunschweig, Möllendorf, Kalkreuth u. s. w., vor dem Unglück auch der höchsten Popularität. Der Nachtheil traf die Truppen. Sie mußten schließlich nach Bülows zornerfülltem Wort: „in einen furchtsamen Spießbürgerhaufen ausarten", wobei das furchtsam nicht in Furcht vor dem Feinde, wohl aber in Furcht vor Konflikten, öffentlichem Anstoß, Strafe und Verfolgung zu übersetzen ist.

Es gab Ausnahmen. Die wackere Theilnahme der Bürgerschaft an der Vaterlandsvertheidigung bewies in einzelnen Fällen, daß der alte treue Preußische Sinn nicht ganz erstorben sei. Vielleicht hätte es nur einer kräftigen Anregung bedurft, ihn schnell wieder zu wecken. Aber im Augenblick herrschte die Stimmung, welche Clausewitz durch eine Anekdote treffend illustrirt hat.***) Die Kriegführung galt eben für eine Sache des Königs und der Armee, nicht für die des Volkes, und dieses hielt dafür, daß der Streit es im Grunde genommen nichts anginge. Erst als der Kampf hartnäckig wurde und mit dem bittersten Ernste in alle Privatverhältnisse eingriff, erst als die Franzosen gegen alle Kleiderordnung nahmen, was sie für Kriegszwecke brauchten,

---

*) Siehe S. 61.

**) Ledebur, Erlebnisse aus den Kriegsjahren von 1806—1807. Berlin 1855, S. 149. Es handelt sich um General v. Pelet in Lüneburg. (Vergl. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807, II. 306, 307.)

***) „Auf dieser Reise (Clausewitz fuhr in Französischer Begleitung mit dem bei Prenzlau gefangenen Prinzen August nach Berlin) trafen wir des Morgens in Oranienburg ein, wo die Postmeisterin, die den Prinzen nicht kannte, frug, ob es denn wahr sei, daß alle Garde gefangen. Als der Prinz nichts als einen finstern Blick darauf erwiderte, rief sie aus: „Ach Gott, wenn doch nur alle erst gefangen wären, damit es ein Ende hätte!" Der Verfasser führt diesen Zug hier an, weil er den Geist und die *Stimmung* des Volks bezeichnet." (Nachrichten u. s. w. Kriegsarchiv A. c. 9, II.)

wo sie es fanden, erst da erwachte die Theilnahme, der Unwille und das nationale Bewußtsein.

Sehr unheilvoll wirkte neben allem Andern die geistreich-dilettantenhafte Auffassung vom Kriegswesen, welche gerade die begabtesten Köpfe ergriffen hatte. Ihr erschien der Krieg wie ein Spiel, bei dem man mehr oder weniger Kunst, Methode und Wissen zu entfalten vermochte, sich nach bestimmten Gesetzen bewegte, und wobei es mehr auf Denken als auf Hauen und Stechen ankam. Der Grundfehler dieser Auffassung vom Kriege war der, daß sie aller gesunden Leidenschaft bar war.

Aus dieser Auffassung erklären sich die sonst unverständlichen Festungskapitulationen.*) Man darf dabei weder an persönliche Feigheit noch an Verrath denken. Den General v. Kleist, der dem Feinde die Thore von Magdeburg öffnete, schildert Clausewitz „als eine der besten militärischen Figuren der damaligen Zeit", die ein schöneres Loos verdient hätte. „Er hatte einen gewandten, nicht ungebildeten Verstand, war ein derber, tüchtiger Soldat, im Gefecht von einer glänzenden Ruhe." Sein Fehler war der Fehler von Vielen — eine weltmännische, diplomatische Ansicht vom Kriege. Die Partie war nach der Doppelschlacht vom 14. Oktober, besonders aber nach der Kapitulation von Prenzlau, verloren; — ein einsichtsvoller General konnte nichts Besseres thun, als jeder unnützen Vermehrung der Leiden des Landes vorbeugen. So urtheilte man. Die schlichte Auffassung, daß sich um König und Vaterland verdient macht, wer den Widerstand verlängert, sei es auch im letzten Grenzdorfe mit einer Hand voll Leuten und ohne alle Aussicht auf Erfolg, war von der „Aufklärung" längst hinweggewischt.**)

Sehr treffend hat eine bissige, 1807 erschienene Knittelversposse diese Auffassung in den Worten des auf die Bretter tretenden Feldmarschalls gegeißelt, der zu seinem Könige spricht:

> Sonst freilich war, fürs Land und für die Majestät,
> In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren,
> Des Helden höchster Ruhm; doch seit Humanität,
> Philosophie die Welt, die Menschen kultiviren,
> Heißt fechten auf den Tod, „den Mord organisiren".
> So schont die Aufklärung sogar des Feindes Blut;
> Was kann humaner sein? und größer, traun! der Muth,

---

*) Welche freilich durch die Erklärung nichts an ihrer Verdammlichkeit und Schimpflichkeit verlieren.

**) Ich kann es hier nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, ein wie großes Unrecht Deutsche Schriftsteller begehen, welche die Verlängerung des Widerstandes durch die Französische Nationalregierung nach der Kapitulation von Sedan, als etwas Unsinniges, als eine Art Verbrechen gegen das Land darstellen. Es liegt darin eine indirekte, höchst verderbliche Lehre für das eigene Volk, welche auf Umwegen zu der Karakterlosigkeit der Zeit zurückführt, von der hier oben die Rede ist.

Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.
Des größern Muthes voll, ergab sich die Armee,*)
. . . .

Die kaltsinnige, klügelnde, allen Enthusiasmus und aller Einfachheit entkleidete Lehre von der Kriegführung, welche sich die Epigonen Friedrichs zurechtlegten, hat viel gesündigt. Aber sie sproßte doch erst auf dem Boden, den der Geist der Zeit beackert und für solche Saat empfänglich gemacht.

Der Einfluß des Zeitgeistes war unstreitig die wichtigste Ursache für die innere Schwäche des Preußischen Heeres.

Diesen Einfluß abzuwehren, war seit Jahrzehnten viel geschehen. Doch wie? — Durch die ängstliche Ueberwachung, durch den Fleiß in Aeußerlichkeiten, durch strenge Beobachtung der Disziplin, wie man sie damals auffaßte.

Die äußerlich schöne, willige und brave Armee vor innerer Zersetzung, vor dem Einschleichen der revolutionären Tendenzen zu schützen, sollten der Stampfschritt, sollten die klappernden Gewehrgriffe, die unendlichen Wiederholungen bei den Exerzitien dienen, die man so lange und so streng trieb, bis alle Frische fort und der Stumpfsinn erzeugt war.

Für gute Disziplin wurde das Aufgeben aller Selbständigkeit, die absolute Unterordnung des Willens unter den Wunsch der Höhergestellten, der Meinung unter die herrschende Strömung gehalten. Die außerordentliche Bevorzugung Einzelner, bei dem schlechten Avancement der Masse, beförderte zugleich ein Schmeichlersystem, das verderblich wirkte.**)

Das waren keine Mittel, die Armee auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit zu erhalten. Es gab überhaupt nur Eines, welches den üblen Wirkungen des Zeitgeistes vorbeugen konnte, das war eine allgemeine Heeresreform, welche auf die praktische Verwerthung der gesammten Volkskraft für den Kriegsdienst hinauslief.

Der Gedanke dieser Verwerthung war ein Kind der Revolution. Er konnte aber schon damals, wie es später geschah, gut monarchisch werden, wenn sich die Monarchie kräftig seiner annahm. Zudem war er, theoretisch genommen, ein altpreußischer. Er lag schon Friedrich Wilhelms I. Kantonsystem zu Grunde.

Wie kam es nun, daß die ernste Reform trotzdem ausblieb?

Es hat in unserem Heere von Alters her nur einen berufenen Reformator gegeben — den Königlichen Kriegsherrn.

---

*) Minerva 1807, I. S. 554.

**) Courbière, Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Heeresverfassung. Berlin 1852. Seite 114 leitet diese Einflüsse schon aus der Regierungszeit Friedrichs des Großen nach dem Hubertusburger Frieden her, doch ist hiermit zu vergleichen: v. Taysen, Die *militärische* Thätigkeit Friedrichs des Großen im Jahre 1780. Berlin 1880.

So hätten die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen das Werk persönlich in Angriff nehmen müssen. Außer ihnen besaßen nur wenige Männer eine Stellung, welche die Möglichkeit reformatorischer Wirksamkeit ergab. Der Herzog von Braunschweig konnte am ehesten eine große Rolle übernehmen, aber bei aller geistigen Gewandtheit fehlte ihm dazu die Kraft des Willens und der echte Ehrgeiz.

König Friedrich Wilhelms II. Regierung war eine politisch zu bewegte und auch zu kurze, um die Reform in Ruhe durchzuführen. Bedeutende Anfänge haben nicht gefehlt.

Während der ersten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelms III. war die Gelegenheit für die Umwandlung des Heerwesens am günstigsten.

Des Königs bedeutende Einsicht in militärischen Dingen unterliegt keinem Zweifel. Aber andere Eigenschaften erschwerten ihm ein ersprießliches Wirken. Man kann über dieselben um so eher ein unumwundenes Urtheil fällen, als es diejenigen sind, welche in der Zeit von 1807 bis 1813 den Staat gerettet haben, den jeder Andere als der König, sowohl 1809 wie 1812, unfehlbar dem Untergange entgegengeführt hätte.

Es ist oft gesagt worden, daß Friedrich Wilhelm III. zu bescheiden war und sich darum nicht selbst vertraute. So menschlich schön diese Eigenschaft ist, so sehr erschwert sie dem Fürsten sein hohes Amt. Clausewitz drückt es etwas anders und wohl richtiger aus. Er meint, daß des Königs Natur vorzugsweise kritisch angelegt war. „Friedrich Wilhelm III., von Jugend auf ausgezeichnet durch Ernst und Strenge der Grundsätze, war zu mißtrauisch in seine eigenen Kräfte und in die Kräfte Anderer, zu voll von jenem nordischen kalten Zweiflersinn, der den Unternehmungsgeist untergräbt, den Enthusiasmus befeindet und alles Hervorbringen erschwert. Sein richtiger Verstand und scharfer Beobachtungsgeist wurden von jenem unüberwindlichen Hang zum Zweifel nur in die Richtung der menschlichen Schwächen und Unvollkommenheit getrieben, die er schnell entdeckte und die seinen Mangel an Vertrauen zur Geringschätzung steigerten."*)

So geschah es denn, daß der König auch in den Reformvorschlägen die Schwierigkeiten und Mängel stets herausfand und vergeblich nach dem Vollkommenen suchte, welcher allen Anforderungen genügte. Zumal mühte sein landesväterliches Herz sich ab, einen Weg zu finden, der den Bedürfnissen des Heerwesens gerecht würde, aber auch dem Lande nicht wehe that. Dies war eine unlösbare Aufgabe in einer egoistischen Zeit, welche über jedes aufgehobene Privilegium, jeden mehr geforderten Thaler ein Ach und Wehe rief.

Zu wirksamen Reformen gehört eine frische Einseitigkeit, denn es handelt sich immer um menschliche Einrichtungen, die unvollkommen sind wie alles Irdische. Es gilt nicht, einem Ideal nachzutrachten, das chimärisch ist, weil

*) Clausewitz, Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

immer an gebrechliche Dinge angeknüpft werden muß, sondern sich zur rechten Zeit für das minder Unvollkommene zu entscheiden und dies so auszubilden, daß es dem Unvollkommneren überlegen wird.

Beide Monarchen, Friedrich Wilhelm II. und III., hatten das Unglück, von Berathern umgeben zu sein, welche, meist noch aus der Schule des großen Königs hervorgegangen, geschickte Werkzeuge für einen kräftigen Willen waren, aber der Originalität und Selbständigkeit entbehrten. Der Glanz der Erfolge Friedrichs gab ihnen höheres Verdienst und Ansehen, als ihren Mitteln und Einsichten gebührte. Friedrich Wilhelm II. war zu weich, um seinen Berathern gegenüber den eigenen, meist richtigeren Willen durchzusetzen. Friedrich Wilhelm III. wieder war durch seine Erziehung zu viel Respekt vor diesen Leuten und vor der „Erfahrung" eingeflößt worden, als daß er seine schärferen Geistesgaben unbekümmert hätte brauchen sollen.

Die Techniker und Theoretiker in Politik und Heerwesen tragen mehr Schuld daran, daß die alte Monarchie zu Grunde ging, als die Junker und verstockten Aristokraten.

Aus der großen Achtung vor den Technikern entsprang das unglückliche Verfahren, Kommissionen über das Schicksal der Reformen entscheiden zu lassen.

Kommissionen sind gut, um in gemeinsamer Berathung die Art der Ausführung festzustellen, wenn der leitende Gedanke durch den Königlichen Willen schon unerschütterlich festgestellt ist. In den Einzelheiten kann sich die Erfahrung geltend machen. Nimmermehr aber darf das Schicksal des ganzen Planes davon abhängen. Unterliegt dasselbe der Begutachtung eines weiteren Kreises von Männern, so wird die Summe der Gründe dagegen stets die Summe der Gründe dafür aufheben und, wie das Beispiel von damals lehrt, am Ende nichts geschehen.

Ein Fehler war es ferner, daß alle Reformvorschläge mit der Lobpreisung der herrschenden Zustände begannen. Diese Art der Deckung verhinderte, daß die Nothwendigkeit der Reform zum Bewußtsein kam.

Die Freiheit, welche scheinbar in Wort und Schrift herrschte, reichte nicht weit und war nicht ernsthaft. Es war hauptsächlich ein Kokettiren mit aufgeklärten, fortschrittlichen, selbst revolutionären Tendenzen, das zum guten Ton auch der höheren militärischen Gesellschaft gehörte.

Verfolgt man die Vorlesungen, Denkschriften, Untersuchungen, so findet man, daß die meisten, nach einem großen Aufwande von philosophischem Freimuth, von unerschrockener Wahrheitsliebe, mit unendlichen Windungen taktvoll auf die Schlußfolgerung hinauslenkten, daß das Bestehende im Grunde genommen das Beste und die Preußische Armee die vortrefflichste von Allen sei. Solcher Ausgang war selbstverständlich. Wo sich Jemand herausnahm, offen einen Tadel auszusprechen, wurde er, wenn er nicht gerade öffentliches Aufsehen erregte, zwar nicht gemaßregelt — denn dazu war man zu human

und aufgeklärt — aber die Menge der Einsichtsvollen und Objektiven fiel sogleich über ihn her.*)

Wer es gar so ernsthaft meinte, daß sich Schärfe und Bitterkeit in seine Sprache mischten, dem erging es wie Heinrich Dietrich v. Bülow.

Die meisten Untersuchungen befleißigten sich einer milden Unparteilichkeit, welche schließlich zur völligen Farblosigkeit führte. Vortheile und Nachtheile wurden so sorgsam und mit derselben Liebe abgewogen, daß man schließlich zweifelt, welcher Meinung der Verfasser sei.

Ueber diese Art von Objektivität ging die Aufrichtigkeit, ging der frische praktische Untersuchungsgeist, der allein fruchtbar ist, verloren. So sehr man seinen Freimuth betonte, hielt man doch vorsichtig mit der wahren Meinung hinter dem Berge. Ein echtes Kind jener Zeit war der Militärschriftsteller, welcher die Aufklärung pries, aber dennoch meinte, es sei noch „sehr problematisch", ob man dem Offizier einer „ansehnlichen" Armee das Bücherschreiben nicht „durchaus verbieten" solle. „Denn schreibt er schlecht: so wirft sein Machwerk ein nachtheiliges Licht auf die wissenschaftliche Bildung der Truppen, unter denen er dient; schreibt er aber gut, so unterrichtet er auch die Feinde des Staats und wird dadurch seinem Vaterlande mittelbar nachtheilig."**)

Es ist doppelt zu bedauern, daß der Inhalt von Blüchers „Gedanken über Organisirung einer Preußischen Nationalarmee" nicht bekannt ist; denn es steht schwerlich zu bezweifeln, daß wenigstens Blücher sich kräftig und mit gebührender Leidenschaft ausgesprochen hat.

Der karakter- und farblosen Objektivität ist zum großen Theile die völlige Resultatlosigkeit der mannigfachen Erwägungen und Bestrebungen in der Armee

---

*) Am 16. Mai 1804 sandte ein Kavallerieoffizier der militärischen Gesellschaft, um Mitglied zu werden, einen Aufsatz ein: „Hat die Preußische Kavallerie, vorzüglich die Husaren, seit dem Tode Friedrichs des Großen sich verbessert oder verschlimmert?" Verwegene Frage, die eine unklare, gewundene Antwort im Stile der Zeit ausschloß!

„Der Verfasser bemüht sich, die Mängel der Kavallerie mit sehr grellen Farben zu schildern und eine totale Verschlimmerung in dem eingerissenen Luxus, Insubordination und Vernachlässigung des Dienstes zu suchen. Da weder die Darstellung des Gegenstandes, noch der Geist, der in diesem Aufsatze herrscht, sich für die militärische Gesellschaft zu eignen scheine, so ward durch Stimmenmehrheit die Unzulänglichkeit des Aufsatzes beschlossen und der versiegelte Zettel, der den Namen des Verfassers enthielt, verbrannt" — sagt kategorisch das Protokoll. Erläuternd wird noch hinzugefügt, „daß bei einem großen Korps allerdings Mißbräuche stattfinden, daß man aber einzelne Beispiele nicht für das Ganze nehmen, sondern auf den Geist überhaupt sehen müsse, wenn man ein Resultat aufstellen will."

Und doch sind wir heute in der Lage, für den Tadler einen Zeugen zu nennen in der Person König Friedrich Wilhelms II., der schon 1794 Hohenlohe gegenüber klagte, „daß die Husaren ihren Dienst vergessen hätten". (Schreiben des Königs an den Fürsten Hohenlohe, Potsdam den 1. Oktober 1794. Fürstlich Hohenlohesche Familienpapiere.)

**) Minerva 1806, II. S. 406.

zuzuschreiben. „Aus allem Bemühen“, schließt Clausewitz*) sein Urtheil darüber ab, „kam am Ende nichts heraus als die althergebrachte Meinung, daß im Felde Alles noch darauf ankäme, mit Echelons zu avanciren und mit überspringenden Bataillons zu chargiren.“

Die Armee glich einer altererbten Familienwaffe, welche sorgsam bewahrt wurde, der man eine Wunderwirkung nachsagte und die man eifrig rühmte, damit kein Zweifel an ihrer Schärfe aufkomme oder man gar zu den Kosten einer Neubeschaffung genöthigt werde. Im Frühling und im Herbst holte man sie hervor, putzte, rieb und säuberte sie mit Fleiß, und wenn sie hell in der Sonne blinkte, stellte man sie zufrieden an ihren Ort und erklärte, sie sei noch immer die beste von der Welt und eine gründliche Untersuchung nicht nöthig, die wohl gar schaden möge, da das kunstvolle Werk bei der Handhabung und Bearbeitung durch einen ungeschickten Waffenschmied leicht aus einander fallen könne.

In dem Ausbleiben einer großen Heeresreform sehen wir die zweite wichtige Ursache für Preußens Kraftlosigkeit zur Zeit des Unglücks.

Die falsche Pietät, welche die Reform verhinderte, entsproßte vorzugsweise dem unrichtigen Gefühl, daß der Neuerungsvorschlag ein Vorwurf für die Schöpfer des Alten sei. Es wurde übersehen, daß jede Heeresverfassung mit den Mitteln, Gewohnheiten und Anschauungen eines bestimmten Zeitalters zusammenhängt und daß auch die beste dieses nicht überdauern kann. Nur dadurch, daß man das Bestehende weiter entwickelt und mit den Lebensbedingungen der Gegenwart in Einklang bringt, erhält man es. So hätte sich auch das Wesen von des großen Königs Heeresverfassung erhalten lassen. Mit dem Schlechten, das die Katastrophe beseitigte, ging zugleich vieles Gute zu Grunde.**)

Auch um ihrer belebenden Kraft willen sind die Reformen von Nutzen. Als Friedrichs Echelonangriff neu war, brachte er ganz Europa in Bewegung. Fünfzig Jahre danach brauchte man ihn überall mechanisch, und er hatte das Anregende verloren. Eine nicht geringe Triebfeder liegt allein im Reiz der Neuheit, weil die menschliche Natur einen tiefen inneren Zug nach Veränderung in sich trägt. Schon darum sind periodische Reformen nöthig. Hat Napoleon gesagt, daß man alle zehn Jahre seine Taktik ändern müsse, so darf man vielleicht mit gleichem Recht hinzufügen: „und die Heeresverfassung alle dreißig, vierzig oder fünfzig Jahre.“

Die falsche Pietät war auch zum großen Theil schuld an der Unterschätzung des Feindes. Die wohlgemeinten Deklamationen von der Vortrefflichkeit der Preußischen Armee führten dazu, daß sie sich stets mit sich selbst

---

*) Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.

**) Siehe S. 278.

verglich, zuviel Werth auf die äußere Erscheinung legte und den unbefangenen Blick für Fremdes verlor. „Die Coquetterie mit erworbenem Ruhm ist niemals die Grundlage neuer Erfolge gewesen.“*) Das Ansehen, das die Armee seit dem siebenjährigen Kriege in ganz Europa genoß, erschwerte ihr die Selbsterkenntniß. Der Sieg von Roßbach hatte insbesondere eine geringe Meinung von Französischer Kriegstüchtigkeit erzeugt, und solche Meinungen haben ein zähes Leben. Als ein besonderes Unglück ist es zu betrachten, daß die Rheinfeldzüge ihr eine scheinbare Bestätigung verliehen. Hätte die Preußische Armee nach Friedrichs Tode, bis 1806 hin, nur Frieden gehabt, sie wäre wahrscheinlich kriegstüchtiger gewesen und mehr mit der Zeit fortgeschritten. Nach dem Frieden von Basel war die Zeit zur Umkehr zwar nicht zu kurz, doch ward man nicht inne, daß in der Entwickelung der Heere ein versäumtes Jahrzehnt schon sehr viel sein kann.

Was war durch die ängstliche Pietät gewonnen worden?

Man ahmte mit unerschütterlicher Treue nach, was Friedrich bei Prag, Roßbach, Leuthen, Torgau angewendet hatte. Wir, die wir heute des Königs Schriften sämmtlich kennen, wissen, daß er selbst künftig nicht mehr so, sondern anders handeln wollte. Jener Zeit vor Jena blieb das verborgen. Folglich nahm sie für des großen Königs Bestes und Neuestes, was er selbst bei seinen Lebzeiten schon für veraltet und im Kriege nicht mehr anwendbar gehalten.

In dieser Hinsicht allein war des großen Königs Geist aus der Armee entschwunden. Friedrich hatte, als sich die Oesterreichische Kavallerie bei Mollwitz überlegen gezeigt, die seinige sofort gehoben und zur Siegerin gemacht. Als seine Infanterie an Stärke und Güte sank, stützte er sie durch vermehrte und verbesserte Artillerie. Den Oesterreichischen Kroaten stellte er Freibataillone entgegen. Die großen Verluste machten den Erfolg seiner geschlossenen Angriffe zweifelhaft; daher faßte er den Gedanken, künftig mit einem ersten Treffen „tiraillirend und en debandade“ zu attackiren.

Mit einem Worte, er rechnete, bei aller Größe, klug mit den Verhältnissen, erwog sorgsam den Werth der eigenen Mittel am Werthe der feindlichen. Das war es, was der Armee von Jena verloren gegangen.

Statt zu thun, was Friedrich vor fünfzig Jahren gethan, hätte man danach trachten sollen, zu finden, was ein neuer Friedrich in der Zeit der großen Revolution gethan haben würde. Er hätte sicherlich der Französischen Konskription die allgemeine Kantonpflichtigkeit, den Französischen Tirailleurs, gefolgt von Kolonnen, Preußische Schützenschwärme, gefolgt von Linien, entgegengestellt. Zu diesen Mitteln wäre er geführt worden durch die nüchterne, klare Erwägung der Frage: „Wie wird es uns gehen?“ Wiederum darf man sagen: Wenn sich die Armee in weiteren Kreisen und mit mehr Offenheit

*) Deutsches Tageblatt vom 1. Dezember 1881.

an diese Frage gewagt, so hätte sich vielleicht auch der neue Friedrich gefunden, gewiß wären Männer wie Scharnhorst, die auf dem rechten Wege waren, dadurch zu kühneren Schritten gefördert worden. Niemals werden, wo nicht ein großes, Alles bewegendes Genie an der Spitze steht, reformatorische Ideen zur Entwickelung ihrer letzten Konsequenzen und zu voller Kraft gelangen ohne einen allgemeinen Gährungsprozeß. Sache des einzelnen entschlossenen Willens sind hingegen die Maßregeln, welche jener Prozeß als die zweckmäßigsten hat erkennen lassen.

Es hätte nach des großen Königs Tode nicht gegolten, unter allen Umständen seinen Echelonangriff zu erhalten, wohl aber seine freie Art zu denken, die wahrhaft Königliche Unabhängigkeit seines Urtheils, welche es wohl verstand, nicht nur das Eigene mit dem Eigenen zu vergleichen, sondern sich auch zu rechter Stunde vom subjektiven, rein Preußischen Standpunkte loszulösen und von neutralen Gefilden aus einmal sich selbst und den Gegner mit ungetrübtem Blicke zu mustern.

Das würde die beste Art gewesen sein, des großen Königs Genius und das Andenken seiner Thaten zu ehren. Die verkehrte Weise, in der dies geschah, schließt die Reihe der hier zu untersuchenden Ursachen ab.

Nicht junkerlicher Uebermuth und aristokratische Verstocktheit führten Preußen von Roßbach nach Jena, sondern die Politik, welche List ohne Kraft anwenden wollte, die verkünstelte Auffassung der Kriegführung; die Einwirkung des in seichter Aufklärung, falscher Humanität, Genuß- und Selbstsucht entarteten Zeitgeistes auf das Heer, dessen gedrückte Lage und die daraus entstehende Scheu, die sich im Kriege darbietenden Mittel rücksichtslos zu gebrauchen; die Zurückhaltung des Königs, welcher zwar schärfer sah als seine Räthe, sich aber ihrem Urtheil aus Bescheidenheit unterordnete; die Sorge, dem Lande zu mißfallen oder es zu belasten; die aus ängstlicher Gewissenhaftigkeit entsprungene unrichtige Sparsamkeit, und endlich eine Pietät für die Vergangenheit, welche sich auf Aeußerlichkeiten richtete, nicht auf das Wesen der Sache, und allmälig das Urtheil trübte.

Zwei Erfahrungen, welche man aus dem Unglück des Vaterlandes zu ziehen vermag, erscheinen uns noch der Erwähnung werth.

Die erste ist, daß die große Katastrophe nicht einer Armee begegnete, welche innerlich und äußerlich faul, durch und durch verrottet in ihren Zuständen war, sondern daß sie ein im Ganzen fleißiges, ordentliches, williges Heer betraf, welches gehörig geputzt, gestriegelt, gebürstet, überwacht, exerzirt und geübt wurde, in dem man dachte, arbeitete, überlegte, tüftelte und schrieb wie nur jemals in einem Heere.

Wären die Schäden so groß und Jedermann sichtbar gewesen, wie man es hinterdrein behauptet hat, so würde auch das Unglück einer Erklärung gar nicht bedürfen, und wir heute Lebenden hätten ein Recht, uns in die Brust zu werfen und zu sagen: Das kann nie wieder geschehen, so unerhörte Zustände sind eine Unmöglichkeit geworden!

Weit ernster steht die Sache, wenn man sich bei genauer Untersuchung sagen muß: Es ist keineswegs nothwendig, daß der Verfall bis zur offenbaren Verwahrlosung fortschreitet, ehe die Möglichkeit einer Niederlage eintritt; vielmehr kann diese auch, wie das Beispiel lehrt, einer Armee zustoßen, die blink und blank ist, treffliche Revuen und Parademanöver macht, den strengsten Anforderungen an Exerzirausbildung genügt, schneller, prompter, exakter ist als andere, wenn sie darüber die natürlichen und nach den Umständen ewig wechselnden Bedingungen für den Erfolg im Kriege verkennt.

Die zweite Erfahrung ist nicht minder ernst. In der schnellen Erhebung Preußens nach dem tiefen Falle liegt ein großer Trost. Aber leicht kann man sich dadurch verführen lassen, zu glauben, es habe eben nur des tiefen Falles bedurft, um die Kräfte zu wecken und in Zeit von sechs Jahren ein neues siegreiches Heer entstehen zu lassen. Gewiß, die trüben Erfahrungen haben viel dazu gethan. Sie pflegen ja auch im Leben des Einzelnen die wirksamsten zu sein. Aber dennoch hätte sich unser Vaterland nimmermehr so schnell wie der Phönix aus der Asche erheben können, wäre nicht seit zwanzig Jahren eine innere geistige Bewegung vorangegangen, die zwar vor der Katastrophe ohne genügenden praktischen Erfolg blieb, aber dennoch schon einen großen Theil des Heeres ergriff, und welcher der König weder fremd noch grundsätzlich abhold war. Was in den Jahren von 1808—1813 im Heere durchgeführt wurde, das Krümpersystem, die Anbahnung der allgemeinen Wehrpflicht, Entlassung der Ausländer, die veränderte, den Verhältnissen angemessene Fechtweise, Verjüngung und andere Zusammensetzung, erweiterte Bildung des Offizierkorps, bessere Verwaltung, Erleichterung der Lage des Heeres, das Alles waren Dinge, über die seit zwei Jahrzehnten Promemoria über Promemoria geschrieben, Vortrag über Vortrag gehalten wurde. Wäre diese allmälige Entwickelung nicht vorangegangen, so würden auch nach Jena die rettenden Gedanken nicht vom Himmel gefallen sein, um die Köpfe zu erleuchten. Sie mußten aus einem Gährungsprozeß hervorgehen, der seine Zeit verlangte und dem man — dies sei zu Ehren der Braunschweig, Möllendorf, Rüchel u. s. w. ein für alle Mal gesagt — zwar nicht gerade huldigte, den man aber doch bis auf die Auswüchse geschehen ließ. Die Geschichte lehrt, was unser thatkräftigster Gegner aus der neuesten Zeit dem eigenen Vaterlande zugerufen: „Stegreif-Erfolge giebt es nicht!" Aber die Erfolge der Freiheitskriege waren auch keine solchen; sie waren die Frucht nicht einer sechsjährigen, sondern einer sechsundzwanzigjährigen Arbeit, von der nur der

erste größere Theil lange verborgen blieb. Napoleon allein würdigte ihn richtig und trieb daher Preußen vorzeitig in die Entscheidung.

Für alle Genossen im Heere, die jemals streblich — vergeblich — neuen Gestaltungen entgegen arbeiten, ohne sogleich einen Erfolg zu sehen, liegt daher in den Erfahrungen der hier abgehandelten Zeit, neben einer ernsten Mahnung zum Ausharren, zugleich eine Beruhigung. Das Scherflein, das der Einzelne in seinen Kreisen beizutragen vermag, ist nie verloren, auch wenn es nicht gleich so laut und klirrend auf den Boden der Büchse fällt, daß die ganze Kirche es hört!

Man soll nur deshalb mit dem Geben nicht aufhören wollen!

Anhang.

1) **Nachrichten über Preußen in seiner großen Katastrophe.** S. 54.
Kriegsarchiv A. c. 9. II.

„Alles was die Zeitschriftsteller über die verderbliche Lage der Preußischen Armee gesagt haben, ist durchaus ohne Grund, d. h. ist ein Raisonnement, welches in der Luft schwebt, in willkürlichen, veränderlichen Richtungen sich hin und her dreht, von keinem absoluten Punkt ausgeht und deshalb lauter willkürliche Resultate hat. Wie man sich auf ein Raisonnement so viel zu gut thun kann, bei dem man sich durchaus keiner Klarheit bewußt ist, wie man glauben kann, durch planloses Hin- und Herreden eine Gleichung zu lösen, während man gar nicht verstand sie anzusetzen, ist wirklich schwer zu begreifen. Daß das Heer der Nachschreiber, was die Originale nicht verstanden hatten, noch viel weniger verstehen konnte, ist natürlich, und so ist denn über diesen Gegenstand eine wahre Spiegelfechterei in hochtönenden aber ganz hohlen Worten und Redensarten gemacht worden."

---

2) **Politisches Journal** 1806. II. S. 1147.

„Die Preußen hatten zwar mehr Geschütz als die Franzosen, allein bald ging ihnen die Ammunition aus. Auch soll ihr Pulver durchnäßt und so schlecht gewesen sein, daß die Kugeln keine Kraft hatten. Dennoch stürzten die Franzosen reihenweise nieder, besonders vor den Jena umschließenden Anhöhen, welche so vertheidigt waren, daß die Defileen am Fuße derselben von Preußischen Jägern, und die Mitte und der Gipfel mit vielen Kanonen besetzt waren, aus welchen sich ununterbrochen Feuerströme ergossen. Nichtsdestoweniger wurden diese Berge von den Französischen Grenadieren erstiegen, die sich ihre Tornister über die Hüte und Helme gebunden hatten."

u. s. w.

---

3) **Politisches Journal** 1806. II. S. 1203.

„Es ist unglaublich und doch wahr, daß die Preußischen Feldherren überall die Pässe an der Saale, die die wichtigsten waren, unbesetzt ließen, und wenn sie von Sächsischen Ingenieurs aufmerksam gemacht wurden, diese verlachten, weil daher kein Feind kommen könne...."

S. 1208. „Es gehört zu den Unbegreiflichkeiten, deren so viele den kälteren Beobachtern aufstoßen, daß auch dieser Paß von den Preußen unbesetzt blieb, ungeachtet sie durch den Sächsischen Ingenieuroffizier Lehmann, der dies Terrain genau kannte, ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden waren. Die Sorglosigkeit ging so weit, daß die aus Preußen und Sachsen bestehenden

Vorposten, die von den durch den offengelassenen Paß in das obere Saalthal eindringenden Franzosen von Jena bis Camburg herab zurückgeworfen wurden, von allem, was auf einige Stunden von ihnen vorging, nicht die geringste Kenntniß hatten."

---

4) **Einige Briefe, geschrieben vor und nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt von einem Preußischen Hauptmann, Herrn v. Gr.** 1807. S. 58 ff.

„Mich zog eine unwiderstehliche Kraft nach dem Schlachtfelde, nach der Gegend, wo Preußens Ruhm vernichtet ist, wo sich zuerst das Wesen der Preußischen Maschine offenbart hat, welches die Welt lange vor den vielen Rädern nicht zu sehen vermochte. Ich bin bis zu den abschüssigen Höhen vor Jena gegangen, habe mich hin und wieder führen lassen von den Predigern der benachbarten Oerter, die des Krieges ganze Schrecklichkeiten erfahren haben, oft aber ging ich auch allein und folgte meinen Gedanken. Wahrlich, wenn man das schöne wellenartige Feld, das von den Unsern besetzt war, auf welchem sie sich auf das herrlichste ausbreiten konnten, durchwandert ist und nun an den Rand des Saalthals kommt und die engen Fußsteige und Wege sieht, die sich in den Schluchten heraufwinden zwischen den Wänden der Felsen — so kann man nicht umhin, sich zu wundern, wie es möglich gewesen, daß die Franzosen auf diesen Wegen, in diesen Schluchten heraufklettern und das Preußische Heer, welches oben stand, schlagen konnten. Der Verstand steht einem still, möchte ich mit meinem Führer sagen, wenn man erfährt, daß diese Berge gar nicht besetzt gewesen seien, und daß man dem Feinde erlaubt, mit aller Gemächlichkeit heraufzusteigen und eine Nacht auszuruhen. An Zeit kann es nicht gefehlt haben; denn die Truppen sind ja weit über Jena hinaus gewesen und also über diese Berge, oder sie vorbei, zurückgezogen. Fast möchte man glauben, das, was einige Offiziere geäußert haben sollen, sei mehr als eine Prahlerei von Subalternen gewesen, daß man nämlich befürchtet, die Franzosen möchten keinen Angriff auf die besetzten Anhöhen wagen, daß man sie in die Ebene locken wollte, um sie recht zu zermalmen und der Welt die Ueberlegenheit Preußischer Taktik zu zeigen."

---

5) **Klopfleisch, Die Schlacht bei Jena, nach den besten Quellen und Schriften.** Jena 1862. S. 31.

„Gerade diese Höhe (der Landgrafenberg) aber war zu wichtig, als daß man sie dem Feinde ruhig hätte überlassen sollen. Nicht nur, daß die Hauptzugänge und Schluchten der Berge von hier aus leicht beherrscht werden konnten, es knüpften sich an ihren Verlust noch andere nicht hoch genug anzuschlagende Nachtheile.

Die Preußen verloren damit ganz und gar die Einsicht in das Saalthal *und auf die* Bewegungen der Gegner, die Franzosen dagegen gewannen einen

Punkt, der die Preußischen Bewegungen und Stellungen ihren Blicken mehr oder weniger bloßstellte."

S. 40, 41. „Napoleon war anfangs ganz erstaunt über den Anblick der auf dem linken Saalufer gelegenen Höhen und über die Hindernisse, welche die Preußische Armee seinem Vordringen auf das Plateau des Berges hätte entgegensetzen können. Um 4 Uhr langte er auf der Höhe an und rekognoszirte das Terrain, so zu sagen mitten unter den Tirailleuren, und er bemerkte bald, daß ihm der Feind den Schlüssel zu seiner Stellung überlassen habe, daß diese fast unangreifliche Höhe der Punkt sei, von wo aus er seine Kraft zu entwickeln und daß er dieselbe mit aller Macht festzuhalten habe."

---

6) **Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am Preußischen Hofe seit dem Tode Friedrich** II. Amsterdam und Cölln 1807. I. S. 155.

„Ich habe an diesem Tage nur die Schlacht bei Jena beobachtet. Man sagt: Hohenlohe, der hier die Armee kommandirte, hätte den Saum der Saalegebirge besetzen und in die Defileen hinabwerfen sollen. Dazu hatte er aber zu wenig Truppen, und dann lag es im Plane, um nach der Unstrut zu kommen, sich hier völlig wegzuziehen und sich in kein Gefecht einzulassen. Indem der Fürst das Letztere that, geschah es, weil ihn die Franzosen dazu nöthigten."

Die wahrscheinlichen Hauptursachen der Unglücksfälle bei den Deutschen Waffen, im Jahre 1806. Aus den Bemerkungen eines Augenzeugen. Jena 1807. S. 30.

„Bei dem Tadel endlich über die spezielle Stellung des Hohenloheschen Corps d'Armee bei Jena müßte wohl erst bestimmt werden, in wiefern dem Fürsten, da keinem seiner Vorschläge Gehör gegeben worden ist, hierin die Hände durch höhere Befehle gebunden gewesen sind, und ob es in seiner Macht gestanden hat, durch eine Position näher an der Saale und durch das Hervorschieben einer starken Avantgarde mit beträchtlicher Artillerie auf die ersten Höhen am linken Saale-Ufer, sowie durch starke Verhaue im Rauh-Grunde das Heran- und Heraufrücken des Feindes zu verhindern."

---

7) **Max Jähns, Das Französische Heer.** Leipzig 1873. S. 732.

Wir erinnern hier an das Urtheil des vielgenannten Französischen Militärbevollmächtigten, Baron Stoffel, welcher d. d. Berlin, 12. August 1869 schrieb: „Was die allgemeine Wehrpflicht betrifft, so muß man sich vor Allem fragen, ob das Französische Volk die erforderlichen Eigenschaften besitzt, um dieselbe anzunehmen und durchzuführen. Die Antwort lautet leider entmuthigend. Von Eigendünkel erfüllt und durch Selbstsucht verkehrt, würde das Volk kaum sich einer Einrichtung anbequemen, von deren kräftigender und fruchtbarer Wirkung es keine *Ahnung hat* und deren Durchführung Tugenden erfordert,

die es nicht besitzt: Aufopferungsfähigkeit, Selbstverleugnung und Pflichtgefühl. Gleich den einzelnen Menschen, welche sich im Leben nur durch die harten Lehren der Erfahrung bessern lassen, kommen auch die Völker zu einer Verbesserung ihrer staatlichen Einrichtungen erst, nachdem sie in grausamen Prüfungen deren Nothwendigkeit haben erkennen müssen. Preußen hat Jena gebraucht, um in sich zu gehen, und ein Gefühl der Nothwendigkeit, sich in gesunden und männlichen Institutionen zu verjüngen, um den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht für alle Bürger anzunehmen. Und, im Vorbeigehen gesagt, man darf wohl behaupten, daß, wenn Preußen diese Einrichtung nicht bereits besäße, es heute unmöglich wäre, dieselbe zur Durchführung zu bringen."

---

8) **Untersuchung und Beantwortung der wichtigen Frage: „Sind die Franzosen in den neuesten Zeiten in der Kriegskunst weiter gekommen als die Deutschen?"** Archenholz' Minerva, ein Journal historischen und politischen Inhalts. II. Band für das Jahr 1806. (Hamburg.) S. 403.

„Es wird Niemand leugnen, daß die Völkerstämme, welche unser liebes Deutsches Vaterland bewohnen, wenn auch nicht in Sprache und Nationaltugenden, doch gewiß in vielen anderen Dingen, besonders aber in dem Grade ihrer wissenschaftlichen Kultur und der unter ihnen verbreiteten Aufklärung einander höchst unähnlich sind. Die größte Verschiedenheit zeigt sich hier zwischen den Süd- und Norddeutschen; denn während bei ersteren ein hoher Grad von Aberglauben und Geistesfinsterniß war und noch jetzt ist, enthüllte sich unter des großen Friedrichs Schutze die Sonne der Aufklärung den letzteren schon vor einem halben Jahrhunderte. Daß bei diesen also auch das Militär eine raschere und höhere Ausbildung erhalten mußte, war sehr natürlich, und der Erfolg zeigte auch, daß unter der Anleitung eines großen Vorbildes im Norden sich geschickte Feldherren bildeten; da im Gegentheil die Süddeutschen Generale sich größtentheils nur durch ihre Fehler auszeichneten." ...

S. 404. „Noch lange werden sich die Franzosen ihrer wiederholten Niederlagen bei Kaiserslautern und Pirmasens erinnern; da im Gegentheil die Preußen drei Kampagnen hindurch nie einen bedeutenden Echec erlitten und nur allein am 13. Julius 1794*) unglücklich fochten. Dieses Gefecht ist aber lediglich durch die bekannte Französische Großsprecherei zu einiger Bedeutung erhoben worden, wie ich aus eigener Erfahrung versichern kann."

---

9) **Preußen in den Jahren 1806 und 1807.** Mainz 1845. S. 6.

„Wir wollen hoffen, daß diese Gefahr (die Umgehung der Preußischen linken Flanke), welche selbst jedem Laien bemerkbar ist, der Weisheit und

---

*) Gefecht am Schänzel, bei welchem General v. Pfau aus seiner verschanzten Stellung *geworfen wurde* und fiel, während seine Truppen große Verluste erlitten.

den militärischen Kenntnissen der Anführer unseres Heeres nicht entgangen sein wird, die bisher den Ruf ausgezeichneter Feldherren besaßen."

---

10) Mémoires et lettres inédits du Chevalier de Gentz. Stoutgart 1841.

„Il (der General Graf Kalkreuth) me dit que personne n'avait plus désiré que lui une guerre avec la France, que personne n'en avait plus reconnu la nécessité; mais qu'aujourd'hui personne ne serait plus enchanté qu'il se trouvât un moyen honorable pour en prévenir l'explosion; que de la manière dont les choses étaient préparées, cette guerre ne pouvait pas réussir, et que, sans un bonheur presque fabuleux, elle conduirait aux plus tristes résultats; qu'il n'aurait pas perdu l'espérance, si le Roi n'avait pas quitté le projet de commander l'armée en personne, en consultant ceux des généraux qui jouissaient de la confiance de l'armée; qu'avec un Souverain auquel la nature n'avait pas accordé un génie militaire éminant, un arrangement pareil aurait été, si non le plus désirable, du moins le meilleur possible; que telle avait été l'attente générale jusqu'à une époque fort avancée; que le 18 Septembre encore le Roi avait positivement nourri ce plan, et qu'il l'avait même clairement annoncé en appelant auprès de lui le Général Zastrow pour en faire le chef de son état-major; que ce ne fut qu'au moment de l'arrivée de ce général à Naumbourg, que tout changea subitement de face; qu'alors éclata tout-à-coup l'effet des sourdes intrigues que le Duc de Brunswic, absolument mis de côté pendant tout le temps que l'armée s'était rassemblée, et son partisan aveugle, le Colonel Kleist, Aide-de-camp Général du Roi, avaient tramées sans interruption; que, profitant de la timidité et des scrupules du Roi, qui craignait trop de se charger tout seul de la responsabilité du commandement en chef, Kleist lui avait suggéré l'idée d'inviter le Duc, malgré la feinte répugnance de celui-ci affichait pour la chose;*) qu'une fois en train on ne s'était pas contenté de lui confier la direction suprême de l'armée, mais qu'on avait souscrit encore à toutes les conditions que le Duc y avait attachées lui même; que depuis ce funeste moment tout était dérangé et bouleversé; que le Roi n'était plus qu'un volontaire dans son armée; que personne n'était consulté sur rien; que le Maréchal de Moellendorf, le seul général que le Duc avait l'air d'admettre à sa confiance, n'était que l'écho de sa volonté, puisqu'il n'en avait plus aucune à lui-même; qu'un soit-disant „bureau de l'état-major" établi sous la direction d'un Colonel Scharnhorst, Hanovrien, exerçait sur l'armée une

---

*) Kalkreuths Erzählung beruht auf Irrthum. Das Kommando war dem Herzoge von Hause aus zugedacht.

tyrannie aussi odieuse que ridicule; que les idées fantasques de ce bureau guidaient tout; que l'expérience n'était plus comptée pour rien."

11) **Schwartz, Leben des Generals Carl v. Clausewitz.** I. 224. Aus einem Briefe von Clausewitz aus Merseburg, den 29. September 1806.

„Ueber meine Hoffnungen habe ich in meinem vorigen Briefe schon ein paar Worte gesagt; jetzt will ich nur hinzufügen, daß der gute Geist eines vortrefflichen Mannes (Scharnhorst), den ich, wie Sie wissen, sehr verehre, aus so vielen einzelnen Maßregeln hervorleuchtet, daß man seinen allgemeinen Einfluß auf das Ganze nicht verkennen kann. Unter wie schwierigen Umständen dieser Mann wirkt, ist kaum zu glauben; man erhält davon einige Vorstellungen, wenn man weiß, daß drei Feldherren und zwei Generalquartiermeister sich bei dieser Armee befinden, da doch nur ein Feldherr und ein Generalquartiermeister da sein sollten. Ich bin in meinem Leben noch nie auf einen Menschen gestoßen, der mehr geeignet gewesen wäre, Schwierigkeiten der Art zu besiegen, als der Mann, von dem ich hier rede; allein wie viel muß nicht von den Wirkungen des Talents verloren gehen, wenn es sich an so vielen Hindernissen der Konvenienz bricht, wenn es durch eine unaufhörliche Friktion fremder Meinungen gelähmt wird. So viel ist gewiß, daß ein unglücklicher Ausgang, wenn er uns treffen sollte, allein Folge dieser kleinlichen Konvenienzrücksichten ist; denn in jedem andern Punkte ist dieser Augenblick wieder ein sehr beneidenswerther für den König von Preußen."

12) **Kritik des Feldzuges in Deutschland im Jahre 1806.** 1808. S. 337ff.

„Man wird durch das mühsamste Nachdenken und alle möglichen Versuche mit den unzähligen Hülfsmitteln, welche die Kunst darbietet, für die damalige Situation der Centralarmee keine Anordnung erfinden, die so wie die Disposition des Herzogs von Braunschweig für alle Fälle berechnet ist und jeden Nachtheil vollkommen beseitigt. Indeß sind diese Maßregeln, welche wir nicht verbessern können, nachdem uns die damaligen Stellungen der Französischen Armee und die Verhältnisse des Terrains und der übrigen Umstände auf das genaueste bekannt sind, das Werk eines Augenblicks gewesen, wobei der Feldherr von allen erwähnten Gegenständen wenig oder gar keine Kenntniß gehabt hat. Man kann daher die Disposition des Herzogs sowohl in Hinsicht der Kunst, als auch des schnellen richtigen Blicks und der augenblicklichen Ergreifung der besten Maßregeln mit vollem Recht ein militärisches Meisterstück nennen, welches in allen Kompendien der Kriegskunst als Muster aufgestellt zu werden verdient. Der unglückliche Ausgang der Schlacht ist nicht als Beweis gegen diese Behauptung anzuwenden, da nach der Entfernung des Herzogs vom Schlachtfelde alle Vortheile, welche seine Anordnungen der Preußischen Armee verschafften, völlig unbenutzt bleiben. Man kann vielmehr aus dem Gang des Treffens mathe-

matisch beweisen, daß die Französische Armee ungeachtet des hohen Grades von Geschicklichkeit, welchen ihr Anführer während dieser ganzen Begebenheit zeigte, vollkommen geschlagen und aufgerieben worden wäre, wenn man Preußischerseits von der Disposition des Herzogs gehörigen Gebrauch gemacht hätte. Der Feind operirte sehr geschickt, indem er die angreifenden Preußischen Truppen bei Hassenhausen in der Front festhielt und indeß ihre Flanke mit einem beträchtlichen Korps umging, um sie aufzurollen und in die Saale zu werfen; allein gerade dieser feine Streich zog vermöge der Stellung des Preußischen Heeres den Untergang der Französischen Armee unausbleiblich nach sich, wenn man die Vortheile derselben benutzte.

Lebte der Herzog, so ließ er die Reserven dem bis Poppel vorgedrungenen Feind in Flanke und Rücken fallen; schon die Situation der Truppen versicherte ihm hier den Sieg, wenn auch die Ueberraschung eines unvermutheten Angriffs von 20000 Mann in Flanke und Rücken nichts dazu beigetragen hätte. Warf man sich dann dem noch stehenden Centrum und linken Flügel des Feindes in die entblößte rechte Seite, und zwar mit allen Waffen und nicht wie General Blücher mit Reiterei allein, so konnte keine Gottheit die gänzliche Niederlage der Französischen Armee aufhalten. Sie ward größtentheils auf dem Schlachtfeld gefangen, und der Ueberrest ertrank in der Saale, da die Preußische Reiterei die Kösener Brücke wahrscheinlich noch vor der fliehenden feindlichen Infanterie erreicht haben würde."

---

13) **Ompteda, Politischer Nachlaß des Hannöverschen Staats- und Kabinetsministers Ludwig v. Ompteda.** Jena 1869. Abtheilung 1. Aus den Lebenserinnerungen des Gesandten Ompteda. Dezember 1805. S. 107.

„Der Herzog legte auf das überlegene Feldherrntalent Buonapartes und seiner Generale ein überwiegendes Gewicht; er verglich Buonaparte mit einem Französischen Fechtmeister, der, indem er nach der einen Seite falsche Finten mache, plötzlich und unerwartet mit dem Hauptstoß nach einer ganz anderen Seite ausfalle; er versicherte, daß ein möglicher und nicht unwahrscheinlicher Unfall bei der Avantgarde auf das ganze Heer den nachtheiligsten Einfluß haben würde."

---

14) **Minutoli, Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III.** Berlin, Posen und Bromberg 1843. S. 87.

„Besaß auch Rüchel keine tiefen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der militärischen Wissenschaften, so ersetzte er diese durch einen scharfen Verstand, durch vielen Geist und eine gewisse Anmuth in Ton und Haltung. Dabei besaß er eine natürliche Beredsamkeit, ein schönes Organ und wußte selbst Phrasen voller Bombast so zu accentuiren, daß sie für die hierdurch bestochenen Zuhörer nicht selten als Muster von Beredsamkeit erschienen. Dagegen hielt seine Schreiberei vor der Kritik nicht Stich, denn sein Styl war stets mit Französischen Ausdrücken vermischt, voller Pleonasmen, es fanden

sich Fehler gegen die Grammatik, und seine Schrift glich den Hieroglyphen, die man nur mit der größten Mühe und oft gar nicht zu entziffern vermochte. Es fiel ihm daher sehr schwer, seine geheimen Memoiren zu verfassen, weil kein Anderer sie mundiren durfte. Wie schwierig die Entzifferung seiner Schreibereien im allgemeinen war, geht unter anderm daraus hervor, daß nächst mir noch drei andere mit seiner Handschrift vertraute Freunde einen von ihm verfaßten Aufsatz, den er dem Druck übergeben wollte, nur mit der größten Mühe zu lesen und in eine Reinschrift zu diesem Behufe zu übertragen vermochten. Was hätte Lavater nicht Alles aus der Handschrift dieses merkwürdigen und jedenfalls ausgezeichneten Mannes gefolgert."

---

15) **Gallerie Preußischer Karaktere.** Germanien 1808. S. 154.

„Rüchel würde in Widerspruch mit sich selbst gerathen sein, wenn er Napoleons Verehrer hätte werden sollen. Unfähig, sich einen deutlichen Begriff von dem militärischen Genie dieses Kaisers zu machen, eben so unfähig, den Unterschied zwischen der Französischen und der Preußischen Armee zu erkennen, sah er in Napoleon, wenn ich nicht irre, nur einen Nebenbuhler seines Ruhmes und in den Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts nur die Franzosen unter Cüstine, wo nicht gar unter Richelieu und Soubise.

Und in dieser verkehrten Ansicht wurde er nicht allein durch seine Umgebung, sondern sogar durch Schriftsteller bestärkt, die, wie Julius v. Voß, nichts so sehr wünschten, als Napoleon und General Rüchel im Kampfe einander gegenüber zu sehen."

---

16) **Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts.** Hamburg 1807. I. Band. S. 11, 12.

„So unangenehm es war, die Kampagne mit einem unglücklichen Gefecht (Saalfeld) eröffnet zu sehen, so war doch bei weitem der größte Verlust, den wir dabei erlitten, das Leben eines Prinzen, der schon lange die Augen von ganz Europa auf sich gezogen hatte und Eigenschaften besaß, die auf die Erscheinung eines zweiten Condé in der Geschichte die größte Hoffnung machte.

Es giebt wenig Menschen, deren ganzem Wesen die Natur den Heldenkarakter so deutlich aufgeprägt hatte, und selten gehen aus ihrer Hand so reich, ich möchte sagen, so prächtig ausgestattete Menschen hervor. Eine unglaubliche Kühnheit, eine Verachtung aller Gefahr, wie ich sie nie gekannt habe, sprach sich in seiner Lebensweise, selbst im Schoße des Friedens aus. All' diese Eigenschaften erhoben seine körperliche Schönheit zur wahren Zierde und legten ihr Gehalt und Bedeutung unter. Darum nahete sich ihm der Veteran mit Vertrauen, und der Jüngling sah mit Enthusiasmus zu ihm auf. Wenig Offiziere der Preußischen Armee dürften sich so einer Herrschaft über unsere Gemüther bewußt sein, wie er sie genoß.

Sein Tod war übrigens gewiß sein eigenes Werk; denn er würde sich haben retten können, weil er erst blessirt wurde, nachdem alles aufgegeben werden mußte. Er wollte nicht ohne Sieg zurückkehren. — Wie viel habe ich diese Aufopferung seiner selbst schon tadeln — ja habe ich nicht selbst darüber schon witzeln hören! — Wie wenig kennen diese Leute die menschliche Natur! — Den Tadel will ich ertragen, aber den Spott, — wo die Natur in geheiligten Zügen zu unserem Herzen spricht, muß jeder edle Mensch seinen Blick von der Frivolität des Spottes wenden. — Das Gefühl, was diesen Helden auf den Todesplatz fesselte, mußte es ihn nicht, unter glücklicheren Umständen, zur Größe führen?"

---

17) Je vous félicite de tout mon coeur, mon cher prince, de l'action glorieuse et brillante, que vous venez de remporter sur l'ennemi, ces nouveaux lauriers que vous avez cueillis ajoutent à l'estime distingué, à l'amitié et à la reconnaissance que je vous dois et dont je ne saurais assez m'acquitter envers vous. Je vous prie de témoigner de ma part ma satisfaction aux braves troupes, qui ont combattu sous vos ordres; je suis charmé, de voir que les miennes ne se donnent jamais de dementi dans leur manière d'agir; et quant aux troupes de nos alliés, cet exemple prouve, qu'elles vont bien quand elles sont bien conduites. Il est triste que les nouveaux malheurs, arrivés au Bas-Rhin, empêcheront de retirer tout l'avantage que vos brillants succès nous assuraient.

De mon côté je ne suis pas resté les bras croisés depuis que nous nous sommes vus. Nous tenions Cracovie et deux Palatinats lorsqu'au commencement de la campagne je battis les Polonais avec 10000 Prussiens et 6000 Russes; de mauvais mesures du collège de guerre, touchant le commissariat, m'empêchèrent de suivre d'abord l'ennemi avec la vigueur, que je l'aurais désiré. Au commencement du mois de Juin le corps russe, aux ordres du général Derfeldt, se trouvait à Poulawy, le prince Repnin, qui se trouvait encore à Riga et dirigeait de là ses opérations, donna ordre au général Derfeldt de marcher vers les frontières de la Curlande; sans ces deux contre-temps, que je viens de citer, je finissais cette vilaine guerre par cette campagne; mais cela fut cause de bien des retards dans nos opérations et donna le temps aux Confédérés de se rassembler, et depuis ce moment là, la prise de Warsowie devenait plutôt un mal, qu'un bien pour moi.

J'ai pris une position à trois marches de Warsowie où l'armée se tiendra jusqu'au temps que la saison l'obligera de prendre des cantonnements dans le voisinage. Le corps russe aux ordres du général Fersen est encore à notre droite et n'a point pu passer la Vistule jusqu'à présent. J'ai eu lieu d'être satisfait du corps des troupes que j'ai commandé. Dans la plus grande force il n'était que

de 20 000 hommes. Les nouveaux régiments qui n'avaient jamais vu l'ennemi ont fait à merveille et se sont conduits dans toutes les occasions avec une valeur distinguée, surtout Bonin, Hohwedel et Schwerin. Les hussards sont fort en arrière en comparaison des régiments qui sont au Rhin; Trenk est celui qui a le moins oublié son service, je n'ai rien à dire contre leur valeur; ils tenaient bonne contenance au feu, mais ils ont oublié le service d'hussards. De l'autre côté de la Vistule, Günther qui commande les Bosniaques, s'est fort distingué dans toutes les occasions. L'on assure qu'il arrive encore un corps russe par Lublin, fort de 30 000 hommes; je n'en ai point encore de nouvelles positives; cela serait très bon; je souhaite que la nouvelle se confirme, alors je n'aurais pas besoin de retirer de mes troupes du Rhin. D'ailleurs je m'y verrai peut-être obligé.

Je suis de retour ici depuis le 26; je travaille de toutes mes forces pour que tout soit prêt tant pour les magasins que pour le remontage au cas d'une 4e campagne pour l'année prochaine. J'ai vu avec plaisir à cette occasion que nos cantons ne sont pas si diminués, comme bien des personnes le disent. Dans peu je saurai, à quoi l'Angleterre se décidera, et si nous pouvons continuer à défendre l'Empire, comme je le désire et moyennant cela, il me semble que nous servons essentiellement nos alliés; si les choses changeaient, il faudrait rester sur la défensive, sur nos propres frontières. A Paris il y a plus de mouvement que jamais et la convention pourra bien en venir aux mains avec le parti jacobin. Si la convention l'emporte, elle pensera peut-être à la paix, la proximité vous met plus en même d'être informé des nouvelles de ce côté là, que moi. J'entends que le Landgrave de Hesse et le Margrave de Bade forment une milice et que les Electeurs Ecclésiastiques ont le même dessein pour former une defensive le long du Rhin; je crains que cela sera de la mauvaise drogue aussi mal armée que commandée.

Avant d'envoyer mon ordre aux généraux autrichiens, je me ferai informer sous main à Vienne si cela sera bien pris.

Je ne cesserai d'être

monsieur

de V. A. S. le bien affectionné cousin

à Potsdam le 1er 8bre 1794. F. Guillaume.

---

18) **Kriegsarchiv, Scharnhorsts Nachlaß.** Bericht des Grafen Loucey d. d. Glatz den 28. Mai 1809.

Quant au Prince de Hohenlohe, son sort reste toujours digne de son caractère! Victime d'un événement qu'il n'aurait pu contredire, qu'autant que sa bravoure et son expérience eussent été secondées

des hommes et de la nature, il attend en paix et loin du monde, que la justice du Roi ramène l'opinion en sa faveur, et alors il espère et à juste titre, que ses contemporains s'empresseront à prévenir la postérité qu'ils ont été injustes envers lui; et qu'ils accepteront, en signe de repentir et à titre de quelques reconnaissances, les sacrifices de tout genre dont il a signalé son dévoûement envers le Roi et l'Etat: il espère du moins, sa pensée s'en flatte, recevoir les honneurs de sa carrière et la confiance que lui méritent ses talents et sa loyauté: c'est aussi le voeu de l'armée, qu'il commandait alors; ce peut être le désespoir de ceux qui le méconnaissent, mais c'est l'attente de l'Europe qui compte sur la justice. Comte Loucey.

---

19) **Achtzehn Ursachen der von einigen Zeit-Schriftstellern seit einiger Zeit angenommenen Stimmung gegen die Preußische Staatsverfassung und Verwaltung.** Von R. K. G. A. v. K—pz. Minerva 1807. IV. S. 493 ff.

„Der letzte Krieg hat auch auf einen Theil der Deutschen Schriftsteller eine so unerwartete als sonderbare Wirkung gehabt.

Preußens Staatsverfassung — sie, die fast ein Jahrhundert hindurch den übrigen Staaten als Muster vorleuchtete, sie, die noch vor kurzem so allgemein, so einstimmig als die beste, die humanste, die vorzüglichste, die Rechte und Wohlfahrt der Preußen so ausgezeichnet schützende und befördernde Verfassung angesehen und dafür anerkannt ward, die Preußische Staatsverwaltung, welche fast allen übrigen Staaten mehr oder minder zum Vorbilde diente, welche noch vor kurzem für das Muster einer guten, richtigen, die Rechte des Volks ehrenden, das Wohl des Staats sehr befördernden, und allen Bedürfnissen einer vollkommenen Staatsverwaltung entsprechenden Staatsadministration galt, sie, mit Recht der Beweis, die Wirkung, die Ehre und der Ruhm Deutscher Kräfte — sie hat seit dreizehn bis vierzehn Monaten aufgehört, dies alles für gewisse Schriftsteller zu sein. Preußens musterhaftes Gesetzbuch, bis jetzt unerreichbar jeder Nachahmung; Preußens einzige, bewährte Rechts- und Gerichtsverfassung; Preußens Volksaufklärungs- und Bildungsanstalten; alle seine Akademien, Universitäten, Kollegien; Preußens ganze liberale und doch weise — sparsame Finanzadministration; Preußens Polizeiverfassung — die Mutter der übrigen Deutschen Polizeiverfassungen; — Preußens vielfache, musterhaften Anstalten jeder Art; Preußens viele wahrhaft große und edle Staatsdiener und Gelehrte; mit einem Worte alles, was den Preußischen Namen trägt, ist für eine gewisse Klasse von Schriftstellern Gegenstand des Tadels und des Besserwissens geworden; für Schriftsteller, denen noch vor sehr kurzer Zeit schon der bloße Preußische Name die vollgültigste Legitimation zum Anspruch auf Lob, Erhebung und Musterhaftigkeit war.

Vergessen ist ihnen mit einem Male, daß von Preußen und besonders von Berlin aus wahre Deutsche Aufklärung zuerst ausging; vergessen die

mannigartige, so wohlthätige Einwirkung, welche das Vorbild, der Vorgang Preußens auf den Geist der übrigen Staatsverwaltungen Deutschlands, auf ihre Humanität, Liberalität, Planmäßigkeit, auf Trennung der verschiedenen Staatsgewalten, auf zweckmäßigen Geschäftsgang und auf tausend andere Gegenstände des Staats- und Volkswohls hatte; vergessen ihnen, daß vom Königlichen Throne in Berlin herab der Satz: Der Fürst ist der erste Diener des Staats, er ist den Gesetzen des Staats unterworfen, und ihm ziemt keine Kabinetsjustiz! zuerst verkündigt und befolgt ward. Doch nicht bloß vergessen ist ihnen dieses alles, sondern auch der Gegenstand des Tadels jener politischen und schriftstellerischen Kameleone geworden!"

---

20) **Kriegsarchiv** D. I. 36.

Die beiden Memoires v. Knesebecks: „Einige allgemeine Berechnungen bei einem plötzlich ausbrechenden Kriege zwischen Frankreich und Preußen, geschrieben im Oktober 1803" und: „Es ist Zeit!!! oder Gedanken bei den Begebenheiten des Tages, geschrieben am 20. November 1803", lassen deutlich erkennen, daß der Verfasser trotz mancher Bedenken hinsichtlich der politischen, der geographischen und der augenblicklichen materiellen Lage des Preußischen Staats seine Streitkräfte denen Frankreichs gewachsen, qualitativ sogar überlegen hielt.

---

21) **Hamburger Korrespondent** vom 21. Oktober 1806. Aus Berlin, 18. Oktober.

„Kantonnirungsquartier Tennstätt bei Weimar,
11. Oktober, Nachm. 4 Uhr.

Ich habe Ihnen eine höchst betrübte Nachricht zu melden. Gestern ist ein hitziges Gefecht gewesen, worin der Prinz Louis an der Spitze eines Avantkorps focht und den schönsten Heldentod starb. Die ganze Armee ist in Thränen. Mein Prinz wird Ihnen ein paar Zeilen schreiben; der Schmerz erlaubt ihm nicht ausführlicher zu sein, deswegen hat er mir aufgetragen, so viel zu schreiben, als man bis jetzt von dieser höchst traurigen Begebenheit erfahren hat.

Der Prinz stand mit einem Korps von 5—7000 Mann, größtentheils Sachsen, an der Saale in der Gegend von Rudolstadt, der Fürst v. Hohenlohe links neben ihm, die Hauptarmee bei Erfurt. Prinz Hohenlohe ging vor, um dem General Tauenzien Luft zu verschaffen, der sehr gedrängt wurde, und trug deswegen dem Prinzen Louis auf, den Posten von Rudolstadt womöglich zu behaupten. Der Prinz marschirte deswegen den 10. nach Saalfeld, und hier wurde er von einer 25—30 000 Mann starken Macht angegriffen und nach einem Kampf von fünf Stunden über die Saale zurückgeworfen, sein Korps gesprengt, er selbst aber im Thal der Saale durch zwei Schüsse getödtet. Ich habe soeben den Auftrag erhalten, an den Obersten Kleist zu schreiben, um die Auslieferung seines theuren Leichnams zu bewirken. Die Truppen haben zum Theil wie Löwen gefochten, und dies ganze Gefecht,

obgleich dieses Korps gänzlich vom Feinde besiegt worden, gereicht doch so wenig zur Schande unserer Truppen, daß wir vielmehr Ehre damit einlegen; wir haben also hauptsächlich den Verlust eines Prinzen zu bedauern, den unser Gemüth kaum mit Fassung zu ertragen vermag. Die Bagage des Prinzen ist einstweilen bei uns untergebracht.

Dies ist Alles, was ich Ihnen von dem unglücklichen Ereigniß mitzutheilen weiß. Die ganze Armee theilt den Schmerz der Familie, und ich fühle es beim allmächtigen Gott ganz, was Mutter, Vater und Geschwister leiden.

Leben Sie wohl

v. Clausewitz."

(Mit Höchster Erlaubniß im Hausfreund abgedruckt.)

---

22) **Journal**, geführt vom Ausmarsche im September 1806 an. (Major v. Rauch vom Generalstabe.)

„1. Oktober früh defilirten die Regimenter Prinz Louis von Preußen und Renouard, ingleichen das Grenadierbataillon Alt-Braun außerhalb Naumburg vor dem Könige, derselbe ließ die Bataillons aufmarschiren, eine Bajonettattacke ausführen und das Bataillenfeuer durchmachen, wobei er sich äußerte, daß die Truppen sich auf dem Marsch öfter im schnellen Aufmarschiren und den Bajonettattacken üben sollten, „weil dies von nun an wohl bald alle Tage vorkommen würde." Die Truppen waren im besten Stande.

2. Oktober früh defilirten (in Naumburg) zwei Batterien 12-Pfünder und das Infanterieregiment Kleist vor dem Könige, die Batterien in außerordentlich gutem Stande und das Regiment in vorzüglicher Ordnung und Propretät, ohnerachtet es seit 2 Tagen schrecklich geregnet hatte, wodurch die Wege bereits in dem hiesigen fetten Boden ungemein verdorben waren.

3. Oktober in aller Frühe passirte das zur Avantgarde bestimmte Regiment König von Bayern und einige Stunden darauf das Kürassierregiment Heising durch Naumburg. Leute und Pferde waren im besten Stande.

5. Oktober früh marschirte das Regiment Herzog von Oels nach Gotha ab, — später folgte das Dragonerregiment König von Bayern und die reitende Batterie v. Wagner I, alle, besonders die letztere, in vortrefflichem Zustande. Der König sah die Truppen bei sich vorbeidefiliren.

8. Oktober. Zu Mittag rückte das sehr schöne Herzoglich Sachsen-Weimarische Scharfschützenbataillon nebst dem Weimarischen Husarenkommando in Erfurt ein. Der König hatte diese Truppen zufolge einer mit dem Herzoge von Sachsen-Weimar abgeschlossenen Konvention übernommen und selbige mit zur Avantgarde bestimmt. Das Bataillon war über 700 Mann stark, ganz neu gekleidet, sehr gut bewaffnet, exerzirt und dressirt; wenn es ebenso brav ist und jederzeit zweckmäßig angeführt wird, so lassen sich nützliche Dienste davon erwarten."

---

23) **Parolebefehle bei der Hauptarmee Seiner Majestät des Königs** am 12. Oktober 1806. Kriegsarchiv 592.

„Da leider die ganze Disziplin aus den Regimentern heraus ist und förmlich geplündert worden, so werden die Herren Divisionairs, Generalmajors und die als Brigadiers Dienste thun dafür verantwortlich gemacht. Die Kommandeurs der Regimenter und Bataillons sind bei Arrest dafür verantwortlich, sobald nur einer ihrer Leute arretirt wird, der aus dem Lager gelaufen ist, und sie müssen eine Chaine rund herum um ihre Brigaden machen; Niemand aber muß ohne Offizier oder wenigstens ohne Unteroffizier aus dem Lager gelassen werden, und sollten solche einzelne Leute betroffen werden, so müssen sie sogleich, von wem es auch sei, arretirt und zum Kommandeur des Regiments geschickt werden, der sie dafür bestraft."

---

24) **Bericht des Generals v. Grawert** (auch der Immediat-Untersuchungskommission eingereicht). Kriegsarchiv E. I. 91.

„Dieser Befehl (zum Aufmarsch bei Vierzehnheiligen) wurde sogleich, als die Linie formirt war, in Erfüllung gebracht, selbige trat unter klingendem Spiel an und avancirte in einer solchen Ordnung, wie es nur immer bei einer Revue geschehen kann."

(Die Ordnung und Präzision ist weiterhin nochmals gelobt.)

„Ueber das Verhalten der Truppen am Tage der Schlacht ... kann ich auf Pflicht und Gewissen antworten, daß ich außer dem bereits erwähnten Vorfall bei dem Bataillon Nr. 5 auch nicht das Geringste wahrgenommen habe, was einem oder dem andern Regimente und Bataillon zum Vorwurf gereichen könnte. Vielmehr haben alle zehn Bataillons meiner Division, sowie die ihr zugetheilten beiden Batterien ihre volle Schuldigkeit gethan....

Die Herren Brigadiers und Kommandeurs haben sich ganz vorzüglich ausgezeichnet und mit der größten Anstrengung den Sieg zu erringen gesucht. Ueberall, wo mein Auge sie handeln sah, zeigten sie sich ihrer distinguirten Posten würdig. Es gebührt ihnen der Ruhm, sich ihren untergebenen Truppen als Muster echter kriegerischer Tugenden dargestellt zu haben. Diesen erworbenen Ruhm haben die meisten jener ehrwürdigen Männer mit ihrem Blute oder ihrem Heldentode besiegelt.

Was die Fragen über die Ursachen der gänzlichen Zerstreuung der Armee anbetrifft, so kann ich darüber darum keine Auskunft geben, weil ich diesem Gräuel, Gott lob! nicht beigewohnt, vielmehr die Truppenkolonne, bei der ich mich befand, wie mein hier beigelegter Bericht an den Fürsten zu Hohenlohe Durchlaucht mit mehrerem besaget — vom Schlachtfelde an über die Ilm und weiterhin bis in die sinkende Nacht in solcher Ordnung und Streitfähigkeit gesehen habe, daß der Feind es gar nicht gewagt hat, uns anzutasten und unserem vor seinen Augen vollzogenen Uebergang über die Ilm auch nur durch *einen Pistolenschuß* hinderlich zu werden. Ja, ich weiß aus sicherer Hand, daß

der Kaiser Napoleon, der mit mehreren seiner Generale sich auf dem Sperlingsberge befunden und die den Rückzug dieser unserer Kolonne beobachtet haben, in Lobeserhebungen darüber ausgebrochen sind. Noch bemerkenswerther ist es, daß der Kaiser gegen einen jener Offiziere, die ihm zu diesem Siege Glück gewünscht, gesagt hat: er erwarte nichts gewisser, als in den ersten Tagen von der Preußischen Armee angegriffen zu werden."

(NB. Von dem Bataillon Nr. 5, welches nicht näher genannt wird, sagt der Bericht vorher, daß es beim Avanciren vor dem feindlichen Artilleriefeuer gestutzt habe.)

---

25) **Bericht des Fürsten Hohenlohe** (auch der Immediat-Untersuchungskommission eingereicht). **Kriegsarchiv** E. I. 91.

„Ich kann im ganzen genommen zur Steuer der reinsten Wahrheit nicht anders sagen, als daß bei allen Gelegenheiten die Masse der Truppen der glücklichste Geist beseelte und daß wahrlich ihr Muth, ihre Beharrlichkeit und Ausdauer wohl verdient hätten, mit glücklicherem Ausgange gekrönt zu werden.

(Folgt ein besonderes Lob der Generale Graf Tauenzien und v. Grawert.)

Die Infanterie hat (bei Jena) einen Muth, eine Kaltblütigkeit bewiesen, die vielleicht ihres Gleichen nicht auffinden wird. Mehrere Stunden focht sie auf dem nämlichen Platz, von ihren Todten und Verwundeten umringt, ohne einen Schritt zu weichen. Alle Kommandeurs der Regimenter waren entweder todt oder verwundet, und erst als diese heldenmüthigen Männer außer Thätigkeit gesetzt waren, als ein zu sehr überlegener Feind von allen Seiten Verderben drohte, erst dann verließ diese Infanterie dieser kalte Muth.

(Folgt ein besonderes Lob für die Grenadierbataillone Collin und Dohna.)

Ich würde unrecht handeln, der Kavallerie nicht ebenfalls im ganzen ein rühmliches Zeugniß zu geben, aber das kann ich nicht leugnen, daß ich häufig das vermißte, was eben dem Dienst der Kavallerie so große Vorzüge giebt, daß nämlich einzelne Offiziers Gelegenheit, sich auszuzeichnen und wesentliche Dienste zu leisten, glücklich und rasch ergriffen hätten.

(Folgt eine günstige Ausnahme bezüglich der Majors Lossow und v. Eicke vom Kürassierregiment Graf Henckel und ein besonderes Lob für das Regiment Gettkandt-Husaren, für das Regiment Prittwitz und die reitende Batterie Studnitz.)

Unsere Artillerie hat durchgehends ihren alten Ruhm behauptet, sie ist wahrlich die erste, die ich kenne. Ihre Offiziere sind ebenso brav als intelligent. Durch die Einführung des 12 Pfünder-Geschützes habe ich sie weniger mobil als in früheren Feldzügen gefunden. Dies lag aber nicht an ihnen.

Sämmtlichen Offizieren aus meinem Gefolge bin ich das rühmlichste Zeugniß schuldig. Ihr Muth, ihre Anstrengung, mich überall zu unterstützen, werden mir unvergeßlich bleiben. Jener unglückliche Tag, an dem bloß eine vierfache Uebermacht entschied, hatte indessen so unglückliche Folgen selbst auf

die Stimmung der Truppen, daß man in späteren Gefechten selbige freilich nach dem alten Maße nicht messen dürfte. Indessen behaupte ich dreist, daß sie immer noch mehr geleistet haben, als jede andere Armee unter den nämlichen widrigen Umständen gethan haben würde. Beispiellos sind die Strapazen und Entbehrungen aller Art, die diese Truppen vom Tage dieser unglücklichen Schlacht bis zur unseligen Katastrophe bei Prenzlau erduldet haben, und wahrlich nur den erschöpften physischen Kräften ist es zuzuschreiben, wenn auch der Geist zuletzt nicht mehr der alte kriegerische war."

---

26) **Untersuchung und Beantwortung der wichtigen Frage: „Sind die Franzosen in den neuesten Zeiten in der Kriegskunst weiter gekommen, als die Deutschen?"** Minerva 1806. II. S. 405.

„Aber auch in der theoretischen Kriegskunst stehen die Norddeutschen mit den Franzosen wenigstens auf gleicher Stufe. In allen Zweigen derselben besitzen sie vortreffliche Werke, und wenngleich nicht jeder Besitzer einer Büchersammlung ein Gelehrter ist: so kann man doch aus dem Dasein guter Schriften auf die Existenz ihrer wohlunterrichteten Verfasser schließen. Es läßt sich daher mit aller Evidenz beweisen, daß bei dem allgemeinen Fortschreiten der Wissenschaften das Militär in Norddeutschland nicht zurückgeblieben ist; wenngleich bei einer strengen Untersuchung sich wohl ergeben möchte, daß ein großer Theil dessen, was in diesem Fache ans Licht getreten ist, besser ungedruckt geblieben wäre; indem seit einiger Zeit, so wie in anderen Zweigen der wissenschaftlichen Kultur, eben so auch in den militärischen Wissenschaften die Schreibsucht, besonders unter den jüngern Offizieren, gleich einer Seuche eingerissen ist. Diese Schreibsucht, als Folge eines nicht aus Liebe zur Wissenschaft, sondern aus Eitelkeit unternommenen Studiums, kann den Armeen nur sehr nachtheilig werden. Es bleibt überhaupt noch sehr problematisch, ob es nicht rathsam wäre, jedem Offizier einer ansehnlichen Armee die Herausgabe eines Buches über Kriegswissenschaften durchaus zu verbieten. Denn schreibt er schlecht, so wirft sein Machwerk ein nachtheiliges Licht auf die wissenschaftliche Bildung der Truppen, unter denen er dient; schreibt er aber gut, so unterrichtet er auch die Feinde des Staats und wird darum seinem Vaterlande mittelbar nachtheilig.

Diese Betrachtungen mögen vielleicht den großen Friedrich bewogen haben, es nicht zu gestatten, daß von einem Offizier seiner Armee etwas Bedeutendes über die Kriegswissenschaften öffentlich bekannt gemacht werden durfte. Ein solcher Befehl könnte auch jetzt noch bei einigen Armeen von Nutzen sein; wenigstens würde manche kurzsichtige Beurtheilung eines Operationsplans weniger gedruckt werden, und viele durch die Hitze eines Treibhauses hervorgelockte unzeitige Feldmarschälle würden den ehrwürdigen Stamm Deutscher Heere nicht sichtbar verunzieren.

Wenn daher, nach meiner Meinung, bei einigen Deutschen Armeen von den Subalternoffizieren für die Theorie der Kriegskunst beinahe zu viel geschieht, so kann man diesen Vorwurf den Französischen Subalternoffizieren nicht machen. Sie sind, wie Jeder weiß, der sie hinreichend kennen gelernt hat, größtentheils sehr unwissend, und nur der Generalstab, als die Pflanzschule ihrer Feldherren, macht hiervon eine Ausnahme."

---

27) **Beitrag zur Preußischen Militärgeschichte. Zur Berichtigung mancher falschen Urtheile.** Minerva 1807. IV. S. 422.

„Im Jahre 1806 befanden sich 695 wirkliche Offiziere von bürgerlicher Abkunft und mit Beibehaltung ihres bürgerlichen Standes (ohne „von") in der Preußischen Armee. Davon waren 131 in der Linieninfanterie, 83 von diesen in den dritten Bataillons, — 76 in der leichten Infanterie, — 289 in der Artillerie, — 84 in der Kavallerie, — 37 in verschiedenen anderen Korps, — und 82 in den Invalidenkompagnien. Unter denselben waren einige 30 Stabsoffiziere.

Bei des jetzt regierenden Königs Zeiten stand qualifizirten Bürgerlichen die Militärkarriere völlig offen. Schon in dem letzten Französischen Kriege am Rhein wurden mehrere Gemeine und Unteroffiziere bürgerlicher Abkunft wegen bewiesener Bravour zu Offizieren bei den Feldregimentern avancirt und avanciren noch mit allen anderen Offizieren ohne Unterschied fort.

Wer die große Anzahl unvermögender Edelleute in Deutschland kennt, wer Rücksicht darauf nimmt, daß diesen bisher keine andere Laufbahn offen stand, wer es weiß, wie selten sich im Preußischen ein bemittelter und gebildeter Bürgerlicher diesem Stande widmete, und wie in der Regel der gemeine Soldat sich zum weiteren Avancement nicht qualifizirte, den wird es nicht mehr wundern, daß sich so wenig Bürgerliche in dem Preußischen Offizierkorps befanden.

Thatsachen also widerlegen die jetzt so allgemein geltend gemachte Meinung, daß im Preußischen Heere die Bürgerlichen von dem Offizierstande ausgeschlossen gewesen. Nur bei den Kürassieren und Dragonern scheint es so. Ob das aber Zufall oder Gesetz sei, weiß ich nicht.

Die abgeschmackte Behauptung so vieler jetzigen Bücherschreiber, daß das Unglück des Feldzuges von 1806 dem Adel zuzurechnen sei, wird wohl bei denkenden Menschen der Widerlegung nicht bedürfen. Möge die jetzige Militärorganisation nur andere wirksamere Fehler, welche dieser Krieg zu Tage gefördert hat, bessern und möge sie nur dem Talente freieren Spielraum geben, indem sie die blinde Anciennität — nicht abschafft, sondern bedingt, so wird der Preußische Adel bald zeigen, daß noch das alte Heldenblut in seinen Adern wallt, und jeder wahre Edelmann wird dann mit desto größerem Vergnügen für sein Vaterland kämpfen, in welchem durch häufigere Beispiele (nicht belohnter, sondern) benutzter Verdienste bewiesen wird, daß der Staat gar keine Geburtsrechte kenne.

Der Ausländer aber wisse, daß, lächerliche Individualitäten abgerechnet, schon längst in Preußen der Adel und Bürgerstand in dem innigsten Verhältniß gegenseitiger Achtung standen, — daß die frechen Beschuldigungen des Adels in den heillosen Schriften jetzt entzügelter Vaterlandsfeinde in den edlen Preußischen Bürgern nicht, wie die Elenden wähnen, den Bürgerlichen ergötzen, sondern den Bürger, den Mitbürger empören, und daß die Preußischen Edelleute mit Freuden alle geringen Reste ihrer allzeitigen Vorrechte auf dem Altar des Vaterlandes opfern und nichts davon behalten werden, als den geliebten Namen ihrer Vorfahren und den alten ehrenvollen Beruf ihres Standes: vor allen, jedem Egoismus zu entsagen, so bald das Vaterland in Gefahr ist."

„Aus Deutschen Fürstenhäusern und regierenden Familien befanden sich bei Anfang des letzten Krieges folgende Individuen bei der Preußischen Armee: aus dem Königlichen Hause, einschließlich des Königs 8. — Aus dem Hohenzollerschen Stamme 4, — von Braunschweig 2, — von Anhalt 6, — von Bayern 1 (der König selbst; Gl. v. d. K.), — von Mecklenburg 3, — von Hessen 6, — von Hohenlohe 2, — von Oranien 1, — von Wied 3, — von Württemberg 1, — von Sachsen 1, — von Solms 7, — von Baden 1, — von Löwenstein 3, — von Erbach 3, — von Ysenburg 1, — von Salm 1, — von Reuß 1, — von Stolberg 2, — von Wittgenstein 1, — von Carolath 2, — von Schönburg 1 — und von Lippe-Detmold 2. — Von diesen waren 26 Subalternoffiziere. Allein unter den höheren Stabsoffizieren der Preußischen Armee von 1806 befinden sich folgende aus fremden Ländern gebürtige Individuen (nicht daher abstammende, sondern dort geborene):

Franzosen 12, — Italiener 3, — Griechen 1, — Polen 20, — Oesterreicher 3, — Holländer 6, — Kurländer und Russen 23, — Schweden 15, — Dänen 7, — Schweizer 13, — Bayern 4, — Württemberger 8, — Mecklenburger 39, — Anhaltiner 10, Sachsen und Thüringer 108, — Braunschweiger 12, — Hannoveraner 8, — Hessen 18. — Aus allen übrigen nicht Preußischen Gegenden Deutschlands ungefähr 50. — Eine bei weitem zahlreichere und mannigfaltigere Mischung fast aller Europäischen Nationen, (auch Engländer, Schotten und Portugiesen) findet sich unter den Subalternoffizieren. — Offiziere von Französischen Familien und Namen, sowohl von den alten Französischen Kolonien als neue Einzügler, findet man in der Rangliste gewiß über Tausend. Es mögen übrigens ungefähr im ganzen wohl zwischen 7—8000 Offiziere derzeit in der Preußischen Armee gewesen sein."

---

28) **Bemerkungen über die Kriegsverfassung der Preußischen Armee.** Coelln 1778. S. 100, 101.

„Es ist irrig, wenn man glaubt, der Preußische Soldat sei unaufhörlich unter dem Stocke; der Stock ist in Preußen so wie in dem übrigen Deutschlande und im Norden ein Werkzeug der Bestrafung: Gefängniß und Ketten sind da für die Missethäter aufbehalten. Meinem Bedünken nach thut eine augenblickliche und öffentliche Bestrafung eine größere Wirkung, als wenn sie aufgeschoben wird; der Soldat in Preußen wird, wenn er einen Fehler begehet, mit dem Stocke und der Fuchtel bestrafet, nach Gelegenheit und Gebrauch eines jeden Regiments und nicht nach dem Einfalle des Offiziers oder Unteroffiziers; die Anzahl der Schläge wird nach Maaßgabe des begangenen Fehlers abgemessen und verhältnißmäßig eingerichtet. Bei den Generalexerzitien wird der Soldat niemals bestraft, sondern wenn das Regiment fertig ist, wieder nach seinem Quartier zu marschiren, und denn bei dem besondern Exerziren: wenn der Soldat fehlt, so merket es der Unteroffizier an, man schickt ihn zu denen, die lernen sollen, und da wird er scharf bestraft.

Wenn beim ersten Bataillon Garde ein Soldat fehlt, so wird er von einem Offizier mit der Fuchtel bestraft; beim zweiten und dritten, wie auch bei allen Grenadierbataillons der Armee wird der fehlende Soldat in Gegenwart des Offiziers, der die Strafe aufgiebt, von einem Unteroffizier mit dem Pallasch gefuchtelt; die Reiter, Dragoner und Husaren werden immer mit dem Säbel bestraft. Die Unteroffiziere bei allen Truppen können nicht anders als mit der Fuchtel und von einem Offizier bestraft werden, wenn es der Kommandeur des Korps befiehlt. Bei andern Regimentern wird der Soldat mit dem Stocke bestraft, aber stets auf Ordre und nie nach einer wunderlichen Laune. Die Junker, die sich bei den Kompagnien befinden, werden mit Fuchteln bestraft, allein es muß sie ihnen der Kommandeur des Korps geben; ihre Strafe bestehet in vier Schlägen auf die Schultern. Die fehlenden Offiziere werden von dem Kommandeur des Korps nach der Wache geschickt; ist der Fall wichtig, so berichtet er es dem Könige."

---

29) **Scharnhorsts Bemerkungen zu Knesebecks: Grundlinien zu einem allgemeinen Terrainbilde des Französisch-Preußischen Kriegstheaters und Resultate daraus zu dessen militairischer Benutzung.** Kriegsarchiv D. I. 110.

„Sind die Streitkräfte gegen den siebenjährigen Krieg verglichen zu unserm Nachtheil? Das ist ohne Zweifel ein Irrthum! Hannover, ein kleines Hülfskorps von England und die Hessischen und Braunschweigischen Truppen vertheidigten in jenem Kriege allein die westliche Seite des Preußischen Kriegstheaters. Jetzt wäre außer diesen Truppen ja die ganze Preußische Macht dazu bestimmt. Die Französischen Armeen sind jetzt stärker — ob aber im

Verhältniß der gegenseitigen, darauf kömmt es hier an. Ihre Stärke ging im siebenjährigen Kriege bis zu 190,000 Mann. [S. die Feldzüge der Alliirten Armee von dem Feldmarschall v. Reden.] Die Französischen Armeen sind jetzt weit stärker, sollten sie aber über 200,000 Mann bis nach der Weser unterhalten können? Ich beziehe mich auf den siebenjährigen Krieg; wo wiederholte Erfahrungen reden, braucht man keine Berechnungen. Diese wurden aber damals von der Alliirten Armee abgehalten, über die Weser zu dringen — jetzt kommt zu dieser noch die 2 bis 3 mal größere Preußische Macht, so daß man jetzt dem Feind eine gleiche Macht entgegenstellen kann, statt der Herzog Ferdinand nur ungefähr die Hälfte der Macht des Feindes hatte. Hieraus folgt, daß man den Französischen Armeen jetzt eine verhältnißmäßig weit größere Macht, als im siebenjährigen Kriege, entgegen stellen kann.

Ist die geographische Lage für uns bei einem Kriege in Westphalen gegen Frankreich so nachtheilig, daß wir nur unglückliche Resultate von demselben erwarten können? Ist sie so sehr von der des siebenjährigen Krieges verschieden, daß keine nur einigermaßen gleichen Verhältnisse des damaligen und zukünftigen Krieges stattfinden?

Dies kann nur die Meinung derjenigen sein, welche die Operationspläne des Herzogs Ferdinand auf die gegenwärtige Lage anwenden wollen. In dem von mir aufgesetzten Memoire über das westliche Kriegstheater der Preußischen Monarchie habe ich die strategischen Verhältnisse der Preußischen Armee bei einem Kriege mit Frankreich näher auseinander gesetzt und hoffe, daß aus demselben sich darthun läßt:

1. daß die Lage der diesseitigen Armeen wesentliche Vortheile für die der gegenseitigen in Absicht der Operationen bei einem Defensiv-Kriege hat, und

2. daß diese Vortheile bei einem den übrigen Umständen angemessenen Operationsplan ungefähr dieselben sind, die im siebenjährigen Kriege, freilich in ganz anderen strategischen Stellungen, stattfanden.

Eine Operation über Holland durch Oberyssel und Gröningen hat für die Französischen Armeen ohnehin sehr große Schwierigkeiten. Sie müssen hier 71 Meilen machen, ehe sie einmal die Westphälische Grenze erreichen. Sind sie nicht Meister von der See, so ist ihre Verpflegung hier mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wenn man sich in den Winkel von Münster und Wesel stellte, oder in seiner strategischen Stellung hier den rechten Flügel hätte, wie im siebenjährigen Kriege, so möchte von der Nieder-Ems aus freilich eine feindliche Armee zu großen Zwecken führen. — Aber eine veränderte Lage fordert veränderte strategische Stellungen oder Maaßregeln."

30) **Kriegsarchiv** E. II. 52.

„On trouve peu d'esprit dans ses ministres: dirigeant tout par lui même, il les met peu dans le cas d'y donner essord; il ne les employe que comme des secretaires renforcées. Ses généraux ne paraissent pas non plus briller de talens éminents pour le détail et la conduite des grandes opérations. Le roi d'ailleurs les dechargeant ainsi que ses ministres de tous soins supérieurs, peu jaloux de leurs voir l'apititude de les remplir, ne travaille pas à les y former; mais au contraire semble conduire son royaume au bord du précipice au moment qu'il manquera."

---

31) **Jules Finot. Une mission militaire en Prusse en 1786.** Paris 1881, S. 389.

„Frédéric Guillaume II.,*) second roi de Prusse, surnommé le Grand, suivit à pas de géant le chemin que son aïeul le grand électeur lui avoit tracé; il forma un système militaire inconnu en Europe jusqu'à lui; il établit cette discipline que tous les rois se sont efforcés d'imiter et ce mécanisme merveilleux qui en lie si fortement toutes les parties. La justesse du discernement de ce prince lui fit sentir que la puissance de la maison de Brandebourg seroit encore longtemps précaire; qu'une nombreuse armée de soldats bien exercés et bien disciplinés devoit en être la base et pouvoit seule en être l'appui. Sa politique fut dès lors fondée sur la force, et son gouvernement devint tout à fait militaire.

La puissance militaire de la Prusse est sans doute considérable, non précisément par la valeur intrinsèque des armées, mais bien par l'ordre supérieur qui règne dans les différents corps, qui les composent, par cette discipline établie invariablement depuis leur formation, par la facilité avec laquelle elle se rassemblent, par les arrangements pris pour les mettre en état d'entrer en campagne à l'instant où l'on s'y attend le moins, enfin par l'économie qui préside depuis l'établissement de cette monarchie à l'emploi des finances."

---

32) **Kriegsarchiv** E. II. 37. Idealistisches Projekt zur Einrichtung der Armee, entworfen zu Anfang des Jahres 1766.

„Was der gemeine Mann von den sogenannten Frei-Bataillons in den letzteren Zeiten, einige wenige davon ausgenommen, für execrables Geschmeiß gewesen und wie wenig Dienste solche für das enorme Geld, so sie gekostet, geleistet: im Gegentheil was sie für Schaden der Armee im Rauben und

*) Es ist Friedrich II. gemeint.

Plündern und Debauchirung unserer eigenen besten Leute gethan haben, ist jedem, so den Krieg mitgemacht, wissend, wozu erstere gleichsam ein habendes Recht wegen des verdammten Namens der Frei-Corps oder Frei-Bataillons sich eingebildet und angemaßet haben."

---

33) **Kriegsarchiv** E. II. 10. Freimüthige Gedanken über verschiedene Gegenstände der Königl. Preußischen Staatsverfassung.

„Das Austreten der enrolirten zu verhüten, scheint ein gutes Mittel zu sein, die Dienstpflichtigkeit der Cantonisten auf gewisse Jahre festzusetzen und solche hauptsächlich in Absicht derjenigen, die in den Provinzial-Städten zu Hause gehören, möglichster Maaßen einzuschränken.

Wahrscheinlich dürfte alsdann ein jeglicher nach seiner Bestimmung die Beschwerlichkeiten des Soldatenstandes übernehmen und williglich ertragen, weil er das Ende absehen kann.

Wäre nun die Dienstzeit abgelaufen, so bliebe der Verabschiedete doch im Lande und könnte sich im äußersten Fall bei kriegerischen Umständen nicht entziehen, dem Vaterlande, wo nicht im Felde, doch in der Garnison zu dienen, oder einen Mann für sich zu stellen."

---

34) **Kriegsarchiv** E. II. 10. Freimüthige Gedanken u. s. w.

„Der Ruhm der Preußischen Waffen ist grenzlos, denn soweit die Jahrbücher der Welt gehen, wird die Geschichte kein Beispiel eines siebenjährigen Krieges aufstellen, und die Nachwelt wird dasjenige kaum begreifen können, was in diesem merkwürdigen Zeitraum von der, im Verhältniß mit ihren Feinden, kleinen Anzahl Preußischer Truppen ausgerichtet worden, von welchen in der manigfachen Lage, worin sie sich befanden, wohl nichts unversucht geblieben, was je die Kriegskunst zu erdenken vermocht.

Zu solchen unnachahmlichen Thaten konnten sie aber auch nur durch eine seit undenklichen Jahren eingeführte Disciplin, welche von Ordnung und guter Oeconomie begleitet wird, aufgelegt sein. Daß andere Mächte durch Nachahmung dahin gelangen sollten, es der Preußischen Armee gleichzuthun, ist nicht leicht zu befürchten, weil bei dieser eine unablässige Thätigkeit herrschet und man sich nicht mit denen bereits erfundenen vortheilhaften Bewegungen begnügt, sondern immer neue erfindet und solche zur Ausübung bringet."

---

35) **Kriegsarchiv** D. I. 104. Memoire des Ministers v. Schroetter über die zu treffenden Anstalten, um Preußen zu decken.

„Wir haben zu wenig leichte Truppen, und diese sind bei der Armee und zu dieser ihren Operationen zu nöthig, um sie eparpilliren und zur Deckung des Landes gebrauchen zu können.

Unsere Husaren würden bald ruinirt, dann das Land gänzlich offen und *die Armee von den* Kosaken umringt und aller Zufuhr beraubt sein. Anno 1757

organisirte sich eine Miliz in Litthauen von selbst, und es ist bekannt, welchen Schaden sie den Russen, besonders bei der Retraite, zugefügt."

---

36) **Jules Finot. Une mission militaire en Prusse en 1786.** Paris 1881, S. 114.

„La princesse royale est ce qu'on appelle une bonne femme qui a le ton d'une caillette du Marais, toujours échevellée comme une folle parcequ'elle croit que ce désordre dégoûtant lui sied bien. Au démeurant elle est bavarde et polie.

Les princes leurs fils sont élevés tout militairement. Le roi s'est chargé de l'éducation de l'ainé destiné à son tour au trône, il luy a donné pour gouverneur un vieux colonel Bakkoff qui à peine sçait lire et écrire, et n'est pas en état de luy apprendre autre chose qu'à commander l'éxercice. Aussi comme c'est la principale chose à laquelle le roi veut qu'il soit instruit, il luy donne habituellement à débourrer une douzaine de malheureux récrues que le jeune prince tourmente et bat toute la journée. Il annonce un caractère fier et dur."

---

37) **Das gepriesene Preußen.** S. 82. (Kriegsrath v. Held.)

„Die Härte des Königs wird täglich, sowie seine Vorliebe gegen das Militair sichtbarer. Richel hat ihn soweit gebracht, die sanctionirten Freiheiten einiger Handlungsstädte anzutasten und zu untergraben. Berlin, Stettin, Breslau, Koenigsberg und mehrere ansehnliche Handlungsstädte, welche zeither von der Enrollirung befreiet waren, sollten diese Freiheiten verlieren, und nur die Standhaftigkeit und der entschlossene Muth eines Mencke, ersten Kabinetsrath des Königs, hatte diese noch gerettet. Dieser würdige und edle Patriot hatte dieserhalb mit dem Richel heftige Auftritte und zog sich nach dieser Zeit bescheiden zurück, — der Kabinetsrath Beyme, den man für einen sehr redlichen und biederen Mann hielt, ersetzt die Stelle eines Mencke nie — er läßt sich leiten, wird geleitet — und er leitet wieder den König."

---

38) **Kriegsarchiv, Scharnhorsts Nachlaß.** Ueber die Operationen von Sachsen nach Thüringen und Franken.

„Das Kriegstheater, in dem die Preußische Armee auftreten mußte, hatte eine Ausdehnung von Bremen bis Bayreuth von 40 Meilen. Der Feind konnte über Hannover, Cassel und Eisenach auf Magdeburg; über Eisenach, Schmalkaden und Bayreuth auf Dresden, Wittenberg und Dessau vordringen. Keine Festungen, keine haltbaren Flüsse und Gebirge hielten ihn auf. Der König wählte Thüringen zum Versammlungspunkte seiner Armee, weil er glaubte, daß Napoléon hier den Hauptschlag thun würde, und gab den größeren Theil des Zugangs zu den Preußischen Staaten, von Erfurt bis Bremen jedem bedeutenden Angriffe Preis. Er errieth hier den Plan seines

Gegners, und wahrscheinlich hätte keiner der unbilligen Beurtheiler des Feldzuges von 1806 sich in Thüringen ungetheilt mit der ganzen Macht aufgestellt.

---

39) Kriegsarchiv D. I. 23. Denkschrift König Friedrich Wilhelm III. vom November 1797.

„Die militairischen inneren Angelegenheiten betreffend, so würde man sich über folgende Punkte zusammen zu thun und zu verabreden haben.

1. Müßte ein neuer Plan entworfen werden, worin die Lokal-Verhältnisse der Regimenter genau erwogen und ein neues System zu etabliren, bei welchem alle künftige incl. schon projectirte Errichtungen unterbleiben könnten, weshalb die Lücken, so in den Garnisons- und Canton-Districten entstanden, auf eine andere Art zu ergänzen wären, wie solches hauptsächlich der Fall in Preußen und Schlesien ist, indem in diesen beiden Provinzen verschiedene vacante Plätze befindlich, so durch die künftigjährige Errichtung haben sollen ausgefüllt werden. Es müßte daher eine ganz andere Repartition der Garnisonen und Cantons vorgenommen werden.

2. Ich habe von jeher eine Abneigung gegen die Translocirung der alten Regimenter aus den Alt-Preußischen Staaten gehabt und will daher, daß, wenn es in der Welt möglich ist, selbige dahin wieder zurück gelegt werden sollen, als da sind hauptsächlich die Regimenter Rüts, Hausen, Georg Hohenlohe. Bei letzteren beiden würden die Schwierigkeiten mit leichterer Mühe als bei ersteren zu überwinden sein, indem die Garnisonen dieser Regimenter noch bis dato unbesetzt geblieben, es wäre denn, daß man den General Courbière mit seinem Heere von Offizieren hinunter rechnen wollte. Ebenso waren die Cantons der 2 Regimenter, so viel ich weiß, auch noch intact geblieben. Hier ist also garnicht zu balanciren.

3. Müßte der Punkt, die Rekrutirung der Ausländer betreffend, recht genau geprüft werden, um zu sehen, ob wir wohl hinführo noch auf eine solche Werbung werden zu rechnen haben, um damit die ungeheure Anzahl der Etats mäßigen Ausländer (so wir jetzt in parenthesis gesagt, mit unserer vor 4 Wochen vollzogenen Errichtung um ein sehr merklich großes vermehret haben), ob wir damit, sage ich, den jährlichen Abgang werden zu ersetzen hoffen. Nach erfahrener Männer Urtheil und nach meiner eigenen Ueberzeugung, muß ich nein sagen. Wie dem nun aber hinführo zu empariren, um uns in's künftige nicht blos an den Uniformen, Schematen und an der Rubrik: Sollen stark sein, zu begnügen? Ob nicht vielleicht in der Armee unter den verschiedenen Regimentern ein verschiedener Etat an Aus- und Einländern würde müssen eingeführt werden? Wo denn die Regimenter in Ost-, vorzüglich aber in Südpreußen, wo solche enorme Cantons befindlich, verhältnißmäßig mit einem stärkeren Einländer-Etat zu versehen wären.

4. Müßte auf den anjetzt beinahe allgemein anerkannten Fehler unserer Infanterie-Bataillons, ihre Schwäche in Krieges-Zeiten betreffend,

sehr genau und ernsthaft gedacht werden, und da nach der einmal bereits eingeführten Organisation und Dislocation unserer Truppen an keine Augmentation der Compagnien mehr zu denken, wie dieses vor zwei Jahren meine Idee war, ob in dem einzigen Fall nicht das von mir angefertigte Project zu einer andern Organisation unserer Infanterie-Regimenter füglich anzunehmen wäre, wovon ich mir sehr viel verspreche.

5. Will ich auf eine größere Egalité, den kleinen Dienst und alles, was darauf Bezug hat betreffend, gehalten wissen, weßhalb denn vor allem eine neue détaillirtere und zweckmäßigere Instruction anzufertigen, wonach alles auf's Pünktlichste einzurichten und einzuführen wäre, um alle bisherigen Abweichungen und verschiedenen Inspections-Systeme durchaus abgestellt zu wissen. Wegen dieser Sache, welche eigentlich die Umarbeitung des Reglements zum Zweck hat, würde noch besonders eine Commission von solchen Leuten niedergesetzt werden, die das Détail des Dienstes auf's genaueste kennen und von denen man bereits versichert ist, daß sie richtige Ideen besitzen. Zur Haupt Norm bei diesem Geschäfte würden die Grundsätze der Magdeburgischen Inspection anzunehmen sein.

6. Muß an einem Plan gearbeitet werden, um den Unterricht der jungen Officiere und Junker bei den Regimentern einzurichten, wie solches bei manchen schon geschehen, worunter sich denn die Stettinische Garnison besonders auszeichnet, da ihre Anstalt von einem Manne organisirt worden, der Kopf und Herz hat. Allein leider haben bis jetzt doch nur wenige Regimenter dergleichen Anstalten bei sich eingeführt, und müßte dieses in der Armee allgemeiner gemacht und zum Theil zweckmäßiger eingerichtet werden, auch den Leuten, so keine Idee dafür hatten, mit dergleichen zu Hülfe gekommen werden, weil sie sich sonst nicht zu helfen wissen, und die Sache doch lediglich vom Chef und Commandeur abhängt.

7. Um der Armee empor zu helfen, den gemeinen Mann für die dringendsten Nahrungs-Sorgen zu sichern und dem Soldaten mehr Anhänglichkeit für seinen Stand zu verschaffen, halte ich beinahe für durchaus nothwendig, daß ihm außer seiner gewöhnlichen Löhnung täglich ½ ℔ Brod zugetheilet werde. Ohne diese Zubuße wird der Soldatenstand sich nie wieder zu heben im Stande sein, weil die Lage desselben zu kümmerlich und erbärmlich ist, als daß sich eine wirkliche Anhänglichkeit für denselben erwarten ließe. Daß dieses allerdings kein kleines unbedeutendes Object ist, davon bin ich vollkommen überzeugt, und würde dieses eine außerordentlich starke Staats-Ausgabe machen. Der Vortheil ist jedoch zu groß auf der andern Seite und die Billigkeit erheischt es gewissermaßen. Wie sehr haben nicht alle Bedürfniße zugenommen, alles ist im Preise gestiegen und steigt noch mehr. Wie kann der Soldat also ohne zu stehlen, wenn er nicht sonst einen Nebenverdienst hat, mit seinen 8 Sgr. auskommen? Welcher Stand ist wohl vorhanden, der nicht seit 1713 eine Erhöhung seiner Gage erhalten hätte?

Der einzige Soldatenstand ist es, den man übersehen hat. Wieviel verliert dieser nicht an seiner Würde, wenn der Soldat sich wie ein Bettler behelfen muß und dadurch zu allerhand unerlaubten Dingen seine Zuflucht zu nehmen gewissermaßen gezwungen ist. Es kommt also darauf an und ist dieses eines der wichtigsten Punkte zu erörtern, wie und auf welche Weise man zu einem hinreichenden Fond gelangen könne, um diese außerordentlich nützliche Ausgabe zu bestreiten. Ich bin nicht der Erste, wenn Ich auch nicht der letzte gewesen, der an einen solchen Fall gedacht. Die Mittel an die Hand zu geben, sind allerdings schwieriger, als man glaubt; jedennoch habe Ich die feste Zuversicht, daß man deren finden wird, sobald man es sich am Herzen liegen läßt, dieselben aufzusuchen, und welcher Patriot würde bei einem so noblen Endzweck wohl zurück bleiben wollen und nicht mit Vergnügen zu einer so heilsamen Einrichtung das Seinige beitragen? — Beyläufig sei es gesagt, daß Ich von dem Obersten v. Lecoq hierüber bereits im vergangnen Sommer verschiedene Vorschläge erhalten habe. Ueber eben diesen Gegenstand habe Ich mit dem General Courbière diesen Herbst eine weitläufige Unterredung gehabt, und hat dieser patriotisch gesinnte Mann ebenfalls verschiedene Ideen gehabt, wie dieses zu bewerkstelligen wäre. Es käme darauf an, das Sentiment dieser erfahrenen Männer nochmals zu hören und sich ihre Meinungen über diese Gegenstände auszubitten. Vielleicht wäre eins und das andere davon applicable."

---

40) Kriegsarchiv D I. 92. Verfügung an das General-Directorium. Im Lager bei Weissenberg, den 10. August 1757.

„Bei denen jetzigen mißlichen Conjuncturen und da es mehr wie jemahlen auf die Sicherheit und den Schutz deren Königlichen Lande ankomint, haben Seine Königliche Majestät resolviret, daß alsofort und sonder einigen Anstand, insonderheit in denen, denen feindlichen Einfällen am meisten exponirten Provinzen, als Halberstadt, die Altmark auch Neu und Kurmark und Magdeburg eine Land-Miliz und zwar auf gleichen Fuß, wie Seine Königliche Majestät solches bereits in Pommern und im Magdeburgschen geordnet haben, errichtet, auch deshalb in denen am meisten der Gefahr ausgesetzten Provinzen alle junge Mannschaft, so das Gewehr tragen kann, es sei Enrollirte, ausrangirte, oder was es wolle, eingezogen und zum Theil an die dort stehende Regimenter, zum Theil aber an ermeldete Land-Miliz abgeliefert werden soll, auf daß diese sowohl complet werden, als auch gedachte Mannschaft nicht das Unglück habe, einem etwa eindringenden Feind in die Hände zu fallen und von solchen auswärtig weggeführt zu werden. Gestalten denn auch nöthig sein wird, daß die in solchen exponirten Provinzen befindlichen Vorräthe an Getreide und Fourage nach denen nächsten Festungen transportiret und zurückgeführet werden. Was die Erhaltung der Miliz auf den in Pommern geordneten Fuß angeht, da können sich die in solchen befindliche Städte nicht entbrechen

dazu beizutragen, auf das nicht alles deshalb dem platten Lande alleine zur Last falle. Mehrhöchstgedachte Seine Königliche Majestät machen demnach diese dero Willensmeinung dero dirigirenden Ministers des General-Directorii hierdurch in Gnaden bekannt, mit Befehl das Nöthige deshalb sonder den allergeringsten Anstand noch Zeitverlust zu besorgen und alles cito zu disponiren, auch dadurch von der Treue und patriotischen Gesinnung Seiner Königlichen Majestät eine wahre Probe zu geben, mithin darunter gerade durch zu gehen und alles sogleich zur Execution zu bringen."

---

41) Instruktion für den Herrn Major von Knesebeck zur Ausarbeitung unterschiedener Ideen über eine formidable Land-Miliz für den Preußischen Staat auf den Fall der Noth.

Der Herr Major erhalten hierzu von mir folgende Matherialien:

1lich. Diese Skizze nebst Notizen als Corolleur zur Demonstration.

2tens. Die Canton Stärke der Armee nach meinen Listen.

3tens. Dazu die neue gedruckte Pièce der neuen Acquisitionen.

4tens. Die data von der Stärke unserer Armee nebst Rangliste.

5tens. Mein Memoir über Präparative zu Operationen für den Preußischen Staat.

Sie belieben einige allgemeine Grundsätze voran zu schicken unter gewissen Gesichtspunkten der Politik eine Land Miliz zu errichten und solche lebhaft darzustellen, wie auch durch Beispiele anderer Staaten, sowie der Geschichte demonstrando zu bekräftigen.

Fragmentarische Bruchstücke hierzu sind:

Der Friede ist der Zweck Edler Staaten Regierungen.

Nur der große Ueberblick in der Ferne, ehrenvoller und dauerhafter Glückseligkeit der Nationen — ist Friede.

Ein kurzer nervigter Krieg! Die selten glücklichen tempos des Schicksals kräftig für seine Erhaltung zu benutzen — ist gleichfalls Friede: denn sie sind glückliche Erhaltungs Commeten am politischen Horizonte.

Nicht die bloße Ueberzeugung der Wahrheit, die Staaten befinden sich noch in dem Zustand der Natur des Faustrechts; sondern das Bewußtsein der Kraft erhält den Frieden nur.

Dazu trägt eine gute formirte Landmilize wesentlich bei.

Ihre Anzahl muß in der Organisation bedeutend sein, damit sie imponire, sowohl in der Waagschale der Politik als auch in ernstem Kriege.

Sie kann aber vermehrt und vermindert werden, nach den Umständen, auch ganz auf dem Papier ruhen, wenn solche unnöthig ist.

Zum Beispiel: bei einem Kriege mit Rußland und Oestreich zugleich, bevor unsere wahrscheinlichen Alliirten erscheinen: Stark.

Bei dem Dasein unserer Alliirten: minder oder garnicht.

Schleunig eine verlorene Unglücks Balance wieder herzustellen: Stark.

Ist solche hergestellt: minder oder garnicht.

Für unser System schickt sich eine Land-Milize in freiem Felde nicht, wegen unserer schnellen Manöver und unserer Feinde. Es ist auch nicht nöthig.

Unsere Festungen und Küsten bedürfen bei einem mäßigen Anschlage 75,000 Mann; so der offensiven Streitkraft abgehen. cr. 50,000 Mann Landmilize dazu angewandt liefert ²/₃ dieses defensiv Bedürfnisses.

Ist unsere Land-Milize bis auf 50,000 Mann projectirt, so bedürfen wir annoch, die Zahl von 75,000 zu complettiren, 25,000 Mann.

Nach unserm System liefern solche die 32 Musketier Bataillons, diese Zahl macht cr. die Hälfte unserer Depot-Bataillons. facit 2 Compagnien pr. Depot Bataillon. —

Die noch übrigen 2 Compagnien pr. Depot Batail. von 2 und 2 Infanterie Regimentern zusammen geworfen, und so wie die Grenadier Bataillons combinirt, sind vollkommen fähig zu manövriren im freien Felde.

Man kann die Staabs und alten Officire choisiren. Die ganz jungen und ganz alten Leute der Depots in den Festungen oder an den Küsten zurücklassen.

Das zurückbleibende halbe Depot Batail. könnte die Geschäfte des Exercirens und Canton Wesens fortsetzen. Auf diese Art verbleibt der Zweck ihres Daseins ungestört erfüllt.

Die Land-Milize hat sodann durch die 25,000 Mann der Depot Bataillons ¹/₃ der Mannschaft exercirt und disciplinirt.

Dazu können noch alle diejenigen Landeskinder genommen werden, so mit 20jährigem Dienste verabschiedet, annoch gesund und nicht angesessene Wirthe sind, folglich aus ihrer bürgerlichen Sphäre und als Ernährer ihrer Familien entbehrt werden können, und welche Gattung nicht mit Abschieden, sondern nur mit Laufpässen von den Regimentern fortan, um dieses Zweckes wegen, entlassen werden müßten.

Ferner alle feindlichen Deserteurs und Gefangene, so in die Masse der Landeskinder vertheilt werden können, die in den Festungen und an den Küsten vom Feinde entfernter sind, wo sie nicht so leicht desertiren können, als aus dem freien Felde, und ebenmäßig exercirt sind.

Dazu dürften nur von den Kanton Regimentern zwischen der Erndte und Saatzeit auf 3 Woche eine kleine Anzahl kleiner Leute exercirt werden, facit 3 Geldtage oder ein Thaler pro Jahr per Mann, welche Kosten schon durch die jetzige Oeconomie der Revuen gedeckt sind. Blos in den Wendungen, Marschiren, Comando-Wörtern, Laden, zum wahren Felddienst in dem nöthigsten exercirt: das feinere kann bei ihnen füglich weggelassen werden.

Dann sind viel exercirte Leute da, das ist nach der jetzigen Verfassung der Armee.

Könnten die Landeskinder mit 15jährigen Dienste mit Laufpässen entlassen

werden: so ist das Reservoir der exercirten Leute ungleich stärker: Nur das Zollmaaß würde auf diese Art verlieren, nicht für die Brauchbarkeit aber für die Schönheit; ob zwar bei der eingeschränkten ausländischen Werbung der Zeitpunkt wahrscheinlich kommen wird, wo man das Zollmaaß wird herunter setzen müssen, wenn die Armee die Zahl ihrer Ausländer conserviren will.

Eine Uebersicht hiervon, liefern die Canton-Maaßextracte in dem Vergleich, der für die Werbung verloren gegangenen Volksmenge, durch die veränderte Lage von Europa.

Es ist dieser Punkt eine Sache, worüber man nur Meinungen hinwerfen kann: denn die Auswahl und Feststellung der Mittel dependirt von dem höchsten Befehl Sr. Königlichen Majestät.

In Dänemark macht man jetzt eine neue Organisation auf 6jährige Dienste, da hat man einen Ueberfluß exercirter Leute im Lande, aber eine solche Armee besteht aus Rekruten und nicht genug erfahrnen bejahrten Soldaten. Connectirt das dänische System mit einer Minderung der Armee im Frieden, so müssen die Städte zu Grunde gehen, wenn ihre Abgaben auf die Geldcirculation des Militairs berechnet sind: Sodann ist die preußische politische Lage keine dänische.

Die Preußische Militair-Verfassung und Staats Wirthschaft ist ein ehrwürdiges Original, rührt man ein Glied an, so erhält die ganze lange Kette bis an das letzte Ende einen electrischen Schlag. Die Preußische Armee bedurfte bis jetzt der Ausländer, um mit diesen fremden Kräften, die Kriege auszuhalten; weil die Erfahrung zeigte wie die Cantons angegriffen werden, wenn der Krieg lange dauerte, und wie die Kräfte zur Kultur des platten Landes fehlten, was man sehr deutlich merkte, wenn die Beurlaubten fort waren.

Die Preußische Armee ist schon an sich die weiseste und schönste Land Miliz, wenn ich annehme, daß 10 Mann per Compagnie in die Kantons zurückbleiben: daß unsere Exercierzeiten bis auf 6 Wochen abgekürzt sind: daß nur ein Jahr um das andere bei den meisten Revue ist: und der Beurlaubte den größten Theil seiner Zeit im Frieden Bürger ist.

Will man die wahre Stärke der Armee im Frieden wissen, so nehme man die ganze Zahl der Diensthuenden in der Garnison, dividire die Zahl der Beurlaubten in die Zeit ihres wirklichen Daseins bei der Fahne gegen das Jahr, das ist 17⅛ — quadrire dagegen die 10 Zurückgebliebenen im Canton so hat man die Anzahl der eigentlichen Stärke der Preußischen Armee im Frieden.

Die Sachsen lassen 10 Jahr dienen, finden aber noch darin Unbequemlichkeiten.

Die Frage bei uns scheint sich auf 15 Jahr zu reduciren, da ist der Mensch 35 Jahr alt bei der Entlassung und kann zum allerwenigsten noch 10—15 Jahre Kräfte besitzen bei einem Extraordinario im Kriege zu dienen.

Ziehe ich von der ganzen Summe auch sogar ²/₃ ab für Verhältniße der Wirthschaft und der Gebrechlichkeit, so verbleibt Rest ¹/₃ des Ganzen, d. h. ¹/₃ unserer ganzen Beurlaubten Zahl des Staates: bilden im Lande eine waffenfähige exercirte Reserve und das ist ansehnlich.

Zu Officiers können genommen werden, von jedem Range, die Pensionirten, deren Gesundheit noch leidlich ist, denn es ist die erste Pflicht und die erste Ehre das Vaterland zu vertheidigen wenn es noth thut. Auch können zu Subalternen tüchtige brave Feldwebels und Unteroffiziere aus der Armee genommen werden, denen der Felddienst schwer wird und auf diese Weise hat man sogleich ein namhaftes Corps wirklicher Soldaten.

Die alten dienenden oder entlassenen Schützen geben gute Unterofficiere. Eine Compagnie könnte cr. bestehen aus einem Capitain, einem Pr. Lieutenant und 2 Sec. Lieutenants (ein Chirurg) 12 Unterofficiers incl. dem Feldwebel 2 Tambours 200 Gemeinen. 5 Compagnien formiren 1 Bataillon folglich a 1000 Gemeinen; das Bataillon hat einen Commandeur 1 Major 1 Adjutanten 1 Bataillons-Chirurgen 1 Bataillons-Tambour, 1 Regiments-Quartiermeister, der zugleich Auditeur ist. (1 Büchsenmacher und 1 Schäfter). 3 Bataillons formiren eine Brigade; für sie ist nothwendig 1 Brigadier, dessen Adjutant, ein Prediger; 2 Brigaden formiren eine Division, wobei ein Divisionair mit seinem Adjutanten und braucht man auch diese in den Festungen nicht, so sind doch bei der gedehnten Küstenvertheidigung befehlende Central Punkte nothwendig.

Ein wichtiges Calcul verbleibt sodann noch der von Sr. Majestät einzusetzenden Organisations-Commission überlassen, das ist, die nähere Ausgleichung meiner nur en gros hingeworfenen simetrischen Formirung dieser Milize, gegen die so differente Canton Stärke der Regimenter der Armee, wo etwa zu großem Glücke und zum Soulagement der schwachen Cantons die Wahrheit eintritt, daß gerade die Regimenter auf dem heutigen Kriegs Theater, so dem Gefecht am meisten ausgesetzt sind, als die Provinzen Ost, Neu-Ost und Südpreußen die stärksten Cantons haben.

Zu Besatzungen der Festungen dienen die Depots der Cavallerie, zur Hilfsvertheidigung der Küsten, leichte Cavallerie auf polnischen Pferden und eine gute Zahl reitender Artillerie; — sind an den Mündungen der Ströme an der Ostsee Küstenforts, so gehören darin 12 und 24 pfündige Canonen und ein Arrangement zu glühenden Kugeln, sowie an den Mündungen der Häfen platte schwimmende Floß Batterien und Canonierböte, nebst einer kleinen Flotille. Vide mein Sr. Majestät dem König Friedrich Wilhelm II. unterthänigst eingereichtes Küsten-Memoir.

Wie es recht und billig wäre, daß die Bürger in den Städten Kanton frei sind im Frieden, das ist in den Festungen, wenn sie im Kriege bei der Belagerung solche also vertheidigen helfen, als wie die braven Bürger von Colberg.

Sowie aus den übrigen nächsten Landstädten die Schützengilden bei einer Belagerung mit zur Defension gezogen werden könnten, (wie auch die Klasse der Eximirten) immer nur zu versehen in Nothfällen, und wenn das Vaterland in Gefahr ist, das ist eine Sache des Patriotismus der Nation, und des Enthusiasmus den man ihr einflößt.

Es wollte Jemand objectiren 50,000 Mann Land-Milize wären für den preußischen Staat zu viel, so antworte ich:

Das kleine Hessen hatte sonst 8 Regimenter
a 4 Batail. facit 32 Bataillons
a 4 Comp. facit 128 Compagnien
a 150 Mann facit 19200 Mann
gleich der Stärke seiner stehenden Armee.

Hessen hat noch jetzt 8 Regimenter
a 2 Batail. facit 16 Bataillons
a 4 Comp. facit 64 Compagnien
a 150 Mann facit 9600 Mann,
ist gleich der Hälfte seiner stehenden Armee cr.

50,000 Mann betragen nur cr. den fünften Theil unserer stehenden Armee, diese sollen nicht für die Dauer bestehen, sondern nur für den Nothfall, die verlorene Balance zur Erhaltung des Vaterlandes wieder herzustellen, und folglich ist das möglich.

Will man einen besseren Effect haben für das Ohr und das Gefühl der Menschen, so nenne man sie Ehrenlegionen.

Für das was feststeht muß der Kriegsetat berechnet werden, vom Ober Kriegs Collegio, Mobilmachungs Plane, Armatur, Montirungswesen.

Der von Sr. Majestät erfundene Kriegsanzug, kurze Jacken und lange Hosen, könnte für sie passend sein, nebst Aufschlag und Kragen von diverser Couleur, ein zweieckiger Hut alter Art, mit einem Messing Schilde mit der Inschrift: Ehrenlegion, oder was Sr. Königl. Majestät annehmlicheres für ihre äußere Zierde finden sollten.

Die letztliche Zusammenstellung der data, der deutlichen Analysis dieses großen wichtigen Zweckes nach dieser Skizze ist dem Herrn Major v. Knesebeck überlassen, sowie das zu ergänzen, was diesem nur in aller Eile hingeworfenem Brouillon fehlt; wie auch alle diejenigen Corolleurs mit in Anregung zu bringen nach Ihrer Ueberzeugung so in allen den über diese reichhaltige Materie noch anzustellenden Calcülen ein demonstratives Licht über die Sache breiten können, in der ich mir die Final-Revision über das Memoir vorenthalte, um solches durch meine Anmerkungen begleitet sodann der Allerhöchsten Entscheidung Sr. Königlichen Majestät ehrerbietigst zu Füßen zu legen.

von Rüchel.

---

42) **Kriegsarchiv** D. I. 36. Rechtfertigung des Memoirs über Errichtung einer Vaterlands-Reserve, gegen die Anschuldigungen der darüber niedergesetzten Komission. (Von Major v. Knesebeck eigenhändig niedergeschrieben.)

(Auszug.)

Die Beschuldigungen der hochlöblichen Komission sind:

I. Daß die vorgeschlagene Einrichtung weder der Verfassung der Armee gemäß, noch auf die Kräfte des Staats und den Nationalgeist der Unterthanen berechnet sei und wird deßhalb eine gänzliche Umwälzung des Militairs und seiner Verhältnisse gegen den Staat genannt.

Rechtfertigung.

Das Wesen der preußischen Militair-Verfassung beruht auf dem Beurlaubungs-System. Nur dadurch kann der Staat bei geringen Mitteln für den Krieg eine große Armee aufbringen.

Der Vorschlag geht von demselben Grundsatze aus; nur sollen nicht immer dieselben Beurlaubten wiedereingezogen, sondern damit gewechselt werden. Die Zahl der jährlich überhaupt Einberufenen, also auch die dem Lande im Frieden auferlegte Last, bleibt dieselbe. Dem Nationalgeiste ist der Vorschlag nicht zuwider, weil es das Beurlaubungssystem nicht ist und da dieses nicht abgeschafft sondern nur erweitert werden soll, so entbehrt auch die Behauptung, daß der Vorschlag eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse enthalte, jeglichen Grundes.

Zweitens steht unter I. noch die hingeworfene Beschuldigung, daß der Schluß, so auf die Seelenzahl der Kantons gebaut ist, unrichtig wäre, indem alle Kantons bereits jetzt schon gleichmäßig zur Rekrutirung beitrügen.

Im Vorschlage war behauptet, daß in den entlegenen Provinzen Ost-Preußen, Neu-Ost-Preußen, Ansbach, Bayreuth, Erfurt und in den Westphälischen Landen die wenigsten Truppen garnisonirten, bisher also auch von ihnen nach Maßgabe der Bevölkerung oder Größe die wenigsten Menschen zur Landes-Vertheidigung hergegeben würden. Sie könnten daher am ehesten eine größere „temporelle Anstrengung" machen, d. h. mehr zur Vaterlands-Reserve und den Ehrenlegionen stellen. (Für die Provinzen jenseits der Weichsel giebt Knesebeck in der Anlage C zu

seiner Denkschrift die entsprechenden Berechnungen.)

Gegen diese Behauptung richtet sich der Vorwurf der Komission, ohne übrigens einen Nachweis für Knesebeck's Irrthum zu liefern.

Dieser hält nun die Richtigkeit seiner bezüglichen Berechnungen aufrecht und weist nach, daß er für den Bedarf der in den genannten Grenzprovinzen stehenden oder überhaupt sich rekrutirenden Truppentheile schon sehr hohe Ansätze gemacht habe. Dann fährt er in seiner „Rechtfertigung" fort:

„Sollte dies aber selbst noch nicht genug gewesen sein, so war es die Sache der Königlichen Komission, der alle Materialien dazu zu Befehl standen, diesen Irrthum zu berichtigen — nicht aber wegen eines Rechnungsfehlers, der aus den angeführten Gründen nie sehr beträchtlich sein kann, den großen Gesichtspunkt des Vorschlages zu verkennen und als unstatthaft aufzustellen, weil, selbst wenn der ganze hier angeführte Schluß falsch wäre und die Kantons jenseits der Weichsel auch gar nichts mehr zur Vaterlands-Reserve hergeben könnten, als alle anderen, dies (wenn die Rechnung im Ganzen richtig ist, wie die Königliche Komission zugeben muß, weil sie auf den Listen des Ober-Kriegs-Collegio beruhet) der Sache im Großen nichts schadet."

Knesebeck weist hierbei noch darauf hin, daß er in der seinem Vorschlage beigefügten Anlage A die Berechnung der verfügbaren Mannschaften ganz allgemein für die gesammte Armee und Bevölkerung des Staates angestellt habe, ein hinsichtlich einer einzelnen

II. Die Aushebung einer so großen Anzahl von Menschen übersteigt die Kräfte des Staats, weil bei einem entstehenden Kriege den Regimentern ihre Ergänzungs-Mannschaft dadurch entzogen wird.

Ueberdies, heißt es ferner, würde es von keinem Nutzen sein, diese Mannschaft im Voraus zu exerciren, weil der 7jährige Krieg bewiesen hat, daß die Regimenter in einem Winter 7 bis 800 Mann exercirt haben.

Provinz begangener Fehler also nichts auf sich haben könne.

Knesebeck hält dem entgegen, daß er sowohl zur Rekrutirung des stehenden Heeres, als auch zur Mobilmachung und zum Ersatz für Ausländer die nöthigen Mannschaften, im Ganzen 220,000 Mann, in Ansatz gebracht habe, und daß sein Vorschlag für die Vaterlandsreserve nur die dann noch übrigen 106,000 Mann und nach Umständen die mit 15 Friedensdienstjahren Verabschiedeten in Betracht ziehe.

„Dies zeigt, daß die verehrte Komission den eigentlichen Gesichtspunkt der Sache ganz übersehen hat, der weniger darin besteht, die Leute im Voraus exerciert zu haben, welches jetzt die dritten Bataillons auch leisten würden, als darin, die sämmtlichen Kräfte des Staates mit einem Male gegen einen Feind zu führen, um ihn zu vernichten, wo er uns dies Schicksal zubereiten wird, wenn wir sie allmälig aufbieten. Hierzu gehört aber, daß die Mannschaft nicht blos exerciert, sondern disciplinirt und aguerrirt ist, welches sie schwerlich in einem Winter werden möchte. In einem Winter wird sie eine Miliz darstellen, lange vorher im Frieden disciplinirt eine respektable Kriegesmacht. Mit einem Male angewendet, wird sie einem zweiten 7jährigen Krieg zuvorkommen, successive aufgestellt wird derselbe bei der von unseren Nachbarn allesammt angenommenen Art, mit Reserve-Armeen Krieg zu führen, höchst unglücklich für uns ablaufen, wenn wir nicht dasselbe und zweck-

mäßiger noch als sie thun, wie es der Vorschlag der Vaterlands-Reserve möglich macht. Der Vorschlag wegen der Schwierigkeit der Bewaffnung ist in der Abhandlung selbst widerlegt, wo die Art gezeigt wird, wie sie bewaffnet werden können; und wenn der Staat nicht noch außer seinem stehenden Heere 106,000 Menschen bewaffnen kann, so ist es sehr zu bedauern, weil er in der ersten unglücklichen Kampagne leicht 106,000 Gewehre einbüßen kann" u. s. w.

Auch die übrigen Einwendungen der Komission widerlegt Knesebeck ausführlich. Den Vorwurf, daß die successive Einziehung der Reserve nachtheilig sei, entkräftet er durch den Vorschlag, alle 6 Jahr einmal überhaupt nur Reservemannschaften einzuberufen, dafür in diesem Zeitraume die Revue einmal ausfallen zu lassen. Dann wendet er sich gegen den wegen seiner Bemerkungen über den Pedantismus erhobenen Tadel. Auch er verlange den Pedantismus im stehenden Heere und halte ihn nur in der Miliz für unnütz; ebenso sei er, wie die Komission, überzeugt, daß nicht Tapferkeit des Individuums allein entscheide, sondern das Vertrauen eines jeden Mannes auf das Ganze; — um dieses Vertrauen zu wecken, aber wolle er gerade die Vaterlandsreserve schon im Frieden organisirt wissen. Vom Patriotismus des Volks wäre auch er überzeugt, jedoch müsse man denselben nicht schlafen lassen, sondern auf ihn einwirken, um ihn ewig dauernd zu erhalten. Bezüglich dessen, was er über die milde Behandlung der Leute gesagt, meint Knesebeck, wäre er ganz falsch verstanden; die Komission habe auf das stehende Heer gedeutet, was er auf die Vaterlandsreserve bezogen. Hinsichtlich seines Vorschlages einer Vermögensassekuranz berief er sich auf das Urtheil des Herzogs von Braunschweig. Zum Schluß seiner Rechtfertigung heißt es dann: „Von der gegenwärtig in England im Werke seienden Einrichtung ist mir das Nähere nicht bekannt. Was mir aber durch die Zeitungen davon bekannt ist, so hat meine Vaterlands-Reserve mit ihr auch nicht die mindeste Aehnlichkeit. Die Mannschaft derselben sind vermehrte Preußische Beurlaubte und keine Volontairs; ihre Organisation ist wie die stehende Preußische Armee, und diese wird hoffentlich immer bessere Dienste thun, als wahrscheinlich jene in der Eil' zusammengeraffte Volontairs."

---

43) **Kriegsarchiv** D. I. 92. Brief Moellendorfs an Geusau vom 27. Juli 1803.

„Die Ausarbeitung des Majors von Knesebeck hierüber, nebst dessen hierüber geäußerte Gedanken zur Umschaffung unserer Dienste rc., ist vor mir zu hoch. Nach meinen begränzten Kenntnissen im Dienst, Erfahrungen und Beurtheilung unserer biedern Nation, finde ich solche nicht anwendbar, auch denen Staatskräften nicht angemessen, jedoch unterwerfe ich gerne meine begrenzte Kenntniß erleuchtetern Beurtheilungen."

---

44) **Kriegsarchiv** D. I. 92. Bericht des Generals v. Rüchel vom 20. November 1803.

„Was die übrigen von dem Major von Knesebeck desiderirten Punkte betrifft, so dient folgendes ergebenst zu einiger Erläuterung seines Begriffs:

ad I hat der Major v. Knesebeck eigentlich nichts umwälzen wollen; er hat nur die Möglichkeit zeigen wollen, wie in dem äußersten Falle der Noth eine Unglücks-Balance wieder herzustellen, oder durch eine kurze starke Anspannung vielleicht der Krieg zu verkürzen sei; wie inclusive aller Ressourcen die höchste Anspannung bis auf 130,000 Mann poussirt werden könne, aber auch wie diese 130,000 Mann, wenn man sie nicht ganz bedürfte, in drei Reprisen getheilt werden könnten.

---

45) **Kriegsarchiv** D. I. 92. Bericht des Obersten v. Guionneau vom 12. April 1804.

„Das Resultat ist, daß die Ausführung des v. Courbièreschen Vorschlags nach meiner Ueberzeugung sich mit der Errichtung von Landmiliz in der intendirten Art, nämlich blos zur Besetzung des Landes garnicht vereinbaren läßt und von ganz anderer Gattung und Bestimmung ist."

„Bei der Formation der Landmiliz kommt es nicht auf die augenblickliche Erscheinung im Felde an, sondern blos auf die Verstärkung der Besatzung. Hierbei muß es Hauptgrundsatz sein, die Regimenter selbst nicht mit dieser Errichtung zu befassen und zu verwickeln, damit sie ungestört für ihre schleunige eigene Mobilmachung und Erscheinung im Felde sorgen können; und dagegen der Kammer es zu übertragen, beständig die Liste der zu ihrem Departement gehörigen Landmiliz zu führen und die darin enthaltenen Leute, sobald es befohlen wird, an den Versammlungsort zu stellen, wozu die Kammer weit besser die Mittel in Händen hat, als die Regimenter, die ohnehin in diesem Augenblick mit ganz andern Dingen beschäftigt sind."

„Der Vorschlag des Gn. v. Courbière aber ist ganz etwas anderes. Er geht von dem Grundsatz aus, daß bei einem plötzlich eintretenden Kriege mit Rußland die in Preußen garnisonirenden Truppen zu schwach sind, um für den ersten Moment das Land zu vertheidigen; und will daher mittelst seiner Operation, für den gedachten ersten Moment, noch 12 Bataillone in's Feld dem Feind entgegenstellen. Ich will hierbei gar nicht erwähnen, daß um diesen

Zweck zu erreichen diese Bataillone sowie die andern Feldtruppen eigentlich ebenfalls mobil sein, Brod-Wagen, complette Zelte, Pack- und Reitpferde, Bataillonskanons, kurz alles haben müssen, denn allenfalls müßte auf den Fall der Noth dies wohl wenigstens auf einige Wochen entbehrt werden können, die Leute statt zu campiren in Dörfern oder Hütten liegen, ohne Feldbecken schlafen, und das Land Reitpferde und Vorspann hergeben. Aber dies kann nicht lange ein surrogat des Feld-Etat sein, besonders sobald die gegenseitigen Armeen nahe an einander stehen, schnelle Operation vorfällt rc., und die Campagne in Süd-Preußen hat gelehrt, wie gefährlich es ist, immobile Truppen in's Feld zu stellen."

„Diese Bataillone würden daher binnen kurzer Zeit und sobald die Verstärkung an Feldtruppen aus andern Provinzen heran gerückt wäre, in die Qualität von Besatzungstruppen entweder zurücktreten oder man müßte sie vollständig mobil machen. Im ersten Fall würde es schade sein, diese aus lauter jungen cantonpflichtigen Mannschaften bestehende Bataillons zur Besatzung zu verwenden, wozu nach dem Projekt zwanzig Jahr gediente Leute, oder bedingt eximirte den Hauptstamm liefern sollen."

„Im zweiten Fall würde sie überflüssig sein, da sämmtliche 3. Bataillone ihre Feldequipage haben und auf dem Mobilmachungs-Plan stehen."

. . . .

„Ich habe die Sache hin und her überlegt, Überschläge und Berechnungen aller Art angestellt und bin bei der Idee immer stehen geblieben, daß wohl in der vorgeschlagenen Art junge cantonpflichtige Mannschaft alle Jahr bei den Regimentern eingezogen werden könnte, daß aber die von General v. Courbière vorgeschlagene Procedur viel Schwierigkeiten hat; wonach bei eintretendem Kriege die 3. Feldbataillons à 4 Compagnieen dadurch formirt werden sollen, daß von jedem Musketierbataillon eine Compagnie und von jedem 3. Bataillon 2 Compagnieen genommen, dann aber die übrig bleibenden 2 Compagnieen der 3. Bataillons à achtzig Mann per Compagnie getheilt und daraus von Neuem vier Compagnien formirt werden, die unbrauchbaren Leute der dritten Bataillons aber bei den zwei ausgehobenen Compagnien gegen bessere der Zurückbleibenden umgetauscht, auch selbst von den Grenadiers dazu Unteroffiziere hergegeben werden sollten. Einmal würde eine solche Procedur bei allen preußischen Infanterie-Regimentern die Formation der Feldmusketier-Bataillone à 5 Compagnieen die in der ganzen Armee üblich ist, über den Haufen schmeißen und eine Inconsequenz dadurch erzeugen, daß diese 36 Bataillons alle um eine ganze Compagnie schwächer sein würden als die übrigen Bataillons der Armee, dagegen aber die Compagnieen durchgehends um 20 Mann stärker wären; daß eine solche Verschiedenheit mit unendlicher Verwicklung und Irregularität verknüpft ist, ist wohl außer Zweifel, nicht zu gedenken, daß schon im Voraus die Zelte, Decken, Kessel, Kasserolen u. s. w., kurz die ganze Feldequipage, bei den Compagnieen in Preußen entweder vermehrt, oder doch nach ganz andern Principien bei den Compagnieen vertheilt werden müßten. Dies hat einen Einfluß auf den

ganzen Mobilmachungsplan und ändert Alles, Packpferde, Brodwagen, Eintheilung; kurz es bleibt nichts wie es war und die ganze Einrichtung der Mobilmachung der Infanterie in Preußen muß dann auf eine von dem übrigen Theil der Armee abweichende Art eingerichtet werden. An alles Dieses scheint der General v. Courbière nicht gedacht zu haben. Hierzu kommt noch, daß diese Formation in dem Augenblick der Mobilmachung, wenngleich sie auch vorher auf dem Papier präparirt ist, doch wegen der Abgabe und Austauschung mehrere Tage aufhält und das Regiment, welches selbst dadurch ganz zerrüttet wird, an seiner eigenen Mobilmachung hindern, aufhalten und also dem Hauptzweck der schnellen Sammlung der Armee nachtheilig sein muß."

„Meine Idee geht dahin, das gute des Vorschlags nämlich die succesive Einstellung und Dressur von jungen Leuten zu benutzen und dann sämmtlichen oben angeführten Inconvenienzen auszuweichen."

„Ich würde daher vorschlagen, daß, wenn Sr. Majestät die Maßregel überhaupt approbirt, jährlich die 5 Mann eingezogen und exerciert werden müßten und dabei so, wie General Courbière vorschlägt, verfahren werde, jedoch nur bis auf eine gewisse Anzahl, welche die Kammer genau nach der Stärke der Kantons und dem Bedarf für die Milizbataillone berechnen müßte, der etwa nicht durch zwanzig Jahr Gediente oder Eximirte erfüllt werden kann. Sobald es Krieg würde, müßte das Regiment diese überzähligen Leute gleich dem dritten Bataillon abgeben und dieses gäbe dagegen soviel Halbinvalide und unbrauchbare Leute an den Formationsort des demselben zu bestimmenden Milizbataillons ab, allwo die Offiziers und die Unteroffiziere sich schon ohnehin zugleich einfinden, um sie in Empfang zu nehmen. Die solcher Gestalt aus völlig dienstfähiger Mannschaft bestehenden dritten Bataillons würden aber mit den Feldtruppen zugleich mobil gemacht und könnten zugleich mit ausmarschieren. Die Regimenter blieben ganz intact, und die ganze Formation der Infanterie würde nicht im mindesten alterirt."

---

46) **Kriegsarchiv** D. I. 48.

„Schließlich unterstehen wir uns noch eine Bemerkung hinzuzufügen, welche bei dieser Angelegenheit nicht aus der Acht zu lassen sein dürfte. Wenn nämlich auf der einen Seite darauf Bedacht genommen wird, größere Kräfte anzuspannen, so wird auf der andern nicht übersehen werden dürfen, daß bei dieser größeren Anstrengung und bei den zur Beförderung des Wohlstandes der Gutsbesitzer und des Landmannes in Friedenszeiten schon so hoch getriebenen Kornpreisen, die bei der jetzigen Lage der Verhältniße wohl nicht in die sonstigen Schranken wieder herunter gehen dürfen, künftig die Kriegskosten, wo nicht ganz unerschwinglich, doch so überaus hoch ausfallen werden, daß jetzt eine Campagne mehr, als sonst deren 3 bis 4 kosten dürfte."

„Es ist daher unumgänglich nothwendig, diesen Gegenstand schon jetzt in's Auge zu fassen, weil sonst die auf dem Papiere stehenden Summen des Mobil-

machungsplanes und Feldetats, die nach den alten Grundsätzen berechnet sind, nur eine Täuschung gewähren würden, die doch hiernächst nothwendig schwinden muß, und die sonst zu einer Zeit schwinden möchte, wo der Krieg wirklich da und es zu spät ist, Überschläge und Berechnungen anzulegen."

„Um diesen wichtigen Gegenstand gehörig übersehen zu können, ist es nöthig, ganz von den Etatssätzen des Mobilmachungsplanes zu abstrahiren, dagegen in Ansehung des Roggens, Hafers, Heues und Strohes nach den jetzigen hohen Preisen Durchschnitts-Sätze zu machen und dabei noch in Erwägung zu ziehen, ob jetzt so wie vormals darauf zu rechnen ist, daß gefüllte Magazine in dem Moment der Mobilmachung gegen noch mehreres Steigen der Kornpreise sichern. Nach der ehemaligen Staatsverwaltung alterirte der Ausbruch eines Krieges die Pretia rerum nicht, weil gefüllte Magazine vorhanden waren und in dem Augenblick nicht gekauft werden durfte. Wird diese Maßregel nicht auch jetzt ergriffen und bricht ein Krieg aus, ohne daß wie sonst Mehl und Korn, wo nicht auf 1½ Campagnen, doch wenigstens auf 1 Campagne vorhanden ist, so ist mit Sicherheit Theuerung und Mangel gleich beim Ausbruch des Krieges zu erwarten; ob der gegenwärtige Zustand der Magazine gegen diese Gefahr sichert, vermögen wir nicht zu beurtheilen, halten uns jedoch verpflichtet zu bemerken, daß wenigstens auf diesen Umstand bei Bestimmung der Staatspreise auf dem Mobilmachungsplan noch besonders Rücksicht zu nehmen sein wird. Danach wird es sich dann ergeben, wie viel bei der größeren Anstrengung der Staatskräfte und bei den jetzt obwaltenden Verhältnißen eine Campagne wirklich kosten wird."

„Auch ist hierbei nicht aus der Acht zu lassen, daß die jetzt stattfindende Friedensverpflegung der Armee jährlich einen beträchtlichen Theil der Vorräthe aufzehrt und daß außerdem, bei den immer so hoch stehenden Kornpreisen, zur Unterstützung der Armuth aus den Magazinen sehr bedeutende Quantitäten angewiesen werden mithin selbst dann, wenn auch in den Magazinen der Vorrath auf eine Campagne vorhanden wäre, doch alle Jahre soviel gekauft werden muß, als wie eben gesagt, verausgabt worden, wenn nicht in wenigen Jahren der ganze Bestand aufgezehrt sein soll."

---

47) Stärke der Armee einschließlich Land-Reserve-Bataillons, im Jahre 1805 berechnet.

1. Feldtruppen 192 908 M.
2. Besatzungstruppen im Lande, als

3. Bataillons	32 248 M.
Inval. Comp.	6 125 „
Garnison Art.	2 321 „
Mineurs	403 „
	41 097 M.

a. In Summa stehende Bes. Truppen	41 097	
b. 78 Land. Res. Bat.	51 324	
An Besatzungstruppen im Lande	92 421.	
3. Exercier Depots		
a. Inf. Reg.	19 720	M.
b. Füs. Brig.	2 568	"
c. Artillerie	1 112	"
d. Cavallerie	5 621	"
Summa	29 021	M.
Summa aller Truppen . . .	314 350	"
Einländer	230 088	M.
Davon: Knechte, Aug. der Artillerie	17 826	"
Combattanten	212 262	M.

48) **Kriegsarchiv. Scharnhorsts Nachlaß.** Ein dem General-Adjutant v. Kleist und Herzog von Braunschweig übergebenes Memoire.*)

„Wenn wir die Geschichte der Kriege durchlaufen, so finden wir, daß zu allen Zeiten nicht nur die physischen Kräfte entschieden, sondern daß es ebenso sehr auf die moralischen ankam."

„Religiöse Schwärmerei, oder enthusiastische Verehrung eines ausgezeichneten Anführers, oder Liebe für die Freiheit und Haß gegen den Unterjocher, waren meistens die Quellen der ungewöhnlichen moralischen Stärke, des Muths und der Ausdauer, durch welche sich Völker auszeichneten."

„Wurde die Masse leidenschaftlicher Menschen nicht geschickt geleitet, so verlor sich der Enthusiasmus und Mißmuth und Unzufriedenheit trat an die Stelle. Wurde er aber weise benutzt, so erzeugte er nicht selten große Tapferkeit und außerordentliche Aufopferung. Dadurch, daß nun dem Anführer mehrere und unter Umständen alle Hülfsmittel zu Gebote standen, konnte er mit einem solchen Volke einen Widerstand leisten, der über die gewöhnlichen Kräfte weit hinausreichte."

„Preußen würde in dieser Hinsicht sich große und eigenthümliche Vortheile in einem Kriege mit Frankreich verschaffen, wenn es den Ausbruch desselben so leitete, daß die Armee, die Nation und ganz Europa offenbar sähe, daß der König sich nur für die Unabhängigkeit der Monarchie schlüge, sich blos einer schändlichen Unterjochung widersetzte. Dann würden sie sich an die unsterblichen Thaten ihrer Väter erinnern, wo unaufhörlich einer gegen zehn focht und bereit sein, jeder Aufopferung sich zu unterwerfen."

„Es frägt sich nur, wie die Regierung sich dieser Mittel bedient, um sich außerordentliche Hülfsmittel zum Kriege zu verschaffen."

„Die außerordentliche Benutzung der Streitkräfte kann allein in ihrer Vermehrung und in der zweckmäßigeren Einrichtung der Armee liegen. Die Ver-

*) Die Ueberschrift ist von Scharnhorsts eigener Hand.

mehrung läßt sich nur bis zu einem gewissen Grad treiben; in einem von mir eingegebenen Aufsatz ist auf die Vermehrung von 10 Mann per Compagnie angetragen. Diese ist in jedem Kriege nothwendig; in einem National-Kriege würde es nicht schwer sein, sie auf 20 per Compagnie zu bringen. Dabei müssen die Compagnieen der Garnison-Bataillons auf 200 Mann gesetzt werden, damit man durch sie eine Art Reserve-Armee erhielte."

„Durch diese Vermehrung der Compagnieen würde die Armee 25000 Combattanten stärker werden, ohne daß neue Offiziere, Bagage u. s. w. ihren Unterhalt erschwerten und ihren Bewegungen zur Last fiele."

„Außer dieser Vermehrung der Streitkräfte, bleibt dem Staat noch ein anderes großes und wichtiges Mittel zu seiner Erhaltung übrig: eine Nationalmiliz. Nur dadurch daß man die ganze Masse des Volks bewaffnet, erhält ein Kleines eine Art von Gleichgewicht der Macht in einem Defensiv-Kriege gegen ein Größeres, welches einen Unterjochungskrieg führt und angreift. Denn der Anführer des angreifenden Volks kann nicht so viel Streiter auf den Platz wegen der Schwierigkeit des Unterhalts bringen, als der des bedrohten und überdies fehlt jenem ein in die Augen fallender Grund zu einer so großen Anstrengung der Nationalkräfte und der Bewaffnung der ganzen Volksmasse. Er darf, er kann also das nicht von seinen Unterthanen verlangen, was dem Monarchen des Volks zu Gebote steht, das für seine Existenz sich zu schlagen gezwungen wird."

„Preußen hat in allen Klassen von Staatsbürgern eine Menge patriotischer Männer, welche die Lage des Staats fühlen und welche das Gefühl für Nationalehre mit dem der militairischen Ehre vereinigen und welche nicht allein Kenntniß vom Militair haben, sondern auch durch eine höhere Kultur des Geistes sich auszeichnen."

„Das Land hat eine Menge verabschiedeter Soldaten, welche den kleinen Dienst kennen und an Disciplin gewöhnt sind. In keinem Staate ist eine Nationalmiliz so leicht zu organisiren und dienstbar zu machen, als in dem preußischen."

„Die preußische Armee würde bei einer Vermehrung der Compagnieen und Eskadrons von 20 Mann mit 25,000 Mann verstärkt werden können, ohne in ihrem Innern eine Veränderung zu leiden, alsdann wird sie ungefähr aus 220,000 Mann Einländer bestehen, die Knechte mit eingerechnet."

„Der preußische Staat hat 660,000 streitbare Männer, wenn man die 15. Seele für einen streitbaren Mann nimmt. Das Kurfürstenthum Hannover hatte 1759 die 15. Seele sogar im Felde und erhielt dennoch den vollzähligen Stand der Regimenter bis 1762. Eine Million Menschen giebt also 66,000 streitbare Männer; hiervon gehen 20,000 für die Armee ab; es bleiben also noch 46,000 Mann. Nimmt man hiervon, damit es der Armee nicht an Rekruten im Laufe des Krieges fehlen kann, nur 30,000 Mann, so kann jede Provinz von 1 Million Menschen wenigstens 30,000 Mann Miliz stellen und

behält dennoch außer den Kantonisten der Armee 16,000 Mann streitbare Männer übrig."

„Durch diese Miliz würde die preußische Monarchie mit einmal durch 300,000 bewaffnete Männer verstärkt, wenn man die acquirirten polnischen Länder von der Miliz ausschlöße, so daß sie mit der stehenden Armee 520,000 Combattanten hätte."

„Die Provinzen in Westphalen, Franken, Thüringen und Hannover geben demnach 60,000 Miliz, die in sächsischen Kreisen 50,000. Kömmt es zum Kriege mit Frankreich, so rückt eine stehende Armee von 100,000 Mann an die Weser und würde hier durch 60,000 Mann Miliz verstärkt. Eine andere Armee von 100,000 Mann eilte nach Thüringen, an die Mittel-Elbe und würde hier um 50,000 Mann Miliz verstärkt. Eine dritte Miliz-Armee endlich von 50,000 Mann stände in Reserve an der Elbe und eine 4. ebenso starke stände an der Oder."

„Daß in der Miliz, von welcher hier die Rede ist, jeder Staatsbürger ohne alle Ausnahme dienen müsse, daß darin der erste Adel, die ersten Civilbediensteten die Befehlshaberstellen erhielten, daß [so schleunig als möglich]*) diese Einrichtungen getroffen, die Waffen und die Munition in den Festungen niedergelegt, die Kleidung angeschafft und die Uebungen in Bataillonen stattfinden müsse, bedarf keiner Anführung. England, Hessen, Dänemark und Frankreich haben uns Beispiele von dem Nutzen solcher Nationalmilizen gegeben. Und welche Vorzüge würde die Preußische Miliz vor allen andern haben? Sowohl in Frankreich als in England hat erst die Formirung der Nationalmiliz den militairischen Geist der Nation geweckt und einen Enthousiasmus für die Unabhängigkeit des Vaterlandes erzeugt, der nicht so lebhaft in andern Ländern sich zeigt."

[Durch eine solche Anordnung, würde Frankreich sehen, daß es Preußen nicht aufs Höchste treiben dürfte; die übrigen Mächte würden es nun als bleibende selbstständige Macht betrachten. — Eine kleine unbedeutende Miliz, würde eine halbe Maßregel sein, und als eine solche mehr schaden als nützen — Nur die ganze Macht kann imponiren und zu großen Resultaten führen.]**)

„Wenn eine Armee nur zum 3. bis 4. Theil aus Nationalmiliz besteht, so wird diese recht angewandt, beinahe eben das leisten können, was Feldtruppen leisten würden. Nie muß dieser Theil der Nationalmiliz für sich allein agiren, sondern immer in Verbindung mit Feldtruppen die durchschnittenen Gegenden besetzen, den Theil der Feldtruppen verstärken, welche zum figuriren bestimmt sind, welche falsche Angriffe machen, den Feind in Respect erhalten, gewisse Posten vertheidigen sollen. Uebrigens muß sie bei

---

*) Die eingeklammerten Worte von Scharnhorsts Hand hinein korrigirt.

**) Dieser in Klammern stehende Satz ist von Scharnhorsts eigener Hand.

allen Abtheilungen der Armee als die leicht bewaffnete der Römer dienen, bei den Haupt-Colonnen die Nebenwege gehen, die vorliegende Gehölze und Gebüsche besetzen, dem Feind in die Flanke fallen u. s. w. überall da agiren, wo es mehr auf die geschickte Benutzung der Umstände und auf das einzelne zerstreute Gefecht, als auf das regelmäßige ankommt."

„Bisher hat man von den außerordentlichen Vertheidigungsmitteln, welche dem Staate in einem National-Kriege zur Erhaltung der Unabhängigkeit, in Hinsicht der Vermehrung der Streiter zu Gebote stehen, geredet, jetzt kömmt es nun noch auf die Ausführung von solchen an, welche sich auf die innere Einrichtung der Armee beziehen. Es soll indeß hier nur die Rede von denen sein, welche sich blos bei dem Ausbruch des Krieges treffen lassen."

„Vergleicht man die innere Beschaffenheit der gegenseitigen Armeen, so findet man bald, daß die Preußische in den Bewegungen mit großen Massen Vorzüge vor der französischen hat; daß die Disciplin in ihr fester und zuverlässiger ist; daß ihre Offiziere ein höheres Ehrgefühl besitzen und daß sie auch in der Bravour ihren Feinden überlegen sind."

„Dagegen ist aber auch nicht zu läugnen, daß die französischen Offiziere mehr Erfahrung haben und also besser den Gang des Gefechts und die auf der Stelle zu nehmenden schicklichen Maßregeln kennen und daß die Divisionairs und Brigadiers Männer sind, welche durch Muth und Talent sich auszeichneten."

„Die hierdurch entstehende Verschiedenheit in der Anführung der Truppen der gegenseitigen Armeen ist so groß und so wesentlich, daß sie die ganze Aufmerksamkeit unseres gnädigsten Monarchen verdient."

„Will man daher sich der Vortheile, welche die vorher erwähnte Stimmung der Nation und der Armee darbieten, bedienen, so muß man, außer der schon angeführten Vermehrung der Streitkräfte in den Preußischen Armeen Männer zu den Divisionairs, Brigadiers und Kommandeurs der Regimenter anstellen, welche durch Thätigkeit, Talente und Muth sich auszeichnen. Diese Eigenschaften begründen in der That dem ersten Ursprunge nach, auch nur ein Recht auf jene Stellen. Denn diese können ihrer Natur nach keine Belohnung langer Dienste sein, nicht die geleisteten, sondern die zu leistenden sollten ihre Wahl bestimmen."

„Beim Ausmarsch entferne man die anerkannt unfähigen Befehlshaber; im Laufe des Feldzuges verbinde man die größte Verantwortlichkeit mit diesen Stellen, so wohl in Hinsicht der Disciplin, als des Verhaltens in Aktionen."

„Das Gesetz, oder vielmehr die Maxime, bei jeder unglücklichen Affaire wenigstens einige der Befehlshaber, welche Fehler gemacht, zu entfernen und die Verantwortlichkeit zu einem Grade zu erhöhen, daß keiner der gewöhnlichen Menschen eine Befehlshaberstelle zu haben wünscht, wird bald die ersten

Stellen zu einem Eigenthum der allein vom Ehrgefühl beseelten machen. Finden hierbei keine besonderen Begünstigungen von Avancement und Besoldungen weiter statt, so wird in dieser wichtigen und entscheidenden Sache der Monarch nicht hintergangen und der Kriecherei und Connexion ein Damm entgegengestellt sein, den sie nicht umzustoßen vermag. Man wird durch diese Anordnungen nebenher den Vortheil haben, daß man nicht viele hohe Character bei der Armee hat, welche nur den Troß vermehren und der Disciplin in den höhern Stellen nachtheilig sind; denn kein jüngerer General gehorcht dem älteren so unbedingt, als ein anderer niederer Stabsoffizier."

„Obgleich der Muth, das hohe Ehrgefühl und die Verantwortlichkeit des Befehlshabers auf den Geist und die Aufopferung, mit der eine Armee ficht, einen sehr großen Einfluß haben, so wird man dennoch genöthigt sein, diese Eigenschaften auf einem andern Wege anzufachen und zu erhöhen; auf dem der Belohnung und Bestrafung auch selbst in den niedern Graden. Der Einzelne muß oft dem Allgemeinen aufgeopfert werden und man muß daher ein für alle mal festsetzen: daß nach jeder bedeutenden Affaire, Belohnungen und Bestrafungen auch in den niederen Graden unausbleiblich folgen müssen; diese sind für die größere Klasse das einzige Mittel, welches die durchaus erforderliche Spannung erhält und wodurch die Befehlshaber auf den Geist der niedern wirken können."

„Die Erfahrung hat gelehrt, daß man in einer Armee den Muth erhöht, wenn man sie glauben machen kann, sie sei muthig. Man hat daher Ursach, bei einer Armee alle glücklichen Ausrichtungen seien sie auch noch so unbedeutend zu erheben und besonders im Anfang des Krieges eine jede nur ganz mittelmäßige That, als eine höchst tapfere der Armee bekannt zu machen und sie gleichsam zu überreden, daß sie sehr tapfer sei. Diese Klugheitsregel ist bei den Franzosen von großen Resultaten gewesen."

„Bulletins möchten durch das Gepräge der Nachahmung weniger Beifall haben, als eine Zeitung, welche die Armee-Nachrichten, Relationen der Affairen, Avancements und diejenigen Nachrichten des Vaterlandes enthielten, welche die Armee interessiren könnten. Alle Woche würde solche Zeitung etwa von 1/2 Bogen gedruckt. Jede Compagnie erhielte ein Exemplar; der Feldwebel läse dies den Offizieren und Unteroffizieren nach der Parade vor. Dieser Zeitung bediente man sich nun zu obigem Zweck gewissermaßen unvermerkt und verbreitete dadurch jede nur einigermaßen gute Ausrichtung als eine tapfere That."

„Welche Wege man auch wählt, den Muth zu erhöhen und anzufachen, schlägt man ihn nicht über Alles, zeichnet man den Muthigen nicht bei jeder Gelegenheit aus, belegt man nicht jedes zweideutige Benehmen mit Schande: so wird man immer keine außerordentlichen Thaten in unserm Zeitalter erwarten können, und in die Gefahr kommen, Abspannung und Muthlosigkeit

zu erzeugen — denn nie befinden die moralischen Eigenschaften sich im Stillstande — sie fallen, sobald sie nicht mehr nach Erhöhung streben."

„Ehe man diesen Aufsatz beschließt ist es nöthig, hier noch eine Meinung zu berichtigen, welche höchst traurige Folgen für ein tapferes Volk haben kann. Sie besteht darin, daß man gewöhnlich glaubt: nur ein großer Mann könne eine seltene oder außerordentliche Anstrengung der Völker im Kriege bewirken. Dieses ist wohl in Hinsicht eines Eroberungskrieges nicht ganz unrichtig; aber in einem Kriege, wo ein jeder einen großen Antheil an dem glücklichen Ausgang desselben hat, wo die Nation für ihre Freiheit oder Unabhängigkeit ficht, wo sie mit Unterjochung oder Beraubung bedroht wird — da vertritt der allgemeine Wille das, wozu unter andern Umständen die größte Weisheit erfordert wird."

„Man erinnere sich nur an das, was in unsern Tagen geschehen ist; den Widerstand der Korsen gegen die Franzosen; den Widerstand der Amerikaner gegen die Engländer; den Widerstand der Vendée gegen die Republikaner und endlich der Widerstand der Republikaner gegen ganz Europa. Siegten sie nicht unter allen Heerführern? — unter Dumouriez, Custine, Houchard, Dugommier, Montesquiou, Jourdan, Pichegru, Hoche, Moreau, Bonaparte, Massena u.s.w. Von diesen können die meisten nur mittelmäßig genannt werden."

„Ist die Nothwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke anerkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Thaten erfordert, als der Entschluß des Anführers: zu siegen oder zu sterben. Dieser allein entscheidet nun zwischen Unterjochung und Freiheit. Man hat in unsern Zeiten den glücklichen Ausgang der Kriege zu sehr den Talenten der Heerführer zugeschrieben — die Festigkeit des Characters hatte darin einen größeren Antheil."

„Der große unsterbliche König Friedrich II. siegte in den beiden ersten schlesischen Kriegen weniger durch die Talente eines großen Generals, als durch seinen Unternehmungsgeist und die Stärke des Characters. Nur den einzigen Sieg bei Hohenfriedberg hatte er dem Genie zu verdanken. Selbst im siebenjährigen Kriege hat das Glück und sein fester Entschluß, zu siegen oder zu sterben (das Gift in seiner Tasche) einen größeren Antheil an dem glücklichen Ausgang gehabt, als die Talente eines großen Generals. Jene Eigenschaften machen ihm nicht weniger Ehre als diese. Sein Geist ging auf die Armee über und setzte sie in jene hohe Stimmung, in der sie nun zu großen Thaten keiner fremden Einwirkung bedurfte. Dies war bei Lowositz, Reichenberg, Prag, Zorndorf, Liegnitz, Torgau und Freiberg doch in der That der Fall. Blos Roßbach und Leuthen waren das Werk des seltenen Genies."

„Auch der Herzog Ferdinand that durch die Energie des Characters in den Jahren 1757 und 58 mehr oder ebensoviel, als nachher durch die Talente eines ausgezeichneten Heerführers."

„Der Muth, die Ausdauer und Hingebung beim Oberhaupt aus dem Volke wird nur zu oft als hohe Weisheit verehrt, so wie wir die zufällige Wirkung der allwirkenden Kraft der Natur zu einem einzigen Wesen personificiren.“

„Wir haben angefangen die Kunst des Krieges höher als die militairischen Tugenden zu schätzen — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir schon verloren auch selbst in dem Laufe der großen Siege.“

Im April 1806.

NB. Dieses Datum ist von Scharnhorst's eigener Hand unter die Denkschrift gesetzt.

---

49) **Betrachtungen eines Deutschen am Grabe der Preußischen Monarchie. Minerva 1806.** IV. S. 383.

„Noch mehr! In einer militairischen Monarchie, wo Alles Soldat war, ist, oder es leicht werden kann, war in dieser Crise, wo man, nicht blos ein braves Heer, die Ehre der Nation, die größere oder geringere Macht des Königs, sondern die Existenz der ganzen Monarchie sammt und sonders aufs Spiel, auf den ungewissen Ausgang eines einzigen Tages setzte, an keine Organisirung einer bewaffneten Volksmasse gedacht worden; eine Maßregel, die zuerst in Frankreich ersonnen, und auch nur allein dort ausgeführt wurde, wovon seit zwanzig Jahren in vielen Ländern so oft die Rede gewesen ist, deren Realisirung man aber allenthalben überaus schwer fand, die in Preußen jedoch, und nur hier allein, leicht war. Auch wurde schon im Jahre 1805, von einem vornehmen, sehr einsichtsvollen, den Blutbädern des Oktobers entgangenen, Preußischen Offizier, dem Könige ein Plan vorgelegt, in unseren kriegerischen Tagen für den Nothfall 300 000 Mann Landmiliz zu organisiren. Der Entwurf aber wurde, wahrscheinlich aus Oeconomie, und weil man in der größten Sicherheit zu sein wähnte, auf die Seite gelegt.“

---

50) **F. von der Decken. Betrachtungen über das Verhältniß des Kriegsstandes zu dem Zwecke der Staaten. Hannover 1800.** S. 206.

„Ist nun ein jeder Bürger im Staate, der nicht durch seine Lage und Verhältnisse verhindert wird, verpflichtet, eine Zeit lang im Frieden zu dienen: so werden nach und nach alle waffenfähigen Männer zu Kriegern gebildet. Der Knabe wächst mit dem Gedanken auf, daß es sein Beruf sei, eine Zeit lang Soldat zu sein; diese Vorstellung hat für ihn nichts schreckliches; ist es doch sein Vater auch gewesen; seine künftige Bestimmung leidet nicht darunter, weil bei der ganzen Anlage dazu, gleich auf die Dienstjahre Rücksicht genommen wird. Der Soldat erscheint dann dem Bürger nicht als ein Unterdrücker seiner Freiheit, als die Quelle seiner Lasten, sondern als

der Vertheidiger seines Eigenthums. Der Staat braucht dann bei einem ausbrechenden Kriege nicht seine Zuflucht zu gewaltsamen Aushebungen zu nehmen; er weiß genau, auf wieviel waffenfähige Männer er rechnen kann; und diese wissen mit eben der Bestimmtheit, wann ihre Reihe, sich beim Regimente einzufinden, kommt."

„Diese Verfassung gewähret ferner den Vortheil, daß der Staat, ohne einen großen Kosten-Aufwand, die Regimenter, aus denen im Kriege die Armee bestehen soll, schon im Frieden unterhalten kann. Nur bei einem schon lange Zeit bestehenden Regimente kann ein wahrer militairischer Geist Statt finden. Der Gemeingeist wird vorzüglich dann in einem Corps herrschen, wenn die beim Ausbruche eines Krieges zu erhaltende Verstärkung aus derjenigen Mannschaft, die schon selbst, oder deren Verwandte bereits in demselben gedient haben, bestehet. Ein Bürger, der einmal in Kriegsdiensten gestanden hat, siehet sich, wenn er sie gleich verlassen hat, noch immer als ein Mitglied des Regiments und der Compagnie an, zu der er ehemals gehörte."

„Bei dieser Einrichtung werden die Nachtheile, die aus der Unterhaltung eines zahlreichen Heers für den Ackerbau und die Gewerbe im Lande entstehen, minder fühlbar, weil der größte Theil desselbigen, ohne Nachtheil, beurlaubt werden kann. Eine Armee, in welcher sehr viele Ausländer dienen, kann nicht viele Soldaten beurlauben; wo sollen diese, die kein Eigenthum und keine Angehörige haben, Arbeit und Unterhalt finden? Nicht zu gedenken, daß die Ausländer sich bald durch die Feldflucht dem Dienste entziehen würden. Bei einer Armee, die aber aus zwei Drittheilen vom Lande Gelieferter besteht, ist das Drittheil freiwillig Geworbener, das zum Dienste bleibt, zur Aufrechterhaltung der innern Ordnung vollkommen hinreichend. Und da es, nebst den Offizieren und Unteroffizieren, beständig in den Waffen geübt wird, so bildet es gewissermaßen eine Pflanzschule für die übrigen."

„Diese Verfassung verstattet auch allein, daß die Lieblingsidee der neuern Politiker, das Aufgebot aller waffenfähigen Männer in Masse, bei einem Kriege, der unmittelbar die Vertheidigung des Staats erfordert, ausgeführt werden kann. Bürger, die bereits Soldaten gewesen sind, und folglich den Gebrauch der Waffen und die Subordination kennen, werden mit leichter Mühe wieder organisirt, und leisten dann, mit ihren ehemaligen Kameraden wieder vereiniget, die nämlichen Dienste, als wenn sie immer im Kriegsstande geblieben wären."

„Eine Armee, wovon zwei Drittheile den größten Theil des Jahres auf Urlaub zubringen, muß zwar einigen Vortheilen, die entstehen würden, wenn sie beisammen wären, entsagen; dagegen vereinigt sie aber viele von den Vortheilen einer freiwilligen Miliz. Es kommt hier sehr darauf an, in wie ferne der Beurlaubte nicht ganz sich selbst überlassen ist, sondern, selbst indem er seinem Berufe nachgehet, noch der militairischen Aufsicht unterworfen bleibt."

51) **Ueber die Verfassung neuerer Kriegsheere, ihre Nothwendigkeit und ihre Mängel. Neue Bellona.** IX. Band. 35 Stück. S. 250—251.

„Um alles in der Kürze zusammenzufassen, bestehen die Vernachlässigungen des Staats gegen das Militair in unzweckmäßigen Einrichtungen desselben. Hierher gehören besonders, fehlerhafte Bestimmung der bewaffneten Macht zu der Größe des Staats und dessen äußeren Verhältnissen; schlechte Organisation des Heeres in sich; Mißverhältniß der verschiedenen Waffen gegen einander; Mangel der ersten Bedürfnisse bei dem Militair überhaupt; schlechte Bezahlung für geleistete Dienste; Schmälerung des Ansehens und der Prärogative des Militairs; Verkürzungen mancher Art am spärlichen Solde; Undank gegen abgelebte, ungesunde und zu Krüppeln gewordene Mitglieder des Militairs; Mangel an Fürsorge für die Wittwen und Waisen der für's Vaterland Gefallenen."

„Hierzu kommen abseiten der ersten Militair-Gewalten: fehlerhafte Benutzung der Mittel welche ihnen zur Bildung des Militairs zu Gebote stehen; unrichtige Beurtheilung des eigenlichen höchsten Zwecks desselben, mit Hinsicht auf Paraden und Feldbienst; schlechte Beurtheilung in Auswahl der Offiziere, nicht allein der angehenden, sondern besonders auch derer, welche oft auf den Wirkungskreis des Militairs großen Einfluß haben, und wobei gewöhnlich nur Nebensachen und Connexionen den Ausschlag geben; ferner, Neuerungssucht und Mangel an gehöriger Einsicht des Zweckmäßigen; oft unweises Betragen in Hinsicht auf Disciplin, Subordination und Esprit du corps."

„Aus dieser Skizze sieht man, welch' ein weitläuftiges Feld uns hier noch zu bearbeiten übrig bleibt."

---

52) **Neues militairisches Journal.** XII. S. 349. Abdruck aus Behrenhorsts: „Nothwendige Randglossen".

„Um meine Lagen nicht abermals in errorum zu induciren, wie mir Schuld gegeben wird, belehre ich sie, daß unter der Benennung Rahmen eine gute Zahl Ober- und Unteroffiziere, der Rest Gemeine verstanden wird. Aus einem solchen Rahmen von fünf- bis sechshundert Mann, kann, wenn die jüngste Klasse der Staatsbürger während des Friedens nur ein wenig eingeübt ist, in Zeit von 14 Tagen, ein Regiment von 2- bis 3000 Mann formirt werden. Dieses beim Fußvolk. Bei der Reiterei wird der Rahmen oder Fuß, stärker angenommen, etwa zwischen 3 und 400 Pferden, die Hälfte der Ausfüllung. Man gedenke bei einem, nach dieser Manier auf die Beine gebrachten Heere, an die Reserve-Armee von Dijon, welche bei Marengo schlug."

53) **Gesandtschaftsbericht des Marquis Lucchesini an König Friedrich Wilhelm** III. Geh. Staatsarchiv B. XI. (Vol. 1—4) 89.

Paris 26 sept. 1801.

Votre Majesté!

J'ai eu les jours passés l'occasion de m'entretenir assez longtemps avec le général Moreau, qui ne passait que rarement à Paris, et jamais dans les endroits publics. Ce héros simple et modéste m'a témoigné le plus vif désir de pouvoir aller l'année prochaine assister aux revues et aux manoeuvres de Berlin et de Potsdam. Il fait beaucoup de cas de l'intelligence et de la bravoure des troupes légères prussiennes, tant infanterie que cavalerie et il m'a protesté que ni l'Autriche ni la France ne possédaient un état-major de l'armée aussi distingué que celui de Votre Majesté.

---

54) **Gedanken eines Deutschen Offiziers über die jetzige Verfassung des Soldatenstandes.** Hoyers Neues militairisches Magazin II. 8. Stück, S. 5 ff.

„Der Franzose an sich ist gewandt, leicht, mit vielem Stolz und Ehrgeiz auf sein persönliches Verdienst begabt, klug in der augenblicklichen guten Anwendung jeden Bodens zu seinem und seiner Waffenbrüder Nutzen, also vorzüglich brauchbar zu einzelnem Gefecht, worin er sich und seine Kameraden gut zu führen weiß, ohne die Ordre seines Officiers zu erwarten.

Wenn ich dagegen den deutschen Soldaten in Masse nehme, auch wie sie die Regimenter gut und schlecht, durch Conscription oder durch Werbung erhalten, und die Bildung, die ihnen gegeben wird, betrachte; worin sie sich keinen Augenblick überlassen seyn, so brav und tüchtig sie auch immerhin in aller Rücksicht gegen die Franzosen sind, so befinde ich sie doch noch unfähig, gegen die französische leichte Infanterie und deren Mehrheit in anhaltendem Gefecht en débandade auszudauern, wenn man nicht die nöthigen Mittel anwendet, daß die intellektuellen Kräfte der deutschen leichten Infanterie der französischen völlig gleichstehen, und dies kann nicht anders geschehen als durch die Auswahl und durch eine große Vermehrung der leichten Infanterie.

Es ist daher nicht zu viel gesagt, wenn ich den dritten Theil der Armee zum leichten Infanterie-Dienst widme, allein auf solche Art organisirt, daß er auch vollkommen den Dienst in der Linie verrichten kann und muß, wenn es die Noth erfordert."

55) **Denkwürdigkeiten der militairischen Gesellschaft in Berlin, 1803. III. Band. Ueber die leichte Infanterie, S. 284.**

Von den Schützen.

„Ihre Hauptbestimmung liegt in ihrem Namen; allein auch neben dem, daß sie mit ihren Büchsen sicher treffen, und zu dem Ende in Friedenszeiten durch Scheibenschießen fleißig geübt werden müssen, gehört auch ganz besonders das Patrouilliren zu ihrem Beruf. Und dieser künstliche und gefährliche Dienst sollte sie vorher, ehe sie gezwungen sind, ihn aus oftmals theuer erkaufter Erfahrung zu erlernen, gewissermaßen theoretisch gelehrt werden, wenigstens sollten sie mit den Haupterfordernissen eines geschickten Vorposten-Patrouilleurs ganz bekannt sein, ehe sie ein ausbrechender Krieg als Ignoranten in einem Geschäfte überrascht, das mehr Scharfsinn, Gegenwart des Geistes und Kaltblütigkeit erfordert, als mancher glauben mag, der nie einer Patrouille bis an die feindlichen Vorposten, oder wohl gar bis hinter dieselben, beiwohnte."

„Die Nachrichten, die man durch gute, d. h. durch unternehmende und schlaue Patrouilleurs einzieht, sind die zuverläßigsten, die man haben kann. Sie überwiegen die, welche durch Spione erlangt werden, um vieles; denn selbst der beste Spion hat mehrentheils einen der drei Hauptfehler, die seine Nachrichten ungewiß machen; er ist entweder zu verzagt, als daß er den feindlichen Strick nicht scheuen sollte; oder er ist nicht gänzlich bekannt mit den Merkmalen, aus denen man das Vorhaben des Feindes, wenigstens in der Regel erkennen kann; oder er ist gar treulos. Von Schützen, wie ich sie mir denke, ist keiner dieser Fehler zu besorgen; und wenn auch der Schütze sich desjenigen Hilfsmittels nicht bedienen darf, welches einem Spion zu statten kommt, ich meine die bürgerliche Kleidung: so hat er dagegen wieder etwas, zumal, wenn die Patrouille, wie sie am nützlichsten ist, aus zwei bis vier Schützen besteht, was ihm zum Einbringen sicherer Nachrichten behülflich sein kann, und was dem Spion abgeht, nämlich die Gewalt der Waffen, vermöge welcher er eine feindliche Vedette überrumpeln, sie ohne großes Geräusch gefangen nehmen und in's Lager bringen kann."

„Wenn aber auch eingeräumt werden muß, daß ein Spion bessere Nachrichten aus dem Innern eines feindlichen Corps, aus seinen Cantonirungen und aus seinem Lager bringen kann: so ist doch das nicht zu bestreiten, daß eine Schützenpatrouille von der Stellung der feindlichen Vorposten sich besser unterrichten kann, und daß mithin ihre Relation zuverläßiger ist, als die eines Spions."

„Man sieht leicht ein, welchen Vortheil der Kommandeur eines Vorpostens, und selbst das ganze Corps d'Armee von solchen vernünftigen, muthigen und kaltblütigen Patrouilleurs haben kann, aber auch, wie unnütz und selbst nachtheilig in ihren Folgen eine Patrouille ist, wenn sie von ungeschickten, zaghaften oder zu hitzigen Leuten verrichtet wird; mithin leuchtet auch die *Nothwendigkeit* in die Augen, daß die Schützen, welche im Felde ganz aus-

schließend zu Patrouillen gebraucht werden, in Friedenszeit Unterricht und Uebung in diesem Geschäft erhalten müssen."

„Wie dieser Unterricht beschaffen sein müsse, darüber haben sich sachkundigere Männer und geübtere Schriftsteller, als ich bin, Regeln festgesetzt und Muster gegeben; ich kann mich also auch hier nicht darüber ausbreiten und bemerke nur noch, daß man dem Schützen nie genug einprägen kann, daß Kaltblütigkeit beinahe das wesentlichste Erforderniß zu einem guten Patrouilleur ist, und daß er noch so muthig und noch so klug zu Werke gegangen sein kann und nachher durch übereilende Hitze alles wieder verderben wird. Mit einem Wort: er darf fast nie Gebrauch von seiner Büchse machen, und wenn nicht der Fall eintreten könnte, daß er einer feindlichen Patrouille begegnete, welche er sich durch den Schuß vom Leibe halten kann: so würde ich rathen, einer solchen kleinen Schützen-Patrouille gar keine Patronen mitzugeben, damit kein Patrouilleur in Versuchung kommen könne, Feuer zu geben und sich und seine Kameraden in Gefahr zu bringen."

„Wird dieser Dienst für die Schützen zu stark, so kann man Tirailleurs dazu geben, etwa zu zwei Schützen einen Tirailleur gerechnet; denn da es gut wäre, daß aus den Tirailleurs die abgegangenen Schützen ersetzt würden, damit sie durch die Aussicht, zum Unterofficier avanciren zu können, eine Anfeuerung mehr zur muthigen Ausübung ihrer gefahrvollen Dienstpflichten erhalten, so wäre es auch konsequent, wenn man die Tirailleurs schon vorher mit dem Schützendienst bekannt machte und sie mithin auch in Friedenszeiten in solchem übte."

---

56) **Ebenda.** S. 292.

„Es kann der Chef eines leichten Infanteriebataillons nichts Nützlicheres für den Staat und nichts Zweckmäßigeres für den Ruhm seines Bataillons thun, als wenn er von den vielen Tagen der Ruhe, die er in Friedenszeiten genießt, einige zu der wörtlichen Belehrung seiner Untergebenen verwendet und in der Exerzierzeit die practischen Beweise seiner Lehren auf dem Felde führet."

„Die Führung der Spitze einer Avant- oder Arriere-garde und Seitenpatrouille; die Besetzung eines Dorfes, Busches, Defilees, einer Brücke, Verschanzung u. s. w.; die Anordnungen, die bei einer Rekognoscirung, wie sie ihm aufgegeben werden kann, Statt finden müssen, und bei dieser Gelegenheit die Anlegung eines Versteckes, oder mehrerer Repli's-Posten, die Art und Weise, einen feindlichen Posten zu überfallen, dies sind ungefähr die Dinge, die einem detaschirten Subaltern-Offizier am häufigsten vorkommen, und da sein Benehmen bei dergleichen Aufträgen einen sehr wesentlichen Einfluß auf die Operationen des kommandirenden Generals und auf die Sicherheit seines Korps haben können: so ist nicht zu verkennen, daß der Subaltern-Offizier der leichten Infanterie ganz vertraut mit seinem Metier sein — und daß er die Tage der Ruhe zum Einsammeln dieser Kenntnisse benutzen muß."

„Es wird daher gewiß selbst zweckmäßig sein, wenn man einen Offizier, nach vorhergegangenem gründlichen Unterricht, in solchen Fällen sich selbst überläßt, ihm z. B. die Besetzung eines Dorfes oder einer Waldspitze aufgiebt, dann ihn attakirt, ohne ihm gesagt zu haben, von welcher Seite der Angriff geschehen werde,*) und so ihn bis zu dem angenommenen Repli's oder Soutien Posten verfolgt. Auf diese Weise kann der Chef die Talente und Kenntnisse seiner Offiziere kennen lernen; auf diese Weise kann er die Fehler, die sie entweder aus Unkunde, oder aus unrichtigen Begriffen, oder aus übereilender Hitze machten, am besten und sichersten bemerken und ihnen so recht ad oculos demonstriren, welche nachtheilige Folgen diese Fehler nach sich ziehen, und wie sie hätten vermieden oder verbessert werden können."

„Wären diese Manövers mit etwas leichter Cavallerie zu combiniren, so würden sie noch um vieles nützlicher werden, weil alle Vorposten entweder melirt aus Infanterie oder Kavallerie bestehen, oder doch zu wechselseitiger Unterstützung angewiesen sind, und weil auch die angreifende feindliche Avantgarde in den meisten Fällen aus beiden Truppenarten besteht."

„Ferner glaube ich — so wie ich es überhaupt für sehr gut hielte, wenn in Friedenszeiten bei allen Truppen die Offiziere mit den Dienstgeschäften ihrer Vorderleute bekannt gemacht und zuweilen in solchen geübt würden — daß dies bei den Offizieren der leichten Infanterie ganz besonders nützlich wäre, weil bei diesen Truppen die Fälle am meisten eintreten, daß der Offizier in dem Grade seiner Vorgesetzten einrücken muß. Wenn daher der Lieutenant zuweilen eine Compagnie kommandirt, der Kapitain Majorsdienste verrichtet, und der schließende Major das Bataillon führt, so ist ein jeder schon vorläufig mit den Geschäften bekannt, die er in der Folge verwalten soll, und eine jede Stelle, die vor dem Feinde plötzlich erledigt wird, kann mit einem Subjekt besetzt werden, das seiner Pflicht gewachsen ist."

„Schließlich will ich noch des Schützen Offiziers gedenken."

„Dieser muß, wie ich oben schon berührt habe, im Felde immer bei den Schützen bleiben, weil der Schützendienst, nach meinen Begriffen, eine ganz eigene Behandlung erfordert. Auch sollte ein ganz eigen dazu passender Offizier für diese Stelle gewählt werden, weil es hier Muth und Kenntnisse allein nicht ausmachen, sondern auch ein Mann von fester Gesundheit, Kraft und körperlicher Geschicklichkeit, auch von vorzüglichem Scharfsinn dazu gehört, um sich in alle die Lagen finden und aus den mannigfachen Verlegenheiten ziehen zu können, denen er so häufig ausgesetzt ist. Hauptsächlich muß er die Kunst des Patrouillirens vollkommen inne haben, theils um seine Untergebenen

---

*) Denn da dergleichen kleine Detaschements gewöhnlicher noch, als größere Vorposten, vom Feinde umgangen zu werden pflegen: so ist ein solcher Offizier von keiner Seite sicher. Avertissements-Posten gegen alle Gegenden hin, und fleißige Patrouillen sind, nächst Spionen, die einzigen Mittel, die er, zur Verhütung eines Ueberfalls, in *seiner Gewalt hat.*

mit Nutzen unterrichten zu können; theils auch, um selbst im Stande zu sein, eine Patrouille zu machen, auf deren Ausführung besonders viel beruht, und die darum einem Offizier anvertraut werden mußte. Daß diese Eigenschaften nicht ein jeder Offizier besitzen kann, das liegt in der Verschiedenheit der Ausrüstungen der Mutter Natur; und daß neben wissenschaftlichen Kenntnissen auch Vorübungen zu diesem Dienste erfordert werden, das wird niemand bezweifeln, der den Unterschied kennt, welcher zwischen Wissen und Vollbringen zu machen ist."

.7) **Ebenda.** 1804. IV. Band. Elementar-Taktik. Aufgabe. Wie verhält sich die Infanterie gegen Infanterie in einer Schlacht. S. 368.

„Wer je einem auch nur mittelmäßig ernstlichen Gefechte beigewohnt hat — ich nenne ernstlich hier was man sonst blutig nennt, so wie die Rede auch immer nur von Infanterie gegen freistehende Infanterie ist — der wird nicht widersprechen, wenn wir behaupten, daß an den zehnten Theil der Ordnung, die auf unsern Exerzierplätzen herrscht, dort gar nicht zu denken ist; die Hauptsache ist eine hinreichende Menschenmasse dicht genug an den Feind heranzubringen, und sie dann zu vermögen, daß sie sich blind in ihn hineinstürzt."

„Das letztere ist Sache der persönlichen Tapferkeit, des guten Willens, und eines gewissen Enthusiasmus, wozu Vaterlandsliebe oder Disciplin begeistern müssen; wir haben es hier nur mit dem Heranbringen ohne gar zu großen Verlust zu thun."

---

58) **Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges.** XXX. Band. Berlin, Posen, Bromberg 1834. Die Offiziers-Akademie in Berlin 1801 bis 1803. G. v. Scharnhorst Lehrplan und Vorlesungen insbesondere. S. 171—177.

„Die supponirte kleine Armee in der Umgebung von Berlin, deren Positionen und Bewegungen der Gegenstand der großen Aufgaben war, bestand in Folgendem:

Das Ganze aus 47 Bataillonen, 65 Eskadrons, 4 schweren, 5 leichten, 5 reitenden, 2 Haubitzbatterien, zusammen 40,000 Combattanten und 120 Geschützen. — Die Bataillone waren angenommen zu 4 Compagnien = 600 Mann in 3 Gliedern, die Eskadron zu 150 Pferden in 2 Gliedern, die Batterie zu 4 Kanonen und 2 Haubitzen oder 8 Piecen (mit Bezug auf die damalige Organisation der Preußischen Armee). Sonst hielt Scharnhorst 800 Feuergewehre für die zweckmäßigste Stärke eines Bataillons, wie er auch der Theilung wegen die Zahl 8 für die Batterie am geeignetsten fand. — Eine Infanterie-Brigade bestand aus 2 Regimentern oder 4 Bataillonen, mit einer Batterie; eine Kavallerie-Brigade aus 2 Regimentern oder 10 Eskadrons und einer reitenden Batterie; eine Infanterie- oder Kavallerie-Division

aus 2 Brigaden; ein Armee-Corps aus 2 Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Brigade.

Die Ordre de Bataille

(Infanterie im ersten, Kavallerie im zweiten Treffen).

A. Korps der Avantgarde.

Drei leichte Brigaden = 6 leichten Bataillons, 1 Bataillon Jäger, 15 Eskadrons Husaren, 1½ reitenden Batterien. Also jede Brigade 2½ Bataillone, 5 Eskadrons, eine halbe reitende Batterie. — Dann noch zum Soutien 8 Linien-Bataillone, nämlich eine Division mit einer 6pfündigen Batterie.

B. Das Gros der Armee.

1. Linkes Flügel-Korps.
   8 Bataillone und 2 Batterien (½ leichte)
   10 Eskadrons, eine halbe reitende Batterie.
2. Korps des Centrums
   8 Bataillone und 2 leichte Batterien
   10 Eskadrons, eine halbe reitende Batterie.
3. Korps des rechten Flügels
   8 Bataillone und 2 Batterien (½ leichte)
   10 Eskadrons, eine halbe reitende Batterie.

C. Reserve-Korps.

8 Bataillone mit 2 schweren Batterien,
dann noch 2 leichte Haubitzbatterien,
20 Eskadrons mit einer reitenden Batterie.

Der zum Behuf der großen Aufgaben entworfene Plan war folgender:

§ 1. Operationsplan des Feldzuges.

A. Vom Feinde versammeln sich etwa 80,000 Mann an der Nieder-Elbe im Monat April, zu der Zeit, da zwei preußische Armeen auf den östlichen Grenzen der Monarchie gegen den Feind stehen. — Die Absicht des Feindes ist höchst wahrscheinlich, Magdeburg zu erobern, der Kurmark sich zu bemeistern und die preußisch-westphälischen Provinzen von den übrigen dieses Reiches abzuschneiden.

B. Die vertheidigungsweise agirende preußische Armee ist nicht bereit. Es wird beschlossen in der Geschwindigkeit 30,000 Mann bei Magdeburg mobil zu machen, ferner eine Reserve-Armee von 40,000 Mann an der Oder in Bewegung gegen die Mittelmark zu setzen, und Magdeburg sowohl, als Spandau, Stettin und Küstrin mit den nöthigen Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen zu versehen.

§ 2. Lage der gegenseitigen Armeen.

A. Rücksicht auf politische Verhältnisse. — (Gehört weiter nicht zur Verständigung der Aufgaben.)

B. Rücksicht auf den Operationsplan der übrigen Armee. — Die preußische Reserve-Armee kann im Laufe des Krieges von der größten Wichtigkeit für die im Osten befindliche Armee sein. Die feindliche Elbarmee hat nach aller Wahrscheinlichkeit keine Verstärkung in diesem Feldzuge zu erwarten, außer einem Belagerungs-Train, welcher schon eingeschifft ist.

C. Rücksicht auf die innere Beschaffenheit der Truppen in den gegenseitigen Armeen. — Die feindliche ist aus mehreren Nationen zusammengesetzt und nicht im Großen geübt; ihre Kavallerie hat nie anders als regimenterweise manövrirt und ist verhältnißmäßig nicht zahlreich. — Die preußische Armee besteht dagegen aus Truppen, welche eine gewisse Fertigkeit in Bewegung ganzer Korps haben, und bei denen sich die Kavallerie zur Infanterie wie 1:3, bei der feindlichen dagegen wie 1:5 verhält.

D. Rücksicht auf den Character, Kenntnisse und Verhältnisse des feindlichen kommandirenden Generals. — a. Character: Tapfer und standhaft in der Ausführung seiner Entwürfe. b. Kenntnisse: Unbekannt mit den Grundsätzen eines Turenne, Montecucoli u. A. m.; Mangel an eigener Resource. c. Verfahrungsweise: Sehr methodisch und vorsichtig. d. Verhältnisse: Diese hängen in der Absicht der Hauptentwürfe und Mittel der Ausführung von den beiden Cabinetten ab.

E. Rücksicht auf die Unterhaltung der Armeen. — Die feindliche Armee erhält ihre Subsistenz auf der Elbe und aus dem Mecklenburgischen. Sie findet in den Marken nachher eigenen Vorrath und benutzt diesen Umstand, ihre Reserve-Magazine in Boitzenburg und Lübeck zu schonen. Die preußische Armee hat an der Oder, in Stettin, Küstrin und Glogau ihre Magazine. Die Elb-Armee wird aus Sachsen erhalten und hat in Magdeburg Vorräthe, welche nach Maßgabe ergänzt werden.

§ 3. Nähere Entwicklung des Planes der angriffsweise agirenden Armee.

A. Erste Schritte der feindlichen Armee. — 1) Diese setzt sich in den ersten Tagen des Monats Mai gegen Magdeburg in Bewegung. — 2) Sie theilt sich nachher in zwei Armeen; ungefähr 20,000 Mann wenden sich gegen Magdeburg und 60,000 Mann gegen die Vereinigung der Havel und Spree.

B. Der Plan des feindlichen Generals scheint dahin zu gehen: a. Die preußische Oder-Armee zu vertreiben. b. Die Elb-Armee dadurch zu zwingen, die Gegend von Magdeburg zu verlassen. c. Die Kurmark und westphälischen Provinzen in Kontribution zu setzen. d. Magdeburg zu belagern.

§ 4. Nähere Bestimmung des Operationsplanes der preußischen Armee.

Der preußische kommandirende General befindet sich bei der Oder-Armee; er kommt mit dieser den 20. Mai bei Frankfurt an, wo er erfährt, daß sich die feindliche Macht getheilt hat. — Jetzt bestimmt er, jedoch bedingungsweise, seine vorläufige Disposition.

1) Die Oder-Armee, welche er in eigener Person kommandirt, stellt sich der feindlichen, gegen die Havel und Spree marschirenden entgegen und beschäftigt sie, ohne in eine entscheidende Schlacht sich einzulassen, wenn sonst keine günstige Gelegenheit sich dazu darbietet.

2) Während dieser Zeit sucht die Elb-Armee es zu einer entscheidenden Schlacht zu bringen. Fällt dieser Sieg glücklich aus und wird er benutzt, so muß die feindliche Oder-Armee sich wieder gegen die Nieder-Elbe ziehen, ohne etwas ausgerichtet zu haben.

Bei diesem Plane beschäftigt sich der preußische General mit einer andern, sehr wichtigen Unternehmung, welcher die Vernichtung der feindlichen Belagerungs-Artillerie, die auf der Elbe heraufkommt, zu Grunde liegt. — Der kommandirende General der Elb-Armee erhält zugleich den Auftrag, dieses zuvor auszuführen, bevor er sich in eine entscheidende Affaire einläßt.

§ 5. Operationsplan der preußischen Oder-Armee.

Diese Armee kommt in der Gegend von Berlin an, als der feindliche General die Havel bei Neuendorf passirt und sich bei Tegel lagert. — Nachdem der diesseitige General das Terrain rekognoscirt hat, geht er verschiedene Entwürfe durch, welche er mit seinen Operationen ausführen kann.

Mit dem Hauptentwurfe, den Feind eine Zeit lang durch verschiedene Positionen und Bewegungen zu beschäftigen, werden nun noch andere verbunden.

a. Erster Fall. — 1) Die preußische Oder-Armee stellt sich mit 2 Korps (rechte Flanke und Centrum) zwischen Berlin und Weißensee (wobei jene Stadt als ein schwer zugänglicher Morast angenommen wird), während das dritte (linke Flankenkorps) die Gegend zwischen Spandau und Berlin beobachtet. Die erste Position wird aber verlassen, sobald der Feind die Vorposten an der Panke forcirt und über dieselbe geht. Alsdann vereinigen sich beide Korps mit dem dritten bei Charlottenburg.

2) Die Armee passirt nach ihrer Vereinigung zwischen Berlin und Spandau die Spree und nimmt in der Jungfernhaide eine Position im Rücken des Feindes, während der größte Theil der Reserve am linken Ufer dieses Flusses zwischen Berlin und Köpenik stehen bleibt und ihn von dieser Seite beobachtet.

3) Kommt der Feind hierauf nach der Jungfernhaide zurück, um seine Kommunikation mit Tegel wieder zu eröffnen, bedroht er die preußische Armee mit einem Angriff, so zieht sie sich, sobald ihre Vorposten der entschiedenen

Uebermacht weichen müssen, über die Spree zurück, beobachtet diesen Fluß und verstärkt das schon auf das rechte Ufer abgeschickte Korps, um dem Feinde die Kommunikation nach der Nieder-Elbe gänzlich abzuschneiden und ihn zum Detaschiren zu veranlassen.

b. Zweiter Fall. — Geht der Feind, bevor die preußische Armee in der Jungfernhaide die im ersten Fall Nr. 2 erwähnte Position genommen hat, über die Spree, oder führt er diesen Uebergang aus, nachdem sie nach Nr. 3 an's linke Ufer zurückgekehrt ist, so nimmt sie bei Charlottenburg eine Stellung, diesen Ort vor dem linken Flügel, den rechten gegen Hundskehl. Diese Position wird durch Verhaue im Grunewald auf dem rechten und Schanzen auf dem linken Flügel in Vertheidigungszustand gesetzt, so daß wenige Truppen, mit der erforderlichen Artillerie, hier jedem Angriff wiederstehen können. — Das Korps, in des Feindes Rücken nun verstärkt, operirt auf die Kommunikation, welche der Feind an der Nieder-Elbe unterhalten muß.

§ 6. Fortsetzung. — Bei der Ausführung der im vorigen Paragraphen erwähnten Entwürfe hat der preußische Heerführer noch andere Zwecke, deren Vollstreckung er auf das Angelegentlichste zu betreiben sucht. Diese bestehen darin, daß er den Feind zum Detaschiren verleitet, und dann über das detaschirte Korps herfällt; ferner, daß er den Feind in eine nachtheilige Lage verwickelt, in der derselbe nicht von seiner Stärke Gebrauch machen kann und unter nachtheiligen Umständen schlagen muß u. s. w."

---

59) **Neues militairisches Journal.** VIII. Band. Hannover 1797. Entwicklung der allgemeinen Ursachen des Glücks der Franzosen. 11. Kapitel, S. 96—98.

„Der erfinderische Geist der Franzosen, die Begierde sich hervorzuthun, und ihre großen Kenntnisse in dem Posten- und Festungskriege, macht sie zu demselben vorzüglich geschickt. Durch die Gewandheit des Körpers und durch die Kultur des Verstandes bei dem gemeinen Mann, siehet man die französischen Tirailleurs von allen Vortheilen des Terrains und der Lage der Sache Nutzen ziehen, statt die pflegmatischen Deutschen, Böhmen und Niederländer sich frei hinstellen und nichts thun, als was ihnen der Offizier befiehlt. Der Franzose, der allein von der Ehre, von dem Wetteifer geleitet wird, ist überhaupt in einzelnen Gefechten, wo er für diese Befriedigung befindet, bis zum Verwegnen brav, und dagegen in regelmäßigen Schlachten, wo nicht die Ehre und die Fehler ihn persönlich treffen, wo es auf die Genauigkeit der Bewegungen, auf Gehorsam ankömmt, bei dem geringsten unglücklichen Vorfall, feig und muthlos. Er gründet seinen Sieg auf die gute Disposition zur Schlacht, auf die vortheilhafte Position und auf seine Tapferkeit. Er ist bei seiner lebhaften Einbildungskraft von diesen Vorzügen so eingenommen, daß er den vollkommensten Sieg schon in Händen zu haben glaubt. Kömmt aber

nun ein Umstand, der diese schmeichelhaften Hoffnungen vernichtet: so wird er verwirrt und so wie sein lebhafter Character ihn vorher zum Uebermuth hinriß, so stürzt er ihn jetzt in Verzweiflung. Daher sind alle verlorene Schlachten bei dieser Nation von großen Folgen."

---

60) **Kriegsarchiv.**

Instruction

vor den Herrn Hauptmann v. Asseburg, worauf derselbe Sr. Königl. Majestät Befehl zu Folge, bey der Französischen Armee hauptsächlich Acht haben soll.

1. Wie stark die Compagnien und Regimenter seyn, maßen wann sie complet sind.
2. Wie hoch selbige Monatlich in Tractement bezalet werden?
3. Wie auf der Ordnung bei der Infanterie und Cavallerie gehalten würd, wie sich selbige formiren, wie sie campiren, wie sie sich en ordre de bataille setzen, und auf was arth sie ihre Attaque machen?
4. Wie die Armee im Felde fouragiret?
5. Das Proviant-Wesen, worinnen solches bestehet und wie Fourage und Proviant angeschafft und solches repartirt wird?
6. Worinnen eine tägliche Ration und Portion besteht?
7. Ob die Armee die Fourage und Brod durch Entrepreneurs liefern läßt und wie viel für eine ration und Portion Monatlich bezalt wird?
8. Wie die Chambrées bei denen Compagnien eingerichtet sind?
9. Wie es mit denen Marquetenders gehalten wird?
10. Ob die Regimenter Fleisch in Natura bekommen, und wie ofte in der Woche, auch wie viel an Gewicht jeder Gemeine auf eine portion empfängt? deßgleichen was dazu vor Anstalten gemacht, und wie es bezalt würd?
11. Wie die Beckerey angelegt und tractirt würd?
    NB. wie viel Becker-Knechte auf 1000 Mann mit Brod zu verpflegen gerechnet werden? Wie ofte die Ofens in 24 Stunden gehitzet, wie viel Brod 1 Ofen bey jeder Hitze liefern kann, wie schwer die Brode gebacken, und wie viel ℔ Brod aus 1 Centner Mehl, à 110 ℔ berlinisch Gewicht, gebacken werden? ob man gebeutelt oder geschrotenes Mehl bey der Beckerey gebraucht oder ob die armée mit Zweybach verpfleget, ingleichen auf wie viel Tage der Soldat Brod tragen muß?
12. Auf was Arth das Brod und die fourage denen Regimentern aus der Beckerey und denen Magasins transportiret würd?
13. Auch wie bei denen Magasins mit der Einnahme und Ausgabe umgegangen würd?
14. Wie weit die armées von den Hauptmagasinen entfernt, und

15. wenn starke Détachements von der armée ausgehen, woher sie ihre subsistence nehmen?
16. Ob bey der französischen armée ein Proviant-Fuhrwerk etabliret ist, und worinnen solches bestehe, wie es eingetheilet, was für Bediente dabey gehalten werden, wie sie bespannet, auch was und wie viel Wagens Transportiren müssen?
17. Wie und auf was Arth die Intendanten von der armée die Contributions ausschreiben und beytreiben lassen, wer selbige empfängt und wohin sie berechnet werden?

Retzow.

---

61) **Berichte des Marquis Lucchesini.** Geheimes Staatsarchiv R. XI. (Vol. 1—4) 89.

Paris 25 janv. 1801.

„La paix le (Bonaparte) soustrayant à l'incertitude des succès, à la défaveur des recrutemens et des charges de la guerre, augmentera son pouvoir dans l'intérieur par les répartitions dans les provinces des troupes soumises aux généraux de divisions, qui en deviendront des gouvernans et rétabliront en France un Gouvernement presque militaire.“

„Pour l'esprit de la nation il est bien changé. En 1788 tout le monde soupirait après une liberté imaginaire, aujourd'hui on ne désire que d'être équitablement et tranquillement gouverné. Je crois que Bonaparte veut la paix du continent s'il peut l'obtenir aux conditions avantageuses qu'il a promulguées pour tourner alors contre l'Angleterre tous les moyens de l'Etat.“

---

62) **Ebenda.**

Paris, 18 mai 1801.

„L'évacuation entière de la rive droite du Rhin par les troupes de la République, qui prennent de tous côtés le chemin des quartiers qu'on leur assigne dans les nouveaux départements, la Belgique et les côtes de la mer, semble un précieux garant de la stabilité de la paix continentale. La dissolution de ces armées se fait avec ordre et tranquillité, et tant les conscrits qui obtiennent la permission de rentrer dans leurs foyers que les soldats appelés à rester sous les armes se soumettent avec une égale satisfaction à la volonté du Gouvernement. Celui-ci porte une grande attention sur le sort des individus devenus invalides en servant l'Etat. Et quoique une guerre aussi longue et aussi féconde en combats sanglants et en entreprises hasardeuses, doive en avoir porté la quantité à un nombre très considérable, les mesures efficaces que l'on prend pour en avoir soin,

n'en laissent guerre à la charge du public. La discipline, qui même au fort de la révolution, a retenu les armées françaises dans le chemin du devoir et qui, après le 18 brumaire, en est devenue l'âme par la volonté puissante d'un gouvernement régulier et par l'exemple de presque tous les généraux, rend les garnisons aussi tranquilles que celles des armées les mieux disciplinées de l'Europe. A en juger par ce qui se passe à Paris, depuis que j'y suis, les armées françaises vont employer les loisirs de la paix pour se perfectionner dans l'art des formations promptes et des déployements rapides et dans cette partie de la tactique qui par l'emploi convenable de toutes les armes, d'après les accidents du terrain, tend à obtenir les plus grands avantages sur l'ennemi avec la plus petite perte possible d'hommes. En effet, la garde des consuls et les corps en garnison ici, ne consacrent pas moins de temps aux exercices que les troupes de Votre Majesté."

---

63) **Ebenda.**

Paris, 8 avril 1805.

„Le général O'Farill, revenu de sa tournée à l'armée des côtes, ne saurait assez relever le bon état de santé et l'exellente tenue qu'il a remarqués dans les différents camps par lui visités. Une nourriture saine et abondante, un habillement riche et de grands soins pour les malades dans les hôpitaux militaires produisent ce résultat. Hier le Prince Murat, gouverneur de Paris, fit manoeuvrer une partie des troupes en garnison de cette ville sur la grande place de la Concorde ci-devant de Louis XV entre les Tuileries et les Champs Elysées."

---

64) **Ebenda.**

Paris le 7 octobre 1805. (Zweiter Bericht von diesem Tage.)

„On sait que des vues de conciliation ont determiné Votre Majesté à envoyer à Vienne Son ministre le comte Haugwitz. On pense enfin que le déployement imposant de toutes les forces militaires de la Prusse, quoique destiné uniquement au maintien de la neutralité du Nord de l'Allemagne, pourra inspirer à toutes les Puissances belligérantes des sentiments modérés et des projets de paix."

---

65) **Ebenda.**

Paris le 23 novembre 1805.

„Aussi ai-je entendu évaluer à 200,000 h. effectifs la grande armée d'Allemagne, et à 100,000 hs. celle du Maréchal Massena qui sera bientôt réunie à la première à travers la Carinthie. Les 100,000 conscrits effectivement levés dans l'espace de deux mois et prêts à

rejoindre leurs corps respectifs portaient, dans cet entretien à 400,000 combattants hors des frontières de France, le nombre des forces que l'empereur pourrait opposer depuis Venise jusqu'à Mayence aux anciens et aux nouveaux ennemis de sa personne et de ses projets."

---

66) **Ebenda.**

Paris le 13 décembre 1805.

„La célérité et l'exactitude avec laquelle sont passés à la grande armée les remplacements des pertes occasionnées par les combats ou par les maladies depuis son passage du Rhin, sont aussi incontestables que dignes d'imitation. Je ne crois pas me tromper, Sire, en les calculant ainsi qu'il suit à 25/m. h. pour les régiments de ligne, 12/m. pour l'infanterie légère, 10/m. pour la cavalerie légère."

---

67) **Kriegsarchiv** D. 72 a. Der Lieutenant und Adjoint (Name fehlt im Original) an den Quartiermeister Lieutenant v. Müffling.

„Die Franzosen sind munter, guter Dinge, wohlgenährt, ihren Sinn sucht man durch Branntwein zu erheben, der gegenwärtig ein Hauptgegenstand ihres Verpflegungswesens ist. Ihre Kavallerie soll sehr zahlreich und besser wie vormals sein, die Angriffe derselben sind sehr heftig und geschehen unter einem wilden Geschrei. Beritten sind sie schlecht mit sehr kleinen Pferden. Ihre Infanterie ist gut, desto schlechter aber hat sich die Artillerie gezeigt, die bei Günzburg den ganzen Tag geschossen hat, ohne auch nur das allergeringste zu bewirken. Die Märsche der Franzosen geschehen sehr schnell, oft mit Zurücklassung des Geschützes, auch geht die Kavallerie häufig ganz allein voraus und agirt, außer Verbindung mit allen andern Waffen, nur allein für sich."

---

68) **Kriegsarchiv** D. I. 123. Scharnhorst „Ueber die Stärke und Vertheilung der Artillerie bei einer in Divisionen oder Corps getheilten Armee."

S. 6. „Der Grundsatz der preußischen Armeen, entscheidende Angriffe auf gewissen Punkten schnell auszuführen, verlangt beim Einbruche geschwinde und kraftvolle Beihülfe von der Artillerie, wozu nur die reitende dienen kann."

„Immer siegte die Preußische Armee durch Kunst; in den ersten schlesischen Kriegen durch die Disciplin und Elementar-Taktik, im siebenjährigen Kriege durch die Geschicklichkeit im Manövriren, durch die angewandte Taktik und

den Geist des großen Königs, und noch in diesem Revolutionskriege war sie die einzige, welche durch schnelle Frontveränderungen in der Schlacht bei Pirmasens (1793) und durch ein geschicktes Zusammentreffen mehrerer Kolonnen in der Schlacht bei Kaiserslautern (1794) da den Sieg erhielt, wo andere Armeen unter ähnlichen Umständen immer durch ihre Ungeschicklichkeit geschlagen wurden. Diese Armeen haben also einen unwidersprechlichen Vorzug in der Geschwindigkeit ihrer Manöver und bedürfen demnach einer eigenthümlichen Einrichtung ihrer Artillerie oder vielmehr sehr viele reitende."

S. 11. „Es ist aber erwähnt, daß der Geist der Offensive, welcher in der preußischen Armee herrscht, daß die Kühnheit und Geschwindigkeit ihrer Manöver, daß der bei ihnen herrschende Grundsatz, von jedem Fehler des Feindes, jedem günstigen Umstande im ersten Moment zu profitiren, eine schnelle Artillerie erfordern, welche selbst im feindlichen Feuer mit Ordnung und Geschwindigkeit manövriren könne."

---

69) **Kriegsarchiv** C. II. 92. Disposition zum 1. Revue-Tage bei Berlin d. 21. Mai 1798.

„Nach beiliegender Ordre de Bataille wird um — Uhr treffenweise in 2 Colonnen rechts abmarschirt. Der Mann bekömmt 8 Patronen und es wird in der Stadt geladen. p. Bataillon wird eine Kanone, und außerdem eine Signal-Kanone mitgenommen. Das erste Treffen marschirt zum Halleschen Thore heraus um den Uppstall herum nach dem untern Ende von Schöneberg zu. Das zweite Treffen marschirt zum Potsdamer Thore heraus und setzet sich bei Schöneberg neben dem ersten Treffen. Hier machen beide Colonnen Halt! rücken dicht auf, nehmen das Gewehr ab und warten ab, bis die Kavallerie ausexerziret hat. Wenn Se. Königliche Majestät es befehlen, wird das Gewehr aufgenommen und treten die Têten beider Colonnen zugleich an, um auf die Adjutanten, welche die linken Flügel der Treffen marquiren, loszumarschiren. Die übrigen Züge folgen, wenn sie ihre Distance haben. An die Adjutanten treten die Offiziers auf dem linken Flügel, und wenn dergestalt die Treffen in die ihnen gegebenen Alignements hereinmarschirt sind, bedeutet:

Der 1. Kanonenschuß: Bataillon halt! mit Zügen links schwenkt Euch! Wenn die Linien gut zugerichtet sind, bedeutet

der 2. Kanonenschuß: das erste Treffen mit Pelotons zweimal durchschargirt.

Der 3. Kanonenschuß: das zweite Treffen kehrt! zweimal mit Pelotons schargirt und hierauf Front. Während des Chargirens des zweiten Treffens lassen die Bataillons des ersten ihre Fahnen vorrücken und auf den

4. Kanonenschuß
tritt das erste Treffen im Avanziren vor. Das zweite Treffen bleibt stehen und nimmt das Gewehr ab.

Der 5. Kanonenschuß: bedeutet sodann, daß das erste Treffen halt! mit Pelotons zweimal durchchargirt; und tritt die Linie wieder an, wenn Marsch geschlagen wird. Auf

den 6. Kanonenschuß wird wieder Halt! gemacht und mit überspringenden Bataillons auf der Stelle zweimal durchchargirt, worauf die Linie, wenn Marsch geschlagen wird, wieder antritt.

Der 7. Kanonenschuß: bedeutet halt! richt't euch!

Der 8. Kanonenschuß: Kehrt! und wird auf den Trupp des Tambours angetreten.

Der 9. Kanonenschuß: Front mit Pelotons zweimal durchchargirt.

Der 10. Kanonenschuß: Kehrt! und wird abermals auf den Trupp des Tambours im Retiriren angetreten. Das zweite Treffen läßt das Gewehr aufnehmen, die Fahnen vortreten, und bedeutet sodann:

Der 11. Kanonenschuß: das zweite Treffen Vorwärts Marsch! Wenn das retirirende Erste Treffen auf 30 Schritt vor gegen das Zweite herankommt, zieht es sich mit Zügen linksum durch und marschirt dahinter in seinem ersten Alignement wieder auf, nimmt das Gewehr ab, läßt die Ladestäbe in den Lauf bringen, die Taschen nachsehen, die übrigen Patronen abnehmen und Pfanndeckel aufmachen.

Der 12. Kanonenschuß bedeutet, das zweite Treffen halt! mit Pelotons zweimal durchchargirt, worauf sodann Marsch geschlagen und angetreten wird.

Der 13. Kanonenschuß: das zweite Treffen halt! mit Bataillons zweimal auf der Stelle überspringend durchchargirt. Auf das Marschschlagen der Tamboure wird wieder angetreten.

Der 14. Kanonenschuß: Halt! Richt't Euch!

Der 15. Kanonenschuß: Links um, kehrt Euch!
und wird auf den Trupp des Tambours im Retiriren angetreten.

Der 16. Kanonenschuß: Front! mit Pelotons zweimal durchchargirt.

Der 17. Kanonenschuß:
Kehrt! und auf den Trupp des Tambours Marsch!
Wenn das zweite Treffen auf 30 Tritte gegen das erste Treffen herankommt, ziehet es sich mit Zügen linksum durch, marschirt auf 50 Schritt dahinter wieder auf, nimmt das Gewehr ab, läßt die Gewehre und Taschen visitiren, die übrigen Patronen abnehmen und Pfanndeckel aufmachen.

Der 18. Kanonenschuß giebt beiden Treffen sobann das Signal zum Schultern und Oeffnen der Glieder, worauf mit Zügen rechtsab und en parade vorbeimarschirt wird."

---

70) **Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen** (Haude und Spener) von Dienstag dem 30. Dezember 1806.

Stettin vom 22. Dezember.

„Der Kammerrath Wislinke, der mit der Verproviantirung der Fourage und des Schlachtvieh's beauftragt war, ist am 19. des Morgens verschwunden. Man hat seitdem erfahren, daß er nach dem rechten Ufer der Oder übergegangen ist. Wenn dieser öffentliche Beamte der Seiner Majestät dem Kaiser Napoleon den Eid des Gehorsams geleistet, darum seinen Posten verläßt und alle seine Pflichten vernachlässiget, um sich zu dem Könige von Preußen zu begeben, so frägt man: welchen Empfang kann dieser Mensch von Seiten des Königs erwarten? Wie könnte der König Vertrauen in einen Meineidigen setzen? Es ist wirklich sonderbar, daß manche Menschen so blind sind, sich freiwillig in ihr Verderben zu stürzen. Wissen sie denn nicht, daß man gegen die Ehre nicht ungeahndet handeln kann! Ueberhäuft mit Verachtung selbst von denen, in deren Meinung sie sich durch ihre Treulosigkeit ein Verdienst zu erwerben hoffen, wissen sie nicht, daß es nicht immer so leicht ist, der Züchtigung, die sie verdienen, zu entwischen. Ahnet er nicht, dieser treulose Geschäftsmann, daß, wenn er in die Hände der Franzosen fallen sollte, er unfehlbar einer Militair-Komission übergeben würde, um nach aller Strenge der Gesetze, die die Todesstrafe auf ein solches Verbrechen setzen, bestraft zu werden?"

---

71) **Hamburger Correspondent** vom 17. Oktober 1806. Leipzig, den 13. Oktober. Publikation des Magistrats von demselben Tage.

„Im Uebrigen versichert sich E. E. Hochw. Rath zu dieser wohldenkenden Bürgerschaft, daß sie bei allen etwa eintretenden Ereignissen sich ruhig verhalten, und in dem Fall, daß fremde Truppen allhier einrücken sollten, durch Zusammenlauf und Unordnungen sich keine Unannehmlichkeiten zuziehen, vielmehr durch eine bescheidene und gutmüthige Aufnahme des fremden Militairs zu ihrer eigenen Erleichterung Alles beitragen werde."

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler und Sohn,
Berlin, Kochstraße 69. 70.

Renvoi zum Plan der Schlacht bei Roßbach.

AA. Stellung der Französischen und Reichsarmee am Abend des 3. November.

BB. Stellung der Preußen im Lager von Braunsdorf am Abend des 3. November.

CC. Veränderte Stellung der Französischen und Reichsarmee am 4. November früh.

DD. Vorgehen der Preußen am 4. November früh.

EE. Die Preußische Kavallerie am 4. November früh.

FF. Das neue Preußische Lager am 4. und 5. November.

GG. General Graf St. Germain auf dem Schortauer Hügel am Vormittag des 5. November.

H. Aufstellung bei Almsdorf zur Sicherung des Anmarsches der Verbündeten.

J. Anmarsch der Französischen und Reichsarmee.

K. Das Freibataillon Mayr und 7 Eskadrons zur Beobachtung St. Germains.

L. Die Preußische Artillerie unter Oberst Moller auf dem Janushügel.

M. Die Kavalleriemasse der Verbündeten nähert sich dem Pölzenhügel,

N. General v. Seydlitz mit der Preußischen Kavallerie hat sie überflügelt und wirft sie,

O. sammelt dann und formirt seine Schwadronen von Neuem bei Tagewerben, von wo er später zum Angriff gegen die feindliche Infanterie vorgeht.

PP. Marsch des Königs hinter dem Janushügel.

QQ. Sein Angriff.

R. Die sieben Bataillone des linken Flügels, welche zum Feuern kamen.

S. Versuch feindlicher Infanterie Seydlitz aufzuhalten.

Renvoi zum Plan der Schlacht bei Jena.

AA. Das Preußisch-Sächsische Lager am 13. und in der Nacht zum 14. Oktober.

BB. General Graf Tauenzien am 14. Oktober früh.

CC. Angriff des Marschall Lannes am Morgen des 14. Oktober.

DD. Vorgehen des Marschall Soult.

EE. General v. Holtzendorff im Kampfe gegen Theile des Korps Soult.

FF. Aufmarsch der Armee unter dem Fürsten Hohenlohe bei Vierzehnheiligen und Isserstedt.

G. Sächsische Stellung an der Schnecke.

H. Abtheilung des Obersten v. Boguslawsky am Schwabhäuser Grunde.

JJ. Vorgehen des Marschall Augereau gegen Isserstedt und die Schnecke.

K. Die Garden unter Marschall Lefebvre, welche die Nacht auf dem Landgrafenberge zugebracht, rücken hinter dem Korps Lannes gegen Vierzehnheiligen vor.

L. Marschall Ney mit der Avantgarde seines Korps setzt sich neben das Korps Lannes und dringt in Vierzehnheiligen ein.

MM. Allgemeines Vorgehen der Franzosen gegen die Stellung des Fürsten Hohenlohe.

NN. General v. Rüchel erscheint auf dem Schlachtfelde.

Zu: Frhr. v. d. Goltz, Rossbach und

rke der Alliirten Armee

rinz von S. Hildburghausen
und
Prinz von Soubise.

Armee 38 Batt. 42 Esc. 27,840
d[to] 52 " 42 " 36,240
64,080

Stärke der Preuss. Armee

der König

27 Batt. 45 Esc.
21,600

nach Merseburg

Breite Hügel

A

C

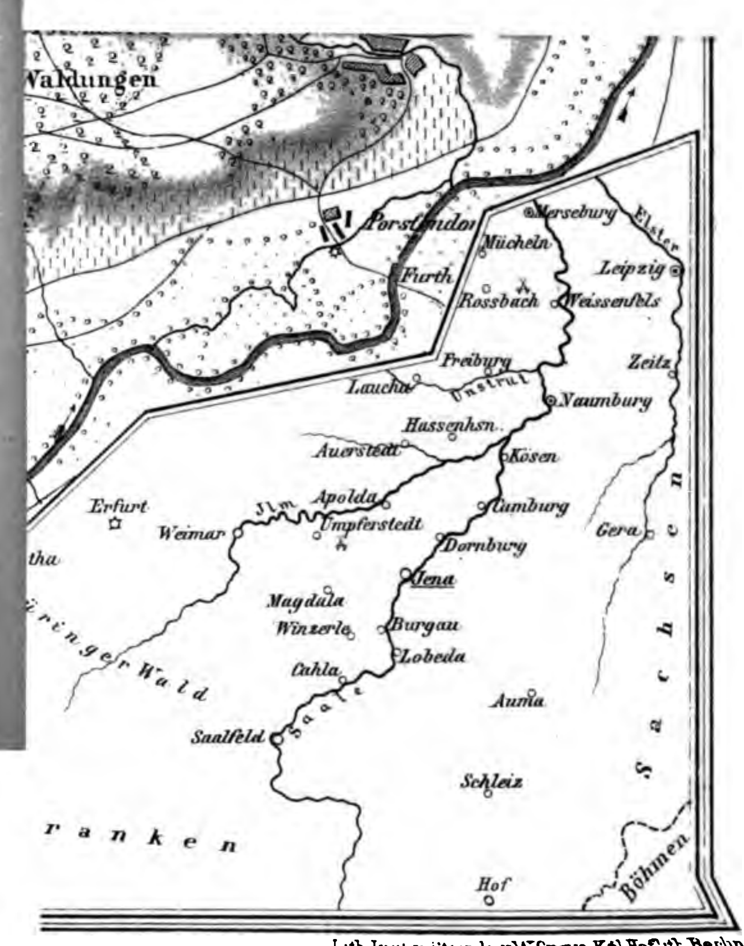
Branderode

Kayna

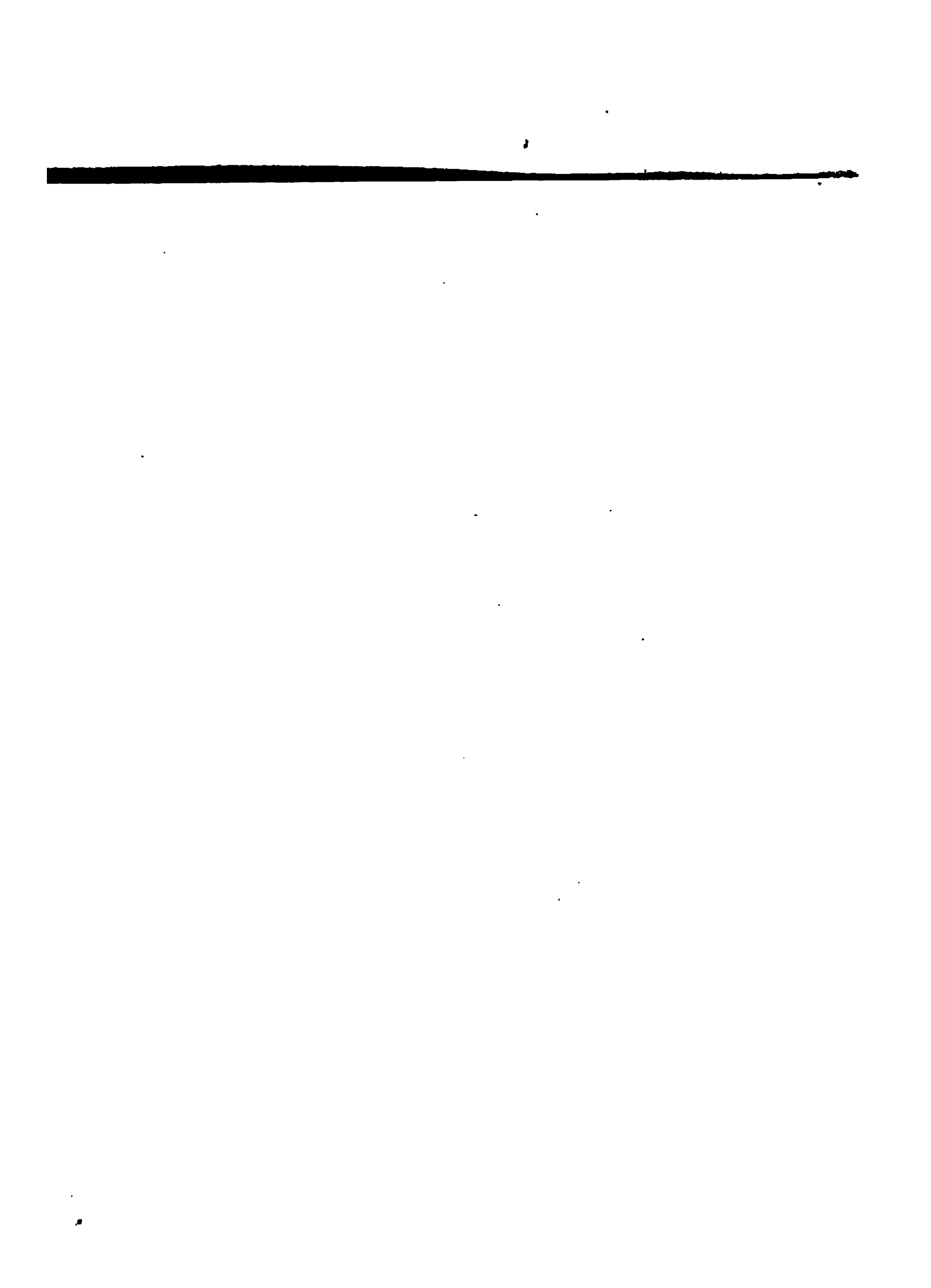
Gr.

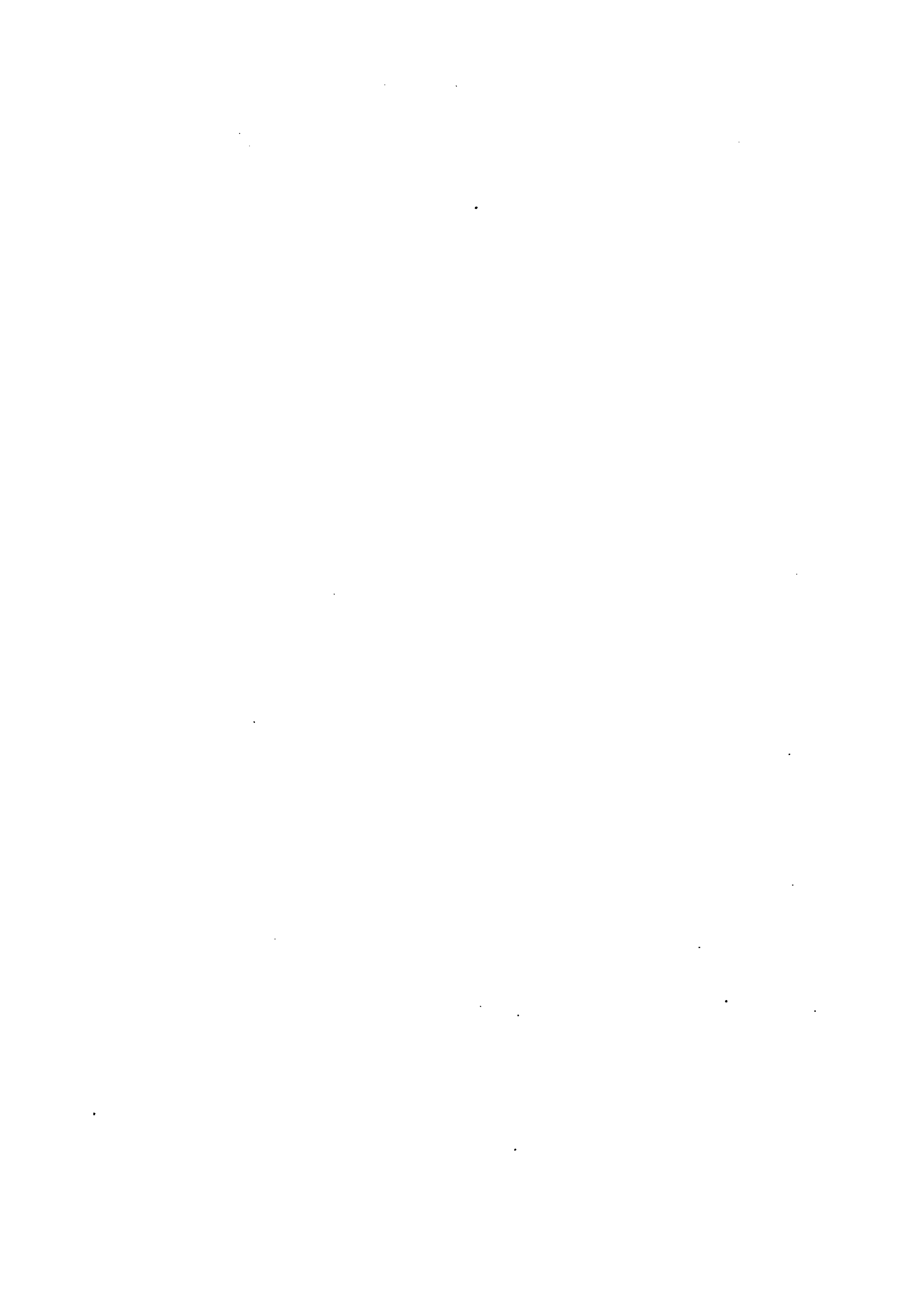
C

Lith Inst. u Steindr. v W. Greve. Kgl Hoflith. Berlin



Lith Inst. u Steindr. v W Greve. Kgl Hofl. Berlin






Stanford University Libraries
3 6105 011 958 894

